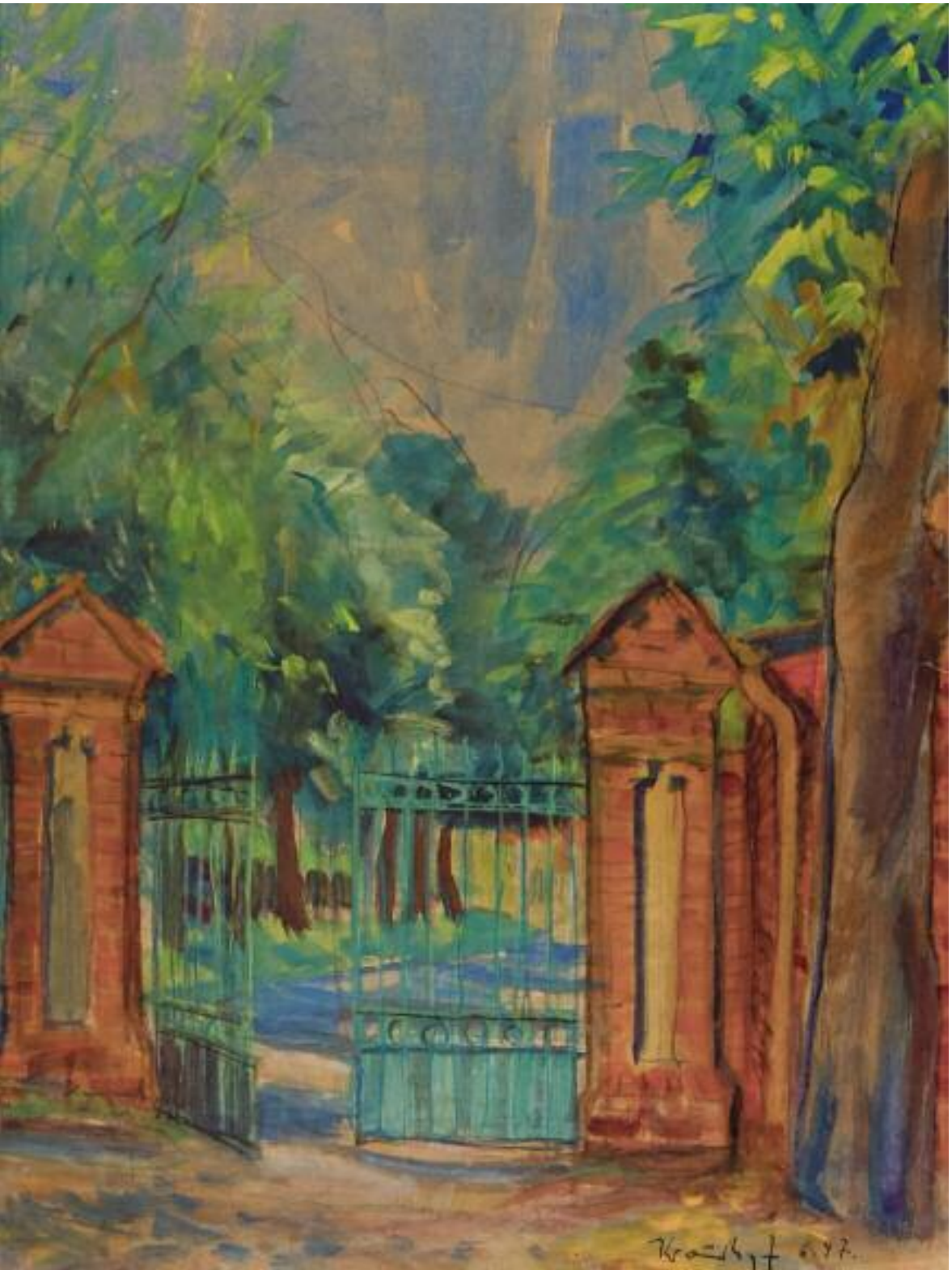
Jielzuecke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 82 | Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ | Dezember 2012



Karl Heinz Krauskopf
„Tor des katholischen
Friedhofes in Ratingen“
Tempera, Juni 1947

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland

Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland,
Ein Birnbaum in seinem Garten stand,
Und kam die goldene Herbsteszeit
Und die Birnen leuchteten weit und breit,
Da stopfte, wenn's Mittag vom Turme scholl,
Der von Ribbeck sich beide Taschen voll,
Und kam in Pantinen ein Junge daher,
So rief er: »Junge, wiste 'ne Beer?«
Und kam ein Mädel, so rief er: »Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ick hebb 'ne Birn.«

So ging es viel Jahre, bis lobesam
Der von Ribbeck auf Ribbeck zu sterben kam.
Er fühlte sein Ende. 's war Herbsteszeit,
Wieder lachten die Birnen weit und breit;
Da sagte von Ribbeck: »Ich scheide nun ab.
Legt mir eine Birne mit ins Grab.«
Und drei Tage drauf, aus dem Doppeldachhaus,
Trugen von Ribbeck sie hinaus,
Alle Bauern und Büdner mit Feiergesicht
Sangen »Jesus meine Zuversicht«,
Und die Kinder klagten, das Herze schwer:
»He is dod nu. Wer giwt uns nu 'ne Beer?«

So klagten die Kinder. Das war nicht recht –
Ach, sie kannten den alten Ribbeck schlecht;
Der **neue** *freilich, der knausert und spart,*
Hält Park und Birnbaum strenge verwahrt.
Aber der **alte,** *vorahnend schon*
Und voll Mißtrauen gegen den eigenen Sohn,
Der wußte genau, was damals er tat,
Als um eine Birn' ins Grab er bat,
Und im dritten Jahr aus dem stillen Haus
Ein Birnbaumsprößling sproßt heraus.

Und die Jahre gehen wohl auf und ab,
Längst wölbt sich ein Birnbaum über dem Grab,
Und in der goldenen Herbsteszeit
Leuchtet's wieder weit und breit.
Und kommt ein Jung' übern Kirchhof her,
So flüstert's im Baume: »Wiste 'ne Beer?«
Und kommt ein Mädel, so flüstert's: »Lütt Dirn,
Kumm man röwer, ich gew' di 'ne Birn.«

So spendet Segen noch immer die Hand
Des von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.

Theodor Fontane

„Die Quecke" Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.
info@lintorf-die-quecke.de · www.lintorf-die-quecke.de

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen – Amt für Kultur und Tourismus – und die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen.
Einzelpreis: € 5,00

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

Theodor Fontane
Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland

Manfred Buer
Friedhöfe in Ratingen 3

Erich Kästner
Inschrift an einer Kirchhofstür 6

Gerhart Hauptmann
Letzter Trunk 12

Hanna Eggerath / Helmut Neunzig
Der jüdische Friedhof am Blomericher Weg 13

Rose Ausländer
Ein bißchen 15

Gerd Artz
De Villa Blutschwer 16

Jean Oberbanscheidt
Beerdijunge erster Klasse en Ratinge 16

Maria Molitor
Der letzte Gang 17

Maria Molitor
Allerhellje 21

Peter Mentzen
„Denn die Liebe geht über das Grab hinaus“
Erinnerungen an meinen Opa Georg Stahl 23

Georg Stahl
Das Elterngrab 24

Manfred Buer
Der alte Friedhof an der Duisburger Straße in Lintorf 25

Friedel Bonn
Dat dicke Juste uut de Bröck 44

Friedel Bonn
Dr „Breederbalch“ uut Meiersberch 45

Adelbert von Chamisso
Geh du nur hin 45

Udo Lindenberg
Kondolenzbrief zum Tode von Markus Kannengießer 46

Manfred Buer
„Dem Leben einen würdigen Abschluss geben …“
Die Lintorfer Bestattungsunternehmen **Kleinrahm** und **Schloßmacher** beraten, betreuen und begleiten Trauernde 47

Walther von der Vogelweide
Auf Engelberts Tod 60

Michael Buhlmann
Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile
XXVI. Die kleinere und die größere Vogteirolle des Grafen Friedrich von Isenberg (vor bzw. um 1220) 60

Rolf-Dieter Dominicus
Amplonius Ratingen von Rheinberg
Zur Erinnerung an den Stifter einer weltberühmten Handschriftenbibliothek 63

Hans Müskens
Fast hätte es schon einmal eine Ausstellung zu Amplonius Rating de Berka gegeben 65

Hans Müskens
100 Jahre „Lehrerseminar“
100 Jahre „Lernwerkstatt 67

„Ratinger Zeitung“ vom 1.6.1912 – Dr. Speckamp
Der „Heiderhof“ in Tiefenbroich 77

Wolfgang Diedrich
Der Heiderhof in Tiefenbroich ist seit 100 Jahren Heimat der Familie Bechen 80

Richard Baumann
Vor 85 Jahren:
Fahnenweihe der Fleischer-Innung Ratingen 83

Manfred Buer
Laudatio zum 110-jährigen Bestehen des MGV „Eintracht 02“ Lintorf 89

Manfred Buer
110 Jahre „Büscher Schule“/ Heinrich-Schmitz-Schule 95

Ewald Dietz
E-in Johr en dor Böscher Scholl
Lang her, äwwer onverje-ete 99

Barbara Lüdecke
Vor 100 Jahren:
Umzug der evangelischen Schule vom Friedrichskothen in den Neubau „Am Graben“ 105

Friedrich Ahrens
Post modern frankieren?
… Brief freigestempelt: angekommen!
75 Jahre Absenderfreistempel der Stadt Ratingen 112

Manfred Buer
Der älteste Ratinger mit „Migrations-Hintergrund“ 122

Ludwig Blumenkamp
Wat hann ech mech noh 1946 jefrocht?
Wie öwwerleew ech! 123

Richard Baumann
St.-Marien-Krankenhaus:
Vor 50 Jahren begann die Planung für den Neubau 126

„Düsseldorfer Nachrichten“ vom 12.2.1963
Jetzt geht es auch mit dem Schlitten bergauf 134

Manfred Buer
Schmiedemeister Günther Hendricks 135

Fritz Stinshoff
Die Schmiede im Schwarzbachtal 136

Monika Degenhard
Lintorf im Jahre 1808 138

Manfred Buer
Druckereibesitzer, Zeitungsverleger, Redakteur und Poet
Zum 120. Geburtstag von Hubert Perpéet 139

Hubert Perpéet
Die Schlacht im Angermunder „Dom“ 149

Hubert Perpéet
Pitter Kessel 151

„Rheinische Post“ vom 4. November 1954
Auch „Bubi“ hat ein Recht auf Leben 151

Manfred Buer
Josef Bruns jr. 153

Heribert Schmitz
Die Rentmeister Bruns 155

Ello und Werner Frohnhoff
Wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts ohne Telefon und E-Mails kommuniziert wurde 159

Gerda Reibel
Deutsche Sprache – schöne Sprache! 167

Fritz Rolauffs
Die Fischers-Häuser
Nachtrag zum Artikel „Die Fischers-Häuser in Lintorf“ von Maria Molitor in der „Quecke“ Nr. 81 vom Dezember 2011 168

Maria Molitor
Die Frau em Pött 169

Maria Molitor
Die Lütt von hütt 170

Manfred Buer
Zum 100. Geburtstag von Maria Molitor 171

Ewald Dietz
De „Drupnas“ en Lengtörp
De Wohrhe-it öwer en aule Lengtörper Wies 173

Lorenz Herdt
Lengtörper Kall 177

„Ratinger Heimatbogen“, Band 8
Der „Wenkel“ 178

Luise Braun, geborene Füsgen
Mutters Lebensmittelgeschäft
Der „Tante-Emma-Laden“ am Löken 179

Manfred Buer
Die Altbausiedlung „Am Löken 3 - 33“ 183

Manfred Schmidt
Das letzte Kriegsjahr und die Zeit danach
Erlebnisse und Erinnerungen eines Lintorfer Jungen 184

Elisabeth und Josef Melchert / Edi Tinschus
Sechzig Jahre Familie Melchert auf Ulenbroich
Zehn Jahre Renovierung 186

Joachim Zeletzki
Eine unendliche Geschichte – die Bahn 190

Ulli Tückmantel
(„Rheinische Post“ vom 21. September 1987)
Besucher sonnten sich im Wohlbefinden
Erstes Lintorfer Dorffest war ein voller Erfolg 195

Manfred Buer
Die Gaststätte „Zur Grenze“ (Gerlings) um 1920 198

Edi Tinschus
Eggerscheidt in meiner Erinnerung 199

Margarete Bruckhaus
Wo in Homberg evangelischer Gottesdienst stattfand 204

Rosel Schroeder
100 Jahre evangelischer Kirchenchor Homberg 209

Friedel Bonn
De Evanjele on de Kathole en Homberch 212

Friedel Bonn
De flöcke Bri-efdräjer 213

Brahmasamhita
Jedes Wort ist ein Lied … 213

Nishit Bhattacharya
Meine Kindheit, Jugend und Bildung in meiner Heimat Indien und das Leben auf dem Subkontinent unter der ehemaligen britischen Kolonialherrschaft 214

Rita Brazda
Von Indien wollen wir erzählen
Der Verein „Paten indischer Kinder e.V.“ 222

Michael Lumer
Faszination Kalk –
Begegnung mit einem unbekannten Gestein
Auch im Lintorfer und Ratinger Raum gab es jahrhundertelang ein Kalkgewerbe (Schluss) 227

Sabine Tünkers / Olaf Tünkers
50 Jahre TÜNKERS Maschinenbau GmbH
Erfindergeist serienmäßig 237

Gero Keusen
Laudatio auf Erich van Gersum zur Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2011 245

Jürgen Wilhelm
Laudatio zur Verleihung des Rheinlandtalers 2012 an Frau Erika Cebulla 253

Hildegard Pollheim
Kurze Laudatio auf Manfred Buer zur Verleihung der Ehrennadel „Roter Hahn“ durch den Heimatverein „Ratinger We-iter“ im Jahre 2011 255

Manfred Buer
Hanni Schorn 256

Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann
Alfred Junker 257

Manfred Buer
Erich Klotz 260

Hartmut Krämer
Das verpasste „Quecke“-Essen 261

Gerda Reibel
„Quecke“ macht’s möglich 263

Peter Mentzen
Mein lieber Schwan!
Familientragödie am Lintorfer Waldsee 265

Manfred Buer
In eigener Sache 266

Buchbesprechungen:

Klaus Wisotzky
Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Bd. 12 (2011),195 S. 271

Klaus Wisotzky
Elfi Pracht-Jörns, Ratingen entdecken!
Ein kulturhistorischer Stadtführer,
hg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.,
Essen 2012, 496 S. 272

Gisela Schöttler
Udo Haafke, Neanderland.
Eine fotografische Entdeckungsreise durch den Kreis Mettmann, Erfurt 2012, 84 S. 273

Gabriele Hannen
Kunst nach 1945 im Museum der Stadt Ratingen. Eine Bestandsaufnahme
Herausgegeben von Marie-Luise Otten,
Freunde und Förderer des Museums der Stadt Ratingen, Köln, 207 S. 274

* * *

Heinz Erhardt
Dezember 276

Bildnachweis

Friedhöfe in Ratingen

Der erste Friedhof in der alten Stadt Ratingen (bis 1975) umgab die Kirche St. Peter und Paul. Nicht nur in Ratingen fanden die gläubigen Christen, dass die unmittelbare Umgebung einer Kirche der geeignetste Platz für die Toten sei. In vielen Ortschaften lag die Begräbnisstätte um die Kirche herum und wurde deswegen auch „Kirchhof“ genannt. Der Ratinger Kirchhof wird zum ersten Mal 1338 urkundlich erwähnt. Er war von einer Mauer umgeben. Vier Treppen führten von den tiefer gelegenen Straßen und dem Markt zu ihm hinauf. An vier Eingängen lagen eiserne Roste, „Kircheisen“ genannt. Sie sollten Tiere vom Betreten des Kirchhofs abhalten. Die Friedhofstore standen nämlich den ganzen Tag offen. Auf dem Kirchhof gab es zwei Beinhäuser, die zur Aufbewahrung der ausgegrabenen Totengebeine dienten, wenn Gräber neu belegt wurden. Mächtige Lindenbäume beschatteten die Gräber.

Auch in der Kirche St. Peter und Paul gab es Grabstätten. Im Mittelalter und später wurden viele Geistliche in der Kirche beigesetzt. Die adligen Bewohner des Rittersitzes „Haus zum Haus“ hatten ein Erbbegräbnis im katholischen Gotteshaus.

In der Kirche der Reformierten (heute: Evangelische Stadtkirche) wurde 1702 der Schweizer Obrist **Wilhelm von Muralt** bestattet, der als Soldat in holländischen Diensten bei der Belagerung von Kaiserswerth gefallen war. Der in Bern geborene Edelmann war reformierten Glaubens. Ursprünglich war ihm in der Kirche ein riesiges barockes Grabmal errichtet worden. Es wurde 1892 abgebaut, und nur ein Epitaph erinnert heute noch an seine Grablege.

Epitaph für den bei der Belagerung von Kaiserswerth gefallenen Obristen **von Muralt** in der evangelischen Stadtkirche in Ratingen

Nach der Reformation durften auch Reformierte und Lutheraner den Kirchhof von St. Peter und Paul benutzen. Das ging nicht immer ohne Reibereien und Streitigkeiten ab, bis im Juli 1769 durch einen Vergleich alle Unstimmigkeiten beseitigt wurden.

Da der Kirchhof von St. Peter und Paul im Laufe der Zeit nicht mehr ausreichte, wurde zusätzlich ein neuer Begräbnisplatz geschaffen. Hinter dem „Gasthaus zum Heiligen Geist“ an der Oberstraße, dem Vorläufer des späteren Marien-Krankenhauses (heute: Arkadenhof), stellte der damalige katholische Pfarrer ein Gartengrundstück zur Verfügung. Auch dieser Friedhof wurde eingefriedet und mit einem Eingangstor zur Oberstraße hin versehen. Am 24. August 1588 wurde der neue Gottesacker durch einen Kölner Weihbischof kirchlich eingesegnet.

Es ist kaum zu verstehen, dass die beiden kleinen Friedhöfe innerhalb der Stadtmauern jahrhundertelang als Begräbnisstätte für drei Konfessionen ausreichten. Wahrscheinlich wurden die Gräber in immer kürzeren Abständen neu belegt. Man kann sich vorstellen, wie gesundheitsschädlich enge und überfüllte Friedhöfe inmitten der Wohnhäuser gewesen sein müssen, vor allem, wenn man an das häufige Auftreten der Pest oder anderer epidemischer Krankheiten im Mittelalter denkt.

So verwundert es nicht, dass **Kurfürst Karl Theodor** im Zeitalter der Aufklärung am 4. Mai 1784 eine Generalverordnung für seine Herzogtümer Jülich und Berg erließ, in der er „in Erwägung der aus den Todtengräbern aufsteigenden Ausdünstungen und daher auf das menschliche Leben und Gesundheit entstehenden schädlichen Folgen“ bestimmte, dass „in den

Städten alle Begräbnisse fürohin gänzlich untersaget, die in denselben befindlichen Kirchhöfe applaniret, daß mithin außer den Städten freie, entfernte Plätze zu Kirchhöfen angelegt werden sollten“.[1)]

Der Magistrat der Stadt wollte daraufhin einen großen gemeinsamen Friedhof anlegen lassen, auf dem alle drei Konfessionen ihre Toten beerdigen sollten.

Die katholische Kirchengemeinde und auch **Pfarrer Friedrich Mohn** von der lutherischen Gemeinde waren bereit, dem Plan zuzustimmen, doch Pfarrer und Presbyterium der Reformierten bestanden auf einem eigenen Friedhof. So kaufte der Magistrat den Schröderschen Garten vor dem Lintorfer Tor, auf dessen Gelände die katholische und die reformierte Kirchengemeinde jeweils ihren eigenen Begräbnisplatz einrichteten. So waren aus von allen Konfessionen gemeinsam genutzten Kirchhöfen innerhalb der Stadtmauern konfessionelle Friedhöfe geworden. Die Lutheraner beerdigten ihre Toten auf dem Gottesacker der Reformierten. Die neue Friedhofsanlage, die bereits in den Jahren 1795/96 durch den Zukauf anliegender Gärten erweitert werden musste, erstreckte sich zwischen der heutigen Friedhofsstraße, Werdener Straße und Lintorfer Straße

1) Zitiert nach **Arnold Dresen** „Die Begräbnisstätten der katholischen Pfarre Ratingen“ in „Ratingen – Geschichte von den Anfängen bis 1815“ von **Otto R. Redlich,** 2., neu bearbeitete Auflage, Essen 2004, Seite 389

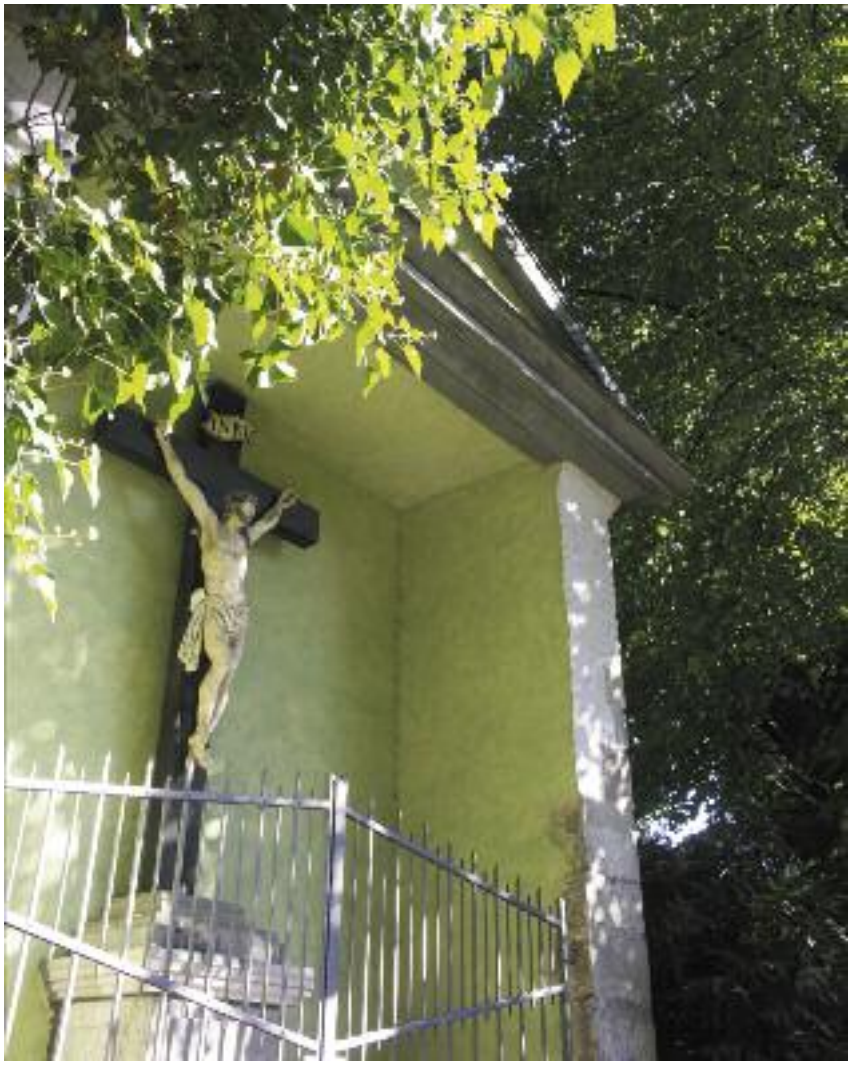
und war in ihren Ausmaßen etwa deckungsgleich mit dem heutigen Ehrenfriedhof der Stadt.

Im Januar 1786 wurden die ersten Beerdigungen auf den neuen Friedhöfen vorgenommen. Im westlichen Teil, zur Lintorfer Straße hin, lag der katholische Friedhof, weiter östlich der evangelische, den man 1842 durch ein Grundstück auf der gegenüberliegenden Seite der Angerstraße (heute Werdener Straße) erweiterte.

Im Jahre 1809 wurde auf dem katholischen Teil das heute noch stehende große Kreuz aufgestellt. Die Steine zum Bau des Portikus, der das Kreuz schützend umgibt, stammen von einer auf dem Markt abgebrochenen Kapelle. Portikus und Kreuz wurden beim Bombenangriff auf Ratingen am 22. März 1945 stark beschädigt und in den Jahren 1990/91 vom Heimatverein „Ratinger Jonges“ in Zusammenarbeit mit dem Denkmalschutz aufwendig restauriert.

Links neben dem Portikus steht der Grabstein von **Wilhelm Eschbach** (1824 - 1888), „gewidmet von seiner dankbaren Nichte“. Wilhelm Eschbach war ab 1864 Pfarrer von St. Peter und Paul, ab 1876 Dechant und außerdem Ortsschulinspektor. Er entstammte der gleichen Familie wie die Historiker **Dr. Peter Eschbach** und **Heinrich Eschbach,** deren Arbeiten zur Ratinger Stadtgeschichte die Grundlage von **Otto R. Redlichs** Stadtgeschichtsbuch von 1926 bildeten. Pfarrer Eschbach ließ den barocken Hauptaltar von St. Peter und Paul verkleinern und „verbannte“ die Triumphkreuzgruppe aus dem Chor an ihre heutige Stelle unter dem Westturm.

Auf dem alten evangelischen Teil der Friedhofsanlage befindet sich eine Grabstele für die Familie **Wilhelm Moritz Brügelmann,** deren eigentliche Ruhestätte sich jedoch im Waldgebiet des Poensgen-Parkes verbirgt.



Der 1809 auf dem heutigen Ehrenfriedhof aufgestellte Portikus mit Friedhofskreuz

Die heute leider durch Graffiti verunreinigte Grabstele auf der Gruft der Pfarrersfamilie **Hengstenberg** befindet sich auf dem ehemaligen evangelischen Friedhof an der Ecke Werdener Straße/Grütstraße. Wilhelmine Hengstenberg, Tochter des reformierten Pfarrers, heiratete **Christian Petersen,** den Pastor der lutherischen Gemeinde

Interessant ist auch die mächtige Grabstele auf der Familiengruft der Pfarrersfamilie Hengstenberg/Petersen auf dem neueren Teil des evangelischen Friedhofes jenseits der Werdener Straße. **Gottlieb Christoph Hengstenberg** war von 1786 bis 1827 Pfarrer der reformierten Gemeinde. Seine Tochter Wilhelmine heiratete **Christian Petersen,** Pastor der lutherischen Gemeinde, die ihr Gotteshaus an der Düsseldorfer Straße hatte. Ein schönes Symbol für die Annäherung der beiden protestantischen Glaubensrichtungen in einer Zeit (Beginn des 19. Jahrhunderts), als auf Druck und Wunsch des preußischen Königs (Friedrich Wilhelm III.) die Union der reformierten und lutherischen Kirchen in Preußen vollzogen wurde.

Die Reste des alten Friedhofes um die Kirche St. Peter und Paul wurden in den 1890er-Jahren beseitigt, als die alte gotische Hallenkirche durch einen Erweiterungsbau stark verändert wurde. Zur Oberstraße hin erinnern heute einige später dort wiederaufgestellte alte Grabsteine an den einstigen Kirchhof. Hinter dem Bürgerhaus steht auch eines der alten Steinkreuze, die mit dem „Heiligenhäuschen“ an der Ecke Kreuzstraße/Brückstraße und

der „Hauser Kapelle“ die Stationen der uralten „Bittprozession der sieben Fußfälle“ bildeten. Dieses Wegkreuz stand ursprünglich vor dem 1815 abgerissenen Düsseldorfer Tor, wurde aber 1891 umgesetzt an die Düsseldorfer Straße 33/Ecke Gartenstraße, wo es wiederum dem Neubau eines Verwaltungsgebäudes der Stadtwerke weichen musste.

Am 13. Mai 1945 kam es noch einmal zu einer Bestattung auf dem alten Kirchhof St. Peter und Paul. Auf Anordnung des amerikanischen Stadtkommandanten wurden dort elf Gewaltopfer (zehn Männer und eine Frau) des NS-Regimes beerdigt. Sie waren in den letzten Kriegstagen von der Polizei im Kalkumer Wald erschossen und nur notdürftig verscharrt worden. Die Totenrede hielt der von den Amerikanern eingesetzte erste Ratinger Nachkriegsbürgermeister **Dr. Franz-Josef Gemmert.** Bereits 1948 wurden sie ohne viel Aufhebens mit der falschen Begründung, es habe sich um russische Diebe und Plünderer gehandelt, exhumiert und auf dem Waldfriedhof als unbekannte Tote begraben. Es handelte sich aber keineswegs um Straftäter, sondern um politische Gefangene und Zwangsarbeiter aus den Niederlanden, der Ukraine und Russland, die kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner von der Gestapo ohne Gerichtsverfahren und Urteil „beseitigt“ worden waren. Zu ihrem Gedenken wurde am 21. November 1999 auf dem alten Kirchhof ein Mahnmal aufgestellt, das eine von Bildhauer **Thomas Duttenhöfer** geschaffene gebeugt sitzende Figur zeigt. Daneben ist eine Bronzeplatte in den Boden eingelassen, auf der die Namen der Ermordeten vermerkt sind. Fünf Tote konnten nicht identifiziert werden.

Auch die kleine jüdische Gemeinde Ratingens hatte ihren Friedhof vor der Stadtmauer (heute: Ecke Angerstraße/Werdener Straße). Er wird um die Mitte des 18. Jahrhunderts erstmalig erwähnt. Nachdem die Ratinger Juden in den 1930er-Jahren durch ihre immer geringer werdende Zahl von Gläubigen den Status einer Gemeinde verloren hatten, wollte die Stadt 1937 ihren Friedhof kaufen und in eine Grünanlage umwandeln lassen. Die Grabsteine sollten auf den jüdischen Friedhof an der Ulmenstraße in Düsseldorf überführt werden. Bevor es dazu kam, wurde der jüdische Friedhof beim Novemberpogrom 1938 völlig verwüstet. Unbekannte entfernten die Grabsteine von den Gräbern, trugen sie in einer Ecke zusammen und zertrümmerten sie. Die Täter konnten niemals ermittelt werden. Im Jahre 1939 wurde der Friedhof eingeebnet und in eine Grünanlage umgestaltet. Exhumierungen fanden keine statt, sodass es sich auch heute noch um einen echten jüdischen Friedhof handelt. Im April 1946 ließ die Stadt dort einen Gedenkstein an die Ratinger Juden aufstellen. Er wurde am 17. April 1946 durch Bürgermeister Dr. Gemmert eingeweiht und bereits in der Nacht vom 18. auf den 19. April von unbekannen Tätern beschädigt. Heute finden auf dem jüdischen Friedhof, der Eigentum der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf ist, jährlich Gedenkstunden zum 9. November statt, die vom Jüdischen Kulturverein „Schalom“ und der Stadt Ratingen organisiert werden.

Gedenkstein auf dem Friedhof der Ratinger Synagogengemeinde an der Angerstraße
Foto: Anke Jensen-Giehler

Am 14. April 1889 wurde an der Ecke Hauser Allee/Friedhofstraße ein neuer katholischer Friedhof angelegt, weil der alte an der Angerstraße nicht mehr genügend Platz bot. Im Jahre 1896 entstand daneben auch ein neuer evangelischer Friedhof. Beide Friedhöfe sind heute noch in Benutzung, sie werden jetzt von der Werdener Straße, der Friedhofstraße und dem Hauser Ring begrenzt und sind zum größten Teil durch eine Hecke voneinander getrennt. Zur Friedhofstraße und zum Hauser Ring hin wird der katholische Friedhof von einer Umzäunung aus Eisenstäben abgegrenzt, dessen Pfeiler und Sockel aus Ziegelsteinen gemauert sind. Der Haupteingang befindet sich auf der Friedhofstraße, den Hauptzugang zum evangelischen Friedhof findet man ebenfalls auf dieser Straße. Beide Friedhöfe haben einen Nebeneingang auf der Werdener Straße.

Die alten konfessionellen Friedhöfe an der Angerstraße wurden durch Nutzungsberechtigte nur noch gelegentlich belegt. Den größten Teil dieser Friedhöfe überließen die beiden Kirchengemeinden der Stadt Ratingen zur 650-Jahrfeier im Jahre 1926. Die Stadt errichtete dort eine „Kriegsgräbergedächtnisstätte“, den heutigen Ehrenfriedhof. Dazu wurden die Gräber eingeebnet und das Friedhofsgelände zu einem kleinen Park umgestaltet. An zentraler Stelle im östlichen Teil wurde ein Kriegerdenkmal aufgestellt, das der Ratinger Bildhauer **Friedrich Lepper** und sein Sohn **Johann** entworfen und gestaltet hatten. Es wurde am 5. September 1926 feierlich eingeweiht. **Studienrat Esser** vom Ratinger Gymnasium hielt eine pathetische Rede, das Städtische Orchester und die Kirchenchöre umrahmten die Feier musikalisch. In den Sockel des Denkmals mauerte man eine Urkundenrolle mit den

Inschrift an einer Kirchhofstür

Wer diesem kleinen Schild
Beachtung schenkt,
der möge auch das
Folgende beachten:
Hier liegen viele,
die nicht daran dachten,
daß man viel früher hier
liegt, als man denkt.

Erich Kästner

Mit „Eisernen Kreuzen“ geschmücktes Eingangstor
zum 1926 eingeweihten Ehrenfriedhof

Namen aller Ratinger Gefallenen aus den Kriegen 1864, 1866, 1870/71 und 1914-1918 ein. Zur Lintorfer Straße hin wurde die neue Anlage durch eine Mauer und ein mächtiges Tor abgeschirmt, durch das man über eine Treppe auf die Hauptallee des Ehrenfriedhofes gelangte, die auf das Kriegerdenkmal zulief. Die beiden Flügel des schmiedeeisernen Tores zeigten in der Mitte jeweils ein „Eisernes Kreuz“.

Nach noch nicht einmal 20 Jahren wurde der auf einem Sarkophag ruhende, nur mit einem Stahlhelm bekleidete sterbende Krieger von Bomben in Stücke gerissen. Einige Monate nach Ende des Zweiten Weltkrieges stand das Denkmal noch als Torso auf dem Ehrenfriedhof, seine zersprengten Einzelteile waren notdürftig zusammengefügt worden. Noch im Jahre 1945 wurden die Reste abgeräumt und an ihrer Stelle ein schlichtes Mahnmal für die Gefallenen aller Kriege errichtet. Eine Allee aus pyramidenartig geschnittenen Lebensbäumen führte auf ein einfaches Holzkreuz aus Birkenstämmen zu.

Im Jahre 1962 wurde das inzwischen morsch gewordene Birkenkreuz durch eine Skulptur des Düsseldorfer Bildhauers **Max Kratz** ersetzt. Sie zeigt eine trauernde Frau, die sich auf ein Kreuz stützt. Das Mahnmal aus Muschelkalk steht vor einer Reihe von Bronzekreuzen mit den wichtigsten Jahreszahlen von Zeiten, in denen besonders viele Menschen durch Gewalt ums Leben kamen. Es handelt sich also nicht um ein Kriegerdenkmal, sondern soll an alle Opfer von Gewalt erinnern. Die Skulptur, die wegen ihres modernen künstlerischen Ausdrucks in der Bevölkerung nicht überall auf Zustimmung stieß, wurde von Bürgermeister **Albert Höver** eingeweiht.

Einweihung des Kriegerdenkmals auf dem heutigen Ehrenfriedhof
am 5. September 1926

Den auf der Südseite der Angerstraße (Werdener Straße) gelegenen Erweiterungsteil des alten evangelischen Friedhofes stellte die Kirchengemeinde der Stadt Ratingen zu Beginn der 1950er-Jahre zur Verfügung. Er wurde in eine Grünanlage umgewandelt.

Die alte Friedhofskapelle aus Ziegelsteinmauerwerk auf dem katholischen Friedhof an der Friedhofstraße stammte aus der Zeit, als der Friedhof angelegt worden war. An der Rückwand war das große Friedhofskreuz befestigt, davor stand eine Sitzbank. Die alte Kapelle wurde 1973 niedergerissen und durch einen Neubau ersetzt. Der Entwurf stammt vom Ratinger Architekten **Professor Christoph Baldermann,** einem Sohn des langjährigen Kunstlehrers am Ratinger Gymnasium, **Ludwig Baldermann.** In der Nähe

Das heutige Mahnmal für alle Opfer von Gewalt wurde von dem Düsseldorfer Künstler **Max Kratz** gestaltet und 1962 auf dem Ehrenfriedhof eingeweiht

der Kapelle befinden sich das Grab des ersten Ratinger Ehrenbürgers **Adam Joseph Cüppers** und einige Priestergräber, so die Grabstätten der bekannten Pfarrer **Max Hilbing, Ferdinand Cremer** und **Franz Rath.** Weitere Priestergräber findet man auf dem Feld 14 etwas weiter östlich, daneben ist die letzte Ruhestätte der „Armen Schwestern vom heiligen Franziskus“, die bis 1969 am St.-Marien-Krankenhaus tätig waren.

Die Grabstätte des langjährigen evangelischen Pfarrers **Wilhelm Jung** und seiner Frau **Elfriede** befindet sich in einer Ecke des evangelischen Friedhofes nördlich des Grabfeldes XI.

Auf beiden konfessionellen Friedhöfen gibt es Gräber von Kriegstoten, zum Beispiel von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, die bei Bombenangriffen und Artilleriebeschuss ums Leben kamen. Auf dem katholischen Friedhof erinnert eine Grabstätte an Ratinger Kriegstote aus dem Ersten Weltkrieg.

Wenn man über die Hauptwege der beiden Friedhöfe geht, finden sich auf den Gräbern die Namen vieler bekannter Ratinger Familien. Zu zahlreichen Namen ließen sich bei einer Führung ganze Geschichten erzählen. Auch viele für die Erforschung der Ratinger Heimatgeschichte und die Bewahrung der Ratinger Mundart wichtige Persönlichkeiten haben hier die letzte Ruhe gefunden: **Heinrich Büter, Hubert Fleckes, Jakob Germes, Jean Oberbanscheidt, Otto Samans** und **Hanni Schorn.**

Als erster kommunaler Friedhof Ratingens wurde 1942/43 der Waldfriedhof im Ratinger Osten angelegt. Mit 13 ha ausgebauter Friedhofsfläche ist er auch der größte Friedhof in Ratingen. Schon bald nach der Einrichtung des Waldfriedhofes wurden dort zivile Opfer der Bombenangriffe auf Ratingen, in und um Ratingen gefallene Soldaten und durch Kriegsereignisse getötete Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter bestattet. Insgesamt liegen auf dem Waldfriedhof 240 Kriegsopfer begraben.

Auch die elf von der Polizei in Kalkum erschossenen Häftlinge, die 1945 vor der Kirche St. Peter und Paul ihre letzte Ruhe finden sollten, wurden 1948 auf den Waldfriedhof umgebettet.

Im Jahre 1954 wurde die Friedhofskapelle errichtet. Der Bau kostete damals 69.000 DM. In den Jahren 1968 und 1976 wurde die Kapelle um einen Zellentrakt und Sozialräume erweitert.

Auf dem Waldfriedhof wurde am 8. Oktober 2008 Ratingens Ehrenbürger **Ferdinand Trimborn** in einem Ehrengrab bestattet. Mitglieder der St.-Sebastiani-Schützenbruderschaft trugen den Sarg zum Grab, und eine Bläsergruppe aus Lehrern der Städtischen Musikschule spielte Trauermusik.

Im Gottesdienst vorher in der Pfarrkirche St. Peter und Paul hatten Pfarrer **Benedikt Bünnagel** und **Bürgermeister Harald Birkenkamp** noch einmal die Verdienste des Verstorbenen gewürdigt.

Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts errichtete alte Friedhofskapelle auf dem katholischen Friedhof an der Friedhofstraße wurde 1973 durch einen Neubau ersetzt Foto: Willy Hübers

Kriegsopfer-Gräber auf dem Ratinger Waldfriedhof

Seit dem Jahre 2001 gibt es auf dem Waldfriedhof ein gesondertes Grabfeld für muslimische Verstorbene aus Ratingen.

Im nördlichen Teil von Tiefenbroich, in der Nähe des Gratenpoeter Sees, wurde 1948/49 der zweite kommunale Friedhof in Ratingen angelegt. 1981 und 1990 wurde der Friedhof erweitert, sodass seine Gesamtfläche heute 7 ha beträgt.

Der Haupteingang des Tiefenbroicher Friedhofs liegt an der Straße „Am Gratenpoet“, Nebeneingänge befinden sich an der Straße „Am Rosenkothen“.

Die erste Friedhofskapelle von 1962 wurde durch einen Brand zerstört und bei der ersten größeren Erweiterung des Friedhofs im Jahre 1981 durch die jetzige Kapelle ersetzt. Außerdem entstanden einige Betriebsgebäude.

Der kommunale Waldfriedhof in Lintorf ist bereits die vierte Begräbnisstätte des heutigen Ratinger Ortsteils. Er wurde noch von der selbstständigen Gemeinde Lintorf angelegt. (Über die ersten drei Lintorfer Friedhöfe berichtet der Beitrag „Der alte Friedhof an der Duisburger Straße in Lintorf“ in dieser Ausgabe der „Quecke“).

Schon in den 1930er-Jahren bemühte sich die Gemeinde, ausreichendes Gelände außerhalb des Ortes und möglichst in Waldnähe zu erwerben. Durch einen Ringtausch wurde es 1937 möglich, das Terrain an der Krummenweger Straße zu kaufen. Am 20. September 1938 wurde die Grundstücksübertragung durch die Regierung genehmigt. Sofort begann man mit der endgültigen Planung der Friedhofsanlage, doch nach Kriegsausbruch kamen die Arbeiten zum Erliegen. Erst 1948 wurde der Waldfriedhof endgültig ausgebaut und eine Leichenhalle errichtet. Die ersten Belegungen wurden vorgenommen, vor allem, nachdem der „Alte Friedhof“ an der Duisburger Straße im Jahre 1950 offiziell geschlossen worden war.

Der Bau einer Leichenhalle war dringend nötig. Durch den Zuzug von Ausgebombten, Flüchtlingen und Vertriebenen während und nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Bevökerungszahl Lintorfs stark zugenommen, alle Häuser waren durch Wohnraummangel dicht belegt. Dadurch war die bis dahin übliche Aufbahrung Verstorbener in den Wohnungen bis zum Zeitpunkt der Beerdigung in vielen Fällen nicht mehr möglich. Außerdem war die Überquerung des Nördlichen Zubringers (heute A 52) an der Krummenweger Straße oder der Rehhecke durch die von den Kirchen aus dem Dorf kommenden Trauerzüge aufgrund des zunehmenden Verkehrs zu gefährlich geworden.

Im Jahre 1968 wurden die bestehende Leichenhalle vergrößert und außerdem die heutige Friedhofskapelle errichtet. Architekt war der gebürtige Lintorfer **Hans Füsgen.**

In der Nähe der Kapelle befinden sich zehn Gräber von Soldaten, die 1945 in Lintorf gefallen sind.

Wenn man den Waldfriedhof vom Kullbecksweg aus betritt und dem ersten Hauptweg links in östlicher Richtung folgt, gelangt man am Feld 3 auf der linken Wegseite an einen Gedenkstein, den der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ im November 1996 errichten ließ. Der vom Ratinger Steinmetz und Bildhauer **Friedel Lepper** entworfene und von der Stadt Ratingen mitfinanzierte Stein erinnert an die Toten des „Ausländerlagers“ an der Rehhecke, die auf diesem Feld bestattet worden waren.

Die vom Architekten **Hans Füsgen** entworfene Friedhofskapelle auf dem Lintorfer Waldfriedhof

In dem von der Firma Krupp aus Essen errichteten Lager lebten von 1943 bis 1945 Zwangsarbeiter aus verschiedenen Ländern und nach dem Krieg „Displaced Persons“ und sogenannte „heimatlose Ausländer“ bis zur Auflösung des Lagers. Das Gräberfeld sollte wegen des Auslaufens der Nutzungsfrist aufgelassen werden. Mit Hilfe des damaligen Stadtdirektors **Dr. Horst Blechschmidt** und des Amtes für Grünflächen und Umweltschutz der Stadt Ratingen konnten der Erinnerungsstein aufgestellt und vier Gräber im Originalzustand erhalten werden. Hinter dem Feld 3 befinden sich Gräber von ukrainischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, die in Lintorf durch Kriegseinwirkungen gestorben sind, unter anderem die Gräber von sechs ukrainischen Mädchen, die in ihrer Unterkunft bei der Firma Paas und Co. starben, als am 22. Mai 1944 durch eine Bombe die Ferngasleitung in der Nähe des Betriebes getroffen wurde. Die sogenannten „Fremdarbeiter“ durften bei Bombenalarm keine Bunker und Schutzräume aufsuchen.

Auch auf dem Lintorfer Waldfriedhof findet man natürlich die Namen vieler bekannter Familien. Die Gräber von Amtsbürgermeister **Peter Bongartz,** Ehrenbürgermeister **Edmund Wellenstein,** Bürgermeister **Theo Blumberg** und Bürgermeister **Fritz Windisch** kann man ebenso entdecken wie die der beiden Heimatforscher **Heinrich Schmitz** und **Theo Volmert** oder das des Mundartautors **Jean Frohnhoff.** Auch die beiden früheren Vorsitzenden des Lintorfer Heimatvereins **Hermann Speckamp** und **Willy Brockskothen** sowie viele ehemalige Vorstandsmitglieder haben ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhof am Lintorfer Waldsee gefunden. Fußballfans wissen vielleicht, dass auch Nationalspieler **Erich „Hammer“ Juskowiak** auf dem Lintorfer Friedhof begraben wurde.

Gedenkstein auf dem Lintorfer Waldfriedhof, der an die Verstorbenen des Lagers für Zwangsarbeiter und „Displaced Persons“ an der Rehhecke erinnert

Hermann Speckamp war Gründungsvorsitzender des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“. Er leitete den Verein von 1950 bis 1973

Der Ratinger Ortsteil Hösel verfügt über zwei Friedhöfe. Der kommunale Friedhof für beide Konfessionen ist mit 3,5 ha Fläche etwa genauso groß wie der katholische und evangelische Friedhof in Ratingen Mitte. Er liegt im nordöstlichen Teil von Hösel und wird von Buchenwald umgeben. Der Haupteingang befindet sich an der Straße „Sinkesbruch“. Von dort erreicht man schnell die in der Mitte der 1950er-Jahre erbaute Kapelle, die 1981 nach Plänen des Höseler Architekten **Karl O. Hugenbruch** umgebaut wurde. Ein Zellentrakt und Sozialräume für die Mitarbeiter auf dem Friedhof kamen hinzu. Die ersten Beisetzungen auf dem Höseler Kommunalfriedhof fanden 1944 statt. Auf einem gesonderten Feld ruhen 130 Kriegsopfer – Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg fielen, und andere Opfer der NS-Gewaltherrschaft.

Nach Westen hin gibt es eine mögliche Erweiterungsfläche für den Friedhof, durchflossen vom jungen Dickelsbach, der hier wirklich noch ein kleiner Bach ist und sich gemächlich auf die Reise nach Lintorf und zum Duisburger Hafen macht.

Der mit 0,8 ha kleinste der Ratinger Friedhöfe ist Eigentum der katholischen Kirchengemeinde St. Anna Ratingen und liegt unmittelbar neben der Kirche St. Bartholomäus an der Eggerscheidter Straße. Der Friedhof wurde 1923 angelegt auf dem Gelände der bekannten Höseler Familie **Stinshoff.** Bis zur Fertigstellung des neuen Friedhofes mussten die Höseler Katholiken ihre Toten auf dem Friedhof ihrer Mutterpfarre St. Laurentius in Mintard begraben. Im Zweiten Weltkrieg wurden einige Kriegsopfer in Ehrengräbern in der Nähe des Friedhofs-Hochkreuzes beigesetzt. Pfarrer **Christian Kreuzberg** ließ den Friedhof in den 1980er-Jahren neu herrichten, im Jahre 2007 wurde er erweitert. Heute werden hier vor allem Menschen bestattet, die mit der damaligen Pfarrgemeinde St. Bartholomäus eng verbunden waren.

Bis zur Fertigstellung des Kommunalfriedhofes in Hösel bestatteten die Höseler Protestanten ihre Toten auf dem Linneper Waldfriedhof am „Langenkamp“ in Breitscheid. Man stelle sich einmal vor, welchen Weg ein Trauerzug von Hösel nach Linnep zurücklegen musste und wie lange er unterwegs war. Der Höseler **Rolf Großterlinden** erinnert sich an die Beisetzung seiner Großmutter **Anna Großterlinden** im Jahre 1951:

Das Sterbelager fand in ihrem Wohnhaus auf der Schlippen statt, dauerte etwa 8 Tage und wurde von ihren Kindern durch Bettwachen und Anwesenheit begleitet. Nach ihrem Tode wurde sie durch ihre Familienangehörigen hergerichtet und in ihrem besten Kleid im Wohnzimmer des Hauses aufgebahrt.

Die Schlagläden waren geschlossen, und es herrschte eine düstere, traurige Stimmung. Ihre Nachbarn, Verwandten und Freunde kondolierten, sprachen ein Gebet und brachten Blumen, die an den Sarg gestellt wurden. Am Beerdigungstage kam ein von zwei verhangenen Rappen gezogener, schwarz lackierter Leichenwagen mit zwei livrierten Kutschern, auf den der Sarg geschoben wurde. Die Trägerdienste besorgten die Nachbarn. Zuletzt wurde der Leichenwagen mit Kränzen und Blumen geschmückt, und die Trauergemeinde zog den etwa 6 km langen letzten Weg zum Friedhof Linnep. Die Kleidung war sehr feierlich, ganz in dunkel die Herren mit Zylinder, die Damen mit Hut und Schleier. Der Zug bewegte sich aus den Höfen über den Peddenkamp, die Bahnhofstraße, die Essener Straße (Am Sondert), den Linneper Weg, dann zum Friedhof Linnep. Uns begegnende Passanten blieben stehen, zogen den Hut, die wenigen Autos blieben stehen und warteten, bis der Beerdigungszug vorbei war. Als bleibende Erinnerung ist mir noch die Tatsache gegenwärtig, daß die Trauergemeinde am Schloß Linnep die Abkürzung am Teich entlang benutzte, während wir als Hauptleidtragende noch etwa einen Kilometer mehr über den Feldweg hinter dem Leichenwagen gingen. Auf meinen Protest hin tröstete mich mein Vater mit der Feststellung, daß ich zurück mit dem Auto fahren dürfe. Die Trauerfeier fand am offenen Grab auf dem Friedhof statt. Danach wurde der Leichnam beigesetzt. Zur „Rauhe“ wurden die Nachbarn und Freunde in das Sterbehaus eingeladen, wo bei unserer Ankunft riesige Mengen an Beerdigungskuchen (Streuselkuchen) und Gebäck auf dem Tisch standen.

Da meine Großmutter nach kurzer Krankheit und 79-jährig gestorben war, waren im Prinzip alle froh, daß sie es überstanden hatte, und die Feier wurde bis in die Abendstunden recht lebhaft fortgesetzt.

Der erste Friedhof der evangelischen Kirchengemeinde Linnep umschloss die Waldkirche gegenüber dem Schloss. Erst als dieser zu klein geworden war, wurde 1859 der Waldfriedhof angelegt. Natürlich fanden auch in der Kirche selbst Begräbnisse statt. Doch interessanterweise handelt es sich bei dem von einer großen wappenverzierten Grabplatte bedeckten Grab hinter dem Altar nicht um die Gruft eines adeligen Aufsitzers auf Schloss Linnep, etwa die eines Isselsteiners, sondern um den Begräbnisplatz einer bürgerlichen Frau, der „woledel und tugend reichen Frauh Maria Schubart“ (gestorben 1693), deren Mann damals die Wildpferde des Herzogs von Berg südlich von Breitscheid beaufsichtigte. Wahrscheinlich hatte sich die tugendreiche Frau um die reformierte Gemeinde besondere Verdienste erworben. Dagegen wurden **Johann Wilhelm Freiherr von Hacke,** Obrist des Kurfürsten, und seine Ehefrau **Lowise Freifrau von Hacke, geborene Freiin von Isselstein,** auf dem Friedhof hinter der Kirche bestattet, weil der Herr Obrist des öfteren seine Soldaten während des Sonntagsgottesdienstes mit Trommelschlag vor der Kirche aufmarschieren ließ und so den Pfarrer bei der Predigt störte.

Seit 1855 bewohnt die gräfliche Familie **von Spee** das Linneper Schloss. Die Toten der Familie werden in einer privaten Grablege im Park des Schlosses beigesetzt.

Die heutige Friedhofskapelle auf dem Linneper Walfriedhof war bis Anfang der 1960er-Jahre der Gemeindesaal der Linneper Protestanten. Er wurde noch durch einen Kanonenofen geheizt. Durch den Neubau des Gemeindezentrums Am Ehrkamper Bruch 1 - 5 nach den Plänen von **Professor Emil Fahrenkamp** waren das alte Pastorat und der alte Gemeindesaal am „Langenkamp“ überflüssig geworden.

Auf dem Linneper Friedhof findet man die Gräber vieler Prominenter aus Hösel und Breitscheid. Der Industrielle **Hugo Henkel,** DGB-Chef **Ludwig Rosenberg,** der Maler **Gregor von Bochmann,** der Dichter **Wolf von Niebelschütz,** der Architekt **Emil Fahrenkamp** und der Motorradkonstrukteur **August Wurring** sind nur einige von ihnen.

Auch der alte jüdische Friedhof der Synagogengemeinde Kettwig vor der Brücke am Blomericher Weg liegt auf dem Gebiet des Ra-

Die Kapelle auf dem Waldfriedhof Linnep war bis zum Anfang der 1960er-Jahre der Gemeindesaal der Kirchengemeinde Linnep

Professor Emil Fahrenkamp war ein bedeutender deutscher Architekt, der seinen Wohnsitz in Breitscheid hatte. Für die Kirchengemeinde Linnep baute er das neue Gemeindehaus am Ehrkamper Bruch 1 - 5

tinger Ortsteils Breitscheid. Über ihn wird im Anschluss an diesen Artikel gesondert berichtet.

Der kleine kommunale Friedhof in Eggerscheidt befindet sich am Südrand des kleinsten Ratinger Stadtteils und ist wie der städtische Friedhof in Hösel von Buchenwald umgeben. Die Gemeinde legte ihn im Jahre 1960 an. Die Kapelle wurde 1968 nach den Plänen des Höseler Architekten **Karl O. Hugenbruch** gebaut. Der Eggerscheidter Friedhof wurde beim Landeswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ mit dem Ehrentitel „schönster Friedhof“ ausgezeichnet.

Der evangelische und der katholische Friedhof in Homberg liegen am Grashofweg, nicht weit von der Ortsmitte und von den beiden Kirchen entfernt. Sie wurden 1808 gemeinsam angelegt und waren früher durch eine Mauer voneinander getrennt. Sie haben nach mehreren Erweiterungen heute eine Gesamtfläche von 1 ha. Wegen der Nähe der Kirchen ist eine Friedhofskapelle nicht nötig. Auf dem evangelischen Friedhof findet man das Grab des dritten Ratinger Ehrenbürgers, Superintendent **Heinrich Brinkmann**. Er war 39 Jahre Pfarrer in Homberg und 16 Jahre Superintendent des Kirchenkreises Düsseldorf-Mettmann. In seiner Amtszeit wurden in Homberg das „Wichernheim“, ein Kindergarten, das Lutherhaus und ein neues Pfarrhaus errichtet. Er ist der Verfasser des für die Heimatgeschichte wichtigen Buches „Geschichte der Evangelischen Gemeinde Homberg im Bergischen Land“ (1983). Im Jahre 1973 wurde ihm die Ehrenbürgerwürde der damals noch selbstständigen Gemeinde Homberg-Meiersberg verliehen. Nach langer Krankheit starb Heinrich Brinkmann am 8. Februar 1994 im Alter von 80 Jahren.

Heinrich Brinkmann
war 39 Jahre Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Homberg und 16 Jahre Superintendent des Kirchenkreises Düsseldorf-Mettmann. Im Jahre 1973 wurde ihm von der Gemeinde Homberg die Ehrenbürgerwürde verliehen.
Er liegt auf dem evangelischen Friedhof in Homberg begraben

Städtischer Friedhof Eggerscheidt. Die Friedhofskapelle wurde 1968 nach den Plänen des Höseler Architekten **Karl O. Hugenbruch** gebaut

Quellen:

1) **Arnold Dresen**
„Die Begräbnisstätten der katholischen Pfarre Ratingen“ in: „Ratingen - Geschichte von den Anfängen bis 1815“ von Otto R. Redlich u.a., Ratingen 1926
2) **Elfi Pracht-Jörns**
„Ratingen entdecken! Ein kulturhistorischer Stadtführer“, Klartext-Verlag, Essen 2012
3) **„Der Friedhofswegweiser“**
Herausgeber: Stadt Ratingen, 3. Ausgabe 2010
4) „**Vom Kriegerdenkmal auf dem Ratinger Marktplatz zum Mahnmal auf dem Ehrenfriedhof“**
Geschichtsarbeitsgemeinschaft von Schülerinnen und Schülern der Theodor-Heuss-Schule und der Geschwister-Scholl-Schule in Ratingen. Tutor: OSTR Hans-Wolfgang Kappes in „Die Quecke“ Nr. 65 (1995)
5) **Rolf Großterlinden**
„Der letzte Weg in Hösel“ in „Die Quecke“ Nr. 64 (1994)
6) **Otto Wilms (posthum)**
„Die Linneper Waldkirche“ in „Die Quecke“ Nr. 79 (2009)
7) **Hans Müskens**
„Die evangelische Stadtkirche in Ratingen“ in „Die Quecke“ Nr. 74 (2004)

Manfred Buer

Gerhart Hauptmann

∗ *15. November 1862*
Ober-Salzbrunn
(Schlesien)

† *6. Juni 1946*
Haus Wiesenstein
Agnetendorf (Riesengebirge)

LETZTER TRUNK

Schläfrig nah' ich mich der Schenke,
ängstlich zögert Fuß und Haupt.
Abend ist's, die Sonne zaudert,
halb von trüber Nacht geraubt.
O, die Nacht, sie droht bedenklich
in mein Seelenhaus hinein,
trübt die Ordnung in den Zimmern
und mein ganzes Greisensein.
O, du Gott, an dessen Quelle
ich so oft mir Freude trank:
wirst du sie mir nochmals schenken,
frag' ich wankend, frag' ich bang.
Oder läßt du erst im Taumeln
in des Sterbens letzten Rausch,
gibst statt fröhlicher Gesänge
bange Seufzer dann zum Tausch?
Nein, du alter Schwenkwirt, öffne
einmal noch die alte Tür,
laß dich, heiliger Wirt, verehren
und dir danken nach Gebühr.

Rufe alle meine Freunde,
Himmlischer, zu letztem Trunk,
mache mich mit allen Toten
hier im Erdreich wieder jung.
Ich betrat das Haus des Wirtes,
und da lag das Faß voll Wein,
Schenken sprangen, frohe Knaben,
füllten ihn in Krüge ein.
O, was drang mit einem Male
für ein Glück in meine Brust?
Stimmen klangen laut und leise
Gläubigkeit und Lebenslust.
Alle wart ihr auferstanden
und ihr griffet froh mich an:
schüttle ab der Krankheit Banden
und des Alters, junger Mann!
Die Pokale hochgehoben,
schäumte rot der heilige Trank
überquoll von Wein und Rosen
und von seligem Gesang.
Fragt mich Alten nun nicht weiter,
denn vielleicht er bleibt euch stumm,
weil ein Glockenschlag erklungen
mit dem Wort: die Zeit ist um!

Der jüdische Friedhof am Blomericher Weg

Einen jüdischen Friedhof - einen Begräbnisort für Ratinger Juden - gibt es in unserer Stadt nicht mehr. Den 1783 errichteten Friedhof an der Werdener/Ecke Angerstraße verwüsteten SA- und Parteiangehörige der NSDAP während des Pogroms im Jahre 1938. Die zerschlagenen Grabsteine wurden beseitigt und den Gedenkstein, der am 17. April 1946 an der Stelle aufgestellt wurde, beschädigten Unbekannte schon in der folgenden Nacht.[1)]

Aber es gibt einen weiteren jüdischen Friedhof auf Ratinger Gebiet. Von diesem möchten wir berichten. Der Friedhof am Blomericher Weg gehörte den Juden von Kettwig vor der Brücke. Er liegt versteckt in einem Wäldchen in Ratingen-Breitscheid und wurde wahrscheinlich deshalb von den Nazis nicht entdeckt.

Es ist ein idyllisches Plätzchen, etwa 40 mal 40 Meter groß. Hier stehen 43 Grabsteine in acht Reihen. In einigen Reihen gibt es Lücken. Vermutlich sind dort die Grabsteine umgefallen und nun von Gras bedeckt. Die meisten Grabsteine sind aus Sandstein. Sie enthalten Inschriften in hebräischer Sprache. Auf einigen wenigen Steinen sind auf der Rückseite oder im Sockel Namen und Lebensdaten in deutscher Schrift eingemeißelt. Bisher konnten wir 18 Grabsteinen die Namen der Verstorbenen zuordnen.

Der jüdische Friedhof am Blomericher Weg

Die Juden in Kettwig vor der Brücke

Kettwig vor der Brücke gehörte bis 1803 zum Herzogtum Berg. Noch heute nennt man es „Das Bergische Land“. 1929 kam Kettwig zum Landkreis Düsseldorf-Mettmann, und erst bei der kommunalen Neugliederung 1975 wurde Kettwig vor der Brücke der Stadt Essen zugeordnet, während Ratingen zum Kreis Mettmann gehört.

Durch den Ortskern von Kettwig vor der Brücke verlief der alte Kuhtreiberweg von Dinslaken über Mülheim, Solingen, Marienheide bis Hanau. Viele Juden waren Viehtreiber, und so kam es, dass sie das kleine Dorf kennenlernten und sich hier niederließen. Die ersten Juden wurden 1756 genannt. Sie kamen aus Mülhausen im Elsass, Kalkar am Rhein, Beckenheim bei Worms, Sande bei Frankfurt, Steele an der Ruhr …

Aber bevor ein Jude sesshaft werden konnte, musste er ein einwandfreies Leumundszeugnis beibringen und er musste vor allem einen Schutzbrief (das „Judengeleit“) erwerben. Der kostete zwischen 50 und 70 Reichstaler - ein ungeheuer großer Betrag für die damalige Zeit. Zusätzlich war jährlich ein Tribut von zehn Talern zu zahlen. Wer diese Zahlungen nicht leisten konnte, wurde „Pack- und Betteljude“ („unvergeleiteter Jude“).

Es ging den Juden nicht gut. Sie besaßen kein Bürgerrecht, durften in Städten die Stadtmauer nicht bewachen und waren von den Zünften ausgeschlossen. Für ihren Broterwerb durften sie nur nichtzünftige Berufe ausüben: Viehtreiber, Schlachter, Hamenmacher[2)] oder Händler.[3)]

Juden waren nicht angesehen. Immer wurde ihnen Übles nachgesagt: Sie sollten schuld sein an der Pest, am Typhus, an anderen bösartigen Seuchen. Und immer wurden Juden als Betrüger hingestellt.

Friedhof und Synagoge

1786, dreißig Jahre, nachdem der erste Jude sich in Kettwig vor der Brücke niedergelassen hatte, beantragten die Juden bei ihrer Herrschaft einen Platz für ihren Friedhof. Die Herrschaft Nesselrode auf Hugenpoet hatte für sie nur ein Stück ödes Land übrig. Das war die Blomerichsheide, und der Platz lag mehr als eine Stunde von Kettwig vor der Brücke entfernt. Der älteste Grabstein wurde 1786 für Samuel ben Benjamin gesetzt. Hundert Jahre lang beerdigten die Juden von Kettwig vor der Brücke hier ihre Toten.

Die jüdischen Hausväter pachteten eine Scheune auf der Landsberger Straße in Kettwig vor der Brücke und richteten hier ein kleines Bethaus ein. Später wurden eine winzige Mikwe angeschlossen und eine bescheidene Schule.[4)]

---

1) Elfi Pracht-Jörns, Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V. (Hg.), Ratingen entdecken! Ein kulturhistorischer Stadtführer, Essen 2012, S.193/194

2) Ein lederverarbeitender Beruf. Aus den gegerbten Häuten wurden Ledergürtel und -riemen hergestellt.

3) Erika Münster, Juden in Ratingen seit 1592. Eine Dokumentation, Ratingen 1996, S. 7

4) Nach den grundlegenden Forschungen von Dr. Hans Gerd Engelhardt, Chronik der jüdischen Gemeinde Kettwig/Kettwig vor der Brücke, Kettwig 1999.

Die „Bergische Ordinanz“ von 1808

Mit dem Einmarsch der Franzosen ins Rheinland wurde das Leben der Juden etwas besser. Die „Bergische Ordinanz“, die Emanzipation der Juden, sollte sie den übrigen Bürgern gleichstellen, insbesondere von den Sonderabgaben befreien. Am Anfang forderte Freiherr von Märken, der Herr von Hugenpoet, Schwiegersohn von Maria Theresia von Nesselrode-Haxhausen, weiterhin den jährlichen Tribut ein. Vor allem aber war er erpicht auf die Zungen der geschlachteten Rinder: *„Muß ich schon zum erstenmal über die Widerspenzigkeit der hießigen Juden überlässig werden, und wenn Sie dieselbe von anfang nicht bestrafen und durchfahren, so haben Sie immer Last und Verdrießlichkeit.... Ich schicke also heute bei denen unten angeführte Juden die geschlacht haben, und noch am schlachten waren, die mir mit recht zukommende Zungen abzuholen, die aber äußerst frech sich beträgen, und durchaus keine Zung mir verabreichen wollten...“* [5]

Die Juden wehrten sich mit Erfolg, und im Juli 1808 bestätigte die Domainen-Direktion der Rentei Angermund-Ratingen, dass keine Abgaben mehr geleistet werden müssten.[6]

Die Juden von Kettwig vor der Brücke, die auf dem Friedhof am Blomericher Weg begraben sind

Auf den Grabsteinen sieht man verewigt die Namen der Mitglieder der kleinen jüdischen Gemeinde. Es sind Angehörige der Familien Aaron, Anschel, Cahn, Jacobs, Josef, Leib, Levi, Lion, Mayer, Moses, Rosenthal, Samuel, Seligmann und Simson. Die hebräischen Inschriften auf den Grabsteinen zeichnen den Charakter des Begrabenen und berichten von seinen Wohltaten. Aber es ist sehr schwer, die hebräische Schrift zu übersetzen.

Wir möchten an zwei Beispielen unsere Arbeit erläutern.

Als wir vor drei Jahren unsere Forschung begannen, fanden wir einen schönen großen Grabstein umgestürzt. Wir versuchten, die deutsche Schrift auf dem Sockel zu lesen, was natürlich, wie man

Ein umgestürzter Grabstein

auf dem Foto sieht, sehr schwierig war. Wir entzifferten einige Bruchstücke:

... *der achtbare Mann*
Selig Seligmann
.. *Septbr. 1789 gest. 1. Septbr. 1872*

Zwei Jahre später wurden vor den Jüdischen Kulturtagen die umgefallenen Grabsteine von der Stadt Ratingen wieder aufgerichtet und restauriert. Wir hatten richtig gelesen.

Grabstein Selig Seligmann

Die Übersetzung der hebräischen Inschrift lautet:

Dies ist das Grabmal eines Mannes, rechtschaffen und sehr alt

Jitzchak Sohn des Josef

Seine Söhne, seine Verwandten und seine Freunde priesen [ihn] Jitzchak glücklich.

Reinen Herzens und unbestechlich strebte er alle seine Tage.

Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit und Gerechtigkeit liebte er und strebte nach Frieden.

Er erfreute sich am Gebet und an der Tora [mehr als an} Saphir und Diamant.

Er hielt sich fern vom Bösen und tat Gutes wie Schönes den Verständigen und Einsichtigen.

Er brach dem Hungrigen sein Brot und sättigte die Armen.

Seine Lebensjahre waren 83 Jahre.

---

5) Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Regierung Düsseldorf , Bestand 13055, Nr. 29 (Freiherr von Märken an den Amtmann von Landsberg).

6) Bastian Fleermann, Marginalisierung und Emanzipation. Jüdische Alltagskultur im Herzogtum Berg 1779-1847, Neustadt an der Aisch 2007.

Er starb während der Nachtwache am Tag 1, am 28. Av[7)]

und wurde versammelt zu seinem Volk am Tag 3, am 30. Av[8)]

[ím] Jahr 5632 nach der kleinen Zählung.[9)]

Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.[10)]

Die Anfangsbuchstaben der hebräischen Inschrift in den Zeilen 3 bis 8 ergeben, wenn man sie hintereinander liest, ein Akrostichon, dass nochmals den Namen des Bestatteten nennt: *„Jitzchak Sohn des Josef“.*

Der prächtige Grabstein im klassizistischen Stil gehörte demnach zu Selig Seligmann. Er war verheiratet mit Mariamne Herz und hatte mit ihr acht Kinder. Selig gehörte zu den Begüterten in Kettwig vor der Brücke. Zusammen mit seinem Vater, Josef Seligmann, hatte er die größte Zahl der Schlachtungen.

Ein zweites Beispiel macht die besonderen Schwierigkeiten bei jüdischen Grabinschriften deutlich.

Grabstein der Sibilla Goldberg

Dieser Grabstein hat die Form der Bundes- oder Gesetzestafeln, die Mose auf dem Berg Sinai mit den zehn Geboten von Gott empfangen hat. Die Übersetzung der hebräischen Inschrift lautet:

Hier ruht

[oder

Hier ist bestattet]

Frau Schewa Tochter des Aharon Zwi HaKohen

Gattin des Schmuel Sohn des Jehuda

es ist die tüchtige Hausfrau

Zierde ihres Gatten und ihrer Nachkommen

sie ist nicht mehr [unter uns] denn sie starb in ihren besten Jahren

am Dienstag, den 24. Tewet 5617[11)] *nach der kleinen Zählung*[12)]

und wurde begraben am folgenden Tag

Ihre Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens [des Lebendigen].

Auf der Rückseite findet sich in deutscher Schrift nur: 20. Januar 1857.

In den hebräischen Inschriften werden der Name des Verstorbenen und der Name des Vaters genannt. Auch bei dem Namen des Ehegatten wird dessen Vatersname angegeben. Die eingemeißelten Namen sind aber die Synagogen-Namen und diese unterscheiden sich von den bürgerlichen Namen. Der bürgerliche Name von Schewa könnte Sibilla sein und Aron Zwi Ha-Cohen nannte sich Abraham Goldberg. Schmuel nennt sich bürgerlich Samuel und sein Vater ist Jehuda oder Juda.

Mit Hilfe der genauen Aufzeichnungen von Dr. Hans-Gerd Engelhardt können wir die Verstorbene identifizieren: Sibilla Goldberg, verheiratet mit Samuel Leib, dem zweiten Sohn von Jehuda Leib. Sibilla und Samuel bekamen fünf Kinder: Friderike, Bela, Aron, Bertha, Leon und Jule. Sibilla ist - vielleicht im Kindbett – am 20. Januar 1857 gestorben. Sie wurde vermutlich nicht einmal 35 Jahre alt.[13)]

Die Entschlüsselung ist ein besonderer Glücksfall – leider bisher der einzige. Meistens geben die Inschriften unlösbare Rätsel auf.

Vielleicht haben wir Sie neugierig gemacht auf diesen schönen kleinen Friedhof[14)]. Vielleicht besuchen Sie ihn bei Ihrer nächsten Wanderung. Sie werden die besondere Atmosphäre dieses Ortes spüren. Denn „ein jüdisches Grab sollte nicht übermauert, neu belegt oder eingeebnet werden. Ein jüdisches Grab muss so lange bestehen, bis der Körper die Chance hat, aufzuerstehen.“[15)]

Juden nennen ihren Friedhof „Haus des Lebens“.

Hanna Eggerath und
Helmut Neunzig

---

7) 28. Av = 1. 9.1872. Der hebräische Monat Av hat 30 Tage und fällt auf den Juli/August.

8) 30. Av = 3. 9. 1872

9) Das jüdische Jahr 5632 ist das bürgerliche Jahr 1872.

10) 1. Sam 25,29

11) 24. Tewet 5617 = 20. Januar 1857. Der hebräische Monat Tewet hat 29 Tage und fällt auf den Dezember/Januar.

12) Das jüdische Jahr 5617 ist das bürgerliche Jahr 1857.

13) Die Bestätigung unserer Annahme erhielten wir aus der Information von Dr. Engelhardt 1999, S.74/75: Bei seiner zweiten Heirat ehelichte Samuel Miriam (Rosa) Goldberg Cohen, die Tochter von Aron Zwi HaCohen und Schwester von Sibilla Goldberg. Rosa ist 1823 geboren.

14) Eine ausführliche Dokumentation des Friedhofs kann man im nächsten „Ratinger Forum“ nachlesen. Weitere Informationen findet man im „Journal des Kreises Mettmann“ Nr. 30 und in „Romerike Berge“ Heft 3/2012

15) Rabbiner Julien-Chaim Soussan

Ein bißchen

von Rose Ausländer

Wir haben
gegessen getrunken
bewundert protestiert
die Sterne bestaunt
ein paar Menschen geliebt

Wir haben
ein bißchen gelebt

Wir leben noch
ein bißchen

De Villa Blutschwer

De Villa Blutschwer wohr e aul Fachwerkhuus op de Beekemer Stroot met ne ronge, komische Vörbau, wat 1960 affjeri-ete wu-ed. Op die Stell ko-em e jrue-et Huus met Wohnunge on en Druckere-i drenn. Wo dat Huus sinne No-eme herhadden, dat wosst schon vör hongert Johr kenne mieh. Noh em Uutsenn, besongesch noh de vorschnörkelde Vörbau, mott dat Huus schon völl Johr om Puckel jehatt han. Mer minnt jo, dat de seltsame Vörbau dat Reststöck von son aule Kapell sin könnt, wie se fröher am Wech stunge. Noh dem Kelch met de Bläderkranz drömheröm, de em Dürstortz enjemeßelt wohr, konnt mer dat och meene. Mer Blare von de Beekemer Stroot kannten et merr als Kurz-Hüske, weil de Famillesch **Kurz** do schon lang drenn wohnden. Die hadden op de Beekemer Stroot en Breederbud als Jemü-eselade.

Die „Villa Blutschwer“ auf der Bechemer Straße in Ratingen wurde 1960 niedergerissen
Zeichnung: Hubert Tack

Am Anfang vom 20. Jahrhongert wu-ed dat Huus en de janze Stadt Ratinge bekannt. Et wor plötzlech von ne Kloppjeist hemjesöckt wode. Dat passierden kott nohm Dued von e jong Mädche. Fröher wohr et jo noch Sitte, dat de Duede to Huus opjebahrt wu-ede, domet de Famillesch on de Nohbere sech noch vom Vorstorwene vorabschiede konnte. De Lütt jlöwten no, dat dat Mädche merr scheindu-et jewese wöhr on jetz widder wach wöhr. De Dokter, de se schnell jeholt hant, hätt äwwer, nohdem de Sarch o-epe jemaat wu-ed, merr noch jesenn, dat dat Mädche du-et wohr.

De Kloppjeist dri-ef dat schaurije Spell lostech wieder. Dann hant se ne Jeisteruutdriewer bestellt, de sollden dem Spu-ek e Eng maake. Dat Wief hätt et noh e paar Versüeke och nit jeschafft on menden am Eng sojar, dat dr Düwel selwer sinn Hank em Spell hädden. Donoh hant se de Polizee on de Füerwehr jeholt. Dat Hüske wu-ed von de Fi-eschtspetz bes nohm Keller ongersöckt. Als se dann von butte en de donkele Keller nohjeki-eke hant, sprong do sofort e Ferke op on schuppten sech an de Pohl, de de Deck affstütze sollt. De Pohl stung nit janz fest on kloppten owe jeje de Deck. De Männer hant ne Keil dotösche jekloppt, on de Kloppjeist wohr för emmer fott.

Gerd Artz

Beerdijunge erster Klasse en Ratinge

Fröher wohr dat Sterwe noch en feierliche Anjelejenhe-it. Wenn ömmes jestorwe wohr, jing dor Liekepitter em Jehrock on Zylinder on witte Hänsche dorch de Nohberschaft on diet de Beerdijung bekannt maake. Am Beerdijungsdaach stungen vör de Dür Lorbeerbö-em. Dor Liekeware ko-em anjefahre met twei Pähd, die wohre schwatt verhange. Om Bock de Kutscher em Jehrock on Zylinder. An dem Liekeware branden vier jru-ete Messinglaterne. Vör dem Huus loch alles voll Kränz. Wenn die Liek em Ware wohr, wuden die janze Kränz öm de Liekeware röm opjehange on dropjeleit. Dann ko-em de Pastur on hätt die Liek enjesejent. De Pastur on die Messdi-ener jingen dem Ware vörop met Keeze on Krüzz. De Ware fuhr jetz em Schretttempo dörch de Stadt nohm Kerkhoff. Henger dem Ware die Leitrajenden, de Mannslütt em Jehrock on Zylinder, de Frollütt janz en Schwatt, met schwatte Hü-et oder Koppdü-eker.

Am Kerkhoff aanjeku-eme, schleppten die Dräjer de Sarch nohm Jraff. Wie de Sarch en de Ehd wohr, wud jebett. De Pastur hielt dann en Reed. Manchmol spro-ek noch ne Vörsitzende vonne Verein, en dem de Verstorwene jewese wohr. Oder ne Männerchor song e Leed. Wenn en Musikkapell dobe-i wohr, dann spelden se „Ich hatt einen Kameraden“, on wenn se vom Kerkhoff fotttrocke, dann spelden se „Freut euch des Lebens“.

Jetz jing alles en de Wietschaft nohm Liekekaffee. De du-erden för manche-ine bös ovends. Ech tro-ef noch spätovends e-ine met dem Zylinder onger dem Arm. De seit för mech: „Wohr dat en schüene Leich.“

Jean Oberbanscheidt

Der letzte Gang

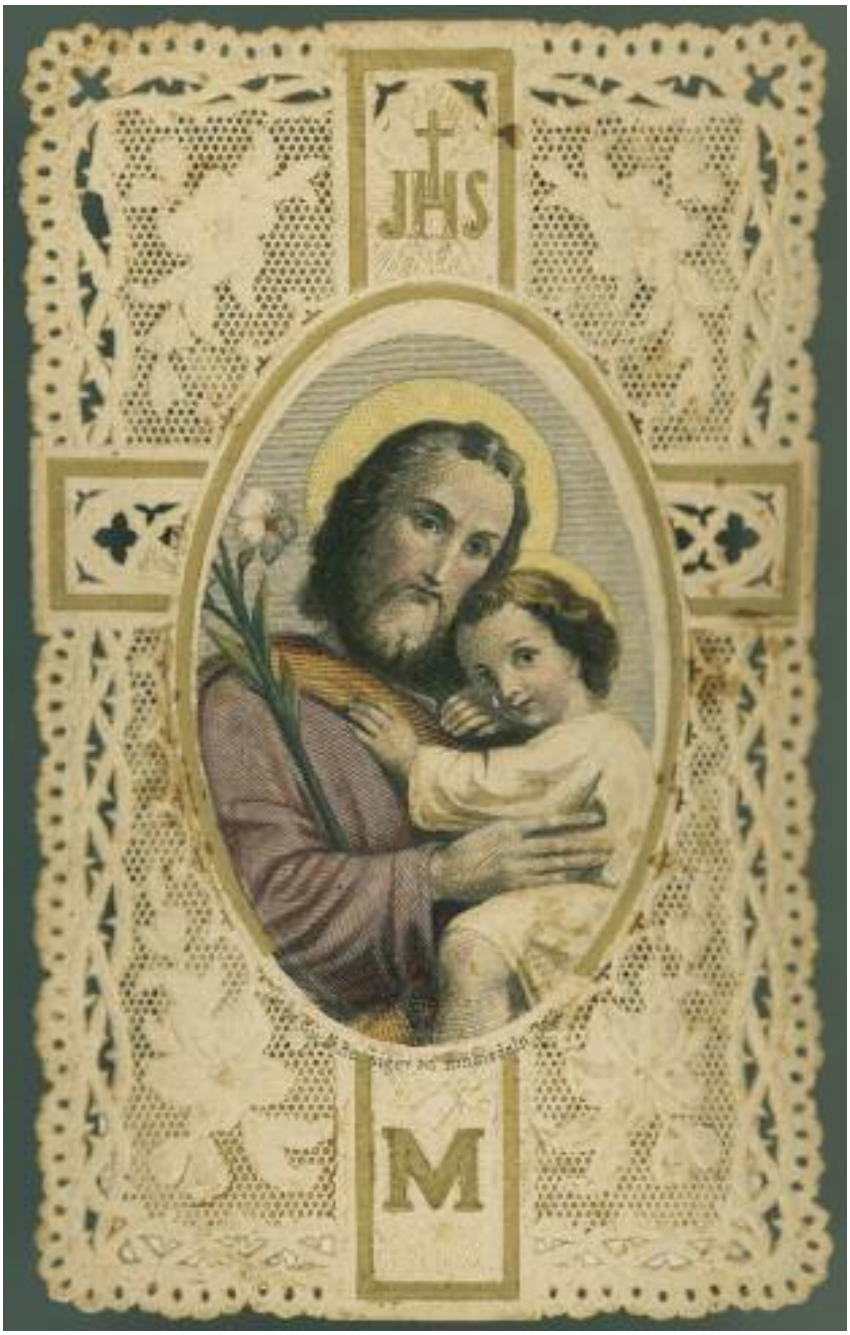
„Op de Ehd on vonne Ehd kann et nit flott jenoch jonn“, so sagte man früher in Lintorf. Darin hatten die Leute wohl recht. Vor dem Ersten Weltkrieg gab es in Lintorf keinen Arzt und keine Krankenschwester. Wenn jemand ernstlich krank war, musste der Arzt aus Ratingen oder aus Grossenbaum geholt werden. Der kam dann mit dem Kutschwagen, er hatte die große lederne Doktortasche dabei und versorgte dann die Kranken.

Wenn alte Leute krank wurden, dann kamen sie nicht in ein Krankenhaus, sie wurden zu Hause versorgt und blieben in der vertrauten Umgebung. Nachbarn halfen bei der Pflege und hielten Nachtwache.

Die meisten alten Leute starben im Alter zwischen siebzig und achtzig Jahren. Wurde jemand achtzig Jahre alt, hatte er ein hohes Alter erreicht. Meine Großmutter mütterlicherseits wurde 75 Jahre alt, mein Großvater wurde 78 Jahre alt. Die Großeltern väterlicherseits habe ich nicht gekannt, sie waren schon verstorben, ehe ich geboren wurde.

Als ich sechs Jahre alt war, verstarb in unserer Nachbarschaft ein kleiner Junge, der **Ata Kaufmann.** Wir Kinder wollten den Ata noch einmal sehen und gingen in sein Elternhaus. Er lag in einem weißen Sarg. Jedes Kind brachte Ata ein Heiligenbildchen mit. Die ganze Decke lag voller Heiligenbildchen, das war unser letztes Geschenk. Ata hatte eine Offiziersmütze auf dem Kopf. Der Erste Weltkrieg (1914 bis 1918) war gerade zu Ende, und die Offiziersmütze hatte er geschenkt bekommen. Er hat sie heiß und innig geliebt, und sie ist mit ihm ins Grab gegangen.

Als im Jahre 1917 in Lintorf das kleine Kloster der „Armen Dienstmägde Jesu Christi” gegründet wurde, war immer eine der Schwestern für die Krankenpflege im Dorf zuständig. 1921 kam die Ordensschwester **Helia** nach Lintorf, da ging es mit der Versorgung der Kranken besser. Sah Schwester Helia, dass eine ernsthafte Erkrankung vorlag, holte sie einen Arzt. Im Jahre 1925 ließ sich der Arzt **Dr. Alfred Pokorny** in Lintorf nieder. Er bezog ein Häuschen in



Heiligenbildchen (Hl. Josef mit dem Jesuskind) von 1872

der Straße „Im kleinen Feld“. Am 3. Dezember 1929 eröffnete **Dr. Leo Stick** seine Praxis an der Tiefenbroicher Straße. Das war ein Segen für Lintorf. Neben der Praxis machten die Ärzte Hausbesuche und versorgten die bettlägerigen Kranken. Schwester Helia stand ihnen hilfreich zur Seite, machte Umschläge, bettete die Kranken und hielt Nachtwache. Schwester Helia versorgte auch die evangelischen Kranken in Lintorf, sie machte keine Unterschiede.

Ging der katholische Pastor auf einem Versehgang mit dem „Sakrament“ über die Straße zu einem Kranken – der Pastor im langen schwarzen Rock, zwei Messdiener begleiteten ihn und bimmelten mit den Glöckchen –, dann fielen die Frauen auf die Knie, die Männer nahmen den Hut ab und falteten die Hände, blieben stehen und ließen den Pastor vorbeigehen. Kam der Pastor bei dem Kranken an, dann war die ganze Familie versammelt. Auf der Kommode stan-

den ein Kruzifix und zwei brennende Kerzen. Der Pastor spendete die letzte Ölung, und alle beteten ein Vaterunser. Meistens schliefen die Kranken dann getröstet und gottergeben ein. Sie machten die letzte Reise.

War ein Toter zu beklagen, dann läuteten die Sterbeglocken. Aufgeregt sagten dann die Leute: „Et wühd eene belütt, es et eene uut em Dörp oder uut em Bosch?“ Ich hörte dann, wie die Frauen sagten: „De aule Fruhnhoff mäckt de Rees (Reise), jo, de wohr schon lang krank, es ju-et, dat he et üwerstange hätt.“

In früheren Zeiten kam dann der Schreiner, hat bei dem Toten Maß genommen und dann den Toten„schrein“ angefertigt; daher auch die Berufsbezeichnung „Schreiner“. Wer es sich erlauben konnte, bestellte einen Sarg aus Eichenholz. Die preiswerteren Särge waren aus Tannenholz. Ich entsinne mich, dass nach dem Zweiten Weltkrieg ein Bauer aus dem Bergischen zu uns kam und zwei Särge aus Eichenholz in Auftrag gab. Diese wurden angefertigt, geliefert und in dem Bauernhaus auf den Speicher gestellt. Dort standen sie, bis die Bäuerin und der Bauer starben.

Die Verstorbenen wurden meistens im Schlafzimmer aufgebahrt. Dann kamen die Nachbarsfrauen und haben den Rosenkranz gebetet. Und sie halfen, wenn ihre Hilfe nötig war. Mancherorts ging früher ein Leichenbitter („Liekepitter“) von Tür zu Tür und benachrichtigte die weitere Nachbarschaft von der bevorstehenden Beerdigung. Er trug einen schwarzen Anzug und einen Zylinder. Zu meiner Kindheit war dieser Brauch aber in Lintorf nicht mehr üblich. Draußen an der Haustür wurde ein Trauerflor aufgehängt. Es musste schwarze Kleidung besorgt werden. Die Frauen trugen nebst der schwarzen Kleidung einen schwarzen Hut mit Schleier. Der Schleier wurde bei der Beerdigung vor das Gesicht gezogen. Die Herren trugen einen schwarzen Anzug, schwarze Krawatte und einen Zylinder. Wer keinen schwarzen Anzug hatte, trug am rechten Arm einen Trauerflor.

Am Beerdigungstag versammelten sich die Trauergäste zur „Leich“, zum Leichenbegängnis,

am Trauerhaus. Sie brachten Blumen und Kränze mit. Die Kränze wurden selbst gemacht. Man holte im Wald Tannengrün, flocht den Kranz und steckte weiße Papierblumen hinein. Es gab früher keinen Gärtner in Lintorf. Der erste Gärtner war **Georg Zey.** Er eröffnete seine Gärtnerei 1930 in Lintorf, An den Banden. Dort wohnte er auch mit seiner Familie.

Nun kam der Leichenwagen. Ein schwarzer Wagen, offen, aber mit Dach. An allen vier Ecken waren kleine Türmchen. Daran wurden die Kränze aufgehängt. Seitlich, vorne und hinten hingen vom Dach herunter schwarze Schabracken mit Fransen. Das Pferd hatte auch eine schwarze Decke umhängen. Auf dem Kutschbock saß **Karl Steingen,** er war der Bruder von Gastwirt **Josef Steingen** vom „Bürgershof“. Der Leichenwagen war in einem Schuppen am „Bürgershof“ untergebracht. Nun kamen die Sargträger, sie trugen einen schwarzen Zylinder, schwarzen Anzug und weiße Handschuhe. Sie nahmen den Sarg auf und brachten ihn aus dem Trauerhaus nach draußen. Hinter dem Sarg ging ein weiß gekleidetes Mädchen und trug eine Kerze. Es folgten die Angehörigen, Nachbarn und Bekannten. War es ein langer Trauerzug, dann war es eine bekannte Persönlichkeit. Wenn es regnete, war es ein besonders trauriger Leichenzug, man bedenke die weiten Wege. Wurde jemand aus dem Lintorfer „Busch“ beerdigt, dann dauerte es eine halbe bis zu einer Stunde, bis der Trauerzug an der St.-Anna-Kirche ankam. Dort wurde der Sarg im Mittelgang aufgestellt. Nach der Totenmesse wurden die Totenzettel verteilt. **Hubert Perpéet** von der gleichnamigen Druckerei konnte sehr schöne Totenzettel aufsetzen.

Karl Steingen, ein älterer Bruder des „Bürgershof“-Wirtes **Josef Steingen** und Miterbe des Anwesens, war viele Jahre lang Kutscher des Lintorfer Leichenwagens, der in einem Schuppen neben dem „Bürgershof“ stand

Da wurden alle guten Eigenschaften des Verstorbenen aufgeführt nebst allen wichtigen Daten aus seinem Leben. Es ist schade, dass es heute nicht mehr üblich ist, Totenzettel zu schreiben. Es waren Andenken, oft sehr alt, die wie ein Schatz in der Familie aufgehoben wurden.

Nach der Totenmesse zog der Leichenzug zum Friedhof an der Duisburger Straße. Dann erfolgte die Beisetzung. Wenn der Pastor dann sagte: „Jetzt beten wir ein Vaterunser für denjenigen aus unserer Mitte, der dem Verstorbenen als Erster folgen wird“, sahen alle zur Seite, keiner wollte den Pastor ansehen. Nun ging man zum Grab und warf ein Schüppchen Erde auf den Sarg. Heute werfen die Trauergäste meist ein Blümchen ins Grab, ein Korb mit Erde und eine kleine Schaufel stehen aber immer noch bereit.

Nachdem den Angehörigen das Beileid ausgesprochen worden war, löste sich der Trauerzug auf. Viele Leute besuchten dann die Gräber ihrer Angehörigen. Anschließend traf man sich zur „Raue“[1], das war der Beerdigungskaffee. Es wurden die Angehörigen, Nachbarn und engsten Freunde eingeladen. Wer genügend Platz hatte, gab die Raue in der eigenen Wohnung, ansonsten gab man den Kaffee in einer Gastwirtschaft. Für die Männer war das Treffen im Wirtshaus eine willkommene Angelegenheit. Sie trafen

Jesus! Maria! Josef! Amen!

Zum frommen Andenken
an den in Gott ruhenden

Johann Neußen

Lintorf

† 26. August 1936 in Lintorf.

Der so plötzlich durch einen Herzschlag aus diesem Leben Abberufene wurde am 4. Jan. 1869 in Lintorf geboren. Er vermählte sich am 2. Mai 1893 mit Maria Mauser. Aus der überaus glücklichen Ehe sind 4 Kinder hervorgegangen, von denen eines im guten Kindesalter ins Grab sank und ihm nun an der Schwelle der Ewigkeit entrückte.

Arbeit, Familie, Dorfgemeinschaft - unser Verstorbener fand das Leben bei Heimgehen. Als Sohn eines alten Bauerngeschlechtes übernahm er im Jahre 1899 von seinem Vater den Bauernhof. In unermüdlichem Fleiß, in den schweren Jahren des Weltkrieges und der Inflation, hat er für die Seinen gesorgt vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Seine Erholung suchte er im Kreise der Familie, der seine ganze Liebe und Sorge galt. Daneben gehörte er darüber hinaus der Gemeinde seinen Dorf an. Als Gemeindevertreter hat er über 30 Jahre lang für die Allgemeinheit seine Zeit und Arbeitskraft eingesetzt. Als weidgerechter Jäger führte er den Vorsitz im Lintorfer Jagd- und Schießklub. Die Gemeinde ehrte seine Verdienste durch die Ernennung zum Ehrenbürger.

Was er in seinem Leben geschaffen und geleistet hat, hat er alle Zeit. Aus seinem Glauben nahm er die Kraft zu rastloser Arbeit. Vor 22 Jahren in den Kirchenvorstand berufen, dessen stellvertretender er lange Jahre gewesen ist, hat er sich auch diesen Aufgaben mit ganzer Seele gewidmet. Aus diesem tiefen Gottesglauben Wirkungskreis, für den er sich in selbstloser Liebe unermüdlich einsetzte, rief ihn der Tod leider doch noch allzufrüh. Aber er stirbt nicht unvergessen; denn sein ganzes Leben war ein Zeugnis seines Christentums. Darum wird auch für ihn Gottes Wort gelten: „Wer mich vor den Menschen bekennt, den will auch ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist.“

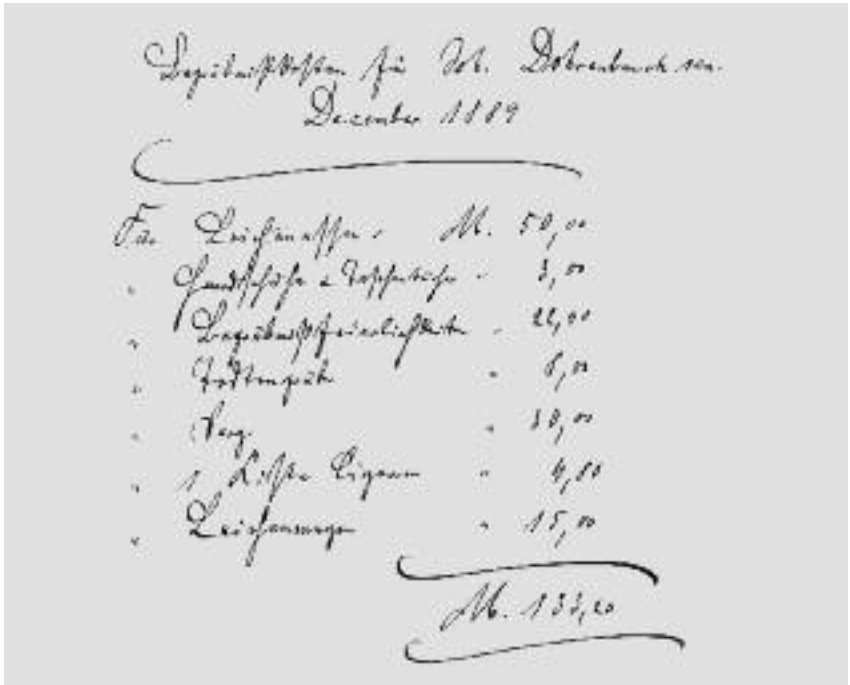
Die Trauernden bitten um ein frommes Gebet, damit der Herr in seiner Güte hält aufnehme in den ewigen Frieden.

Druck & Schriftsatz: Lintorf

mit Bekannten und Freunden zusammen, und die Teilnahme an der Beerdigung dauerte manchmal bis zum Abend. Dann sah man die Zylindermänner laut redend nach Hause gehen. Ich habe erlebt, dass eine Frau die Wirtin vorher gebeten hatte, auf der Raue ihres Mannes keine alkoholischen Getränke auszugeben. Sie hatte wohl ihren Grund dazu, sehr zum Leidwesen der Freunde. Die alten Lintorfer sagten: „Wir haben das Fell versoffen.“ Zuerst waren sie sehr traurig, dann fröhlich.

Verstarb ein Angehöriger, dann wurde ein Jahr lang Trauer getragen. Die Frauen trugen nach einem halben Jahr „Halbtrauer“, dann war zum schwarzen Rock eine weiße Bluse erlaubt oder etwas Schwarz-Weißes. Im Andenken an den Verstorbenen wurde jedes Jahr das Jahrgedächtnis gefeiert. Man ging gemeinsam zum Gottesdienst und dann zum Friedhof und besuchte das Grab des Verstorbenen. Anschließend traf sich die ganze Familie zum Essen oder Kaffeetrinken. Dann wurde von dem Verstorbenen erzählt und es wurden alte Familiengeschichten aufgefrischt. Als ich noch ein Kind war, gingen meine Geschwister und ich auch zum Jahrgedächtnis der Großeltern. Fiel es auf einen Werktag, dann bekamen wir bis 10 Uhr schulfrei. So konnten wir am Kaffee teilnehmen. Wir Kinder saßen auf dem großen Ledersofa. Es gab Kaffee, Milch und Würfelzucker, Schwarzbrot, Weißbrot, Butter, Käse, Schinken und Streuselkuchen. Den Streuselkuchen gab es auch auf jeder Raue, das war der typische Beerdigungskuchen. Das Jahrgedächtnis gehörte zum Jahresablauf wie Ostern, Pfingsten und Weihnachten. Eine schöne alte Sitte, die wir auch heute noch in unserer großen Familie pflegen.

Maria Molitor


Rechnung über die Kosten für ein Begräbnis aus dem Jahre 1889

1) Das Wort „Raue“ oder „Reuessen“ im Rheinischen leitet sich ab vom althochdeutschen Wort „rêo“ = Leichnam und hat mit rauh oder Reue nichts zu tun. („Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von Oswald A. Erich und Richard Beitl, Kröner Verlag, Stuttgart 1955, S. 761)

Allerheiligen und Allerseelen Fest.

Allerhellje

Allerhellje tro-ef sech de janze Famillich be de „Tant“. Die „Tant“[1] wor losledich on wonden op em elderliche Hoff. De Vatter storw em August 1926, die Motter storw em Aprel 1938. Dat Johrjedächnis för die Aulisch (Eltern) wud emmer am 1. November, also Allerhellje, jehaule. Die „Tant“, die immer praktisch deiht, hätt dat wahl su jedonn, weil dann de Arbed enne Burschaft jehaule wor, on se en Roh alles maake konnt, wat för sonne Daach nüdich wor. Dree Brüder sind em Kriech jeblieve, all en der Tied van eenem Johr. De Franz am 28. Juni 1942, de Heinrich am 14. April 1943 on de Fritz am 6. August 1943.

Dat wor ne hatte Schlach för die „Tant“, nu stong se alleen do. Die „Tant“ hiel för alle fönf Verstorvene emmer op Allerhellje et Johrjedächnis aff.

Die Tant es met allem fehdich jewohde, klaare on kühme (jammern) wor nit öhr Aad, aver anpacke on met klorem Kopp alles ü-eversenn, dat wor us „Tant“.

Gertrud Molitor, die „Tant“

Der alte Friedhof an der Duisburger Straße

Su ko-em am 1. November immer die janze Famillich tesame. Die Lütt woren fröher noch fromm, et wor aule Bruuk (Brauch), dat mer tei-esch en de Kerk jing. Noh de Mess tro-ef sech alles vör de Kerkedür. Die äulere Fraue (früher ab 50) woren all schwatt anjetrocke on hadden Hüüt op, dann noch en schwatte Täsch am Arm. Den Männer em Sondeisanzoch sohr mer an, dat et önne jet onbequem wor, manchem wore jet eng jewohde.

Su wor et e Bejrüße on Freue, manche, die von widder her koeme, hadden sech e janz Johr nit jesenn.

Dann jingen se all tesame op der Kerkhoff, die Verstorvene te besüeke. De Kerkhoff wohr to der Tied noch op de Düsberjer Stroot, dat wor ju-et jeleje. Die Jräver woren all fein jehärkt, Tannejröns drop, on enne Medde ne Kranz. Manche mieken die Kränz noch selver, met witte Papierblume dren. Et wueden die Jrußeldere, die Eldere, manchmol Brüder on Schwestere besöckt.

Dann wud et stell, se faulden de Häng on hant heusch e „Vaterunser“ jebett. He on do jing mer och noch ju-ede Nohbere besüeke.

Dann miek mer sech op der Weech narm „Bande“.

Fröher, als se noch ken Autos hadden, jingen se te Fu-et. Et wu-ed kenne enjelade, aver jenoch jekockt on jesorcht, dat se all satt wu-eden. Dat jing vom Meddachete bes tom Kaffeedrenke on trock sech hen bes tom Ovend. Et wor e Kuhme on Jonn.

Die Stu-ef vonne „Tant“ wor nit jruet. Et Wichtichste wor de jru-ete Dösch. Do soten se all decht beenen on all freuden sech op dat leckere Eete on dat se sech all widdersohen on vertelle konnten. Von fröher her hatt die „Tant“ noch jruete Kook- on Brootpött, die wuden ne Daach vörher uut em Keller jeholt, dann jing et Kooke on Broode los. Dat Eete, wat die „Tant“ kockten, wor ji-edes Johr et selve. Die „Tant“ konnt lecker kooke, sie haddet en jonge Johre en Düsseldorp bei Nonne jeliert.

---

1) **Gertrud Molitor,** geboren 1902, wurde in der Familie Molitor immer „Tantan“ oder „die Tant“ genannt. Sie lebte und wirtschaftete auf dem Gütchen „Groß-Diepenbroich“, das ihr Vater 1912 von einem Verwandten gekauft hatte. (Heute: An den Banden Nr. 30)

Te-iesch jo-ef et en ju-ede Renkfleeschzupp met selver jemackte Markbällches, Zuppejrün on Nüdelches. Dann jo-ef et jekockt Renkfleesch met Senfzauß, dotou sure Zwiebelches on Jürkskes, alles selver enjemackt. Die „Tant“ hatt ne jru-ete Jaade.

Dann ko-emen jru-ete Plaate met jebrodenem Renk- on Ferkesfleesch, völl leckere Zauß, Erpel, Schloot on Appelkompott. Et wud nix onnötz jekoppt. Die Tant hatt völl Appelböm, do wud döchtich Appelkompott enjekockt, on de ko-em op em Dösch. Aver et schmeckden immer ju-et. Die Brüder seiten döck: „Weet, wat kannste lecker kooke.“

Dann freuden sech die „Tant“ on seit: „Nu eet merr döchtich, et es öch jejönnt.“ De Nohdösch wor och Johr för Johr derselve. Immer jo-ef et Schokoladepudding, die „Tant“ maud de selver su jeen. Kömp voll hattse dovon jekockt. „Dat es mie Tracktement“, seit se dann. Dat Eete trock sech lang hen, et ko-emen döck Nö-ie eren, dann stongen die op, die fedich wohren, aver die Aulere blieven sette.

Dann wud vertellt vonne Burschaft, vonne Jetreide- on Erpelspriese, vonne Melk- on Ferkespriese, vom schleite Weeder, on am Eng vonne Famillich on von fröher. Dann hieß et: „De Mühlenter, de lang Hannes, de Mattes, et Draut, de Uhme Jusep, die Höllkrots Jrußmotter, de Jrußvatter, de fuule Chreß, et dicke Draut, de dicke Fritz, die Brunse, de Uhme Franz, de Pitter vonne Hofermühle, on wie se all hießen. Als jonge Frau ko-em ech do nit dorch. Et hätt lang jeduhrt, bes ech dohenger ko-em, we dat all wor. Oft hieß et: „Dat hätt Papa jeseit, dat weet ech noch von Mama, su hätt et de Höllkrots Jrußvatter immer jemackt, de Brunse Jrußvatter wor ne Stelle, aver die Jrußmotter konnt ju-et kalle.“ Ech han immer jeen toujehuht on weet noch völl davon. Die „Tant“ hätt sech völl met de Famillich beschäfticht, alles von fröher hatt se em Kopp. Mäuzkes on Dönekes, die üver hongert Johr ault woren, die wosst se noch. Dat woren Verzällches, die sind von Jeneratiun to Jeneratiun widderjejewe wode.

Die „Tant“ hatt kenne Fernseher. „Dat es nit ju-et för de Oore“, seit se. Ne Radio hant wir öhr vör lange Johre jeschenkt, de stong noh öhrem Du-et noch em Kleederkast. En Ziedung hiel se och nit. „Dat es doch all jelore“, seit se. Su hätt se sech merr met öhrem Krom on met de Famillich beschäfticht. Sie hatt alles em Kopp, besongisch Zahle konn se ju-et behaule. Die elf Weeter (Nichten) wohren för se wie Kenger. Sie wosst üver alles bestens Bescheed. Üver die Fre-eree, Hierode, Kengerkrieje, Verhältnisse, deren Männer on Sorje, se wosst alles. Sie hatt all die Name em Kopp von us Enkel on Urenkel. Jo, su wor die „Tant“. On su wor dat beem Johrjedächnis, do ko-em alles op et Tapeet.

Wor dat Eete am Eng, dann wud för de Kaffee jedeckt. Johruut, johrenn emmer et Kaffeejescherr „Indischblau“. Be-im Bäcker wuden e paar leckere Torte bestellt on völl Tortebödes. Die wuden dann praat jemackt met Koschäppel (Stachelbeeren) uut dem Jaade, met Kiesche vom Boum, Prume ut em Bonget, Pietschkes (Pfirsiche) vom Boum, on Appelkompott. Sahne kom nit op der Dösch, se hatt kenne elektrische Schläjer. Die janze Kookerei miek se op em Kohleheed. Selver jebacke hätt die Tant nie, sie hatt och kenne elektrische Heed. E elektrisch Büjelieser bruckte se och nit. Wenn em Su-emer jebüjelt wud, hätt se de Heed anjemackt on met twei ieserne Büjelieser de Wäsch jebüjelt. Dat jeschenkte Büjelieser stong och noch em Kleederkast. „Ech han doch kenne Stecker“, seit se.

Dann wuden jru-ete Pött voll Kaffee jekockt. Te-iesch de Kann heet jemackt, wie fröher, dann döchtich Kaffeemehl dren, kookend Water drop, trecke lote, met en Taß omschödde, fedich. De Kaffee be de „Tant“ wor emmer lecker, dabei Zucker, on als se noch der Hoff hatt, Sahne. „Dat is ne Jöttertrank“, seit die Tant, „wenn ech morjens e Pöttche Kaffee op han, dann kann ech der Mest bes onger de Deck schmiete.“ Ongertösche sohr mer dann widder e paar nöie Jesechter, on angere jingen.

Als die „Tant“ achtzich Johr ault wor, seit se: „Nu hür ech met dem Johrjedächnis op, et wüd mech tevöll. Papa, Mama on die Jonges sind ald su lang du-et, nu es et am Eng, ech ben ault jenoch.“ Wir hant et all respektiert, aver wir hädden all jeen jehatt, wenn et widderjejange wör, et wor emmer su schüe-en.

Nu es de „Tant“ ald lang du-et, aver verjeete dont wir se nie.

Maria Molitor

Das Gütchen „Groß-Diepenbrock“
(An den Banden) im Jahre 2008

„Denn die Liebe geht über das Grab hinaus”

Erinnerungen an meinen Opa Georg Stahl

Seit frühester Kindheit habe ich immer nur gehört: „Du bist ein Mentzen!“ Das ist insofern verständlich, als die Familie Mentzen seit 1777 auf dem Beekerhof zu Hause ist und in der Gemeinde Lintorf immer wieder eine gewisse Rolle spielte. Vergessen wurde dabei, dass ich zur Hälfte ein Stahl bin, denn meine Mutter war Auguste Stahl. Ihr Vater Georg Stahl war also mein Großvater.

Als mir neulich beim Aufräumen sein Gedicht „Das Elterngrab“ in die Hände fiel, wurden viele Erinnerungen an ihn wach. Ich erinnere mich an die Erzählungen seiner begeisterten Zuhörer, die von seinen Auftritten im „Club der alten Herren” berichteten, wo er selbst verfasste Gedichte zum Besten gab. Beim Lesen des Gedichtes wurden mir einige seiner Charaktereigenschaften wieder klar. „Ich dachte an meine Kindespflicht“ gibt ein Beispiel für seine absolute Pflichterfüllung, die für ihn eine Selbstverständlichkeit war. Bis ins hohe Alter war er täglich von früh bis spät auf unserem Beekerhof aktiv auf der Suche nach Gelegenheiten, wo er als gelernter Schlosser helfen konnte, und Möglichkeiten fand er genug.

Georg Stahl (1880 - 1972)

Die Liebe zu seiner Familie war riesengroß. Wenn wir ihn brauchten, war er für uns da. Das „Mutterherz“ ist ein schönes Bild für diese Liebe. Nach dem Abendessen versammelten wir drei jüngeren Enkel uns um unseren Opa, und er trug uns Gedichte vor. Einen schöneren Nachtisch kann sich wohl keiner ausdenken.

Trotz zweier Kriege, die er miterleben musste – mein Opa lebte von 1880 bis 1972 –, war sein Glaube an die Gerechtigkeit der Welt unerschütterlich. „Nun erhalten sie für ihren Fleiß die schönste Ruhestätte im ganzen Kreis“ zeigt diesen Glauben daran, dass jeder für seine guten Taten belohnt wird.

Als Mitglied des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ fällt mir natürlich die Liebe zu seiner Lintorfer Heimat auf, die ihn auch in der Ferne nicht losließ: „Doch mein Herz ließ mir keine Ruh, es führte mich der Heimat zu.“

Nun lesen Sie, liebe Leser, bitte das ganze Gedicht, und es werden Ihnen noch einige Textstellen auffallen, die Ihnen etwas über diesen liebenswerten Menschen, meinen Opa, sagen.

Peter Mentzen

Georg Stahls Grab auf dem Lintorfer Waldfriedhof

Das Elterngrab

Ich hatte die Handwerksprüfung gemacht
Und ging auf die Wanderschaft.
Die Mutter begleitete mich noch ein Stück,
Dann sagte sie; „Junge, kehr' bald zurück!"
Ich zog dann in die Welt hinaus,
Den Stab in der Hand und am Hute den Strauß.
Ich kam in vielen Ländern umher,
Aber ein Mutterherz, das fand ich nicht mehr.
Jetzt sind meine Schläfen schon lange ergraut,
Ich habe die halbe Welt geschaut.
Doch mein Herz ließ mir keine Ruh',
Es führte mich der Heimat zu.
Je näher ich kam zum Heimatort
Desto schneller schlug mein Herze dort.
Ich ging durchs Dörfchen bis zum Rand,
Aber niemand hat mich dort erkannt.
Nun kehrte ich in unser Häuschen ein,
Da stand ich so einsam und ganz allein.
Die Ziegen meckerten nicht mehr,
Der kleine Kotten war still und leer.
Die Eltern waren schon lange tot,
Doch hatten sie gar keine Not,
Ich schickte Ihnen Geld, und sie hatten Brot.
Ich dachte an meine Kindespflicht,
Und sagte zur Mutter: „Ich vergess' Dich nicht!"
Traurig zog ich von hier fort
Zum neuen Friedhof im Walde dort.
Ich ging dann in den Wald hinein,
Da lagen die Gräber in langen Reih'n.
Sie haben das ganze Leben geschafft,
Und zur Ruhe hat man sie hierher gebracht.
Die Hügel waren schön geschmückt
Mit Blumen und Kräutern, ein erhabener Blick.
Dann ging ich die Wege auf und ab
Und fand dann auch das Elterngrab.
Auch dieses war sehr schön gepflegt,
Die lieben Nachbarn hatten es gehegt.
Hier liegen gehüllt in Erd' und Stein
Mein Vater und mein Mütterlein.
Im Geiste schaute ich zu ihnen hinab,
Sie lagen da friedlich zusammen im Grab.
An dieser Stätte sind alle gleich,
Hier gibt es kein Arm, hier gibt es kein Reich!
Nackt sind sie alle zur Welt gekommen,
Und mit einem Leinentuch sind sie hierher gekommen.
Die Vöglein singen und halten die Wacht,
Und der Abendwind sagt ihnen „Gute Nacht!"
Besucht sie ein Sänger- oder Bläserchor,
Dann dringen die Töne an ihr Ohr,
Und die Feier ist dann vorbei,
Dann schlummern sie wieder friedlich ein.
Die Heimat hat ihnen ein Denkmal gesetzt,
Eine schöne Kapelle besitzen sie jetzt.
Für sie hat man alles so schön gemacht,
Ja, das ist wirklich eine Pracht.
Nun erhalten sie für ihren Fleiß
Die schönste Ruhestätte im ganzen Kreis.-
Es gibt hier noch eine lange Wartezeit,
Denn der Weg führt in die Ewigkeit.
Man bringt ihnen öfters einen Blumenstrauß,
Denn die Liebe geht über das Grab hinaus!

Georg Stahl

Am Beekerhof (Zeichnung: Anton Heinen)

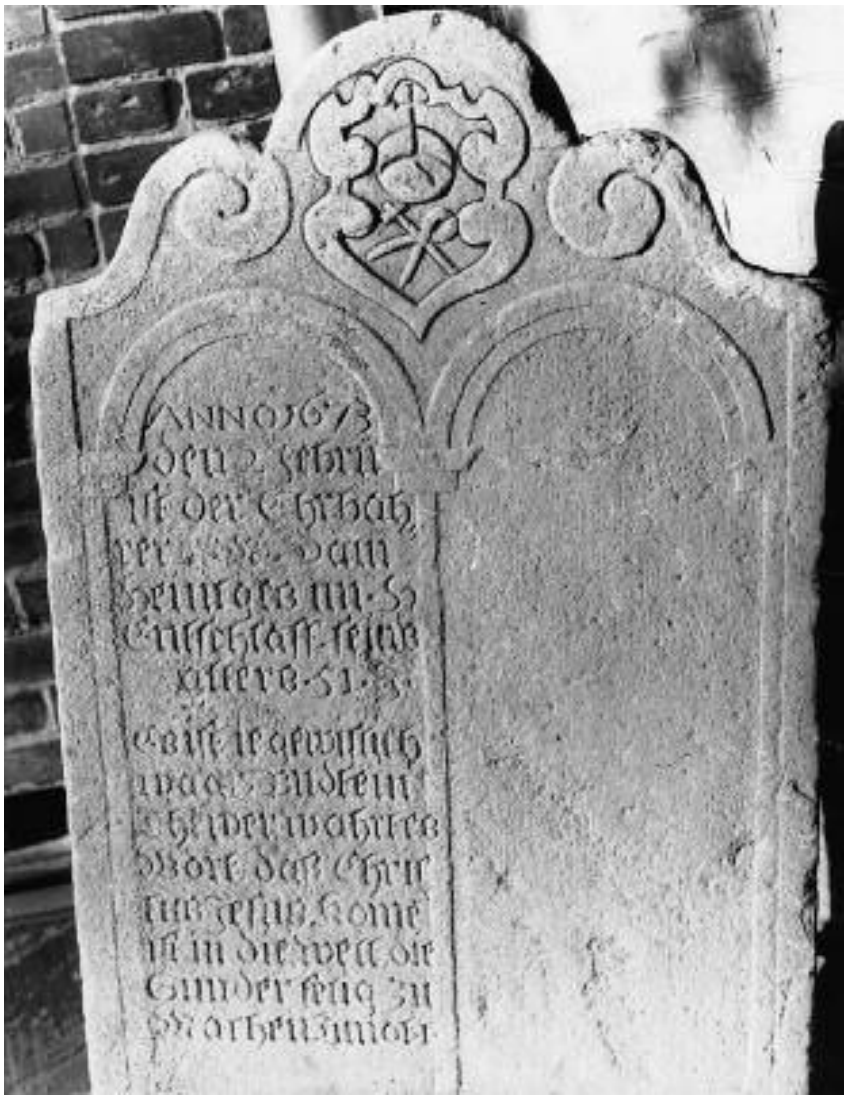
Der alte Friedhof an der Duisburger Straße in Lintorf

Bei dem alten Lintorfer Gemeindefriedhof an der Duisburger Straße – zum Teil liegt er am heutigen Konrad-Adenauer-Platz – handelt es sich um den dritten Begräbnisplatz des heutigen Ratinger Stadtteils Lintorf.

Der erste Friedhof umgab, wie vielerorts üblich, die alte romanische, aus dem 11. und 12. Jahrhundert stammende Dorfkirche St. Anna. Auf diesem „Gottesacker" der katholischen Kirchengemeinde wurden aber auch die Toten der reformierten und lutherischen Bewohner Lintorfs begraben, da diese über keinen eigenen Friedhof und bis 1867 nicht einmal über eine Kirche verfügten. Die gemeinsame Nutzung des Friedhofes um die Kirche war durch einen Vertrag zwischen den Katholiken und den Reformierten aus dem Jahre 1662 genau geregelt. Dieser „Lintorfer Religionsfriede" belegte unter anderem, dass beim Tode oder beim Begräbnis eines Reformierten die Glocken der St.-Anna-Kirche geläutet werden durften. Der katholische Küster wurde dafür nicht entlohnt, wenn die Reformierten das Läuten selbst besorgten. Zudem waren die Reformierten verpflichtet, zur Erhaltung der Kirchhofsmauer beizutragen, da sie ja auch ihre Toten dort begraben durften.

In seiner Generalverordnung vom 4. Mai 1784 untersagte der damalige **Kurfürst Karl Theodor** Totenbestattungen auf Kirchhöfen und Begräbnisplätzen innerhalb von Ortschaften „in Erwägung der aus den Totengräbern aufsteigenden Ausdünstungen und daher auf das menschliche Leben und Gesundheit entstehenden schädlichen Folgen".

Neue Friedhöfe mussten außerhalb der Städte und Dörfer angelegt werden, die bisherigen Kirchhöfe wurden nicht mehr weiter benutzt. Es ist zu vermuten, dass zu diesem Zeitpunkt auch der zweite Lintorfer Friedhof eingerichtet wurde. Wie lange die alten Gräber um die Kirche herum erhalten blieben, bevor man sie einebnete und den Lintorfern erlaubte, sich die Grabsteine als Baumaterial nach Hause zu holen, ist nicht bekannt.



Grabstein des Dam Heintges (1622 - 1673) an der Südseite der St.-Anna-Kirche

Auf einem Katasterplan des Lintorfer Ortskerns von 1826 wird der Platz zwischen der Kirche (die damals viel kleiner war als die heutige St.-Anna-Kirche aus dem Jahre 1878) und dem Haus Ulenbroich noch als „Kirchhof" bezeichnet.

Vom alten Friedhof an der Kirche ist nur ein Grabstein vollständig erhalten. Er erinnert an den Lintorfer Schmied **Dam Heintges,** der am 2. Februar 1673 im Alter von 51 Jahren verstarb. Der Stein wurde an der Südseite der St.-Anna-Kirche aufgestellt, nach dem er 1956 in der Helpenstein-Mühle wiederentdeckt worden war, wo er bis dahin als Abdeckplatte gedient hatte. Ein weiterer, zerbrochener Grabstein wurde während des letzten Krieges in der Küche der „Obersten Mühle", dem Anwesen der Familie **Tackenberg** an der Krummenweger Straße, bei der Erneuerung des Fußbodens gefunden. Er war ebenfalls als Bodenplatte benutzt worden und trug die Inschrift: „Ao (für Anno) 1657 Mertz ist gestorben Jan auf der Obersten Mühle. Der Seelen Gott genedig".

Der zweite Lintorfer Friedhof entstand am „Communalweg von Lintorf nach Angermund“, dort, wo sich heute die Gaststätte „EssBar zur alten Post“ (früher „Plönes“) und das ehemalige „Kaiserliche Postamt“ (heute Wohnhaus und Copy Center Neufeind) befinden. Das Grundstück war im Besitz der katholischen Kirchengemeinde, wurde aber auch wieder von Andersgläubigen mitbenutzt. Doch schon in den 1830er-Jahren wurde dieser Friedhof wieder aufgegeben, die Gräber wurden eingeebnet und die Grabsteine beseitigt. Der nächste, dritte Friedhof der Lintorfer wurde nicht mehr von der katholischen Kirchengemeinde, sondern von der Zivilgemeinde Lintorf angelegt. Zu diesem Zweck wurde im November/Dezember 1832 ein Pachtvertrag zwischen der Bürgermeisterei Angermund als Handlungsbevollmächtigte für die Zivilgemeinde Lintorf und Pfarrer **Aloys Theodor Kaiser,** handelnd für die katholische Kirchengemeinde St. Anna, geschlossen. Die Kirchengemeinde überlässt darin der Zivilgemeinde Lintorf einen Morgen Land am Duisburger Baums-Weg (heute Duisburger Straße) zu einer jährlichen Pacht von vier Talern Preußisch Courant[1], zu zahlen am St. Martins-Tag (11. November) an den jeweiligen katholischen Pfarrer. Der Vertrag wurde nachträglich genehmigt vom Kölner Erzbischof **Ferdinand August Graf Spiegel** und der Königlich-Preußischen Regierung in Düsseldorf. Der neue Begräbnisplatz umfasste den nördlichen Teil der heutigen Anlage und mit 2.500 m² die Hälfte der heutigen Fläche. Obwohl es sich jetzt um einen Kommunalfriedhof handelte, blieb die alte Begräbnisordnung der katholischen Kirchengemeinde zunächst noch in Kraft.

Im Jahre 1838 stellte der Kirchenvorstand von St. Anna den Tagelöhner **Heinrich Ofermann** als Totengräber und als Leichenbitter für den neuen Friedhof ein.

Der Vertrag vom 24. Juli 1838 ist erhalten geblieben. Danach erhielt der Totengräber für das Ausheben eines Grabes sechs Silbergroschen und für das sogenannte „Zur-Leiche-Bitten“ bei den in der Gemeinde Lintorf Wohnenden elf Silbergroschen und sechs Pfennige. Zu den Aufgaben des Totengräbers gehörte es auch, ein Verzeichnis der Grabstellen anzulegen und herumstreunende Tiere vom Begräbnisplatz fernzuhalten.

Eine Urkunde vom 16. November 1832

Zwischen dem Bürgermeisterei-Verwalter der Sammt-Gemeinde Angermund, Namens der Gemeinde Lintorf handelnd und dem Herrn Pfarrer Kaiser zu Lintorf, ist folgender Vertrag geschlossen worden.

1. Der Herr Pfarrer Kaiser überläßt der Gemeinde einen Morgen des zum Pfarrfond daselbst gehörenden Grundstückes, gelegen im Kreuzfeld, vorhandtig der Duisburger Baums-Weg und die Gründe des Ackersmannes Kreckel zu Lintorf, Lingseltig Pastoratsgemeinde, und die Gründe der Wittwe Greis zu Lintorf, in der Grundgüter-Mutterrolle der Sammt-Gemeinde Angermund unter Art.: 92 Pastorat zu Lintorf gezeichnet Flur 11. Nr. 144, behufs Anlegung eines neuen Begräbnisplatzes auf den Grund einer hierüber eingeholten Hohen Erzbischöflichen Genehmigung vom 17. Februar dieses Jahres Nr. 820 und der, der Hochlöblichen Regierung vom 13. d. J. I. S. V. 1416 für eine jährlich an den zeitlichen Pfarrer zu Lintorf zu zahlende Rente von vier Talern Preussisch Courant, welche Martini eines jeden Jahres fällig, und zum erstenmale Martini dieses Jahres gezahlt werden soll.

2. Bürgermeistereiverwalter verspricht im Namen der Gemeinde Lintorf, die ad Eins bezeichnete und festgesetzte jährliche Rente von vier Talern Martini eines jeden Jahres, und zum erstenmale Martini dieses Jahres, aus dem Special Gemeinde-Fonds der Gemeinde Lintorf an den Herrn Pfarrer daselbst gehörig zu zahlen.

Hierüber ist dieser Vertrag zweifach aufgestellt, und von den Contrahenten eigenhändig unterschrieben worden, wovon jeder Teil, nach erfolgter Höherer Bestätigung, ein Exemplar zur Aufbewahrung in dem Kirchen-Archiv und dem Bürgermeisterei-Büreau erhält. Geschehen zu Huckingen am sechszehnten November eintausend achthundert zwei und dreißig.

Der Bürgermeisterei-Verwalter:
Schäfer

Gesehen und vorbehaltig der landesherrlichen Zustimmung genehmigt
Cöln, den 1. December 1832.
Ferdinand August
Erzbischof von Cöln

Der Pfarrer:
Kaiser

Gesehen und genehmigt
Düsseldorf, den 28. Dezember 1832.
Königliche Regierung,
Abtheilung des Innern
(Unterschrift nicht lesbar)

Der alte Friedhof an der Straße nach Angermund geriet im Laufe der Jahre in Vergessenheit. Die eingeebnete Fläche wurde als Weide und als Lagerplatz genutzt. Erst als man um 1900 Häuser auf diesem Gelände baute, erinnerte man sich an den aufgelassenen Friedhof, da bei den Ausschachtungsarbeiten viele Gebeine zu Tage gefördert wurden, für die man auf dem neuen Friedhof ein endgültiges Grab schuf.

Im Jahre 1882 brachte die „Allgemeine Begräbnisordnung für den Regierungsbezirk Düsseldorf“ neue Vorschriften über die Anlage von Friedhöfen und den Erlass von Friedhofsordnungen. Auch die Ordnung für den Lintorfer Friedhof musste geändert werden. Erstmals war es nicht der Vorstand der katholischen Kirchengemeinde St. Anna, der die neue Friedhofsordnung aufstellte, sondern der Bürgermeister der Bürgermeisterei Angermund und der Lintorfer Gemeinderat unter Zustimmung der Geistlichen beider Konfessionen. Die geänderten Vorschriften machten auch eine Erweiterung der bisherigen Friedhofsfläche nötig. Im Jahre 1893 nahm die Zivilgemeinde Lintorf daher weitere 25 ar auf 99 Jahre von der katholischen Kirchengemeinde in Erbpacht.

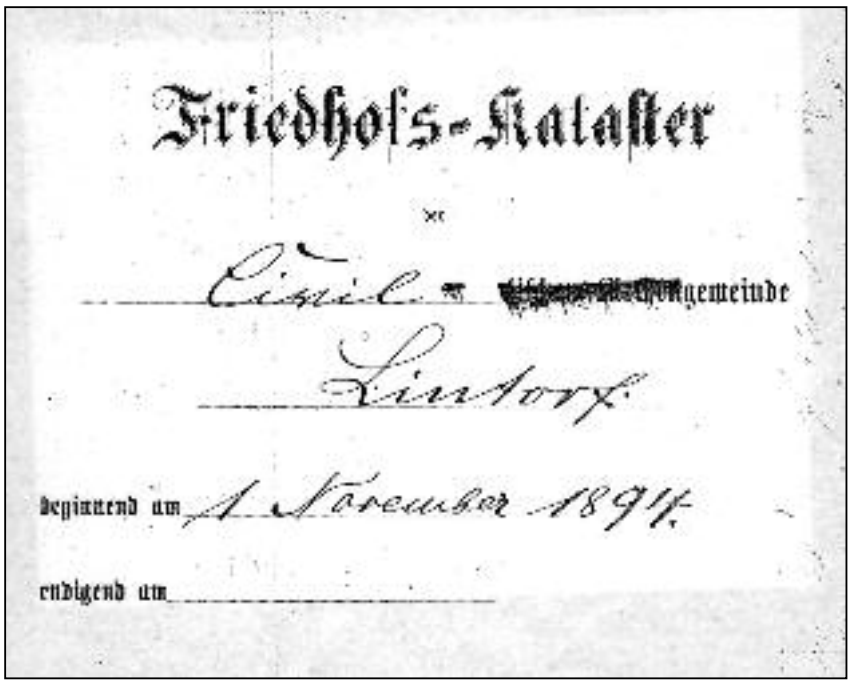
Den Vertrag vom 30. November 1893 unterzeichneten übrigens für die Gemeinde Lintorf der Bürgermeister **Carl Baasel** (Angermund) und der Gemeindevorsteher **Johann Josef Mentzen,** dem unlängst eine Straße im Lintorfer Neubaugebiet „Am Brand“ gewidmet wurde.

Die Gesamtfläche des Friedhofes verdoppelte sich also, die Erweiterung erfolgte nach Süden hin in Richtung Angermunder Straße (heute Kalkumer Straße).

Fertiggestellt wurde die neue Friedhofsanlage offensichtlich erst im Jahre 1895, denn **Hauptlehrer Josef Hamacher** vermerkt erst unter der Jahreszahl 1895 in der Schulchronik der Katholischen Schule I: „Der hiesige Kirchhof erfuhr eine beträchtliche Erweiterung“.

---

1) 1 Taler Preußisch Courant = 3 Mark des Deutschen Reiches nach 1871. Eine Mark von 1871 entspricht heute einem Kaufwert von etwa 180 EUR



Friedhofs-Kataster

der

Civil- [redacted]gemeinde

Lintorf

beginnend am 1. December 1891.

endigend am _____

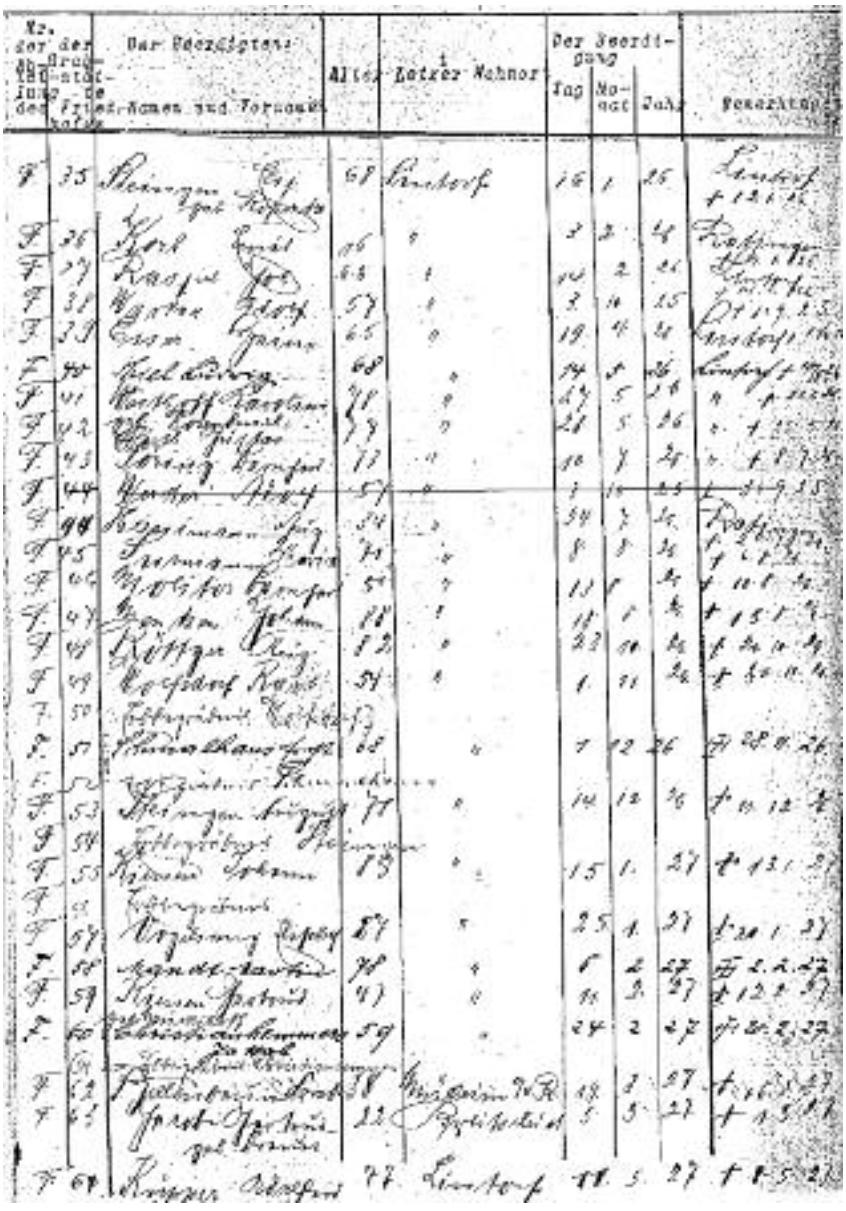
Die Pacht für das gesamte Friedhofsland betrug 90 Mark – durch die Reichsgründung 1871 war die Währung im gesamten Deutschen Reich jetzt einheitlich auf Mark und Pfennige festgesetzt.

Die neue Friedhofsordnung galt bis in die 1920er-Jahre.

Während der Inflationszeit wurden dem katholischen Pfarrer, **Dechant Josef Füngeling,** allerdings auf dessen Antrag hin nicht 90 Mark jährliche Pacht ausgezahlt, sondern die Zivilgemeinde Lintorf lieferte ihm stattdessen zwei Zentner Roggen.

Nach der Friedhofsordnung von 1893 war der Erwerb eigener Grabstellen auf dem Lintorfer Friedhof noch nicht möglich. Da es in verschiedenen Fällen zu Streitigkeiten mit der Gemeinde Lintorf wegen der erneuten Benutzung bereits belegter Grabstellen gekommen war, beschloss die Gemeindevertretung am 22. Februar 1926 den Erlass einer neuen Friedhofsordnung. Sie sah die Möglichkeit zum Kauf eigener Grabstellen zum Preis von 30 Reichsmark vor.

Schon zu Beginn der 1920er-Jahre zeigte sich die Notwendigkeit, eine neue Friedhofsanlage für Lintorf zu planen, da der alte Friedhof für die größer werdende Gemeinde nicht mehr ausreichte. Die inzwischen entstandene Bebauung nördlich und südlich des Friedhofes und die Eisenbahnlinie im Westen ließen eine Erweiterung der alten Friedhofsanlage nicht zu. So musste sich der Gemeinderat nach einem neuen Gelände umsehen. Der neue Friedhof sollte den Charakter eines „Wald- oder Naturfriedhofes“ haben und außerhalb des Ortes liegen. Bei der Suche stieß man auf ein vermeintlich geeignetes Grundstück „An den Hanten“ südlich der Krummenweger Straße. Es fanden langwierige Verhandlungen statt, da die Gräflich von Spee'sche Verwaltung als Eigentümerin des Grundstücks nicht zustimmen wollte. Sie befürchtete eine Schädigung ihres Waldbestandes. Die Verhandlungen dauerten mehr als 12 Jahre, wobei auch Kreis und Bezirksregierung eingeschaltet wurden. Erschwerend kamen jetzt auch noch der geplante Bau der Reichsauto-



Auszug aus dem Friedhofskataster mit Beerdigungen in den Jahren 1925 - 1927

bahn und des nördlichen Zubringers hinzu.

Erst im Jahre 1937 konnte das jetzige Grundstück nördlich der Krummenweger Straße im Wege eines Ringtausches erworben werden.

Am 20. September 1938 wurde die Grundstücksübertragung von der Regierung endgültig genehmigt. Sofort begann man mit der Planung der neuen Friedhofsanlage, und wenig später wurden auch die ersten Baumaßnahmen durchgeführt.

Der alte Friedhof an der Duisburger Straße konnte erst geschlossen werden, als der Waldfriedhof an der Krummenweger Straße in Benutzung genommen wurde. Die ersten Bestattungen dort fanden in den späten 1940er-Jahren statt.

Grabstätte der Eheleute Peter und Katharina Laufs (heutiger Zustand). Peter Laufs war einer der letzten Toten, die auf dem Friedhof an der Duisburger Straße bestattet wurden

Am 28. August 1950 fasste der Gemeinderat den Beschluss, den alten Friedhof mit sofortiger Wirkung zu schließen. Allerdings konnten die bereits gekauften und noch benutzbaren Wahl- oder Eigengräber bis zum Ablauf des Nutzungsrechtes weiter belegt werden. Das waren zum damaligen Zeitpunkt etwa 60 Grabstellen. Das Nutzungsrecht dauerte 40 Jahre, vom Zeitpunkt des Erwerbs an gerechnet. Obwohl das Nutzungsrecht einiger Gräber erst in den späten 1980er-Jahren ablief, beschloss der Gemeinderat, ab 1957 keine Bestattungen auf dem alten Friedhof mehr zuzulassen. Nach den Bestimmungen der Friedhofsordnung musste die Gemeinde Lintorf den Betroffenen für nicht belegte Eigengräber Ersatz auf dem Waldfriedhof stellen. Trotzdem fanden auch in den 1960er-Jahren noch vereinzelte Beerdigungen statt – mit Sondergenehmigung!

Die letzten Bestattungen waren die des bekannten Lintorfer Fuhrmanns, Bauern und Fouragehändlers **Peter Laufs** am 14. September 1965 und die von **Louise Ehrkamp,** mit ihrem Mann **Heinrich** Betreiberin eines Kolonialwarenladens an der Ecke Duisburger Straße/Breitscheider Weg und Mutter unserer 100-jährigen Autorin **Maria Molitor,** im August 1966.[2)]

Der Friedhof an der Duisburger Straße in den 1950er-Jahren

In den folgenden Jahren verwilderte der Friedhof zusehends, da immer weniger Gräber weiterhin gepflegt wurden. Das sah zwar auf den ersten Blick romantisch aus – man glaubte an einem verwunschenen Ort zu sein –, verführte aber auch immer wieder zu Vandalismus, dem viele Grabsteine, die sich im Laufe der Zeit gelockert hatten, zum Opfer fielen. Im Anfang wurden solche Grabsteine noch von Gemeindearbeitern wieder aufgerichtet, doch in einer „Amtlichen Bekanntmachung“ des Amtsdirektors des Amtes Angerland vom 11. März 1974 wurde bereits mitgeteilt, dass ungepflegte Gräber ab Mai 1974 abgeräumt würden, dass man aber die Nutzungsberechtigten nicht einzeln anschreiben könne, da deren Anschriften dem Amt nicht mehr bekannt seien.

Am 2. Juli 1974 beschloss der Bauausschuss der Gemeinde Lintorf, den alten Friedhof in eine Grünfläche umzugestalten bei Erhaltung der künstlerisch wertvollen und historisch interessanten Grabsteine.

---

2) Dazu: **Riele Wenke** „Aus dem Leben der Lintorfer Familie Laufs“ in „Die Quecke“ Nr. 77 (2007)

und **Maria Molitor** „Am Duisburgerboum 84⅔“ in „Die Quecke“ Nr. 61 (1991)

Der „Alte Friedhof“ im Oktober 1968

Das Grabmal der Familie Wendel aus dem Jahre 1860 im Originalzustand vor dem Diebstahl der „Trauernden Frau“. Carl Wendel vom Kornsgut ließ es für seine verstorbene Frau errichten

Durch die kommunale Neuordnung unserer Region, die am 1. Januar 1975 wirksam wurde, gerieten diese Pläne des alten Amtes Angerland in Vergessenheit. Es gab sicherlich zunächst auch wichtigere Dinge zu klären. Erst eine erneute Verwüstung des alten Friedhofes im Jahre 1979, bei der auch wieder zahlreiche Grabsteine umgestoßen wurden, brachte die alten Pläne wieder in Erinnerung.

Karl-Heinz Jörgens, CDU-Mitglied des Bezirksausschusses Lintorf/Breitscheid, stellte am 16. August 1979 eine Anfrage an den damaligen Stadtdirektor **Dr. Alfred Dahlmann,** in der er um Auskunft bat, ob die Stadt als Nachfolgerin des Amtes Angerland weiterhin beabsichtige, den alten Friedhof allmählich im Einvernehmen mit den Nutzungsberechtigten in eine Grünanlage umzuwandeln. In seiner Antwort stellte Dr. Dahlmann klar, dass aufgegebene Gräber eingeebnet und mit Rasen eingesät würden, dass aber die Ermittlung der Nutzungsberechtigten für die Stadt ein großes Problem sei, da keinerlei Unterlagen über den alten Friedhof vorlägen. Die umgeworfenen Grabsteine sollten von der Stadt nicht wieder aufgerichtet werden. Allerdings wolle man in Zusammenarbeit mit den Ratinger Steinmetzen die noch vorhandenen historisch wertvollen Grabsteine erfassen und eine Bestandsliste erstellen. Die erfassten Grabsteine sollten dann restauriert und auf Dauer erhalten werden.

Als sich jedoch bis zum Beginn des Jahres 1982 nichts weiter in Sachen „Alter Friedhof“ in Lintorf tat, schaltete sich der Verein Lintorfer Heimatfreunde ein und bat die Lintorfer CDU-Ratsherren **Blumenkamp, Jörgens, Kösters** und **Tackenberg,** noch einmal bei der Stadtverwaltung vorstellig zu werden. Am 30. März 1982 trugen die Lintorfer Ratsherren Stadtdirektor Dr. Dahlmann das Problem erneut vor. Mittlerweile war das wohl schönste und wertvollste Grabdenkmal des alten Friedhofs in einer nächtlichen Aktion gestohlen worden. Auf dem Sockel des Grabsteins der Familie **Carl Wendel,** der heute noch auf dem Friedhof zu sehen ist, stand einst die Figur einer Trauernden, die sich auf eine abgebrochene Säule stützte und in der rechten Hand einen Lorbeerkranz trug. Ausführung und künstlerische Gestaltung dieses Denkmals ließen darauf schließen, dass die Familie Wendel, als sie den Grabstein 1860 errichtete, recht wohlhabend gewesen sein muss. Die Täter zerstörten auch einen Teil des Sandsteinsockels, um die Statue leichter abtransportieren zu können. Täter und Verbleib der „trauernden Frau“ sind bis heute unentdeckt geblieben, obwohl sich Polizei und Stadtverwaltung bemühten, Hinweise zu finden.

Erst im Februar 1984 kam wieder Bewegung in den sich nun schon über Jahre hinschleppenden Prozess. Am 10. Februar fand eine Begehung des alten Friedhofes statt, an der die Herren **Brockskothen** (Vorsitzender), **Volmert,** und **Huiras** vom Verein Lintorfer Heimatfreunde und der Stadtkonservator **Thom-Michael Roessler** (Amt 68) teilnahmen. Über die vom Heimatverein angeregte Begehung wurde ein Protokoll angefertigt und dem Verein am 16. Februar 1984 zugestellt. Ergebnis:

1) Die Stadt ist nach wie vor daran interessiert, den Friedhof zu erhalten und neu zu gestalten, um ihn der Bevölkerung als Grünbereich zur Verfügung zu stellen.

2) Es wurden bereits ein Bestandsplan der Anlage sowie Fotos von allen Grabsteinen angefertigt.

3) Die Friedhofsanlage soll unter Denkmalschutz gestellt werden.

4) Es wurde festgehalten, dass einige Grabsteine bereits mutwillig zerstört wurden, andere zunehmend verwitterten. Der Steinzerfall müsse möglichst bald durch Sanierung gestoppt werden.

Der Lintorfer Heimatverein sollte nun in einem Exposé festlegen, welche Grabsteine und Grabstellen aus seiner Sicht erhaltenswert seien im Hinblick auf die Ortsgeschichte und den Bekanntheitsgrad der Familien. Das Exposé sollte möglichst viele und genaue Daten zu jedem Objekt enthalten, die ermittelten Grabsteine in den erstellten Plan mit Nummern eingetragen werden. Der Stadtkonservator würde versuchen zu ermitteln, welche Grabstellen bereits aufgelassen waren, welche Gräber zur Zeit der Begehung noch betreut wurden und wer die verantwortlichen Eigentümer waren.

Gleichzeitig sollte durch die Stadt ein Gestaltungskonzept für die gesamte Friedhofsanlage erstellt werden, die Eigentümer von beschädigten Grabsteinen sollten von der Stadt zwecks Wiedererrichtung angeschrieben werden.

Im März 1984 erschien ein ausführlicher Artikel von **Dr. Richard Baumann** in der „Rheinischen Post“, der sich mit der Erhaltung des „Alten Friedhofes“ beschäftigte und die Planungen von Stadt und Heimatverein Lintorf schilderte. Ebenfalls im März teilte das Garten- und Friedhofsamt dem Stadtkonservator mit, dass es im Zuge der Neugliederung der Stadt Ratingen keinerlei Unterlagen über den alten Friedhof in Lintorf erhalten habe. Kein Wunder, wenn diese Unterlagen schon 1974 beim Amt Angerland nicht mehr aufzufinden waren!

Der „Alte Friedhof“ im April 1984. Die meisten Gräber machen einen ungepflegten Eindruck, viele Grabsteine sind zudem beschädigt. Das Hochkreuz des Friedhofes trägt zwar noch seinen Korpus, die Arme wurden aber bereits abgeschlagen. Neben dem Kreuz erkennt man das Grab des Pfarrers Bernhard Schmitz

Im Juni 1984 lieferte der Lintorfer Heimatverein seine Hausaufgaben beim Stadtkonservator ab: eine vierseitige Liste der zu erhaltenden 35 Grabsteine mit allen wichtigen Daten. Im letzten Satz des Schreibens vom 27. Juni 1984 stellte Vorsitzender Willy Brockskothen fest, dass dem weiteren Vorgehen ja wohl jetzt nichts mehr im Wege stünde und dass man einem weiteren Gespräch gerne entgegensähe.

Antwort erhielt der Verein ein Jahr später.

In seinem Schreiben vom 18. Juli 1985 teilte Thom-Michael Roessler mit, das Vorhaben „Alter Friedhof Lintorf“ sei keineswegs in Vergessenheit geraten, es verzögere sich durch die Schwierigkeiten bei der Ermittlung der Nutzer der letzten Grabstellen. Eine zumindest teilweise Verwirklichung des Plankonzeptes sei für 1986 vorgesehen.

Am 22. Juni 1985 erschien dann noch einmal ein Zeitungsartikel in der „Rheinischen Post“ unter dem Titel „Alter Friedhof bald unter Denkmalschutz – Gräber als Spiegel der Geschichte – Heimatverein brachte Stein ins Rollen und hilft mit“.

Wieder geschah lange nichts. Am 14. September 1987 erschien

dann eine kurze Ankündigung in der „Rheinischen Post“, in der mitgeteilt wurde, dass die Umgestaltung des „Alten Friedhofes“ bevorstehe. Eine Begehung habe ergeben, dass akute Unfallgefahr bestehe, da viele Grabsteine lose seien. Diese würden in nächster Zeit fachgerecht abgenommen und neben das jeweilige Grab gelegt. Bei den Beratungen zur Genehmigung des Haushaltes der Stadt Ratingen sei die endgültige Umgestaltung des Friedhofes für 1988 vorgesehen.

Empörung herrschte in Lintorf zehn Tage später, als Mitarbeiter der Stadtverwaltung diese Ankündigung in die Tat umsetzten. „Mitarbeiter hausten auf dem Friedhof wie die Vandalen“, lautete die Überschrift in der „Rheinischen Post“ vom 24. September 1987. Eine Reaktion, die ebenso wenig nachvollziehbar ist wie die Empörung der Lintorfer Ratsherren in einer Anfrage an Stadtdirektor **Dr. Horst Blechschmidt** zu diesem Vorfall, denn

1. es war Gefahr im Verzug (wobei man sicher auch schon früher die Baufälligkeit hätte feststellen können)
2. die geplante Aktion war in der Presse mitgeteilt worden
3. die Angehörigen konnten nicht informiert werden, weil bei der Stadtverwaltung keine Unterlagen über die Nutzungsberechtigten und ihre Anschriften vorlagen
4. alle Beteiligten wussten doch, dass in den Planungen vorgesehen war, die meisten Grabstellen einzuebnen, sofern sie nicht in die Liste der erhaltenswerten Grabmale aufgenommen worden waren oder Angehörige sich bereitfanden, die Gräber auch weiterhin zu pflegen.

Am 22. Oktober 1987 fand dann nochmals eine Begehung des Friedhofes statt, an der Vertreter des Heimatvereins und der neue Stadtkonservator **Hans-Uwe Balzar** teilnahmen. Es wurde auch wieder über die erhaltenswerten Grabstätten gesprochen. Um weitere Unruhe zu vermeiden, bat der Heimatverein um die Berücksichtigung folgender Punkte:

1. Über die Presse soll versucht werden, diejenigen Familien zu ermitteln, die ihre Grabstellen erhalten und weiter pflegen wollen
2. Diese Familien sollen sich finanziell an der Erhaltung und Pflege der Gräber beteiligen, wobei die Stadt die eventuelle Wiederaufstellung der Grabsteine übernimmt

Das Garten- und Friedhofsamt erstellte nun eine Vorlage zur „Umgestaltung und Sanierung des alten Friedhofes“ für den Bezirksausschuss Lintorf/Breitscheid und den Bau- und Vergabeausschuss des Rates der Stadt Ratingen. Als Fazit werden darin folgende Beschlüsse vorgeschlagen:

1. Der Planung des Garten- und Friedhofsamtes wird zugestimmt.
2. Mit der Restaurierung und Wiederaufstellung der 35 erhaltenswerten Grabsteine ist unverzüglich zu beginnen.
   Im Anschluss daran sind die weiteren Arbeiten zur Umgestaltung durchzuführen.
3. Der vom Finanzausschuss am 6. Oktober 1987 beschlossene Sperrvermerk für die 150.000 DM, die für die Restaurierung des Friedhofes in den Etat eingestellt worden waren, soll wieder aufgehoben werden.

Am 3. November 1987, einen Tag vor der entscheidenden Sitzung des Bau- und Vergabeausschusses des Rates der Stadt Ratingen, berichtete Dr. Richard Baumann noch einmal in der „Rheinischen Post“ über die geplanten Maßnahmen und den Ablauf der Umgestaltung des alten Friedhofes in eine Grünfläche.

In einer öffentlichen Bekanntmachung der Stadt Ratingen wurden am 7. Dezember 1987 die Beschlüsse des Bau- und Vergabeausschusses vorgestellt. Unter Punkt 1 veröffentlichte die Stadt eine Liste der 35 Grabmale, die als erhaltenswert eingestuft wurden. Punkt 2: Nutzungsberechtigte, die ihr Grab weiter erhalten und auch pflegen wollten, mussten bis zum 15. März 1988 einen entsprechenden Antrag an das Bauverwaltungsamt stellen. Eventuell entstehende Kosten zur Wiederaufstellung von Grabmalen, die wegen Unfallgefahr von der Stadt abgenommen wurden, konnten von der Stadt nicht übernommen werden. Punkt 3: Auch die ehemaligen Nutzungsberechtigten, die ihr Grab aufgeben und Grabstein und Grabumrandung abholen wollten, mussten dies dem Bauverwaltungsamt bis zum 15. März 1988 mitteilen. Punkt 4: Die Gräber, für die innerhalb der gesetzten Frist kein Antrag vorlag, sollten abgeräumt werden.

Die Stadtverwaltung griff zu dieser Form der öffentlichen Bekanntmachung, weil, wie schon mehrfach erwähnt, die Anschriften der Nutzungsberechtigten der Verwaltung nicht bekannt waren.

Im Frühjahr des Jahres 1988 fanden die geplanten Umbau- und Restaurierungsmaßnahmen statt. Die 35 als erhaltenswert eingestuften Grabmale wurden restauriert und zum Teil neu aufgestellt, die meisten Grabstellen wurden eingeebnet. Etwa zehn Nutzungsberechtigte hatten einen Antrag auf Erhaltung ihrer Gräber gestellt. Einige dieser Gräber werden heute noch von Angehörigen der Familien gepflegt, einige Grabstellen machen einen verwilderten Eindruck.

Leider wurden bei der Umgestaltung auch einige Fehler gemacht. So vergaß man bei der Begehung des Friedhofes im Jahre 1984, das Grab des bekannten Lintorfer Lehrers **Ernst Schmalhaus** als erhaltenswert einzustufen. Gott sei Dank, dass es trotzdem ohne Zerstörung erhalten blieb. Das Grab der Eheleute **Katharina und Karl Steingen,** der Urgroßeltern meiner Frau, sollte eigentlich als Grabstelle mit Umrandung erhalten bleiben, weil es typisch war für ein Grab aus der Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert: ein Grabkreuz aus poliertem schwarzen Marmor und an den Ecken der Grabumrandung verzierte Säulchen, die durch eine Gliederkette miteinander verbunden waren. Auf dem Grab stand eine Hortensie, die ein Geschenk zur 1. Heiligen Kommunion gewesen war, hinter dem Grabstein ein Holunderbusch, der früher zu den traditionellen Friedhofspflanzen gehörte und schon in vorchristlicher Zeit als Lebensbaum hoch verehrt

Grabstätte der Eheleute Karl und Katharina Steingen (1903/1921)
vor der Umgestaltung des Friedhofes in eine Grünanlage

wurde. Leider wurde das Grab entgegen der Zusage des Stadtkonservators eingeebnet und nur der Grabstein restauriert und erhalten. Die Grabplatte des Pfarrers **Bernhard Schmitz,** die als erhaltenswert eingestuft worden war, wurde irrtümlich mit anderen Grabsteinen abgeräumt und durch einen Zufall erst 1995 auf einer Müllkippe in Breitscheid unversehrt aufgefunden. Heute liegt sie wieder an der Stelle, an der sich einst das Grab von Pfarrer Schmitz neben dem Hochkreuz befand.

Im Jahre 1988 wurde der „Alte Friedhof“ in Lintorf in die Denkmalliste der Stadt Ratingen aufgenommen. Er ist heute eine Parkanlage mit Bänken, die vom Grünflächenamt der Stadt Ratingen betreut wird. Ein Teil der nördlichen Hälfte des Friedhofsareals ist ein sogenannter „Ewiger Friedhof“. Die dort befindlichen Gräber von gefallenen Soldaten und Ziviltoten des letzten Krieges genießen immerwährenden Bestandsschutz. Die 41 noch erhaltenen Grabsteine und Grabstellen des früheren Lintorfer Gemeindefriedhofes dürfen nicht verändert oder beseitigt werden. Leider wurden in der Vergangenheit viele Steine durch Vandalismus beschädigt oder sogar völlig zerstört. Von einigen Hundebesitzern wird der Friedhof leider auch als Hundetoilette benutzt. So wurde eine Frau beobachtet, die mit fünf (!) Hunden auf den „Alten Friedhof“ zog und sie dort ihr Geschäft verrichten ließ. Ob diese wenigen unbelehrbaren Hundebesitzer wissen, welch hohe Ordnungsstrafen sie erwarten, wenn sie zur Anzeige gebracht werden?

Von den 1988 als erhaltenswert bezeichneten 35 Grabmalen sind heute noch 33 mehr oder weniger gut erhalten. Manche sind im Laufe der Zeit beschädigt und nicht mehr instand gesetzt worden. Die beiden restlichen Grabstellen aus der Liste von 1988 sind nicht mehr als solche zu erkennen. Vom Grabstein des im Januar 1924 verstorbenen **Friedrich Siebertz** ist nur noch der Sockel erhalten, der Stein mit der Inschrift wurde zerstört und abgeräumt. Seltsamerweise ist das Grab seiner Frau **Elisabeth,** die vier Jahre vor ihm bestattet wurde, nicht weit davon erhalten geblieben (Nr. 5 im beiliegenden Plan des Friedhofs). Das Grab der **Elisabeth Rohde** verfügt zwar noch über eine steinerne Grabumrandung, ist aber dicht bewachsen, und weder Stein noch Grabplatte geben Auskunft über die dort Bestattete. Man findet dieses Grab hinter dem Stein des **Johann Klotz** (Nr. 1).

Zwei der heute 41 erhaltenen Grabstellen sind erst in späteren Jahren auf den Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz gebracht worden.

Im Jahre 1996 war das Nutzungsrecht für das Doppelgrab der einst in Lintorf so segensreich tätigen

Umsetzung des Grabkreuzes und der Namensteine der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“
vom Waldfriedhof auf den alten Friedhof an der Duisburger Straße im Mai 1997

Schwestern **Maria Helia** und **Maria Thaddäa** vom Orden der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“ auf dem Lintorfer Waldfriedhof abgelaufen. Das Grab sollte aufgelassen werden. Auf Wunsch des Lintorfer Heimatvereins wurden das hölzerne Grabkreuz mit Korpus und die beiden Namensteine im Mai 1997 durch Arbeiter des Grünflächenamtes auf eine freie Fläche des alten Friedhofs umgesetzt (Nr. 41). So entstand eine kleine Gedenkstätte an das frühere „Klösterchen“ der „Armen Dienstmägde“ am Klosterweg (heute Krummenweger Straße). Schwester Helia (1883 - 1968) war von 1921 bis zur Auflösung des Klosters im Jahre 1962 in Lintorf als Krankenschwester in der ambulanten Krankenbetreuung tätig. Alte Lintorferinnen und Lintorfer, die sich noch gut an sie erinnern können, sprechen heute noch mit größter Hochachtung und Verehrung von ihr. Sie machte keine Unterschiede zwischen groß und klein, arm und reich, evangelisch und katholisch, wenn sie „ihre“ Kranken aufsuchte. Schwester Thadäa (1892 - 1956) war 22 Jahre lang in der Lintorfer Klostergemeinschaft für die anfallenden Näharbeiten zuständig und leitete die angeschlossene Nähschule[3]. Nach Schwester Helia wurde im Neubaugebiet zwischen Krummenweger Straße und Gustav-Mahler-Straße auch eine Straße benannt. Leider wurden von dem Korpus am Holzkreuz der Schwestern vor einiger Zeit durch Frevler beide Arme abgebrochen.

Der zweite, nicht ursprünglich vom alten Friedhof stammende Grabstein wurde von der Denkmalbehörde als Fundstück dort aufgestellt. Bemerkenswert ist, dass auf dem Stein eine 1881 verstorbene **Witwe Eirich** genannt wird – ein Vorname ist nicht angegeben (Nr. 13).

Die restlichen acht Grabsteine und Grabstellen, die auf dem „Alten Friedhof“ erhalten wurden, hätten eigentlich nach Ablauf des Nutzungsrechtes in den 1980er-Jahren abgeräumt werden müssen. Dem stand aber die mittlerweile erfolgte Unterschutzstellung des gesamten Friedhofs durch die Denkmalbehörde im Jahre 1988 im Wege.

Heute können wir froh sein, dass auch diese Gräber erhalten wurden, denn in den meisten von ihnen ruhen Angehörige bekannter Lintorfer Familien.

Über fast alle der 41 erhaltenen Grabstellen und die in ihnen bestatteten Toten könnte man lange Geschichten erzählen. Ich werde im Folgenden versuchen, nur kurz über die wichtigsten Gräber zu berichten. Dabei ist jeweils die Nummer der Grabstelle auf dem beiliegenden Plan in Klammern angegeben. Hinweise auf frühere „Quecke“-Artikel mögen zur weiteren Lektüre anregen.

Das Ehrenmal des **TuS 08 Lintorf** (Nr. 43) wurde zum 25-jährigen Bestehen des Vereins gestiftet und am 7. Mai 1933 im Garten der Vereinsgaststätte „Zum Kothen“ (Walter „Ohme“ Mentzen) an der Ecke Klosterweg/Angermunder Straße – heute steht dort die Sparkasse – aufgestellt. Bei der Einweihungsfeier spielte die Blaskapelle Mentzen.

Das Ehrenmal besteht aus einem Quarzit vom Stinkesberg, der von Turnern des TuS 08 mithilfe des „Wilden Mannes“ **Jupp Jostkleigrewe** aus dem Spee’schen Wald geholt wurde. Zunächst war an dem senkrecht aufgestellten Stein nur eine Bronzetafel mit den Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen Vereinsmitglieder angebracht, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde eine zweite Tafel mit den Gefallenen dieses Krieges hinzugefügt. Als 1967 die alte Vereinsgaststätte niedergerissen wurde, um dem Neubau der Sparkasse Platz zu machen, suchte der Verein nach einem neuen würdigen Platz für das Ehrenmal. Die Umsetzung auf den alten Friedhof geschah nach der Zustimmung des Gemeinderates und des Bürgermeisters **Edmund Wellenstein.** Planung und Durchführung lagen in den Händen von Architekt **Heinz Hassel** und Bauunternehmer **Hans-Willi Schulze.**

Das Hochkreuz (Nr. 18) liegt an einer zentralen Stelle des „Alten Friedhofs“. Es trug früher einen Korpus. Da schon in den frühen 1980er-Jahren dessen Arme abgeschlagen worden waren, wurde der Korpus bei der Restaurierung des Kreuzes 1987/88 abgenommen und nicht erneuert. Am Hochkreuz wurde früher bei der Fronleichnams- und der Pfarrprozession der katholischen Kirchengemeinde St. Anna ein Segensaltar errichtet.

Neben dem Hochkreuz befindet sich das Grab des katholischen Pfarrers **Bernhard Schmitz.** Über die Odyssee seiner Grabplatte wurde bereits berichtet. Bernhard Schmitz, 1830 in Heimbach in der Eifel geboren, war von 1875 bis zu seinem Tod im Jahre 1902 Pfarrer der Katholischen Kirchengemeinde St. Anna. Zwar hatte man ihn bereits 1874 zum Lintorfer Pfarrer ernannt, doch konnte er wegen des Kulturkampfes in Preußen seinen Dienst erst ein Jahr später antreten.

In seine Zeit als Oberhaupt der Gemeinde fällt die Grundsteinlegung zur neuen, heutigen St.-Anna-Kirche am 29. Juli 1877 und die feierliche Benediktion (Einsegnung) im Jahre 1878. Als Festgabe zum Tag der Einweihung am 28. Juli 1878 überreichte Pfarrer Bernhard Schmitz seiner Gemeinde ein von ihm verfasstes Büchlein mit dem Titel „Einige geschichtliche Nachrichten über Lintorf, seine katholische Pfarre und Kirche, aus Urkunden und alten Kirchenbüchern zusammengestellt vom zeitlichen Pfarrer daselbst“. Damit war Bernhard Schmitz der erste Lintorfer Heimatforscher. Der Heimatverein veröffentlichte 1998 sein Buch zum 120. Jahrestag der Benediktion der St.-Anna-Kirche als Faksimileausgabe in der Reihe „Dokumente“.[4]

Von einem Bischof geweiht werden konnte die neue St.-Anna-Kirche übrigens erst im August 1893, nachdem Reichskanzler Bismarck seinen Streit mit der katholischen Kirche und vor allem dem Kölner Erzbistum beendete.

Kann Pfarrer Bernhard Schmitz als der Erbauer, der „Vollender“ der neuromanischen St.-Anna-Kirche angesehen werden, so war

---

3) Dazu: **Theo Volmert** „Das Kloster der Armen Dienstmägde Jesu Christi“ in „Die Quecke“ Nr. 32 (Dezember 1957) und **Maria Molitor** „Erinnerungen an Schwester Helia“ in „Die Quecke“ Nr. 69 (1999)

4) Dazu: Dokumente 5 „Festschrift zur Benediktion der heutigen St.-Anna-Kirche am 28. Juli 1878“ (Faksimileausgabe des Originalheftes), Lintorf 1998

Ehrenmal des TuS 08 Lintorf

Pfarrer Bernhard Schmitz (1830 – 1902)

Pfarrer Friedrich Kruse (1860 – 1936)

Pfarrer Johann Heinrich Schönscheidt (1806 – 1874)

Pfarrer Eduard Hirsch (1832 – 1894)

Alle Fotos: Anke Jensen-Giehler

es sein Vorgänger **Johann Heinrich Schönscheidt,** der den Plan zur neuen Kirche fasste und durch die Gründung eines Kirchenbaufonds die Basis für die Finanzierung legte. Der 1806 in Essen-Bergerhausen geborene Johann Heinrich Schönscheidt war von 1838 bis zu seinem Tod im Jahre 1874 Pfarrer der St.-Anna-Gemeinde. Die Grundsteinlegung „seiner" neuen Kirche erlebte er gar nicht mehr. Auch er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Lintorfer Friedhof. (Nr. 26)

Nicht weit entfernt von der Ruhestätte Johann Heinrich Schönscheidts, auf der anderen Seite des Weges, befinden sich die Gräber zweier protestantischer Pfarrer, die für die evangelische Kirchengemeinde in Lintorf von großer Bedeutung waren. **Pfarrer Eduard Hirsch,** am 4. April 1832 in Wesel geboren, war als Nachfolger von **Eduard Dietrich** der zweite Pfarrer der Lintorfer reformierten Gemeinde. Gleichzeitig mit dem Pfarramt übernahm er im Mai 1869 auch die Leitung des „Männer-Asyls", einer 1851 von Pfarrer Eduard Dietrich gegründeten Einrichtung zur Rehabilitierung „alleinstehender trunksüchtiger Männer", die sich später zur ersten Trinkerheilstätte Europas entwickelte.

Im Jahre 1875 ließ Eduard Hirsch den alten baufälligen Bauernhof, in dem das „Asyl" untergebracht war, abreißen und ein neues, geräumigeres Haus mit Ökonomiegebäude und Scheune errichten. 27 Männer konnten nun im „Asyl" Platz finden. Auch das heutige, unter Denkmalschutz stehende evangelische Pfarrhaus am Konrad-Adenauer-Platz wurde im Jahre 1884 unter Pfarrer Hirsch erbaut, nachdem der „Rüping", ein altes Fachwerkhaus, das bis dahin als Pfarrhaus gedient hatte, abgerissen worden war.

1879 ließ Pfarrer Hirsch am Eichförstchen die „Kuranstalt Siloah" errichten als „Asyl für Trunkfällige aus gebildeten Ständen", denn nicht nur „Leute aus geringem Stand, sondern auch solche aus höheren und höchsten Ständen" begehrten Aufnahme in die Trinkerheilstätte. Männer aller Berufsschichten aus Deutschland, Holland, Russland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England und Belgien fanden sich als Patienten ein. Pfarrer Eduard Hirsch starb am 29. Mai 1894 (Grab Nr. 23).

Pfarrer Friedrich Kruse, sein Nachfolger, wurde am 27. April 1860 in Iserlohn geboren. Im Jahre 1895 kam er nach Lintorf und übernahm wie seine Vorgänger sowohl die Pfarrstelle in der evangelischen Kirchengemeinde als auch die Leitung der Anstalten „Asyl" und „Siloah". Im Geiste seiner Vorgänger arbeitete er erfolgreich in der Trinkerfürsorge weiter.

Durch das von ihm herausgegebene „Lintorfer Korrespondenzblatt" leistete er auf diesem Gebiet wichtige Aufklärungsarbeit bis ins benachbarte Ausland hinein. Er war jahrzehntelang Berater des „Deutschen Vereins gegen den Alkoholismus" und gründete den „Trinkerheilstättenverband". Zu seiner Zeit entstand 1901 das „Haus Bethesda" für die „mittleren Stände". Durch die Beteiligung der „Versicherungsanstalt für die Rheinprovinz" wurde es bald zu einer stark besuchten Volksheilstätte.

Sowohl das „Haus Siloah" als auch das „Haus Bethesda" stehen unter Denkmalschutz und sind heute Teil des Fliedner-Krankenhauses.

In der Amtszeit Friedrich Kruses gab es eine wichtige Änderung für die Lintorfer Gemeinde: mit Wirkung vom 1. Juli 1897 wurden die „Evangelischen der Stadt Angermund" aus der Kirchengemeinde Kaiserswerth in die Kirchengemeinde Lintorf „umgepfarrt". Es entstand die heutige „Evangelische Kirchengemeinde Lintorf-Angermund".

Pfarrer Friedrich Kruse wurde für seine Verdienste mit dem preußischen Roten-Adler-Orden ausgezeichnet. Nach 35-jähriger Tätigkeit in Lintorf trat er 1930 in den wohlverdienten Ruhestand. Er zog nach Köln, wo er nach langer Krankheit am 26. September 1936 starb.

Im Grab seiner Frau Helene, die ihm 1926 im Tod vorausgegangen war, fand er auf dem alten Friedhof seine letzte Ruhestätte (Nr. 22).[5)]

Betritt man den „Alten Friedhof" durch den linken Eingang vom Konrad-Adenauer-Platz her, so stößt man gleich vorne auf das Grab (Nr. 1) des **Johann Klotz** (1855 - 1923). Johann Klotz war der letzte Lintorfer, der den Beruf des Holzschuhmachers ausübte. Holzschuhe oder „Blotsche", wie sie in rheinischer Mundart genannt werden, waren noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts in vielen Gegenden eine sehr gebräuchliche Fußbekleidung, vor allem bei der Feld- und Gartenarbeit. In unserem Archiv verfügen wir über Fotos von Schulklassen aus dieser Zeit, auf denen alle Kinder Holzschuhe tragen. Man stelle sich einmal den Lärm vor, wenn heute alle Kinder an Lintorfer Schulen in den Klassen und auf dem Schulhof Holzschuhe trügen.

Johann Klotz lebte und arbeitete in einem alten Lintorfer Kothen neben dem wunderschön restaurierten Haus „Am Merks" auf der Speestraße, etwa da, wo sich heute das Modegeschäft „Victor" befindet. Das Haus wurde gegen Ende des Zweiten Weltkrieges durch einen Volltreffer zerstört und nicht wieder aufgebaut. **Ernst Klotz,** der Sohn von Johann Klotz, stellte mit den Werkzeugen seines Vaters Holzschuhe nur noch nebenberuflich her, das alte Handwerk war für ihn Liebhaberei. Nach seinem Tod wurden alle Gerätschaften seines Vaters dem Museum der Stadt Ratingen übergeben. Johann Klotz war der Großvater des bekannten Ratinger Lehrers **Erich Klotz,** der

5) Zu den Pfarrern Hirsch und Kruse: **Theo Volmert** „Das Lintorfer Männerasyl" in „Die Quecke" Nr. 3/4 (April 1951) und „Die evangelische Gemeinde in der Zeit von 1854 bis 1954" in „Die Quecke" Nr. 16/17 (Dezember 1953)

lange Jahre Schulleiter der Elsa-Brandström-Schule im Ratinger Süden war. Er war Mitbegründer des Vereins Lintorfer Heimatfreunde und eine Zeit lang Schriftführer des Vereins. Er verstarb im November 2011.

Matthias Molitor (1881 - 1943) war der Gründer der Gaststätte „Lindenhof“ im Lintorfer Norden. Sein Grab (Nr. 2) befindet sich neben der Grabstelle von Johann Klotz. Die heutige Gaststätte hieß einmal „Thuneser Haus“ und war ein Bauernhof mit 10 Morgen Ackerland. Matthias Molitor hatte den Hof von seinen Eltern **Andreas und Gertrud Molitor** geerbt, als diese 1929 kurz hintereinander verstarben. Als Anfang der 1930er-Jahre der Nördliche und der Krefelder Zubringer zur Autobahn gebaut wurden (heute A 52 und A 524), waren dort viele Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Das brachte Matthias Molitor auf die Idee, eine Gastwirtschaft einzurichten. Im ehemaligen Wohnzimmer des Bauernhauses entstand die gemütliche Gaststube. Die Schanklizenz ging vom Hof Winkelshäuschen, in dem sich lange eine Kutscherkneipe befunden hatte, auf den „Lindenhof“ über.[6)]

Peter Hamacher (1911 - 1938) war der Sohn der Eheleute **Peter und Klara Hamacher** vom Speckamp. Sein Grab (Nr. 8) gehörte nicht zu den 35 erhaltenswerten Grabstellen, die 1984 festgelegt worden waren, doch es wurde von der Familie weiter in Ordnung gehalten, bis der ganze Friedhof 1988 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Leider ist der Grabstein bei einer Vandalismus-Aktion beschädigt worden – der obere Teil mit dem Namen und den Daten des Verstorbenen wurde vom Sockel gestürzt.

Peter Hamacher starb mit 27 Jahren, er verlor sein junges Leben durch enttäuschte Liebe.

Die Namen seiner Geschwister **Matthias Hamacher** und **Elisabeth Soumagne** sowie der seines Halbbruders **Paul Hamacher** („Bienen-Hamacher“) dürften älteren Lintorfern noch gut bekannt sein.

Otto Karrenberg (1877 - 1909) kaufte im Jahre 1907 von seinem älteren Bruder **Fritz** die im Mai 1900 eröffnete Gaststätte „Zur Post“ in der Nähe des Lintorfer Bahnhofs. Auch sein Grab (Nr. 14) erzählt eine traurige Geschichte.

Nur zwei Jahre nach der Übernahme der Gaststätte, die er mit seiner Frau **Wilhelmina** erfolgreich führte, starb Otto Karrenberg auf der Toilette seiner Gaststätte. Nach einem arbeitsreichen Tag war er dort eingeschlafen und hatte die mitgeführte Petroleumlampe umgestoßen. Die Brandverletzungen waren tödlich. Er hinterließ seine junge Witwe und seinen einjährigen Sohn **Kurt.**[7)]

Das Grab Peter Hamachers in den 1960er-Jahren

Im Grab Nr. 15 wurden **Gertrud** († 1950) und **Fritz Füsgen** († 1960) sowie Gertrud Füsgens Eltern **Johann und Franziska Koch** bestattet. Der Maler und Anstreicher Fritz Füsgen eröffnete mit seiner Frau am 23. März 1921 am heutigen Konrad-Adenauer-Platz ein Geschäft für Malerbedarf, das später durch eine Erweiterung des Angebots zur „Drogerie Füsgen“ wurde und sich im Laufe der Jahre zur heutigen „Parfümerie Füsgen“ entwickelte. Neben seinem Handwerksbetrieb und dem Geschäft betrieb Fritz Füsgen auf einem freien Grundstück neben der Drogerie vor dem Zweiten Weltkrieg die erste Lintorfer Tankstelle. Sie bestand aus einer Zapfsäule, an der Shell-Benzin verkauft wurde. Nach der Wiedergründung der St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft im Jahre 1948 war Fritz Füsgen zunächst Brudermeister, dann Oberst der Lintorfer Schützen.[8)]

Nicht weit vom Hochkreuz entfernt befindet sich die Grabstätte der Eheleute **Agnes und Wilhelm Haselbeck** (Nr. 17).

Wilhelm Haselbeck, geboren am 9. Juni 1842, war wie sein Vater und Großvater „Ackerer“, wie man damals den Beruf der meisten Lintorfer Bauern und Kötter bezeichnete.

Die Familie Haselbeck verfügte über ziemlich großen Landbesitz. Als Soldat machte Wilhelm den Krieg gegen Österreich (1866) und gegen Frankreich (1870/71) mit und überstand die grausamen Schlachten von Königgrätz, Vionville und Gravelotte. Für seine Tapferkeit wurde er mehrfach ausgezeichnet, der preußische König verlieh ihm das Eiserne Kreuz. Doch Wilhelm Haselbeck sprach nur selten über seine Kriegserlebnisse. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg heiratete er **Agnes Frohnhoff,** deren Bruder, der Ackerer **Johann Wilhelm Frohnhoff,** von 1900 bis

6) Dazu: **Maria Molitor** „Das Thuneser Haus“ in „Die Quecke“ Nr. 76 (Dezember 2006)

7) Dazu: **Manfred Buer** „Aus dem ‚Gasthof zur Post‘ wurde das Restaurant ‚EssBar zur alten Post‘“ in „Die Quecke“ Nr. 81 (Dezember 2011)

8) Dazu: **Manfred Buer** „Der erste ‚Drogenschrank‘ in Lintorf. Die Parfümerie Füsgen feiert ihr 90-jähriges Bestehen“ in „Die Quecke“ Nr. 81 (Dezember 2011)

Grabstein des Gemeindevorstehers Johann Wilhelm Frohnhoff und seiner Frau Sibilla
Foto: Anke Jensen-Giehler

1922 Gemeindevorsteher (ehrenamtlicher Bürgermeister) von Lintorf war und dessen Grab ebenfalls noch auf dem „Alten Friedhof“ erhalten ist (Nr. 25).

Wilhelm Haselbeck und sein Schwager Johann Wilhelm Frohnhoff waren als Zentrums-Abgeordnete Mitglieder im Gemeinderat.

Nachfolger Johann Wilhelm Frohnhoffs im Amt des Gemeindevorstehers war **Karl Zurlo** (von 1922 bis 1933 im Amt), einer seiner Vorgänger **Johann Josef Mentzen** vom Beekerhof (von 1852 bis 1894 im Amt).

Wilhelm Haselbecks Frau starb bereits 1914, er selbst mit fast 90 Jahren erst im Jahre 1932. In seinem Totenbrief steht: „Er war ein Mann der Arbeit, des nimmermüden Schaffens. Seine gesunde, kernige Natur schützte ihn vor Krankheit und erhielt seine Arbeitskraft bis ins hohe Alter hinein. Seine gerade, offene Art verscherzte ihm manche Sympathien, doch sie war ein Ausfluß seines zähen unbeugsamen Willens“. Im Volksmund wurde Wilhelm Haselbeck „de aule Has“ genannt.[9)]

Schräg gegenüber der Wasserstelle, unter einem Gebüsch fast verborgen, befindet sich die Grabstätte der Eheleute **Adolf Doppstadt** und **Margarethe Doppstadt,** geborene **Steingen** (Nr. 20). Adolf Doppstadt aus Huckingen lernte bei Besuchen in Lintorf Margarethe Steingen kennen und heiratete sie am 11. Juni 1887. Sie war die Tochter von **Carl Steingen** und **Christina Beck** aus Mintard. Im Jahre 1833 hatte Carl Steingen zusammen mit seinem Bruder **Adolph Wilhelm** die Bäckerei Steingen gegründet, die sich heute noch auf der Speestraße 24 befindet. Später eröffnete er mit seiner Frau Christina die Gastwirtschaft „Am Preuss“, die sich am Breitscheider Weg, kurz vor dem Bahnübergang am RWE-Umspannwerk, befand.

Nach Carl Steingens Tod im Jahre 1871 führte Christina Steingen die Gastwirtschaft weiter. Sie wurde im Volksmund „Preusse-Sting“ (Sting = Stina, Christina) genannt. Ihre Gastwirtschaft war eine beliebte Nachrichtenzentrale für Lintorf. Nachdem Adolf Doppstadt ihre Tochter Margarethe geheiratet und im Jahre 1900 das Gasthaus mit Fremdenzimmern „Zum Grunewald“ an der Ecke Breitscheider Weg/Duisburger Straße erbaut hatte, setzte sich Christina Steingen zur Ruhe und die Schanklizenz ging von ihrer Gastwirtschaft an die Gastwirtschaft ihrer Kinder über. In der Gaststätte Doppstadt wurde 1902 der MGV „Eintracht 02“ gegründet, der in diesem Jahr sein 110-jähriges Bestehen feiern konnte. In den Fremdenzimmern wohnten Monteure und Facharbeiter des Lintorfer Bleibergwerkes, der Reka-Werke, des Walzwerkes Bredt und Co und des RWE. Auch der spätere Hauptlehrer **Heinrich Schmitz** („Büscher Schule“) wohnte zu Beginn seiner Lehrertätigkeit in Lintorf eine Zeit lang in der Gaststätte „Zum Grunewald“. Adolf Doppstadt war 23 Jahre Mitglied im Kirchenvorstand der katholischen Kirchengemeinde St. Anna. Kurz nach der Goldenen Hochzeit verstarb er am 26. Juni 1937. Bereits 1930 hatte er die Gastwirtschaft an seinen ältesten Sohn Adolf übergeben. Adolf und Margarethe Doppstadt hatten 15 Kinder, von denen sieben bereits vor den Eltern starben. Margarethe Doppstadt wurde 78 Jahre alt und verstarb 1944.[10)]

---

9) Dazu: **Theo Volmert** „Aus einem alten Lintorfer Geschlecht“ in „Die Quecke“ Nr. 44 (August 1974) und
Maria Molitor „De aule Has“ in „Die Quecke“ Nr. 76 (Dezember 2006)

10) Dazu: **Theo Volmert** „Lintorfer Gaststätten“ in „Die Quecke“ Nr. 10 (April 1952)

Nahe bei den Gräbern der Pfarrer Schönscheidt, Kruse und Hirsch befindet sich die Ruhestätte der Familie **Wilhelm und Christine Frohnhoff** (Nr. 27), die noch heute liebevoll von einem Enkel gepflegt wird. Die Frohnhoffs sind eine in Lintorf sehr verbreitete Familie und bereits seit dem 18. Jahrhundert im Ort ansässig.

Wilhelm Frohnhoff (1872 - 1925) und seine Frau Christine (1872 - 1962) hatten sieben Söhne und eine Tochter, deren Namen heute noch in Lintorf einen guten Klang haben. Sie waren bekannte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. **Friedrich** (Fritz), der älteste Sohn, hatte den Beruf des Metallhoblers und Werkzeugmachers erlernt. Von November 1945 bis zu seinem Tod im Jahre 1966 war er bei den Lintorfer Hoffmann-Werken beschäftigt. Von Anfang an war er Mitglied des Betriebsrates, zeitweise auch dessen stellvertretender Vorsitzender. Er genoss höchste Wertschätzung seiner Kollegen und der Firmenleitung. Im Jahre 1950 war er Mitbegründer des Bürgerschützenvereins im Lintorfer „Busch“ (bis 2009 als Bürger-Corps eine Formation der St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft) und lange Zeit auch dessen Kassierer.

Sein Bruder **Johann** (Jean) war Ehrenmitglied des Lintorfer Heimatvereins, zu dessen Mitbegründern er 1950 zählte. Viele Jahre war er stellvertretender Vorsitzender des Vereins. Als Mundartschriftsteller erfreute er die Leser der „Quecke“ mit unzähligen Anekdoten, Gedichten und Geschichten. Im Jahre 2005 wurde ein Weg am Dickelsbach entlang nach ihm benannt. Für seine Verdienste um das Entstehen und die Entwicklung der Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars, im Lintorfer Norden, wurde er mit dem päpstlichen Orden „Pro Ecclesia et Pontifice“ ausgezeichnet.

Josef Frohnhoff, der wie seine Brüder ebenfalls einen technischen Beruf erlernt hatte, verlor gegen Ende des Krieges ein Bein durch Bombeneinwirkung. 1946 wurde er in den ersten Rat der Gemeinde Lintorf nach dem Krieg gewählt. Von 1947 bis 1973 war er Angestellter im Sozialamt der Amtsverwaltung Angerland und dürfte daher noch vielen alten Lintorfern bekannt sein. Wie sein Bruder Johann war er Mitbegründer des Lintorfer Heimatvereins, aber auch der Hubertus-Kompanie der Lintorfer Bruderschaft, die im gleichen Jahr ins Leben gerufen wurde. Im Heimatverein war er Beisitzer im Vorstand, in der Hubertus-Kompanie lange Zeit 2. Vorsitzender und Kassierer.

Bruder **Wilhelm** (Willi), gelernter Fahrradmechaniker – eine Ausbildung zum Automechaniker gab es in seiner Jugendzeit noch nicht – und später Kraftfahrzeugmechanikermeister, betrieb ab 1950 in Lintorf eine Autowerkstatt, zunächst am Hülsenbergweg, dann bei Karrenbergs am heutigen Konrad-

Jesus! Maria! Josef! Anna!

„Es ist ein heiliges und heilsames Gedanken, für die Verstorbenen zu bitten.“

†

Zum frieblichen Andenken an die in Gott ruhenden

Eheleute Heinrich und Johanna Frohnhoff

geb. Braun,

welche zu Lintorf in der Nacht vom 8. zum 9. Juni 1940 mit ihrem Kinde Gertrud einem friedlichen Bombentode gnädig zum Opfer fielen.

Der Gatte war geboren in Lintorf am 19. November 1903, die Gattin am 14. Oktober 1907 in Mainz. Am 20. Juli 1929 schlossen sie den Bund fürs Leben, der nur 2 Kinder gesegnet war. In glücklicher Gemeinschaft verbunden, hatten sie vor Kurzem ein eigenes Heim bezogen und hofften auf eine frohe Zukunft gemeinsamer Arbeit am Aufbau

ihrer Familie. So ist uns nun das mit einem Schlage zerschlagen. Auch in die Herzen der Bevölkerung an dem neuen Wohnort und an der Stätte der Arbeitsfreudigen. Menschlicher Trost versagt; wir dürfen aber hoffen, daß die Verbindung Gottes auch die drei Opfer zum Guten lenkt und den Hinterbliebenen den ewigen Frieden schenkt, wie es uns, als sie in ihrem Leben in Treue zu ihrem Glauben und ihrer Kirche standen, geben.

In tiefer Trauer stehen am Grabe der überlebende Sohn, die Mutter der Gattin, die Eltern der Gattin, die Geschwister und die übrigen Verwandten. Sie sehr auch das Leid sie niederdrückt, betrachten sie die Ergebung in den Willen Gottes und bitten um ein frommes Gebet für die lieben Verstorbenen, auf daß sie ruhen im ewigen Frieden.

Verlag & Buchdruckerei Bürger

Adenauer-Platz und schließlich in einem Neubau am Zechenweg. Er war Mitglied der Kolpingsfamilie und der KAB und seit Januar 1951 Schütze in der St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft. Im Sommer 1951 wurde er bereits Bruderschaftskönig. Von 1973 bis zu seinem Tod im Jahre 1983 ritt er als Oberst der Bruderschaft jedem Schützenzug voran.

Christine Frohnhoff, die ihren Mann um 37 Jahre überlebte, betrauerte in der Zeit ihrer Witwenschaft den Tod dreier Söhne durch tragische Umstände. Ihr Sohn **Heinrich** starb mit seiner Frau und der kleinen Tochter am 9. Juni 1940 bei einem Bombenangriff im Haus der Familie an den Banden. Die Gräber von Heinrich, Johanna und Gertrud Frohnhoff befinden sich ein paar Meter weiter auf dem Ehrenfriedhof für Soldaten und Ziviltote des Zweiten Weltkrieges.

Die Söhne **Franz** und **Hubert** starben bei Betriebsunfällen 1940 und 1952 während der Arbeit. Sie wurden im Grab der Eltern beigesetzt.

Christine Herdt, die einzige Tochter der Eheleute Frohnhoff, verlor ihren Mann im Oktober 1944, als er bei Kämpfen in der Nähe von Belgrad fiel. Sie wurde nach dem Krieg zu einem Mittelpunkt für ihre Familie , als sie sich in ihrem Haus An den Dieken um ihren Sohn, ihre Mutter, ihre unverheirateten Brüder Fritz und Hubert sowie ihren verwaisten Nef-

Foto: Anke Jensen-Giehler

fen Hubert kümmerte. Auch sie erfreute die Leser der „Quecke“ mit vielen Mundartbeiträgen.[11)]

Neben dem Grab der Familie Frohnhoff, durch dichte Bepflanzung verborgen und nur schwer zu erkennen, befindet sich die Ruhestätte des Lintorfer Lehrers **Ernst Schmalhaus** und seiner Frau **Minchen** (Nr. 28). Das unauffällige Grab passt sehr gut zum Wesen dieses zurückhaltenden und bescheidenen Mannes, der im Dorf hohe Wertschätzung genoss, vielleicht gerade, weil die Lintorfer seine noble und wenig laute Art mochten. 38 Jahre lang unterrichtete Ernst Schmalhaus (1858 - 1926) die evangelischen Schüler Lintorfs, zunächst von 1885 bis 1912 im Friedrichskothen, dann von 1912 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1923 in der neu erbauten Evangelischen Schule am Graben, der heutigen Eduard-Dietrich-Schule. Gleichzeitig war er Organist der evangelischen Kirche und Leiter des Kirchenchores. Seine Frau gab den Mädchen Handarbeitsunterricht. Das Ehepaar Schmalhaus wohnte fast 30 Jahre mit seinen Kindern im Friedrichskothen.[12)]

Auf dem Feld mit den Ehrengräbern aus dem Zweiten Weltkrieg befindet sich auch das Grab des kleinen **Mäxchen Brockskothen** (Nr. 30). Im Alter von fünf Jahren starb der jüngere Bruder meines Vorgängers im Amt des Vorsitzenden der Lintorfer Heimatfreunde, **Willy Brockskothen** (1906 - 1992). Die Eltern von Willy und „Mäxchen“ Brockskothen, **Franziska und Max Brockskothen sen.,** fanden ihre letzte Ruhestätte schräg gegenüber auf der anderen Seite des Weges (Nr. 33).

Auf dem Ehrenfriedhof für Tote des Zweiten Weltkrieges (Nr.42) wurden Ziviltote bestattet, die in Lintorf durch Kriegseinwirkungen ums Leben kamen, sowie unbekannte und identifzierte Soldaten, die bei den letzten Kriegshandlungen in und um Lintorf starben.

Das Schicksal der **Familie Frohnhoff** wurde bereits geschildert. Als Beispiel möchte ich über drei weitere Gräber berichten.

Max Braun war in leitender Position beim Tonwerk in Ratingen („Koppers“) beschäftigt. Er starb an seinen schweren Verletzungen, die er sich als Volkssturmmann beim Bombenangriff auf Ratingen im März 1945 zuzog, als er in der Nähe der Ratinger Badeanstalt zum Wachdienst eingeteilt war. Seine Tochter lebt heute noch in Lintorf.

Der Lintorfer **Peter Blumenkamp** wurde schon im September 1939 zum Kriegsdienst eingezogen. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges war er Unteroffizier in einem Flak-Regiment. Im April 1945 wurde seine Einheit im Raum Leichlingen im Oberbergischen eingesetzt. Am 16. April, einen Tag vor der Einstellung der Kämpfe in dieser Gegend, wurde er durch einen Granatsplitter in der Nähe von Roderbirken schwer verwundet. Er starb vier Tage später und fand sein Grab auf einem Soldatenfriedhof in Leichlingen. Erst im Juli 1945 wurde er nach Lintorf überführt und dort beigesetzt.

Ein ähnliches Schicksal ereilte seinen Schwager **Hans Abels,** Wachtmeister in einem Flak-Regiment, der bereits im Februar 1945 bei einem Fliegerangriff in Holland ums Leben kam und zunächst in Zwolle beigesetzt worden war. Auch er ruht heute auf dem „Alten Friedhof“.

Der älteste Grabstein auf diesem Friedhof ist die Stele der Familie Großhanten (Nr. 32). Wilhelm **Großhanten** (1796 - 1875) war zweimal verheiratet, wie uns der Grabstein verrät. Im Jahre 1820 ehelichte er als 22-Jähriger die 44 Jahre ältere **Gertrud Kleinrahm,** eine kinderlose Witwe, deren Landbesitz an das Grundstück seiner ebenfalls verwitweten Mutter grenzte. Es soll eine Liebesheirat gewesen sein.[13)] Nach 16-jähriger Ehe starb Gertrud Großhanten am 7. Mai 1836 an einer Lungenentzündung und wurde auf dem

11) Dazu: **Manfred Buer** „Die Frohnhoffs – eine weitverzwegte Lintorfer Familie“ in „Die Quecke“ Nr. 75 (Dezember 2005) und Folgeartikel

12) Dazu: **Theo Volmert** „Ernst Schmalhaus“ in „Die Quecke“ Nr. 12 (Dezember 1952)

13) Dazu: **Maria Molitor** „Am Winkelshäuschen – eine Lintorfer Familiengeschichte“ in „Die Quecke“ Nr. 74 (Dezember 2004)

Grabstein der Familie Großhanten (Vorderseite – Rückseite)

Adolph Wilhelm und Elisabeth Steingen

Karl und Katharina Steingen

Alle Fotos: Anke Jensen-Giehler

erst seit 1832 bestehenden Friedhof beigesetzt. Wilhelm Großhanten heiratete schon im Oktober 1836 ein zweites Mal – die zwanzigjährige Margarete Görtz, die ihm neun Kinder schenkte. Wilhelm Großhanten starb im August 1875. Seine Lebensdaten und die seiner ersten Frau sind auf dem Grabstein vermerkt. Leider vergaßen die Nachkommen nach dem Tod seiner zweiten Frau Margarete, den Steinmetz deren Geburts- (vermutlich 1816) und Sterbejahr einmeißeln zu lassen. Auch der Geburtsname ist mit „ä“ falsch wiedergegeben.

Neben der Grabstätte Großhanten steht die Grabstele von **Adolph Wilhelm Steingen** und seiner Frau **Elisabeth,** geborene Pohlmann (Nr. 31). Im Jahre 1833 gründete Adolph Wilhelm Steingen (1812 - 1875) mit seinen Brüdern **Carl** und **Johann** die Bäckerei Steingen im Backhaus der „Duhder Höff“ auf der Straße „Im Kreuzfeld“, 1844 verlegte er Backstube und Geschäft an die Viehstraße, die heutige Speestraße, wo sie sich heute noch befinden. Adolph Wilhelm Steingen und seine Frau Elisabeth (1815 - 1878) sind die Stammeltern der drei Familienzweige Steingen, die heute noch in Lintorf ansässig sind. Ihre Geschichten sind eng mit den Häusern Bäckerei (Speestraße 24), „Am Merks“ und „Bürgershof“ verbunden.

Auch der Grabstein von **Karl Steingen** (1838 - 1903), dem ältesten Sohn von Adolph Wilhelm und Elisabeth Steingen, und seiner Frau **Katharina,** geborene Haselbeck (1846 - 1921), ist auf dem „Alten Friedhof“ erhalten geblieben (Nr. 4). Er übernahm nach dem Tode seines Vaters die Bäckerei, die er mehrfach umbaute und modernisierte. Seit er den Betrieb führte, gibt es bei Steingens auch Brötchen, Mischbrot und Bauernstuten. Wie auch Wilhelm Haselbeck, „de aule Has“, musste Karl Steingen als Soldat den Krieg zwischen Preußen und Österreich (1866) wie auch den Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) als Soldat mitmachen.[14]

Hinter dem Grabkreuz der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“ befindet sich der Stein von **Friedrich Dorenbusch** (Nr. 39). Friedrich Dorenbusch (1839 - 1904) pachtete um 1880 vom Grafen Spee (Heltorf) die alte „Schnittmühle“, eine Holzschneidemühle, die der Gutsbesitzer und Geschäftsmann **Johann Theodor Perpéet** aus Angermund mit Genehmigung des Kurfürsten gegen Ende des 18. Jahrhunderts am Dickelsbach im Waldgebiet „An den Hanten“ angelegt hatte. Eine Gattersäge und zwei Kreissägen schnitten Baumstämme vor allem zu Grubenhölzern für den nahen Ruhrbergbau und für das Lintorfer Bleibergwerk, Bodenbretter und Hölzer für den Wagenbau. Ein vom Dickelsbach durchflossener Stauteich sorgte für das nötige Wasser, welches das Mühlrad in einem künstlichen Zufluss antrieb. Weitere Produkte der „Schnittmühle“ waren Holzkohle (Köhlermeiler) und Gerberlohe, die aus Eichenrinde gewonnen wurde. Nach Friedrich Dorenbuschs Tod im Januar 1904 wurde auch der Betrieb der Holzschneidemühle eingestellt und die Anlagen verfielen. Ein geübtes Auge kann noch letzte Spuren in der Nähe der Dickelsbachbrücke am Wanderparkplatz „An den Hanten“ erkennen.[15]

14) Dazu: **Manfred Buer** „Steingens, Steingen, Steinchen, Stenkes – Ein Mündelheimer war der Stammvater der weitverzweigten und bekannten Lintorfer Familie“
und
Rudi Steingen „Geschichten von Lintorf und seinem Brot – 175 Jahre Bäckerei Steingen“ in „Die Quecke“ Nr. 78 (Dezember 2008)

15) Dazu: **Theo Volmert** „Aus der Geschichte der alten Schnittmühle“ in „Die Quecke“ Nr. 13 (Mai 1953)

Quellen:

1) **Theo Volmert**
„Seele, vergiss sie nicht …!
Von den alten Lintorfer Friedhöfen“ in „Die Quecke“ Nr. 7/8 (Dezember 1951)

2) **J.J. Scotti**
„Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg sowie Großherzogtum Berg galten“, Düsseldorf 1821

3) **Manfred Buer**
„Grabsteine aus dem Mühlenteich“
in „Die Quecke“ Nr. 68 (1998)

4) **Theo Volmert**
„Die Oberste Mühle am Dickelsbach“
in „Die Quecke“ Nr. 32 (1957)

5) **Unbekannter Verfasser**
„Aktenvermerk und Bericht des Garten- und Friedhofsamtes des Amtes Angerland zu den Lintorfer Friedhöfen“ (Erscheinungsjahr unbekannt, vermutlich 1970er-Jahre)

6) **Briefwechsel**
zwischen dem Bezirksausschuss Lintorf/Breitscheid,
der Stadtverwaltung Ratingen und dem Verein Lintorfer Heimatfreunde zum „Alten Friedhof“ aus den Jahren 1979 bis 1987

7) **Totenzettelsammlung**
des Vereins Lintorfer Heimatfreunde

8) **„Rheinische Post“**
Lokalteil vom März 1984,
22. Juni 1985,
14. September 1987,
24. September 1987 und
27. Januar 1988

Manfred Buer

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr. Der Eintritt ist frei.

Gäste sind herzlich willkommen.

© Manfred Buer

Alle auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße erhaltenen Grabmale und Grabstellen

Die Reihenfolge entspricht den Nummern auf dem beiliegenden Plan. In Klammern das Jahr der Bestattung.

1) Johann Klotz (1923)

2) Mathias Molitor (1943)
und Maria Molitor (1923)

3) Katharina Rexroth (1923)

4) Karl Steingen (1903)
und Katharina Steingen (1921)

5) Elisabeth Siebertz (1920)

6) Hermann Braun (1918)
und Adolf Braun (1918)

7) Josef Holtschneider (1939)
und Anna Holtschneider (1957)

8) Peter Hamacher (1938)

9) Wilhelm Rosendahl (1940)

10) Heinrich Ehrkamp (1937)
und Louise Ehrkamp (1966)

11) Karl Reinhardt (1936)
und Elisabeth Reinhardt (1952)

12) Walter Kaufmann (1919)

13) Witwe Eirich (1881)
– Grabstein stammt nicht aus Lintorf

14) Otto Karrenberg (1909)

15) a) Fritz Füsgen (1960)
und Gertrud Füsgen (1950)
b) Johann Koch (1907)
und Franziska Koch (1946)

16) Heinrich Laufs (1909)

17) Wilhelm Haselbeck (1932)
und Agnes Haselbeck (1914)

18) Hochkreuz
und Pfarrer Bernhard Schmitz (1902)

19) Paul Hamacher (1923)

20) Adolf Doppstadt (1937)
und Margarete Doppstadt (1944)

21) Martin Haselbeck (1935)
und Christine Haselbeck (1962)

22) Pfarrer Friedrich Kruse (1936)
und Helene Kruse (1926)

23) Pfarrer Eduard Hirsch (1894)

24) Christine Eickelpoth (1932)

25) Johann Wilhelm Frohnhoff (1923)
und Sibilla Frohnhoff (1892)

26) Pfarrer Johann Heinrich Schönscheidt (1874)

27) Wilhelm Frohnhoff (1925) und
Christine Frohnhoff, geborene Ickelrath (1962)
Franz Frohnhoff (1940)
und Hubert Frohnhoff (1952)

28) Ernst Schmalhaus (1926)
und Minchen Schmalhaus (1941)

29) Familie Carl Wendel /
Wilhelmine Wendel (1860)

30) Max („Mäxchen“) Brockskothen (1919)

31) Adolf Wilhelm Steingen (1875)
und Elisabeth Steingen (1878)

32) Wilhelm Großhanten (1875) und
a) Gertrud Großhanten (1836)
b) Margarete Großhanten ( ) ?

33) Max Brockskothen (1961)
und Franziska Brockskothen (1944)

34) Peter Osterkamp (1890)

35) Wilhelm Frohnhoff (1916) und
Christine Frohnhoff, geborene Evertz (1900)

36) Peter Laufs (1965)
und Katharina Laufs (1947)

37) Johann Herriger (1901)

38) Johann Wolfsdorf (1903)

39) Friedrich Dorenbusch (1904)

40) Clementine Hümbs (1946)

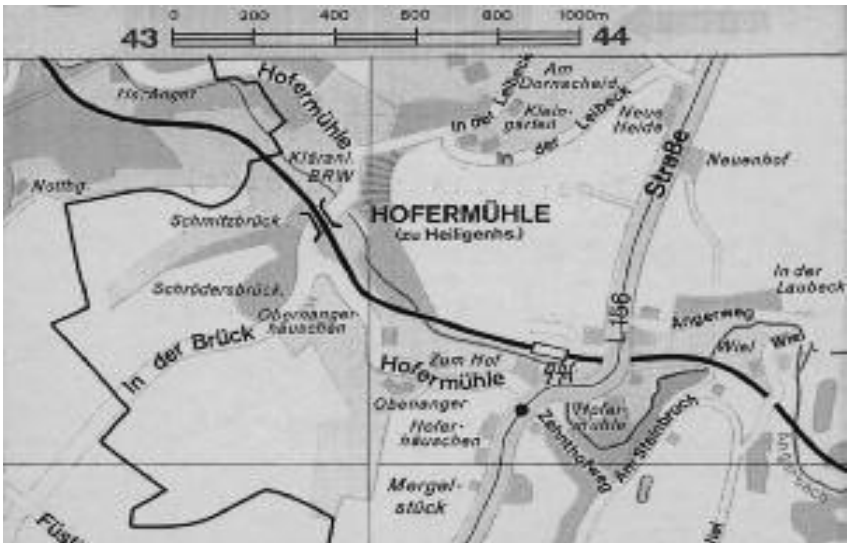
41) Arme Dienstmägde Jesu Christi
a) Schwester Maria Helia (1968)
b) Schwester Maria Thaddäa (1956)

42) Friedhof für die in den letzten Kriegstagen in Lintorf gefallenen Soldaten und für Ziviltote durch Bomben- und Granateneinwirkung

43) Ehrenmal des TuS 08 Lintorf für die im Ersten und Zweiten Weltkrieg gefallenen Vereinsmitglieder

Dat dicke Juste uut de Bröck

Onge en de Bröck – de Bröck es ne Ortsdeel von Howermühl – do, wo et noh de Kläranlare jeht, do wor dat dicke Juste to Huus. Et wor noch de Tiet vör öm Twedde Weltkri-ech, on dat Juste leften alleen en e kleen Hüske en de Nöh vom Kalksteenbroch. Et dicke Juste wor ju-et jeli-ede be de Nohbere on vör allem be de Kenger uut de Ömjebong, weil et sech met denne affjo-ef on och schon emol wat to schnüggele för se hadden.



Dat dicke Juste wor en Wittfrau, sinne ehemalije Keel, e janz spirrich Männeke, wor fröher en Howermühl om Bahnhoff beschäfticht jewese. Fröher wor de Bahnhoff en Howermühl ne jru-ete Jüterbahnhoff, wo nüng Jleise lore. De Keel vom dicke Juste wor schon e paar Johr du-et. Manche schleite Zonge seiden jo, dat dat Männeke onger dem Jewecht vom dicke Juste platt jedröckt wohde wör. Nix jenau-et weet mer nit. Emmerhen breiden dat Wief ju-ede twehongertsessech Ponk op de Wooch. Fröher seiden de Lütt jo nit, dat es aanjefreete, ne, fröher hieß et emmer, de Drüse arbede nit rechtech. Wemmer äwwer dat dicke Juste tro-ef, hadden dat emmer wat en de Mull on wor am käue.

Enes ju-eden Dares es et dicke Juste jestorwe. Dr Brederbalch uut Meiersberch hätt de Sarch extra wat breeder jemaat, domet de Liek vom dicke Juste och do erennpasse dät. Als he on e paar Nohbere die Liek en de Sarch erenleje däde, wor die Kest noch te kleen, se kräje de Deckel nit mi to. Do hant sech dree Keels op de Deckel jestellt, domet de Schri-ener de Schruuwe erendri-ene konnt. An de Sitt hinge noch e paar Zibbele vom Du-edehemp eruut. Die hant se eenfach mem Täschemetz affjeschnie-ede, weil se Schiss hadden, de Sarch noch ens optomaake. Dann wu-ed de Sarch noh Homberch en de Kerk jebreit.

Twe Daach späder wohr de Beerdijong. Dat Jraff wohr uutjehowe on alles feedech. Öm de Sarch to draare hant se extra sees starke Keels uut de Nohberschaft uutjesöckt. Als dann de Liekezoch von der Kerk nom Friedhoff trock, wued de Sarch noch op ne Ware jefahre, op em Friedhoff hant öm de Nohberslütt jedrare. Öwwer dem Jraff lore quer twe dicke Balke, on twe dicke Strecke lore och quer öwwer die uutjehowene Kull. Op de Balke han se de Sarch affjestellt. De Pastur dät bede, on dann wor et so wiet, de Sarch sollden en de Ehd erongerjelo-ete weede, domett dat dicke Juste sin ewije Ruh hadden. Vier Keels schnappten sech de Strecke on häwten de Sarch e beske aan. Die twe angere böckten sech on trocke de Balke op de Sitt. No sollde de Sarch met em dicke Juste för de letzte Ruh en de Ehd jelo-ete weede. Die vier Keels an de Strecke li-ete de Sarch langsam noh onge. Äwwer wat wor dat? Noh twentich Zentimeter klemmden sech de Sarch an de Sidde fass! Dat Jraff wor to schmal! De Pastur behielt de Ruh on seiden, dat se de Sarch hu-echtrecke sollden on widder op de Balke leje. Dat wor leechter jesaat als jedonn. To dem Jewecht vom dicke Juste on dem Sarch ko-em noch, dat de Sarch an de Sidde enjeklemmt wor. Irjenwie hant se et awwer doch noch jeschafft. De Pastur menden: „Wenn de Sarch nit noh onge well, maake mer enfach e Hu-echbejräbnis.“

So es dat dicke Juste met alle kerkliche Seje bedeit woode. Als alles vörbee wor, hant se de schwere Sarch op de Sitt jestellt on dat Jraff breder jemaat. Donoh de Sarch affjelo-ete on dat Jraff tojeschäppt. So hadden dat dicke Juste doch noch sin ewije Ruh jefonge. Mer mot sech merr to hölpe wi-ete!

Friedel Bonn

Der alte Bahnhof Hofermühle im Jahre 2009

Dr „Breederbalch“ uut Meiersberch

De Holtworm **Wermeester** uut Meiersberch, de wohnden on arbedden am Zehnthofwech. De Schri-ener reparierden houptsächlich Fenster on Düre be de Lütt on de Buure rönk öm Meiersberch. Dat wore meestens alde Hüser on Ställ, wo emmer mol wat kapottjing oder am fuhle wor. He mi-ek äwwer och kleene Möbel för de Lütt. Be de Nohbere hieß he merr „dr Breederbalch“ oder „dr Schreiner“. Meestens delden he sech de Arbitt su en, dat he öm de Meddachstiet be de Konde uut de Landwietschaft wor. De „Breederbalch“ wor e old Quatschwief, on he wu-eden och, wenn he schon mol jrad do wor, meesten zum Meddaacheete enjelade. Dann hürden de Buure wenistens dat Nöeste, wat sech en de Jejend jedonn hatt. De Schri-ener hadden domols ke Auto, he fuhr no de Kondschaft met sie Motorrad, wo he späder noch ne Be-iware aanjebout hadden. Et wor schon rechtich oprejend, wat de „Breederbalch“ alles op sie Motorrad fottpöngele dät. Zom Jlöck jo-ef et nohm Kri-ech koom Verkehr op de Stro-et, on so dät he schon mol en Dür oder ne Fensterflüjel henge quer op sin Knatterkar lade on es domet noh sin Konde jefahre.

He on do bouten dr „Breederbalch“ och schon mol ne Sarch, wenn eener uut de Jejend jestorwe wor. Dat wor e secher Jeschäft, denn jestorwe wü-ed emmer. Meestens hät he de Du-ede och selwer enjesarcht. Dann hät he de Sarch met Inhalt op sin Treckkar jelade on es domet von Meiersberch öwwer de Landstroot noh Hommerich bes noh de Kerk jetrocke, öm em vör em Altar, met Hölp vom Küster, schü-en opzebaare. Hüt wör sujet janit mi ze denke.

En Mejersberch wor e Wief jestorwe. De letzte Welle von de Möhn wor, en Duisburch-Buchholz bejrawe to weede. Et wor kott nohm Kri-ech, on de Tommys hadden he em Rheinland noch dat Sare. Et jo-ef kenn Jenemijung, dat du-ede Wief örjens angers als en Hommerich onger de Ehd te krieje. De „Breederbalch“ hadden de Sarch jebout on dat Wief schon enjesarcht. He hät no uutjekundschaftet, wo de Kontrolle von de Tommys an de Uutfallstroote wore. Als he dat jenau wossten, hät dr „Breederbalch“ de Sarch, wo die du-ede Frau drenn loch, op sinne Be-iware vom Motorrad fassjebonge on es, öm all de Kontrolle eröm, öwwer Schleichweech noh Duisburch-Buchholz jefahre. Do konnt no de Möhn, wie et öhre letzte Wonsch wor, om Kerkhoff bejesatt weede. Die kromme Tour hät dem „Breederbalch“ en Hommerich on Meiersberch völl Lob on Scholderkloppe enjebreit. On wenn he nit selwer en de Kest jekomme wör, dann lewten he noch hütt.

Friedel Bonn

Geh du nur hin

Ich war auch jung und bin jetzt alt,
der Tag ist heiß, der Abend kalt,
geh du nur hin, geh du nur hin
und schlag dir solches aus dem Sinn.

Du steigst hinauf, ich steig hinab,
wer geht im Schritt, wer geht im Trab?
Sind dir die Blumen eben recht,
sind doch sechs Bretter auch nicht schlecht.

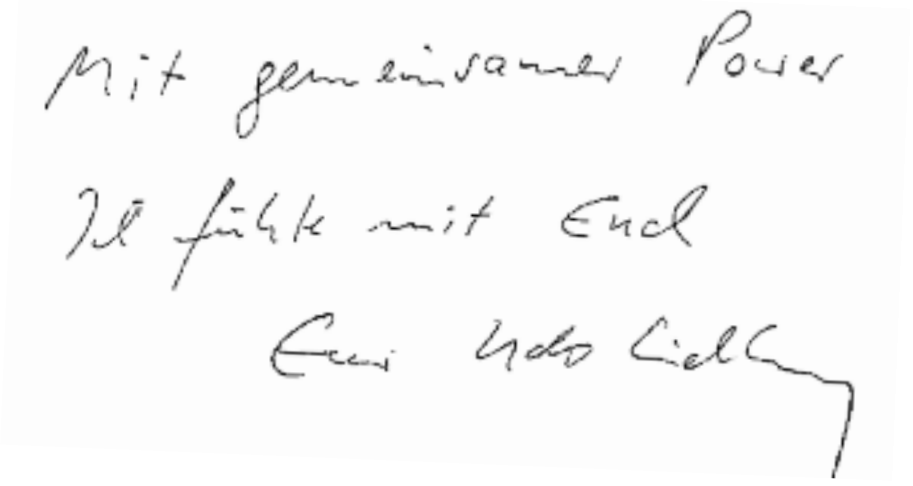
Adelbert von Chamisso

Als der Lintorfer Jugendliche **Markus Kannengießer** im Mai des Jahres 1981 infolge eines tragischen Verkehrsunfalles im Alter von nur 18 Jahren verstarb, war das für die Eltern **Wolfgang Kannengießer,** langjähriger Organist, Chorleiter und Rendant der katholischen Kirchengemeinde St. Anna, und **Elisabeth Kannengießer** sowie für seine vier Brüder **Winfried, Johannes, Stefan** und **Klaus** ein schwerer Schicksalsschlag. Markus Kannengießer – von seinen Brüdern und Freunden liebevoll „Mato“ genannt – war ein glühender Verehrer des Rocksängers **Udo Lindenberg.** Einige Zeit nach Matos Tod beschlossen seine Brüder, dem Sänger in einem Brief mitzuteilen, dass einer seiner treuesten Fans ums Leben gekommen war. Udo Lindenberg antwortete handschriftlich mit einfühlenden und tröstenden Worten:

Hallo, Mato's Brüder!

Die Grenzen zwischen Leben und Tod sind fließend. Irgendwie bleiben wir doch alle zusammen. Ich habe das mit meinen Eltern und einigen Freunden erlebt. Wenn sie auch jetzt in einer anderen Welt sind, die Verbindung bleibt, bis wir uns, was ich glaube, wenn es uns wegreißt, wiedertreffen.

Oft denke ich, unser Leben hier ist eine Art Zwischenstation.



Wenn ich ein Vöglein wär
und auch zwei Flügel hätt,
flög ich zu dir.
Weils aber nicht kann sein,
bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
bin ich doch im Traum bei dir
und red mit dir;
wenn ich erwachen tu,
bin ich allein.

Es vergeht kein' Stund in der Nacht,
da nicht mein Herz erwacht
und an dich denkt,
daß du mir viel tausendmal,
dein Herz geschenkt.

Volkslied aus Franken 1784

„Dem Leben einen würdigen Abschluss geben …“

Die Lintorfer Bestattungsunternehmen **Kleinrahm** und **Schloßmacher** beraten, betreuen und begleiten Trauernde

Der Tod eines nahen Angehörigen ist für die Hinterbliebenen meist ein Schockerlebnis, vor allem, wenn der Tod plötzlich und unerwartet eingetreten ist. Für den Lebenspartner, der nach langem gemeinsamem Zusammenleben allein zurückbleibt oder für Eltern, die ihr Kind verloren haben, scheint die Welt unterzugehen und die Zeit stehenzubleiben. In ihrer tiefen Trauer über den erlittenen Verlust sind sie oft nicht in der Lage, die Dinge des täglichen Lebens selbst zu bewältigen. Sie bedürfen des Trostes und der praktischen Hilfe durch ihnen nahestehende Familienangehörige oder Verwandte. Professionelle und umfassende Unterstützung bei allen Formalitäten, die mit der Beisetzung eines Verstorbenen zusammenhängen, erhalten die Hinterbliebenen bei einem Bestattungsunternehmen.

In Ratingen gibt es eine ganze Reihe Beerdigungsinstitute, die im Trauerfall mit Rat und Tat bereitstehen. Manche sind Familienbetriebe über mehrere Generationen.

Früher war der Beruf des Bestatters immer eng mit einer Schreinerwerkstatt verbunden. Ursprünglich wurden die Särge noch von einem Schreiner selbst angefertigt. Heute werden sie von Spezialbetrieben geliefert.

Der Begriff „Schreiner“ (norddeutsch meist Tischler!) ist von dem Wort „Schrein“ = Behälter, Gefäß, Sarg (lat. scrinium) abgeleitet.

Die beiden Lintorfer Bestattungsunternehmen **Kleinrahm** und **Schloßmacher** gingen aus Schreinereibetrieben hervor oder sind sogar heute noch mit einer Schreinerwerkstatt in einem Unternehmen verbunden.

Gründer der Firma **„Bestattungen Kleinrahm“** war Heinz Kleinrahm. Er entstammt einer im Raum Ratingen, Düsseldorf, Velbert und Mettmann weit verzweigten alten Familie. Sein Vater **Heinrich Kleinrahm** wurde am 17. März 1900 in Angermund geboren. Er war mit fünf Jahren bereits Vollwaise und wuchs bei einer Tante auf. Mit 24 Jahren heiratete er die ein Jahr ältere **Christine Kohmann.** Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. Heinz Kleinrahms jüngster Bruder **Franz** verstarb bereits mit zwei Jahren. Die weiteren Geschwister – ein Bruder und zwei Schwestern – sind vielen Lintorfern gut bekannt. **Willi Kleinrahm** war bis zu seiner Pensionierung in der Verwaltung der Firma Blumberg beschäftigt, **Johannna** heiratete den Holzfuhrmann **Josef (Jupp) Jostkleigrewe** und die jüngste Schwester **Agnes** den Gärtner **Gerhard Forstenbacher.**

Heinrich Kleinrahm (1900 - 1952) mit seiner Frau Christine, geborene Kohmann (1899 - 1980)

Heinz Kleinrahm, am 18. Februar 1930 geboren, begann nach der Schulzeit am 1. April 1944 seine Lehre in der Schreinerei **Willi Molitor** an der Angermunder Straße (heute: Konrad-Adenauer-Platz). Auch nach seiner Gesellenprüfung arbeitete er weiter bis 1963 in der Werkstatt Willi Molitors, der ihm großes Vertrauen entgegenbrachte und ihn als hervorragenden Fachmann schätzte. **Maria Molitor** weiß zu berichten, dass ihr Mann seinen Gesellen Heinz Kleinrahm gerne zu Kunden schickte, die Reklamationen vorbrachten. Neben der Schreinerei betrieben Willi Molitor und seine Frau noch einen Handel mit Möbeln. Durch sein offenes und freundliches Wesen gelang es Heinz Kleinrahm meist, die Kunden zu besänftigen und zum Einlenken zu bewegen.

Im Jahre 1952 heiratete **Heinz Kleinrahm** die gleichaltrige **Cle-**

Clementine Christianhemmers und Heinz Kleinrahm heirateten am 18. Juni 1952

mentine Christianhemmers, ein Mädchen aus der Nachbarschaft seines Elternhauses. Die beiden kannten sich von klein auf und gingen sogar in die gleiche Klasse auf der alten Johann-Peter-Melchior-Schule. Klassenlehrer war **Theo Volmert,** Schulleiter **Emil Harte.** Die Grundstücke der Familien Kleinrahm und Christianhemmers stießen aneinander: Das elterliche Wohnhaus von Heinz Kleinrahm lag an der Straße „Am Kohlendey", das von Clementine Christianhemmers an der damaligen Admiral-Graf-Spee-Straße. Ursprünglich waren die Grundstücke durch einen Weg getrennt, der von der Straße „Am Kohlendey" zur Straße „An der Schmeilt" führte. Der Weg wurde Mitte der 1960er-Jahre zu der Straße „Am Heck" ausgebaut, um das Gelände zu erschließen. Das Land, auf dem die beiden Familien lebten, gehörte einst zu dem Gütchen „Am Heck", das bereits im 17. Jahrhundert erwähnt wird. Bis etwa 1830 befand es sich im Besitz der bekannten Familie **Stein,** die in ihrem Anwesen „Am Heintges" (heute ehemaliges Rathaus des Amtes Angerland) eine Branntweinbrennerei und Likörfabrik betrieben. Bei ihrem Wegzug nach Düsseldorf Anfang der 1830er-Jahre verkauften sie das Gütchen „Am Heck" mit allem Land an eine Lintorfer Familie.

Das kleine, 1952 erbaute Einfamilienhaus im Garten des Elternhauses von Heinz Kleinrahm

Johann Christianhemmers, Clementine Kleinrahms Vater, wurde am 23. November 1895 in Düsseldorf geboren. Seine Familie stammte allerdings aus Westfalen. Er heiratete die drei Jahre jüngere **Elisabeth Grobschmidt,** Tochter eines Bergmanns aus Breitscheid, der vermutlich noch im Lintorfer Bleibergwerk gearbeitet hat. Die Familie Grobschmidt wohnte auf dem „Sandbrinkel", einer Flur, die sich links vom Lintorfer Weg zwischen Markenweg und Tenterweg hinzieht. Johann und Elisabeth Christianhemmers hatten zwei Töchter: Clementines ältere Schwester **Lisel** heiratete **Hans Lamerz,** der ebenfalls einer bekannten Lintorfer Familie entstammt.

Johann Christianhemmers (1895 - 1975) und seine Frau Elisabeth, geborene Grobschmidt (1898 - 1981), mit ihren Töchtern Lisel (links) und Clementine

Nach der Hochzeit bauten sich Heinz und Clementine Kleinrahm ein kleines Häuschen im Garten des Kleinrahmschen Elternhauses. Damit die Baugenehmigung schneller erteilt wurde, deklarierte man das Häuschen beim Amt Angerland als Stallgebäude. Ein Mitarbeiter des Bauamtes wunderte sich später, dass die Fenster des „Stalles" mit Gardinen versehen waren. Das kleine Haus im Garten war die Keimzelle des heutigen Bestattungsunternehmens Kleinrahm.

Im Laufe der folgenden sieben Jahre stellten sich im Hause Kleinrahm vier Töchter ein: **Christa, Monika, Lisa** und **Annegret.** Die Familie war enorm gewachsen, das kleine Haus drohte aus den Nähten zu platzen. Gründe, die Heinz Kleinrahm bewogen, ein eigenes Unternehmen zu gründen und sich selbstständig zu machen. Da Willi Molitor sich auf Wunsch seiner Frau entschloss, nicht mehr länger als Bestatter tätig zu sein, sondern sich ganz seiner erfolgreichen Schreinerwerkstatt und dem Möbelhandel zu widmen, sah sein Geselle Heinz Kleinrahm für sich eine Möglichkeit gekommen, die Selbstständigkeit zu wagen. Sein Chef bestärkte ihn in seiner Absicht: „Wenn du eine eigene Schreinerei gründest, musst du unbedingt auch Särge liefern. Da gibt es später keine Reklamationen!"

Der Wohnraum war nach der Firmengründung 1960 zunächst auch das Büro für Beratungsgespräche und Ausstellungsraum für Särge

Am 1. Juni 1960 eröffnete Heinz Kleinrahm sein Beerdigungsinstitut, zunächst nebenberuflich. Sein Arbeitgeber Willi Molitor kam ihm dabei mit flexiblen Arbeitszeiten entgegen.

Die Töchter erinnern sich an immer beengter werdende Wohnverhältnisse im Elternhaus. Das Wohnzimmer des kleinen Hauses wurde zum Ausstellungsraum für Särge und zum Geschäftsraum, in dem Beratungsgespräche mit den Angehörigen der Verstorbenen stattfanden. Später mietete Heinz Kleinrahm leerstehende Räume im roten Häuschen „Am Merks“ an der Speestraße, um dort Särge zu lagern und auszustellen. Im Fenster des Hauses wurden die Totenbriefe der aktuellen Sterbefälle ausgelegt. Jeden Samstag mussten die Kinder mit ihrer Mutter dort die Fenster putzen. Mit Eimer und Putzzeug ging es durch das Dorf zum Haus „Merks“. Das Wasser zum Putzen holten sie an der Pumpe hinter dem Haus. Sie ist immer noch vorhanden. Früher läutete vom Turm der Kirchen noch die Sterbeglocke, wenn ein Mitglied der Gemeinde verstorben war. Die Mädchen mussten bei allen Sterbefällen mit dem Fahrrad zum Küster fahren, um ihn zu bitten, die Totenglocke zu läuten. Auch die Unterlagen zur Beurkundung von Sterbefällen zum Standesamt des Amtes Angerland zu bringen, gehörte zu den Aufgaben der Töchter. So wurden sie schon früh mit den Erfordernissen eines Bestattungsunternehmens vertraut gemacht.

Mit der Gründung seines Beerdigungsinstitutes entschloss sich Heinz Kleinrahm, die Meisterprüfung als Schreiner anzustreben, um später auch eine eigene Werkstatt führen zu können. Neben seinem Haupt- und seinem Nebenberuf besuchte er an Wochenenden und einmal in der Woche abends die Meisterschule. Seine Meisterprüfung legte er mit gutem Ergebnis am 28. März 1962 ab.

Im Jahre 1963 wurden an das bestehende Einfamlienhaus ein Büro, eine Werkstatt und Sargausstellungsräume angebaut. Ein Jahr später konnte Heinz Kleinrahm endlich seine Schreinerwerkstatt eröffnen. Das Unternehmen wuchs und Mitarbeiter wurden eingestellt. Neben seinem Schwiegervater Johann Christianhemmers war **Peter Tieves** aus Tiefenbroich einer der ersten, die sowohl in der Werkstatt als auch bei Bestattungen halfen. Heinz Kleinrahm hatte ihn durch einen Zufall kennengelernt. Peter Tieves arbeitete bei der Firma Blumberg und Co. in Lintorf. Als er heiratete, kaufte er seine Möbel bei Molitor in Lintorf. Als gelernter Orgelbauer war er auch mit Holzarbeiten vertraut. Da er die gekauften Möbel verändern und umbauen wollte, bat er Willi Molitor, das in seiner Werkstatt tun zu dürfen. Dieser wies seinen Gesellen Heinz Kleinrahm an, Peter Tieves zu unterstützen und ihm die Werkstatt zu zeigen. Als Heinz Kleinrahm später bei größeren Aufgaben in seiner Werkstatt die Arbeit nicht allein bewältigen konnte, bat er Peter Tieves, ihm zu helfen. Das geschah dann zunächst abends, nach der Arbeit bei Blumberg. Später wurde Peter Tieves ein langjähriger, fest angestellter Mitarbeiter und Freund der Familie.

Im Jahr 1968 erlaubten es die Finanzen, den ersten eigenen Überführungswagen anzuschaf-

Der zweite Überführungswagen für Bestattungen, ein umgebauter Ford Granada, Baujahr 1978

Pfarrer **Franz Mezen** von der Kirchengemeinde St.-Anna mit den Täuflingen Martin und Michael, die am 6. Februar 1970 geboren wurden

Das Bestattungsunternehmen Kleinrahm heute

fen, nachdem man vorher einen Leihwagen benutzt hatte. Solche Fahrzeuge waren damals sehr teuer, weil ein normaler PKW oder Kombi als Basis diente und kompliziert durch Spezialaufbauten verändert werden musste.

Am 6. Februar 1970 wurden zur großen Freude der ganzen Familie die Zwillinge **Martin** und **Michael** geboren. Der ersehnte Stammhalter, der einmal den Betrieb übernehmen sollte, erschien gleich im Doppelpack!

Im gleichen Jahr, am 1. August, begann Tochter **Monika** im elterlichen Betrieb eine Lehre als Bürokaufmann. Sie schloss ihre Ausbildung 1972 mit Erfolg ab und wurde sogar Siegerin im Leistungswettbewerb der Handwerksjugend im Bezirk der Handwerkskammer Düsseldorf. Bis zur Gründung einer eigenen Familie arbeitete sie im Unternehmen der Eltern. Heute ist sie wieder für das Beerdigungsinstitut tätig. Auch Tochter **Anne** erhielt ihre kaufmännische Ausbildung im Familienbetrieb. Ihre Lehre zum Bürokaufmann machte sie von 1976 bis 1978. Nach dem frühen Tod des Vaters wurde sie zu einem „Tragpfeiler“ der Firma. Sie leitet heute mit ihrem Bruder **Martin** das Bestattungsgeschäft.

In den Jahren 1972/73 wurde der Stammsitz des Unternehmens Am Heck 2 noch einmal erweitert: das ursprüngliche Einfamilienhaus wurde aufgestockt.

Am 27. Dezember 1981, am Tag nach Weihnachten, traf die Familie ein schwerer Schicksalsschlag: Vater Heinz Kleinrahm starb plötzlich und völlig überraschend. Er war erst 51 Jahre alt. Besonders schwer war es für die Witwe und ihre Kinder, den Ehemann und Vater selbst bestatten zu müssen. Die beiden Söhne waren zu diesem Zeitpunkt erst elf Jahre alt.

Doch das Leben musste weitergehen. **Clementine Kleinrahm** übernahm den Betrieb ihres Mannes und führte ihn bis zur Betriebsübergabe an ihre Söhne. Sie konnte sich dabei auf die Hilfe ihrer Töchter und vieler treuer Mitarbeiter verlassen.

Beide Söhne erlernten dass Schreinerhandwerk, Michael von 1986 bis 1989 in der Werkstatt von **Karl-Heinz Haafke** an der Rehhecke, Martin zur gleichen Zeit bei der **Schreinerei Haug** an der Halskestraße im Gewerbegebiet Tiefenbroich. Bis zum Besuch der Meisterschule arbeitete Michael auch weiterhin in seinem Lehrbetrieb Haafke, während Martin nach der Gesellenprüfung bis zum Januar 1993 bei der **Schreinerei Hammacher** am Breitscheider Weg tätig war.

Michael Kleinrahm besuchte von 1993 bis 1994 die Meisterschule. Am 2. November 1994 bestand er die Meisterprüfung mit hervorra-

Martin und Michael Kleinrahm in der Schreinerwerkstatt des Betriebes

gendem Ergebnis. Zu dieser Zeit arbeitete er bereits im elterlichen Betrieb. Auch sein Bruder Martin war seit Januar 1993 dort tätig. Er bereitete sich ab August 1994 auf die Meisterprüfung vor, die er im Oktober 1995 ebenfalls mit hervorragendem Ergebnis ablegte.

Am 1. Januar 1998 übernahmen Martin und Michael Kleinrahm den Betrieb von ihrer Mutter Clementine, die das Unternehmen seit dem Tod ihres Mannes 1981 zusammen mit Tochter Anne geführt hatte. Auch nach der Betriebsübergabe war die Mutter noch lange Zeit im Bestattungsgeschäft als erfahrene Helferin im Einsatz.

Heute, nach mehr als 50 Jahren Unternehmensgeschichte, sind im Grunde alle Familienangehörigen für die Firma auf die eine oder andere Weise tätig: Die Seniorchefin nimmt – obwohl nicht mehr aktiv – nach wie vor interessiert am täglichen Betrieb teil, Betriebsinhaber Martin kümmert sich mit seinen Schwestern Anne und Monika um das Bestattungsgeschäft, Betriebsinhaber Michael ist für die Schreinerwerkstatt zuständig, die sich auf den Entwurf und die Anfertigung von hochwertigen Designermöbeln und Möbeleinbauten spezialisiert hat. Tochter Christa ist die Steuerberaterin der Firma, und ihre Schwester Lisa bietet in ihrem kleinen Haus gegenüber dem Bestattungsgeschäft psychologische Trauerbegleitung an.

Ein Familienfoto aus dem Jahre 2009:
Von links: Monika Dercksen, geborene Kleinrahm, Christa Kronen, geborene Kleinrahm, Michael, Martin und Anne Kleinrahm hinter ihrer Mutter, der Seniorchefin Clementine Kleinrahm. Auf dem Bild fehlt Tochter Lisa

Auch heute noch wird die Familie von vielen treuen Helfern unterstützt. So verfügt das Bestattungsgeschäft Kleinrahm über eine eigene Trägergruppe.

Auch in der zweiten Generation des Familienunternehmens gilt immer noch der Grundsatz des Firmengründers Heinz Kleinrahm: „Dem Leben ein würdigen Abschluss geben“.

Rat und Hilfe

Bestattungen
Kleinrahm

... dem Leben einen würdigen Abschluss geben

3 64 62
Tag und Nacht

Am Heck 2 Ratingen-Lintorf

Alle Bestattungsarten
Erledigung aller Formalitäten

ob einfach oder repräsentativ
individuell nach Ihren Wünschen

Das ältere der beiden Bestattungsunternehmen ist der traditionsreiche Familienbetrieb **Schloßmacher,** Am Löken 60, in dem bereits die vierte Generation tätig ist.

Gründer des Unternehmens war **Wilhelm Frohnhoff,** der Urgroßvater der heutigen Firmeninhaberinnen **Melanie Schloßmacher** und **Natalie Dreyer,** geborene Schloßmacher.

Wilhelm Frohnhoff wurde als Sohn des **Friedrich Wilhelm Frohnhoff** (1832 - 1918) und seiner Frau **Anna, geborene Moll** (†1887) am 12. Juli 1875 in Lintorf „In der Drucht“ geboren. Er hatte acht Geschwister, fünf Brüder und drei Schwestern. Schon sein Vater war Schreiner, er betrieb eine eigene Werkstatt „In der Drucht“. Er war der Bruder von **Johann Wilhelm Frohnhoff** (1837 - 1923), der von 1900 bis 1922 Gemeindevorsteher (= ehrenamtlicher Bürgermeister) der Gemeinde Lintorf war.

Wilhelm Frohnhoff besuchte die zweiklassige Dorfschule „Am Heintges“, seine Lehrer waren **Caspar Schulte** und ab 1886 Hauptlehrer **Joseph Hamacher.** Danach arbeitete er zunächst mit seinen fünf Brüdern im väterlichen Betrieb. Etwa 1899 machte er sich selbstständig und eröffnete eine Werkstatt auf dem Zechenplatz des ehemaligen Broekman-Schachtes, der den Lintorfer Erzbergwerken gehörte, die im Jahre 1902 ihren Betrieb einstellten. 1912 kaufte Wilhelm Frohnhoff das Grundstück Lintorf 67½, auf dem

er 1913 eine Bau- und Möbelschreinerei mit Lagerraum und eine Fünfzimmerwohnung in Fachwerkbauweise errichtete. Lintorf 67½ lag an der Viehstraße. Diese verlief damals von der Kreuzung am ehemaligen Rathaus über die Speestraße und die Straße „Am Löken“ bis zur Einmündung Breitscheider Weg. Im Jahre 1933 wurden aus der früheren Viehstraße die Admiral-Graf-Spee-Straße (heute: Speestraße) und die Horst-Wessel-Straße (heute: Am Löken). Am 3. Februar 1914 wurde Wilhelm Frohnhoff Mitglied der Norddeutschen Holz-Berufsgenossenschaft. Am 1. Juli 1929 eröffnete er eine Filiale in Grossenbaum. Von Anfang an war auch ein Bestattungsunternehmen fester Bestandteil der **Firma Wilhelm Frohnhoff.** Zu dieser Zeit wurden die Toten noch zu Hause aufgebahrt und mit einem von Pferden gezogenen Leichenwagen zum „Alten Friedhof“ an der Duisburger Straße gebracht, wenn nicht das Haus des Verstorbenen in der Nähe des Friedhofes lag und die Nachbarn den Sarg zum Gottesacker tragen konnten. Zunächst war **Karl Steingen** vom Bürgershof der Kutscher des Leichenwagens, später fuhr Bauer Alois Rosendahl die Toten mit Pferd und Wagen zur Beerdigung. Die ersten Fahrten mit einem motorisierten Leichenwagen besorgte der Ratinger Fuhrunternehmer **Jean Schlösser** für das Beerdigungsinstitut Frohnhoff.

Die Bau- und Möbelschreinerei Wilhelm Frohnhoff in den 1930er-Jahren

In den Jahren 1895/97 leistete Wilhelm Frohnhoff seinen Wehrdienst beim 3. Westfälischen Infanterie-Regiment Nr. 16 in Köln, dem sogenannten „Hacketauer-Regiment“. Im Ersten Weltkrieg wurde er 1915 in Russland so schwer verwundet, dass er nach einjährigem Lazarettaufenthalt wegen einer Beinverletzung nach Hause entlassen wurde.

Seinem Heimatort Lintorf fühlte er sich stets besonders verbunden. Er interessierte sich sehr für das Geschehen in der Gemeinde und war Mitglied in vielen Vereinen. „Nur nicht im Ziegenzuchtverein und im Mütterverein von St.-Anna“, so sagte er einmal bei einem Interview.

Als im August 1907 auf Wunsch des Bürgermeisters der Bürgermeisterei Angermund, **Karl Baasel,** in Lintorf eine Freiwillige Feuerwehr gegründet wurde, gehörte Schreinermeister Wilhelm Frohnhoff zu den Männern der ersten

Die Freiwillige Feuerwehr Lintorf im Jahre 1935.
In der vorderen Reihe sitzend, Dritter von rechts: **Wilhelm Frohnhoff,**
Erster Brandmeister von 1907 bis 1934. Links neben ihm sein Stellvertreter
Karl Butenberg, Zweiter Brandmeister von 1907 bis 1934

Stunde. Von 1907 bis 1934 war er Erster Brandmeister der jungen Lintorfer Wehr, um deren Aufbau er sich große Verdienste erwarb. Sein Stellvertreter war Schmiedemeister **Karl Butenberg.** Schon bald mussten die Lintorfer Feuerwehrleute mit ihren beiden Handdruckspritzen einige spektakuläre Brände löschen. So brannte im August 1911 das Haus Krummenweger Straße 199⅔ (heute: Ulenbroich), das im Volksmund „Konsum“ genannt wurde, weil sich in ihm ein großes Lebensmittelgeschäft befand. Über den Einsatz von Brandmeister Frohnhoff berichtet **Hubert Perpéet** in seiner Geschichte „Im Konsum brennt es …“ („Quecke“ Nr. 30/31 vom November 1957): *„Von den Nachbardächern aus wurden die Spritzen angesetzt, und bald ergossen sich mächtige Wasserfluten in das prasselnde Feuer. (…) Brandmeister Wilhelm Frohnhoff hatte seinen Sitz auf dem morschen Dache des Ropertz'schen Hauses, wobei er eine schwache Stelle in der Bedachung erwischte und absank. Zum Glück nahm in ein weicher Heuboden auf, so daß er nach wenigen Augenblicken seine nützliche und gefahrvolle Tätigkeit wieder aufnehmen konnte.“*

Nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst im Jahre 1935 wurde Wilhelm Frohnhoff zum Ehrenbrandmeister ernannt. Ehrenmitglied war er im 1902 gegründeten Büscher Männergesangverein „Eintracht 02“, in der Stammkompanie der Lintorfer St. Sebastianus-Schützenbruderschaft und seit dem 13. Dezember 1952 im „Verein Lintorfer Heimatfreunde“.

Am 16. Mai 1908 heiratete Wilhelm Frohnhoff seine Cousine **Ida Wilhelmine** in der Pfarrkirche St. Laurentius in Mintard. Ida Frohnhoff wurde am 20. Februar 1883 als Tochter von **August Frohnhoff** und seiner Frau **Elisabeth, geborene Osterkamp,** in Obschwarzbach bei Mettmann geboren. Später zog sie mit ihren Eltern zum Krummenweg, als diese dort ein Gehöft erwarben. Das Paar hatte vier Kinder, die Söhne **Otto, Willi** und **Walter** und die Tochter **Maria.** Während der älteste Sohn Otto eine Ausbildung zum Architekten bei Professor **Emil Fahrenkamp** absolvierte, machte Willi eine Schreinerlehre, um später den väterlichen Betrieb übernehmen zu können. Er kam jedoch aus dem Krieg nicht mehr zurück. Seit 1944 wurde er in Russland vermisst. Der jüngste Sohn Walter machte eine Frisörlehre und zog später mit seiner Frau **Else** nach Frankfurt. Tochter Maria heiratete den Schreiner **Heinrich Pastoors,** der im Familienbetrieb mitarbeitete.

Im Jahre 1950 baute Wilhelm Frohnhoff auf dem Firmengelände direkt an der Straße „Am Löken“ ein Zweifamilienhaus mit Ladenlokal. Die Tochter Maria bezog mit ihrer Familie die Wohnung in der oberen Etage, unten wohnte Wilhelm Frohnhoff mit seiner Frau. Sein Sohn Otto zog mit Frau und Tochter von der Straße „Am Eichförstchen“ in das alte Wohn- und Werkstattgebäude.

In dem Ladenlokal betrieb Wilhelm Frohnhoff ein Möbelgeschäft. In den 1970er-Jahren beherbergte es eine Zeit lang das Haushalts- und Eisenwarengeschäft **Karl Butenberg,** nachdem die alte Schmiede an der früheren Angermunder Straße abgerissen worden war. Heute befindet sich dort ein Antiquitätengeschäft.

Hochzeit Maria Frohnhoff und Heinrich Pastoors am 28. August 1937.
Die Trauzeugen waren Erna Faber und Otto Frohnhoff (links) –
sie heirateten am 28. Januar 1939 – sowie Hubertine Küpper und Willi Frohnhoff,
der aus dem Zweiten Weltkrieg nicht zurückkehrte

Erna und Otto Frohnhoff mit ihrer Tochter Marita Anfang der 1940er-Jahre. Das Foto entstand im Garten der befreundeten Familie Kaiser (später Arnold) an der Krummenweger Straße (heute: Ulenbroich)

Otto Frohnhoff, geboren am 3. September 1909 in Lintorf, wurde im Zweiten Weltkrieg zunächst vom Wehrdienst zurückgestellt, weil er bei kriegswichtigen Bauvorhaben für die Deutsche Reichsbahn am Westwall eingesetzt war. Später musste er aber auch Soldat werden und wurde an die Ostfront geschickt. Erst 1949 kehrte er aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Lintorf zurück. Da sein Bruder Willi verschollen war,trat er in die Bau- und Möbelschreinerei und das Bestattungsunternehmen seines Vaters ein. Der Name der Firma lautete jetzt: **Wilhelm Frohnhoff und Sohn OHG.** Noch vor Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte Otto Frohnhoff am 28. Januar 1939 die Lintorferin **Erna Faber** geheiratet. Im Juni 1941 wurde Tochter **Marita** geboren.

In den 1950er- und 1960er-Jahren war die Firma Frohnhoff verstärkt auch im öffentlichen Raum tätig. Im Jahre 1954 erledigte sie die Zimmerarbeiten beim Neubau der **Druckerei Perpéet** am Klosterweg (heute: Krummenweger Straße) und der **Johann-Peter-Melchior-Schule** Am Weiher. Außerdem war sie bei der Beseitigung von Kriegsschäden in der evangelischen Kirche in Lintorf beteiligt. Auch die Evangelische Kirchengemeinde Ratingen beauftragte 1962/63 durch den damaligen Kirchmeister im Presbyterium, **Hans Döpper,** die Firma Frohnhoff mit Arbeiten im neuen Altenheim an der Rosenstraße, im Gemeindehaus an der Angerstraße und im Pfarrhaus an der Lintorfer Straße.

In den Jahren 1962/63 war der Firma außerdem mit der Restaurierung des Friedrichskothen in Lintorf eine nicht einfache Aufgabe gestellt worden. Am 8. Juni 1963 weihte **Pfarrer Wilfried Bever** den sorgfältig renovierten Friedrichskothen in einer Feierstunde wieder ein.

Auch beim Bau der katholischen Pfarrkirche St. Johannes und des zugehörigen Pfarrzentrums, der Firma Frohnhoff direkt gegenüber, war die **„Otto Frohnhoff Holzbearbeitung GmbH“** – unter diesem Namen war die Firma seit Januar 1963 im Handelsregister eingetragen – in den 1960er-Jahren maßgeblich beteiligt.

Im Jahre 1964 wurde dann die kleine evangelische Kirche in Lintorf grundlegend umgestaltet: Die Orgelempore wurde vergrößert, die Kirche bekam ein elektrisches Geläut und die Turmspitze wurde mit einer goldenen Kugel, einem Kreuz und einem neuen Hahn geschmückt. Die neuen Kirchenbänke lieferte die Firma Frohnhoff.

Ida und Wilhelm Frohnhoff im Alter. Im Jahre 1958 konnten sie das Fest der Goldenen Hochzeit feiern

Beim Neubau der heutigen Friedhofskapelle auf dem Waldfriedhof im Jahre 1968 führte die Firma alle Zimmerarbeiten aus.

Am 23. November 1968 verstarb der Firmengründer Wilhelm Frohnhoff. Er wurde 93 Jahre alt. Zehn Jahre vorher, am 16. Mai 1958, hatte er mit seiner Frau Ida noch

Zum Abschluss der Umbauarbeiten an der evangelischen Kirche in Lintorf im Jahre 1964 wurde ein neuer Hahn auf die Turmspitze gesetzt. Von links: Otto Frohnhoff (Zimmer- und Schreinerarbeiten), Hans Döpper (Evangelische Kirchengemeinde Ratingen), Dachdecker Karl Ritterskamp und (ganz rechts) Schlosser Max Kolbe. Mit dem von Max Kolbe geschmiedeten Hahn in der Hand ein Lehrling

Zimmerei und Beerdigungsinstitut Otto Frohnhoff im Jahre 1981.
Ganz links das von Wilhelm Frohnhoff 1950 errichtete Wohn- und Geschäftshaus

das Fest der Goldenen Hochzeit feiern können.

Im Jahre 1966 wurde das Bestattungsunternehmen aus dem Zimmereibetrieb ausgegliedert und als **Beerdigungsinstitut O. Frohnhoff** weitergeführt.

Marita Frohnhoff war nach Abschluss der Höheren Handelsschule und einer Kaufmannslehre seit Juni 1959 mit im Familienbetrieb tätig. Im gleichen Jahr hatte sie ihren späteren Mann kennengelernt, der 1965 in die Firma eintrat. Am 5. Mai 1967 heirateten Marita Frohnhoff und der Zimmerermeister **Horst Bruno Schloßmacher.**

Auch er ist im Ratinger und Lintorfer Vereinsleben aktiv. Seit über 40 Jahren ist er Mitglied im Reitercorps der St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf und im Ratinger Karnevalsverein „Prinzengarde Blau-Weiss“. Seit 1993 ist er Mitglied der „Ratinger Jonges“.

Das Bestattungsunternehmen wurde ab 1. Oktober 1974 als eigenständiges Unternehmen von den Eheleuten Horst Bruno und Marita Schloßmacher geführt und im Jahre 2000 in **„Beerdigungsinstitut Schloßmacher“** umbe-

nannt. Nach dem Tod ihres Vaters Otto Frohnhoff im Februar 1980 wurde auch die „Holzbearbeitung GmbH“ übernommen. Der Gewerbezweig Schreinerei war mit dem Eintritt ins Rentenalter der Altgesellen bereits früher eingestellt worden. Im November 1999 wurde die Zimmerei aufgegeben. Das Bestattungsunternehmen führten Horst und Marita Schloßmacher erfolgreich weiter.

Der Wechsel in die vierte Generation fand im Jahre 2011 statt. Die Töchter **Melanie Schloßmacher** und **Natalie Dreyer,** geb. Schloßmacher, übernahmen die Verantwortung für das Familienunternehmen und führen damit die Tradition fort. Ihre Eltern stehen ihnen dabei weiterhin mit Rat und Tat zur Seite.

Von links: Melanie Schloßmacher, Marita und Horst Schloßmacher, Natalie Dreyer, geb. Schloßmacher

Die beiden Schwestern, beide gelernte Kauffrauen, sammelten in verschiedenen Unternehmen fundierte Berufserfahrungen, bevor sie sich entschlossen, den Betrieb weiterzuführen. Der kaufmännische Teil des Bestattungsgeschäftes war daher für sie leicht zu meistern, doch für die praktische Ausübung ihres Berufes mussten sie an verschiedenen Weiterbildungskursen des Bestatter-Verbandes teilnehmen und noch einmal die Schulbank drücken. Sie sind auch weiterhin bestrebt, sich ständig weiterzubilden, um die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Kunden befriedigen zu können. Dabei steht der mitfühlende Einsatz für die Angehörigen im Vordergrund ihrer Arbeit. Sie machen es sich zur Aufgabe, die trauernden Hinterbliebenen zu beraten, zu betreuen und zu begleiten.

Manfred Buer

wir drucken.
dp
Druckerei Preuß
PLAKATE, BROSCHÜREN, FLYER, MAGAZINE, EINLADUNGSKARTEN, VISITENKARTEN,
PROGRAMMHEFTE, BRIEFBÖGEN, MAILINGS, LABELS, BLÖCKE, U.V.M.
DRUCKEREI PREUSS GMBH, WWW.PREUSSDRUCK.DE
SIEMENSSTRASSE 12, 40885 RATINGEN, TELEFON: 02102 / 9267-0

- Günter Engel
  Holger Kronenberg
  Michael Jaeger
  Uwe Höhne — Steuerberatung, Steuerplanung

- Haakon Hartsieker
  Frank Dimmendahl
  Katrin Giammarresi — Rechtsberatung, Wirtschafts- u. Gesellschaftsrecht

- Martin Seyrich — Wirtschaftsprüfung

An den Dieken 57
40885 Ratingen

Tel. 02102 3027-0
Fax 02102 3027500

Internet: www.e-k-p.de
E-Mail: info@e-k-p.de

Unsere Ideologie, unsere Idee oder unsere Beratungsmaxime

Sie suchen eine **geschlossene** Problemlösung für Unternehmen, ohne von Tür zu Tür laufen zu müssen und Erläuterungen und Anmerkungen mehrfach darzulegen.

Unser Anspruch ist eine sachkundige Beratung durch exzellente Fachleute, die Ihre Probleme in steuerrechtlicher, zivilrechtlicher und strafrechtlicher Hinsicht lösen, die Ihnen betriebswirtschaftliche Beratung bis zum Krisenmanagement bieten und über den Tellerrand hinaus sehen, arbeiten und wirken.

Wir bieten Ihnen **ganzheitliche** Lösungen.

... wir haben Ihnen was zu erzählen!

Seit dem Gründungsjahr **1949** ist das Unternehmen Blumen Enk in Familienhand.Heinrich Enk und seine Frau Elisabeth (Witwe Dietz) richteten das erste Stiefmütterchen-Feld im Herzen Lintorfs ein. Am Konrad-Adenauer-Platz wurde die Gärtnerei Enk gegründet. Auf dem nahe gelegenen Friedhof (Duisburger Str.) begann man mit dem Service der Grabpflege. Ein Service, der bis heute ein wichtiges Standbein des Familienunternehmens ist.

1957 wurde die Gärtnerei Enk durch den Sohn Horst Dietz zusätzlich unterstützt und die Friedhofsgärtnerei Enk am Kullbeeksweg in Ratingen-Lintorf eröffnet. Dort befindet sich auch heute noch das Stammhaus.

1965 wurde auf der Speestraße 38 ein weiteres Blumenfachgeschäft eröffnet. Nicht nur, dass dort Blumen und Pfanzen verkauft wurden, sondern die Familie von Sohn Horst und seiner Frau Hilde zog mit den Kindern in die Wohnung hinter den Geschäftsräumen ein.

1976 wurde aus der Friedhofsgärtnerei Enk die Gärtnerei Blumen Enk & Sohn – „Blumen kaufen, wo Blumen wachsen“ – war der Slogan. Horst Dietz übernahm die Führung in der Gärtnerei und brachte neue Ideen in die erweiterte Gärtnerei.

1983 wurde ein weiterer Betrieb in Ratingen-Tiefenbroich eröffnet. Die Gärtnerei, direkt gegenüber dem Friedhof gelegen, brachte eine bessere Nahversorgung für die Kunden und einen zusätzlichen Service durch die angebotene Grabpflege. Sohn Thomas, der mittlerweile seine Meisterprüfung absolviert hatte, stieg in das Familienunternehmen ein und entwickelte neue Dienstleistungsideen.

1989 übernahm Thomas Dietz das renommierte Blumenfachgeschäft Scheurenberg am Wehrhahn 54 in Düsseldorf und firmierte neu mit dem Unternehmen Blumen Enk. Das erste Hotel wurde mit Blumenarrangements und Leihpflanzen beliefert! Eine Idee und Dienstleistung, die sich bis heute weiter entwickelt.

1992 übernahm Blumen Enk das Blumengeschäft auf der Wallstraße in Ratingen, das von Pierino D'Ambrosio geführt wurde. Pierino – wie er von allen genannt wird – ist bis heute im Dekorationsbereich, vor allem auf den Reitturnieren, tätig.

1993 übertrug Horst Dietz die Führung des Geschäftes auf Thomas Dietz, der bis heute das Unternehmen mit vollem Einsatz leitet.

2001 wurde das Stammhaus am Kullbeeksweg in Ratingen-Lintorf großflächig zu einem begehbaren Ausstellungsraum umgebaut. Die Räumlichkeiten bieten vielfältige Möglichkeiten, verschiedene Dekorationen zu präsentieren. Gefäße, Accessoires oder schön arrangierte Schnittblumen bieten den Kunden eine große Auswahl an Inspirationen.

Im selben Jahr übernahm Thomas Dietz das bekannte Düsseldorfer Blumengeschäft – Blumenreich – und konzentrierte sich in Düsseldorf auf die Top-Lage am Wilhelm-Marx-Haus. Bis heute gehen von dort außergewöhnliche Kreationen in die verschiedensten Showrooms und Bankettsäle. Die kreative Darstellung des Ausstellungsraums begeistert viele Passanten und lädt zum Verweilen ein.

2006 zog das Blumengeschäft in Ratingen-Lintorf noch weiter in das Herzstück der belebten Speestraße und ist nun auf der Speestraße 8 ansässig.

2008 wurde die Friedhofsgärtnerei Ratingen-Tiefenbroich um ein Leihpflanzen-Center erweitert. Auf ca. 2500 qm lagern heute neben den saisonalen Pflanzen und Schnittblumen über 1000 Leihpflanzen, welche für die unterschiedlichsten Dekorationen und Events zum Einsatz kommen.

blumen enk · Blumenreich · enk eventstyling thomas dietz

Blumen Enk, Blumenreich und enk eventstyling mit dem Veranstaltungszweig stellten die verschiedenen Geschäftsfelder des Unternehmens dar. Für die Vereinfachung, Transparenz und das bessere Verständnis haben wir uns nach reiflicher Überlegung entschieden, den Familiennamen des Inhabers, Thomas Dietz, als Firmennamen in den Vordergrund zu stellen.

Wir sind in der 3. Generation erfolgreich tätig und werden immer unseren Firmengründer Heinrich Enk ehren, der damals schon mit unserer Tochter Theresa (4. Generation) den Umbau seiner Gewächshäuser begleitete und große Freude daran hatte, dass wir als Familienunternehmen unserer Berufung treu geblieben sind.

dietz
BLUMEN & EVENTS

Unsere Geschichte
TRADITION IN RATINGEN

„dietz blumen & events sind wir nun ab Juli 2012“
Die Leidenschaft, mit diesem schönen Naturprodukt zu arbeiten, ist ungebrochen und fasziniert uns immer wieder aufs Neue. Mit einem großartigen Team, ohne welches diese Entwicklung nicht hätte stattfinden können, möchten wir uns auf die Zukunft vorbereiten. Wir möchten Ihnen eine angenehme, außergewöhnliche Einkaufsatmosphäre bieten und kreative Ideen präsentieren. Wir – das Team von dietz blumen & events – freuen uns mit Ihnen, den nächsten Schritt des Familienunternehmens zu gehen.
Danke für die vielen Jahre, in denen Sie uns die Treue gehalten haben. Wir werden alles dafür tun, Ihren Wünschen auch weiterhin gerecht zu werden.

Ihre Familie Dietz

dietz
BLUMEN & EVENTS

Heinrich-Heine-Allee 51
D-40213 Düsseldorf

Tel. +49 (0)211 32 64 70
Fax +49 (0)211 32 82 60

Speestraße 8
D-40885 Ratingen-Lintorf

Tel. +49 (0)2102 30 98 31
Fax +49 (0)2102 73 20 23

Am Gratenpoet
D-40880 Ratingen-Tiefenbroich

Tel. +49 (0)2102 47 35 26
Fax +49 (0)2102 44 86 53

Kullbeeksweg 9a
D-40885 Ratingen-Lintorf

Tel. +49 (0)2102 18 164
Fax +49 (0)2102 18 196

www.dietzblumen.de
info@dietzblumen.de

AUF ENGELBERTS TOD

Swes leben ich lobe, des tôt den wil ich iemer klagen.
sô wê im der den werden fürsten habe erslagen
von Kölne! ôwê des daz in diu erde mac getragen
ine kan im nâch sîner schulde keine marter vinden:
im waere alze senfte ein eichîn wit umb sînen kragen,
in wil sîn ouch niht brennen noch zerliden noch schinden
noch mit dem rade zerbrechen noch ouch dar ûf binden:
ich warte allez ob diu helle in lebende welle slinden.

Wessen Leben ich lobte, dessen Tod will ich immer beklagen:
wehe aber dem, der den werten Fürsten hat erschlagen,
den Bischof von Köln! O weh, daß ihn die Erd noch mag tragen,
ich kann für seine Schuld ihm keine Marter finden:
ein eichener Strang wäre allzu weich um seinen Kragen;
ich will ihn auch nicht brennen, vierteilen oder schinden,
noch mit dem Rad zerbrechen oder nur darauf ihn binden:
ich warte nur, ob nicht die Hölle ihn lebendig will verschlingen.

Walther von der Vogelweide (um 1170 bis 1230)
Übersetzt von Bernd Hinke

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

XXVI. Die kleinere und die größere Vogteirolle des Grafen Friedrich von Isenberg (vor bzw. um 1220)

Die Anfänge Essens reichen bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts zurück. Doch machen es die Ergebnisse neuester archäologischer Untersuchungen sehr wahrscheinlich, dass schon weit vor der Gründungszeit der Frauengemeinschaft (Vorgänger-?) Siedlungen in Essen bestanden haben (6./7. Jahrhundert). Auch weist der Ortsname „Essen“ (Astnide u.ä.) – was soviel wie „Gegend nach Osten“ bedeuten soll – auf eine frühmittelalterliche Grundherrschaft hin, deren Mittelpunkt vielleicht in Altenessen zu suchen ist. Man wird die Grundherrschaft um Altenessen mit dem umfangreichen Erbbesitz der Gründer Gerswid und Altfrid in Verbindung bringen können. Denn als der Sachse Altfrid und dessen Verwandte Gerswid die Frauengemeinschaft in Essen errichteten, taten sie dies der Essener Überlieferung nach auf ihren eigenen Gütern und vielleicht im Jahr 852. Die sich ausbildende geistliche Gemeinschaft benötigte eine umfangreiche, möglichst in der Umgebung vorhandene materielle Ausstattung, und so kamen neben den Besitztiteln der Altfrid-Familie auch die Schenkungen ostfränkisch-deutscher (und lothringischer) Könige des 9. bis 11. Jahrhunderts hinzu. Es entstand die Grundherrschaft der Essener Frauengemeinschaft mit den Haupthöfen Viehof und Eickenscheidt und vielen Hofverbänden (einschließlich der über 1000 abhängigen Bauernhufen), die – vielfach als Streubesitz – sowohl in der Nähe lagen, als auch weiter entfernt. Seit dem 10. Jahrhundert stellt sich die Essener Gemeinschaft religiöser Frauen als ein unter Königsschutz stehendes und mit Immunität begabtes kirchliches Institut dar. Die Äbtissin war Immunitätsherrin und ernannte in dieser Eigenschaft den Vogt als öffentlichen Richter für die Kommunität und deren Besitz. Die Verfügung über den Zoll und die unter Äbtissin Theophanu (1039-1058) erfolgte Einrichtung eines Jahrmarktes an Cosmas und Damian (1041) stärkten die Gemeinschaft ebenso wie der Besitz des Kirchenzehnten zwischen Ruhr und Emscher, Leithebach und Oberhausener Gebiet oder die Unterstellung unter die päpstliche Gerichtsbarkeit. Die gestiegene Bedeutung der Frauenkommunität offenbarte sich auch in der Bautätigkeit besonders des 10. und 11. Jahrhunderts (Basilika mit Westwerk und Atrium), aber auch nach

der Brandkatastrophe von 1275 des 13. bis 15. Jahrhunderts (gotisches Langhaus mit Chor und Vierungsturm). Schon für das 11. Jahrhundert muss von einer Marktsiedlung im topografischen Vorfeld des Stifts ausgegangen werden. Dienstleute der Äbtissin und Wachszinsige der stiftischen Grundherrschaft spielten im Stadtwerdungsprozess Essens eine wichtige Rolle. Im 13. Jahrhundert begann die Trennung von Stift und Stadt Essen. Parallel zur Ausbildung der Stadt verdichteten sich Rechte und Besitz des Stifts in der Essener Umgebung zur Landesherrschaft der Äbtissin zwischen Ruhr und Emscher. Doch blieb diese im Verhältnis zur Stadt einerseits und zur Stiftsvogtei andererseits nicht unumstritten (Essener Vogteifrage). Die Äbtissin erlangte zwar den Status einer Reichsfürstin, doch war ihre Herrschaft durch mächtige Vögte bedroht.

In das erste Drittel des 13. Jahrhunderts fallen die Auseinandersetzungen zwischen dem Kölner Erzbischof Engelbert I. dem Heiligen (1216-1225) und dem Grafen Friedrich von Isenberg (-Altena, † 1226). Im Streit um die Vogtei der Essener Frauengemeinschaft ging Engelbert gegen seinen Verwandten Friedrich vor und wurde bei dem Versuch des Isenbergers, den Erzbischof gefangen zu nehmen, am 7. November 1225 bei Gevelsberg getötet. Der Graf ist dann im folgenden Jahr hingerichtet worden.

Zur Wahrung seiner Rechte als Vogt (nicht nur über Besitz des Frauenstifts Essen) hat Graf Friedrich (vor 1220) die kleinere und (um 1220) die größere Vogteirolle (auf Latein) aufschreiben lassen. Am Anfang der größeren Vogteirolle heißt es daher:

„Damit nicht irgendjemand dem Grafen oder seinen Erben Unrecht tun kann, veranlasste er, das [Folgende] aufzuschreiben:

Dies ist die Aufzählung der Mansen und [Ober-] Höfe, die zu[m Stift] Essen gehören und die unter meiner vogteilichen Gewalt stehen, die mir jedes Jahr durch Erhebung geschuldete Einkünfte zahlen. […]“

Aufgeführt werden danach 1440 Hofstellen (mansi) an über 900 Orten, grundherrschaftlich gegliedert in 36 Hofverbände (Villikationen) mit den Oberhöfen (Haupt-, Fronhöfen; curiae) an der Spitze. Erkennbar wird die umfangreiche Grundherrschaft der Essener Frauengemeinschaft, die sich in der näheren und weiteren Umgebung um Essen erstreckte, aber auch Besitz an Nieder- und Mittelrhein („Ländchen Breisig“), in Friesland, Westfalen und Hessen umfasste.

Die kleinere Vogteirolle des Grafen von Isenberg verzeichnet fast 1000 Hofstellen. U.a. werden den Essener Fronhöfen Maggeren, das wir wahrscheinlich mit einem Hof „oppen Anger“ in Bellscheidt bei (Ratingen-) Homberg gleichsetzen können, und Richrath (bei Neviges) die folgenden Hofstellen zugeordnet:

„Oberhof Maggeren 1 Manse: [Wuppertal-] Sonnborn 1; Scheven [bei Neviges oder Ratingen-Homberg] 1; Winkelhausen [bei Düsseldorf-Angermund] 1; Berge [bei Hattingen] 1; Ostum [bei Velbert] 1; Laubeck [bei Heiligenhaus] 1; [Velbert-] Langenberg 1; Brecklinghaus [bei Niederwenigern] 3; Bellscheid [bei Ratingen] 1; Hagene [unbekannt, bei Rellinghausen] 1; [Ratingen-] Schwarzbach 1; Wienberge [Widuberg bei Werden?] 1. Die Anzahl dieser Hofstellen beträgt 15, und dies alles gehört zum Oberhof Maggeren.

Oberhof [Neviges-] Richrath 3 Mansen: Vossnacken [bei Velbert] 4; Schmerlick [bei Langenberg] 1; Balkhausen [bei Hattingen] 1; [Ratingen?-] Homberg 1 [oder bei Hattingen]; Horst [bei Hattingen] 1; Sprockhövel/Berge 2; Hesper [bei Werden] 1; Brecklinghaus [?, bei Niederwenigern] 1; Leckenbusch [bei Sprockhövel] 1; Kuhweide [bei Hattingen] 2; Melbeck [bei Hattingen] 1; Bemberg [bei Hattingen] 1; Kinkhaus [bei Hattingen] 1; Krüdenscheid [bei Neviges] 1; Kuhlendahl [bei Neviges] 1; Klauheim [bei Neviges] 1; Rolfrath [bei Düsseldorf-Gerresheim] 1; Bruchhaus [bei Essen-Kupferdreh] 1; Volmarstein 1; Effringhausen 1; Leubeck [bei Heiligenhaus] 1. Die Anzahl dieser Hofstellen beträgt 30, und alle diese gehören zu Richrath.“

Die entsprechenden Hofstelleneinträge finden sich auch in der größeren Vogteirolle unter: „Achter Hof, genannt Maggeren“ und „Achter [neunter!] Hof Richrath“. Eindeutig scheint für beide Vogteirollen die Zuordnung des Swacepe zu (Ratingen-) Schwarzbach zu sein. Ob Hoenberge mit (Ratingen-) Homberg zu identifizieren ist, ist fraglich, da der Essener Hofverband Richrath doch eher Besitz im östlichen niederbergischen Raum hatte. „Scheven“ (Schivene) wird in beiden Vogteirollen nochmals erwähnt, und zwar als Ort mit zwei Mansen, die dem Hofverband um den Oberhof Rellinghausen angehörten. Dieses „Scheven“ ist dann sehr wahrscheinlich im Ostniederbergischen bei (Velbert-) Neviges zu verorten, während das „Scheven“ (Schevene) des Hofverbands Maggeren durchaus auch auf die Örtlichkeit Scheven bei (Ratingen-) Homberg bezogen werden kann. Der Oberhof Maggeren als „Zum Angeren“ ist zu den Höfen mit Namen „Anger“ entlang des Anger-

Die Ermordung des Erzbischofs Engelbert I. von Köln durch den Grafen Friedrich von Isenberg-Altena bei Gevelsberg am 7. November 1225 Zeichnung: F. Weber (1890)

bachs zwischen Ratingen und Wülfrath zu stellen. Vielleicht verbirgt sich hinter Maggeren das Haus Anger (bei Ratingen-Homberg), das erstmals zum Jahr 904 Erwähnung findet und wohl im hohen Mittelalter in den Besitz der Essener Frauengemeinschaft gelangte. Der Oberhof Anger und seine nachgeordneten Hofstellen sind dann zwischen 1226 und 1332, vielleicht kurz nach 1226 Teil des Essener Hofverbands Eickenscheidt geworden.

Literatur:

Die besprochenen Quellentexte finden sich in: ADERS, G. (Bearb.), Quellen zur Geschichte der Städte Langenberg und Neviges und der alten Herrschaft Hardenberg vom 9. bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts, Neustadt a.d. Aisch o.J. [1967], S.11, 19f, 35-39, Nr.23f; BENTHEIM-TECKLENBURG, M. GRAF ZU, Stift Essen. Die große Vogteirolle des Grafen Friedrich von Isenberg-Altena (um 1220) (= Veröffentlichungen aus dem fürstlichen Archiv zu Rheda), Rheda 1955; BENTHEIM-TECKLENBURG, M. GRAF ZU, Stift Essen. Die kleine, ältere Vogteirolle der Grafen von Isenberg-Altena (vor 1220) (= Veröffentlichungen aus dem fürstlichen Archiv zu Rheda), Rheda 1957. Vgl. dazu noch: KRAUSE, J. (Bearb.), ‚Kleine', ‚Große' Vogteirolle des Grafen Friedrich von Isenberg, in: SEIBT, F. u.a. (Hg.), Vergessene Zeiten. Mittelalter im Ruhrgebiet (= Ausstellungskatalog), Essen 1990, Bd.1, S.136. Zu den Streitigkeiten zwischen Erzbischof Engelbert I. und Graf Friedrich von Isenberg s.: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XXIV. Einkünfte des Kölner Dompropstes Engelbert von Berg (1209), in: Die Quecke 80 (2010), S.49f. Zur Geschichte der Essener Frauengemeinschaft s.: BUHLMANN, M., Essen und Werden: Zu den Anfängen und zur mittelalterlichen Geschichte zweier geistlicher Gemeinschaften, in: MaH 54 (2001), S.67-128; KÜPPERS-BRAUN, U., Macht in Frauenhand. 1000 Jahre Herrschaft adeliger Frauen in Essen, Essen 2002, 42008; LUX, T., Das Stift Essen. Grundzüge seiner Geschichte von der Mitte des 9. Jahrhunderts bis zum Jahre 1495, in: SEIBT, Vergessene Zeiten, Bd.2, S.23-27. Für die Essener Grundherrschaft bleibt maßgeblich: WEIGEL, H., Studien zur Verfassung und Verwaltung des Grundbesitzes des Frauenstiftes Essen (852-1803) (= EB 76), Essen 1960. Zu Scheven, Schwarzbach und Homberg vgl.: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VII. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (29. Dezember 1071), in: Die Quecke 71 (2001), S.38ff; X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert), in: Die Quecke 72 (2002), S.88f; XII. Besitz des Kölner Georgstifts in Homberg (1067?; 12. Jahrhundert, 1. Hälfte), in: Die Quecke 73 (2003), S.21ff. Zu den Höfen entlang der Anger s.: BUHLMANN, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: II. Eine Königsurkunde Ludwigs des Kindes (3. August 904), in: Die Quecke 69 (1999), S.91-94; XV. Kauf des Hofes Anger durch das Kloster Werden (1148), in: Die Quecke 74 (2004), S.58ff.

Michael Buhlmann

Entscheidend ist das Gesamtpaket Top-Lokalversorger 2012

Wünschen Sie sich mehr Service vom Energieversorger?

Zum zweiten Mal in Folge erhielten die Stadtwerke Ratingen von dem unabhängigen Energieverbraucherportal die Auszeichnung „Top-Lokalversorger" für die Sparten Strom und Gas. Das Güte-Siegel steht für faires Preis-Leistungsverhältnis, hohe Servicequalität sowie für lokales und Umwelt Engagement.

Das ist der Beweis! Die Rundum-Versorgung, die wir unseren Kunden bieten, hat überzeugt. Am Ende zählt das Gesamtpaket.

Überzeugen Sie sich jetzt selbst!
www.stadtwerke-ratingen.de
Rufen Sie uns an: 02102 485-485

Stadtwerke Ratingen
die Energiedienstleister

Stadtwerke Ratingen GmbH
Sandstraße 36 | 40878 Ratingen
info@stadtwerke-ratingen.de

Amplonius Ratingen von Rheinberg

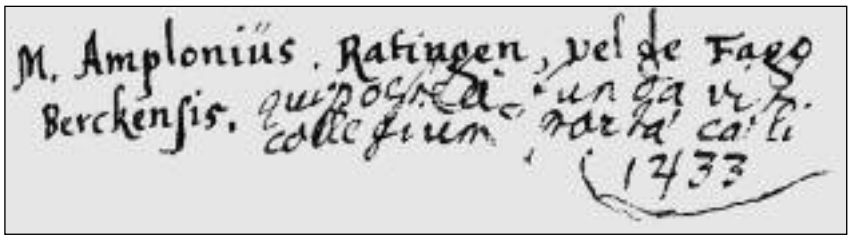
Zur Erinnerung an den Stifter einer weltberühmten Handschriftenbibliothek

In diesem Jahr wird anderenorts, in Rheinberg und in Erfurt, mit Ausstellungen und Gedenkfeiern ein sechshundertjähriges Jubiläum begangen, das den Namen von Ratingen in die wissenschaftliche und kulturelle Welt hinausträgt. Die Rede ist von dem Andenken an die Stiftung des spätmittelalterlichen Arztes und Gelehrten **Amplonius Rating de Berka** (1365-1435), der am 1. Mai 1412 seine reichhaltige Handschriftenbibliothek, die heute noch existierende weltberühmte **Amploniana,** der Universität Erfurt vermachte. Angesichts dieses Gedenkjahres lohnt es sich, in unserer Stadt an diesen Gelehrten zu erinnern, dessen Familie aus Ratingen stammt.

Bei dem Namen Rating de Berka handelt es sich um einen zweifachen Herkunftsnamen, Amplonius selbst ist in Rheinberg (ehemals Berka) geboren, sein Vater kam aus Ratingen. Daher darf man im Titel dieses Beitrages denn auch etwas frei von Amplonius Ratingen von Rheinberg sprechen, obwohl diese Bezeichnung historisch nicht ganz einwandfrei ist. Er nannte sich selbst in seinen Büchern *Amplonius Ratyngh* oder *Ratingk.* In der Erfurter Universitätsmatrikel wird er aber auch *Amplonius Ratingen* genannt (siehe Abbildung).

Der Vater von Amplonius soll nach dem Stadtgeschichtsforscher **Jakob Germes** auf der Lintorfer Straße gewohnt haben. Dazu gibt es aber keinen Beleg. Ratingen gehörte damals zum Territorium der Grafen von Berg. Wie aus der Stadtgeschichtsliteratur hervorgeht (insbesondere **Elfi Pracht-Jörns,** Rheinischer Städteatlas: Ratingen, 2008) wird Ratingen im 9. Jahrhundert als Hretinga erstmalig urkundlich erwähnt. Die Siedlung bestand ursprünglich wohl aus benachbarten Hofverbänden, die im 12. Jahrhundert zu einer Dorfgemeinde zusammenwuchsen, die 1276 zur Stadt erhoben wurde. Dies bedeutete die Freiheit zu einer Stadtbefestigung, zuerst aus Holz und Erde, später aus Stein. Im 14. Jahrhundert umfasste ein Mauerring mit vier Stadttoren und einigen Mauertürmen ein elf Hektar großes städtisches Areal mit Kirche, Rathaus, vier Hauptstraßen, etwa 250 Häusern und rund tausend Einwohnern. Die Wirtschaft bestand hauptsächlich aus Schmiedehandwerk, insbesondere Waffen- und Scherenherstellung. In älteren Urkunden erscheint der Name der Stadt als Ratinga, Rating, Ratinck, Ratyngen.

Vor 1365 muss der Vater von Amplonius von Ratingen nach Rheinberg, einem kurkölnischen, unmittelbar am Rhein gelegenen Städtchen verzogen sein. Er war ein begüterter Mann. Da sein Haus in Rheinberg *Zu den drei Fischen* hieß, vermutet man, dass er sein Geld mit Fischfang und -handel verdiente. In diesem Haus ist nun Amplonius geboren. Wir verdanken einer kürzlich veröffentlichten Dissertation von **Brigitte Pfeil** die Kenntnis seiner auf dem neuesten Forschungsstand basierenden Biographie. Das Geburtsjahr steht nicht genau fest, es wird allgemein mit „um 1365“ angegeben. Nach der Gymnasialzeit widmete Amplonius sich dem Grundstudium, den Artes liberales, an der Universität Prag und bestand dort 1387 das Magisterexamen. Danach studierte er Medizin in Prag, ab 1391 in Köln und ab 1392 an der gerade erst gegründeten Universität in Erfurt, an der er 1393 zum Doktor der Medizin promovierte und von 1394 bis 1395 als Rektor fungierte. In Erfurt hielt es ihn an der Universität aber nicht lange und er wechselte nach Köln. Auch hier wurde er Rektor. Nunmehr praktizierte er als erfolgreicher Arzt und wurde 1401 Leibarzt des Erzbischofs von Köln, **Friedrich von Saarwerden.** Zur gleichen Zeit liierte er sich mit **Kunigunde von Hagen** aus Herford; aus dieser Verbindung entsprangen zwei Töchter und zwei Söhne, denen er den Familiennamen **de Fago** gab. 1416 zog er von Köln nach Mainz, wo er als Dekan des Stiftes St. Viktor und als Leibarzt des Erzbischofs von Mainz, **Johann von Nassau,** wirkte. 1423 ging er wieder zurück nach Köln, amtierte als Leibarzt des Erzbischofs **Dietrich von Moers,** starb 1435 und wurde in der Kirche St. Aposteln beigesetzt.



Auszug aus der Erfurter Universitätsmatrikel

Amplonius war ein leidenschaftlicher Büchersammler. Seine Bibliothek umfasste nicht nur Lehrbücher der Medizin, sondern auch der Philosophie, Jurisprudenz und Theologie. Die Codices wurden in Pulten in seiner Wohnung aufgestellt und aufbewahrt. So hatte er bis 1412 laut eigenem Katalog 633 Bücher gesammelt. Als kurfürstlicher Leibarzt war er zu hohen Ehren gelangt und ein reicher Mann geworden. 1412 entschloss er sich zu einer Stiftung, und zwar an ein Universitätskolleg, das seine Bibliothek besitzen sollte. Die Wahl fiel auf die 1392 gegründete Universität Erfurt, deren zweiter Rektor er gewesen war. Die Stiftung stattete er mit einem Kapital von 2.400 Gulden aus. In Erfurt wurden zwei nebeneinander liegende Häuser zu einem Kollegienhaus umgebaut, das den Namen Porta coeli, d.h. Himmelspforte, erhielt und sich später zu einem Komplex von fünf Häusern ausweitete und Mitte des 15. Jahrhunderts bis zu 200 Studenten beherbergen sollte. Das auch Collegium Amplonianum genannte Institut wurde von einem Dekan geführt, der Mitglied der Fakultät und des Collegium Universitatis war. Es handelte sich um eine eigene Körperschaft mit eigener Disziplinargewalt und unterstand nicht dem Rektor. In dem später, im Jahre 1433 aufgesetzten Testament, das die endgültige Stiftungsurkunde darstellt, verfügte Amplonius, dass aus dem gestifteten Kapital Stipendien an fünfzehn bedürftige und talentierte Kollegiaten, vorwiegend aus seinem Heimatort Rheinberg, vergeben werden sollten.

Amplonius auf einem Ölgemälde von H. Hoppmann im alten Rathaus zu Erfurt

Die weitere Entwicklung der Amploniana ist unmittelbar verbunden mit dem Geschick Erfurts und seiner Universität. Die Stadt erlebte den Höhepunkt ihrer Geschichte im Mittelalter als Schauplatz zahlreicher kaiserlicher Hoftage und erzbischöflicher Synoden und als quasi Reichsstadt trotz Abhängigkeit von Kurmainz. Sie teilte später das Schicksal vieler deutscher Städte, im Kampf mit den Territorialmächten zu unterliegen, und sank zeitweise zu einer zweitrangigen Landstadt herab, bis sie sich im 20. Jahrhundert erholte. Nunmehr ist sie thüringische Hauptstadt. Die 1392 gegründete Universität war im Spätmittelalter für die deutsche Studentenschaft neben Köln und Wien die attraktivste Gelehrtenschule. Zur Zeit der Reformation trat aber eine Wende ein, sie geriet in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Krise der deutschen Universitäten und wurde 1816 geschlossen. 1994 kam es allerdings zur Neugründung der Universität.

Auch das Collegium Amplonianum mit seiner Bibliothek nahm teil an dem Schicksal der Stadt und der Universität. Es war im 15. Jahrhundert die zweite Säule der Universität neben dem Hauptkolleg, dem Collegium maius. In der Stiftsurkunde hatte Amplonius den kontinuierlichen Ausbau der Bibliothek verfügt. Die Stipendiaten verpflichteten sich zum Anwachsen der Bibliothek durch Neuanschaffung von Büchern. Im 15. Jahrhundert wurden tatsächlich etwa 500 Codices erworben. Um 1500 umfasste die Bibliothek 1.234 Bände. Mit dem beginnenden Niedergang des Kollegs ab 1520 fanden allerdings nur noch spärliche Zugänge statt, im Gegenteil, es mehrten sich die Verluste von Handschriften. Von der großartigen Bibliothek des Mittelalters wurde durch Reform der Universitäten ab dem 16. Jahrhundert kaum mehr Gebrauch gemacht. Nach der Schließung der Universität und der Auflösung des Kollegs unter seinem letzten Dekan, dem Historiker Professor Jakob Dominicus, im Jahre 1816 fristeten die Handschriften ein bemitleidenswertes Dasein, mehrmals wurden sie verlegt, im letzten Weltkrieg gar ausgelagert. Nunmehr sind sie in der 1994 neu gegründeten Universität als Teil der Handschriftensammlung wohlbehalten und sicher verwahrt. Der Bestand beträgt heute 979 Codices. Von den 633 ursprünglich gestifteten Bänden sind 426 erhalten.

Worin besteht die Bedeutung der Bibliotheca Amploniana? Nach der Bibliothekarin **Kathrin Paasch** gilt sie als die größte noch geschlossen erhaltene Handschriftensammlung eines spätmittelalterlichen Gelehrten und genießt in der Mediävistik internationale Beachtung. Amplonius wird als bedeutendster Bibliophile des deutschen Mittelalters bezeichnet. Nach **Johannes Kadenbach,** einem früheren Bibliothekar der Handschriften, enthält sie das Sachwissen des 14. und 15. Jahrhunderts, Texte und Kommentare der vier vorgetragenen Disziplinen Philosophie, Medizin, Jura und Theologie, insbesondere der Philosophie mit den Lehrrichtungen Grammatik, Logik, Rhetorik, Mathematik, Physik, Metaphysik und Ethik. Sie ist ein Zeugnis der mittelalterlichen Kultur und eine wichtige Quelle zur Geschichte der Universität und der Denkrichtungen im 15. Jahrhundert.

Der Medizinhistoriker **Jürgen Kiefer** hat dargelegt, dass die Amploniana auch eine hervorragende Schrift- und dank der vielen Zeichnungen und Miniaturen Bildquelle für die mittelalterliche Medizin darstellt, die den Wissensstand der damaligen Zeit wiedergibt (siehe Abbildung als Beispiel). Sie enthält die für das Studium benötigten Texte von Hippokrates und Galen, dazu jüdischer und arabisch-islamischer Heilkunde. Mit dieser Lehrsammlung werden keinesfalls die Vorurteile von magisch-mystischen Vorstellungen eines finsteren Mittelalters bedient, sondern es handelt sich um Wissenschaft auf dem Fundament antiker und byzantinisch-arabischer Gelehrsamkeit und zeitgemäßer Naturbeobachtungen. Neben naturgetreuen Beschreibungen vieler Krankheiten wie Lepra, Pest, Pocken und diagnostischer und therapeutischer Methoden (Harnschau, Pulsdiagnostik, Klistier und Aderlass) enthält sie auch Ratschläge zum gesunden Leben (Diätetik).

Aber noch ein anderer Aspekt ist beachtenswert. Kadenbach hat

Mittelalterliche Miniatur, die einen Arzt bei der Herstellung von Medikamenten zeigt

darauf hingewiesen, dass die Handschriften Zeitdokumente wirklichen Lebens seien. In manchem Buch reden Studenten und Schreiber jenseits theologischer Spekulation von wahren Wünschen und Sorgen, z.B. „Ich liebe über alles die Kneipe, zu keiner Zeit habe ich sie verachtet und werde sie verachten, ich halte zu ihr, bis die heiligen Engel kommen, um dem Toten zur ewigen Ruhe zu singen“, oder: „Ein schönes Mädchen gebe man dem Schreiber als Feder.“ Solche Sätze zeigen die Menschen des Mittelalters, die Wirklichkeit des Mittelalters ohne Maske.

Eine große Ausstellung der Amploniana fand schon 2001 in Erfurt unter dem Titel *Der Schatz des Amplonius* statt. Zum diesjährigen Jubiläum erfolgt nun wiederum eine Ausstellung in Erfurt, zu der Mediävisten aus aller Welt anreisen. Dies sollte auch für Ratingen Anlass genug sein, als Heimatstadt seiner Familie sich an Amplonius Ratingen von Rheinberg und seine Stiftung zu erinnern.

Dr. Rolf-Dieter Dominicus M.A.

Literatur

Johannes Kadenbach, Die Miniaturen der Erfurter Amploniana, 1990.

Jürgen Kiefer, Die mittelalterliche europäische Medizin im Spiegel der Handschriftensammlung des Amplonius Rating de Bercka bis Martin Luther, 2001.

Kathrin Paasch, Der Schatz des Amplonius, 2001.

Brigitte Pfeil, Unde were er eyn ander man. Neue Forschungen zur Biographie des Amplonius Rating de Berka, 2009.

Fast hätte es schon einmal eine Ausstellung zu Amplonius Rating de Berka gegeben.

In Ergänzung zu dem Aufsatz von Dr. Rolf-Dieter Dominicus zu Amplonius Rating de Berka (Rheinberg) möchte ich darüber berichten, dass es schon einmal – vor genau 20 Jahren – einen Kontakt zwischen Ratingen und der Bibliothek der Universität Erfurt gegeben hat. Damals trafen wir uns mit **Dr. Johannes Kadenbach,** dem Leiter der Bibliothek und Autor des Buches „Miniaturen der Erfurter Amploniana“ (Erfurt 1990), im Museum der Stadt Ratingen, um eine Ausstellung mit ausgewählten Handschriften des berühmten Arztes und Büchersammlers aus Rheinberg, dessen familiäre Wurzeln sich in Ratingen (möglicherweise auf der Lintorfer Straße) nachweisen lassen[1], zu planen. Der Kontakt war durch einen befreundeten Kollegen aus Düsseldorf, **Oberstudienrat Günter Dengel,** einen Studienfreund von Dr. Kadenbach aus der gemeinsamen Würzburger Zeit, zustande gekommen. Das Interesse von Seiten des Museums und des Stadtarchivs war damals groß. Letztendlich scheiterte der Plan aber an den hohen Versicherungskosten, die für die Ausstellungsobjekte aufzubringen waren. Die Ausstellung wurde dann ein Jahr später In Ludwigsburg gezeigt unter dem Thema „Kostbarkeiten aus alten Bibliotheken der Stadt Erfurt“. In der Ankündigung hieß es: „Die *Wissenschaftliche Allgemeinbibliothek* der Stadt Erfurt in Thüringen zeigt ausgewählte Handschriften und Drucke des 13. – 18. Jahrhunderts. Die Exponate stammen aus der berühmten Bibliotheca Amploniana und anderen bedeutenden Sammlungen und Klosterbibliotheken.“ Dr. Kadenbach hielt bei der Eröffnung den Einführungsvortrag und stellte natürlich auch den „Gründer“ der *Amploniana* ausführlich vor: **Amplonius Rating de Berka.**[2]

Noch ein Wort zu Dr. Johannes Kadenbach: Er ist ein Zeitgenosse, der von den unterschiedlichen Systemen in der Bundesrepublik und der DDR geprägt wurde. Er studierte zunächst in den Jahren 1950 bis 1953 an der Universität Würzburg und ab 1953 in Erfurt. Schwerpunkte waren Theologie und Religionsphilosophie bzw. Religionssoziologie. Aus dem letzteren Themenkomplex entwickelte er seine Dissertation über das Thema „Das Religionsverständnis bei Karl Marx“ (München 1970). Zwischenzeitlich war er zum katholischen Priester (1956) geweiht worden. Das Doktordiplom der Universität Würzburg stammt aus dem Jahre 1968. Seit 1967 hielt er aber bereits Vorlesungen am Priesterseminar Erfurt. Daraus entstand der Konflikt – hier katholische Kirche, da die sozialistische Doktrin der DDR –, sodass er 1969 aufgrund eigener Entscheidung aus dem Dienst der katholischen Kirche ausschied. Er begründete das in einem Brief damit, dass er „durch das Studium der Quellen und einiger Sekundärliteratur … ein überzeugter Marxist-Leninist“ geworden sei.[3] Die berufliche Entwicklung als späterer Leiter der Amploniana war von dieser Entscheidung stark geprägt. Seine Kenntnisse in Theologie, Kirchengeschichte und vor allem in der lateinischen Sprache führten ihn in diese weltberühmte Bibliothek in Erfurt mit den außergewöhnlichen mittelalterlichen Beständen. Gleichzeitig lernte er so den „Ratinger“ Amplonius kennen und schätzen.[4]

Ich bin heute immer noch fasziniert von den Beispielen, die Dr. Kadenbach uns damals vor 20 Jahren aus der einmaligen Bibliothek in Erfurt zeigte. Der Aufsatz von Dr. Dominicus in dieser Ausgabe der „Quecke“ erinnert darum zurecht im Jubiläumsjahr auch hier in Ratingen an Amplonius Rating de Berka, auch wenn er die Ratinger in seinem Testament nicht ausdrücklich erwähnt hat. Aber durch seinen Namen wird immer wieder weltweit auf unsere Stadt verwiesen.[5]

Hans Müskens

---

1) Vgl. Joseph Schleuter „Ratinger Stadtbücher des 14. Und 15. Jahrhunderts“ in „Beiträge zur Geschichte Ratingens“ (hrsg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V.), Ratingen 1964.

2) Vgl. Einladung zur Ausstellung 1993 in Ludwigsburg

3) Vgl. Brief an das Staatssekretariat für Kirchenfragen in Berlin vom 19.10.1969, veröffentlicht in: Werner Dolata „Briefe aus Deutschland“ (77 Jahre Zeitgeschichte – Vom 1. Weltkrieg bis zur Wiedervereinigung Deutschlands 1914-1990), Norderstedt 2004

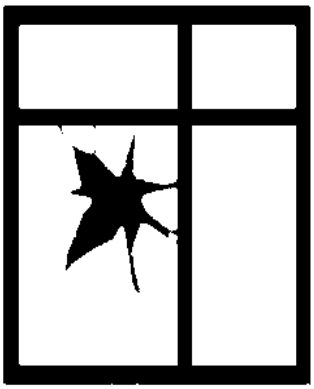
4) Johannes Kadenbach starb im Jahre 2000. Die freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden Würzburger Studenten bestand ein Leben lang, auch wenn sich ihre Lebenswege beruflich trennten. Auch die innerdeutsche Grenze war dabei für sie kein Hindernis.

5) Vgl. Akte Amplonius Rating de Berka im Pfarrarchiv von St. Peter und Paul

GLASEREI PETRIKOWSKI

Inh. Jörg Petrikowski

● **Reparatur- und Neuverglasung** ● **Ganzglastüren**
● **Isolier- und Sicherheitsverglasung** ● **Spiegel**
● **Tischplatten** ● **Ganzglasduschen**



Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Mobil 01 72 / 202 73 91
Fax 0 21 02 / 2 29 88 · glaserei.petrikowski@t-online.de

Familienbetrieb seit 1965

Schmidt Umzüge

Nah/Fern, International, Privat- + Büroumzüge, Außenaufzüge, Verpackung, sämtliche Möbelmontagen, Küchenmontagen, Wasserbettenservice, Handwerkerservice, beheiztes Möbellager

Halskestraße 5 · 40880 Ratingen · ☎ 0 21 02 / 47 03 96
Fax 0 21 02 / 47 30 05 · E-Mail: info@schmidtumzuege.de

Medizinische Fußpflege

Bettina Hellhammer

Podologin + Krankenschwester

Am Waldrand 12
40882 Ratingen
Telefon 0 21 02/70 87 98

Termine nach Vereinbarung

VOM BOVERT GmbH

▼ *3D-Badplanung* ▼ *Solartechnik*
▼ *Heizung, Öl + Gas* ▼ *Sanitär*
▼ *Brennwerttechnik* ▼ *Komplett-Bäder*

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen
Tel. ⌕ 0 21 02 / 84 65 58 · Fax 0 21 02 / 84 62 27
http://www.vombovert.com

24-Stunden-Notdienst

Die Teamwerker

PRO BÜRO & KOPIER GMBH

vormals

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren · Bastelbedarf · Büropapiere · Geschenkartikel

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24
Telefon (0 21 02) 2 30 81
Telefax (0 21 02) 913869

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35
Telefon (0 21 02) 3 43 38
Telefax (0 21 02) 89 38 13

100 Jahre „Lehrerseminar“
100 Jahre „Lernwerkstatt“

Das große gelbe Haus an der Mülheimer Straße / Ecke Hauser Ring heißt bei den Ratingern heute immer noch „Lehrerseminar“, obwohl es diese spezielle Einrichtung der Lehrerausbildung hier schon lange nicht mehr gibt.

„Königliches Lehrerseminar“

In großen goldenen Buchstaben prangte die Schrift für einige Jahrzehnte zwischen der ersten und zweiten Etage des repräsentativen Gebäudes an der Mülheimer Straße. Die beiden Wörter rahmten den preußischen Adler ein. So war für jeden erkennbar, was in diesem Haus geschah: Hier wurden Studenten auf ihre spätere berufliche Tätigkeit als Lehrer vorbereitet.

Man muss den Begriff „Lehrerseminar“ an dieser Stelle noch etwas genauer erklären. Das Ratinger Institut war eigentlich eine Präparandenanstalt und ein Lehrerseminar. Der Präparand (lat. ein Vorzubereitender) entschied sich unmittelbar nach Beendigung seiner Schulzeit in der Volksschule oder der Mittelschule für eine solche Anstalt, die die unterste Stufe der Volksschullehrerausbildung darstellte. Er bereitete sich damit für die nächste Stufe der Ausbildung vor und wurde dann nach entsprechendem Abschluss Seminarist. Die Präparanden und Seminaristen kamen aus ihren Heimatorten nach Ratingen und wohnten als „Studenten“ bei Ratinger Familien. Diese Art von Ausbildung war eine deutliche Verbesserung gegenüber der Zeit davor. Der Unterricht in Volksschulen wurde nämlich bis ins 19. Jahrhundert von nicht für diese Aufgabe ausgebildetem Personal durchgeführt. Es waren in der Regel Küster, Handwerker, ehemalige Soldaten oder Studenten, die in den Schulen zum Einsatz kamen. Entsprechend reformbedürftig war das Schulwesen. Seit 1811 wurden in Preußen die Präparandenanstalten und Seminare eingeführt, um das „niedere Schulwesen“ zu verbessern. Die Seminarausbildung schloss mit einer Abschlussprüfung ab. Es folgte eine zweite Lehrerprüfung nach drei Jahren Berufspraxis. Um 1880 leisteten die Seminare „die flächendeckende Versorgung mit nach dem Stand der Zeit gut ausgebildeten Lehrern“.[1)]

In diesem Haus an der Ecke Poststraße/Röntgenring war das Lehrerseminar ab 1908 zunächst untergebracht. Das mächtige Gebäude lag damals am „Kaiserplatz“ mit dem ersten Kreisverkehr Ratingens. Rechts das 1903/04 erbaute Progymnasium mit Lehrerhaus (heute: Städtische Musikschule und VHS). Die Poststraße hieß damals übrigens Kronprinzenstraße, der Röntgenring trug den Namen Moltkestraße

Präparanden und Seminaristen des Ratinger Lehrerseminars im Jahre 1918. In der zweiten Reihe von unten, Fünfter von rechts: Theo Volmert aus Lintorf, der am 27. Februar 1924 in Ratingen seine erste Lehrerprüfung ablegte

Die Stadtverwaltung Ratingens bemühte sich seit etwa 1870 darum, ein „Königliches Lehrerseminar für katholische Zöglinge nebst Seminar-Präparandenanstalt“ in unserer Stadt zu etablieren. Das Ziel war somit, ein überregionales Zentrum für die Ausbildung an Volksschullehrern hier vor Ort zu gründen. Aber erst im Jahre 1908 konnten diese Pläne realisiert wer-

1) Sandfuchs: Geschichte der Lehrerbildung in Deutschland in „Handbuch Lehrerbildung“, Braunschweig/Bad Heilbrunn 2004

Das „Reucher'sche Haus", ein kleiner Bauernhof an der Ecke Mülheimer Straße/ Hauser Ring (früher: Allee), wurde für den Neubau des Lehrerseminars niedergerissen. Neben dem Haus wurde ein Segensaltar für die Fronleichnamsprozession errichtet

Das „Koenigliche Lehrerseminar" im Jahre 1917, drei Jahre nach seiner Fertigstellung

den. Zunächst war das Institut in einem Haus am früheren Kaiserplatz, heute Poststraße / Ecke Röntgenring, untergebracht. Es war ein repräsentatives Eckhaus mit Eckturm, Erker, Balkon und zahlreicher Bauplastik. Das Haus gibt es heute noch, wenn auch etwas verändert und in seiner aufwendigen Gestaltung zurückgenommen. Heute beherbergt das Haus ein Küchenstudio und Wohnungen. Hier begann also die Geschichte der Ratinger Lehrerausbildung. Der Zuspruch der Kandidaten war aber so groß, dass das Gebäude nicht ausreichend Platz bot. So stellte die Stadt Ratingen bereits 1912 ein neues Grundstück zur Verfügung, damit die Regierung hier einen Neubau errichten konnte. Es war das Grundstück aus dem Erbe „Schlösser", ergänzt durch ein Eckgrundstück mit dem „Reucher'schen Haus" an der heutigen Mülheimer Straße / Hauser Ring. Eine alte Fotografie zeigt einen kleinen Bauernhof, vor dem sich die Teilnehmer der Fronleichnamsprozession versammelt hatten. Dieses alte Haus machte schon bald Platz für den großen Neubau. Die umliegenden Felder, Wiesen und Gärten boten genügend Platz für die Erfordernisse des neuen Lehrerseminars. Die Bauleitung lag in den Händen von Regierungsbaumeister **Markgraf** und Stadtbaumeister **Stratmann.** Die Bedingungen für eine gute Lehrerausbildung waren mit der Fertigstellung des Neubaus im Jahre 1914 gegeben.

Die Architektur der Fassade

In der äußeren Form und Aufteilung hat sich in den letzten hundert Jahren nicht viel getan. Die alte Postkarte aus dem Jahre 1917 zeigt den traditionellen Blick auf das Haus. Was es heute nicht mehr gibt, ist der weiße Zaun bzw. die Mauer mit Pergola um das Lehrerhaus herum.

Das Haus besteht aus drei Teilen. Da ist zunächst das große Haupthaus mit den beiden schönen neobarocken Portalen. Eines führt heute in die Anne-Frank-Schule, das andere ins Stadtarchiv. Zwischenzeitlich war das rechte Portal zugemauert, um im Innern eine neue Raumaufteilung zu ermöglichen, was aber beim Einzug des Stadtarchivs wieder rückgängig gemacht wurde. Gut war, dass man die alte Türe noch irgendwo im Hause wiederfand. So konnte das ursprüngliche Bild erneut hergestellt werden. Die Fassade des Hauses ist zur Mülheimer Straße streng gegliedert. Parterre und zwei Etagen prägen den großen

Das große Haupthaus mit den beiden neobarocken Portalen an der Mülheimer Straße (heutiger Zustand)

Baukörper. Der Zugang erfolgt über die beiden bereits erwähnten Holzportale, umrahmt von Sandstein, deren Gestaltung in die darüberliegenden Fenster übergeht. Die vier Fenstergruppen, jeweils zweiteilig, gliedern die Wandfläche zwischen den Portalen, während rechts und links zu den Ecken hin dreigliedrige Fensterreihen die Front abschließen. Die Ecken des Hauses sind durch Risalite gekennzeichnet. Die Südseite des Hauses zeigt eine ebenfalls gleichmäßige Fensteraufteilung, zum Teil sind die Fenster größer als in der Vorderfront. Die Struktur der Fenster setzt sich auch nach Westen (zum Hof) hin fort.

Hinter dem Haupthaus links im rechten Winkel daran schließt sich der große Bau mit der Turnhalle und Aula an. Auffällig schön ist die Fenstergliederung der Aula, die dem Raum im Innern eine Fülle von Licht von außen beschert. Die Fenster der Aula waren früher in einer Art Kathedralglas gestaltet. In den letzten Jahren wurden sie aber durch moderne Doppelfenster ersetzt. Ein altes Fenster hängt in der Aula als Erinnerung an der Rückwand, um zu zeigen, wie es früher war. Die Aula hat 1941 einen Anbau für eine Bühne bekommen, weil der Raum auch für vielfältige kulturelle Zwecke genutzt wurde.

Auf der rechten Seite des Haupthauses schließt sich, ebenfalls im rechten Winkel, ein Wohnhaus an. Es steht mit zwei Veranden in direkter Verbindung zum Haupthaus. Früher waren hier die Dienstwohnungen der Professoren. Auch dieses „Lehrerhaus“ hat einen schön mit Schleifenornamentik gestalteten Eingang aus gelbem Sandstein. Die Fensteranordnung ist auch hier nach allen Seiten streng gegliedert. Das Giebelfeld zum Hauser Ring hin ist mit einem ovalen Fenster, von Rankenwerk umgeben, geschmückt.

Die Bauplastik am Haus ist insgesamt eher zurückhaltend, preußisch streng. Auffällig an dem Haus sind die großen Dachflächen („Das schönste Dach Ratingens“, hat einer einmal gesagt), die von Weitem das ganze Umfeld des Stadtteils prägen.

Eingang zur Anne-Frank-Schule (linkes Portal)

Das Innere des Hauses

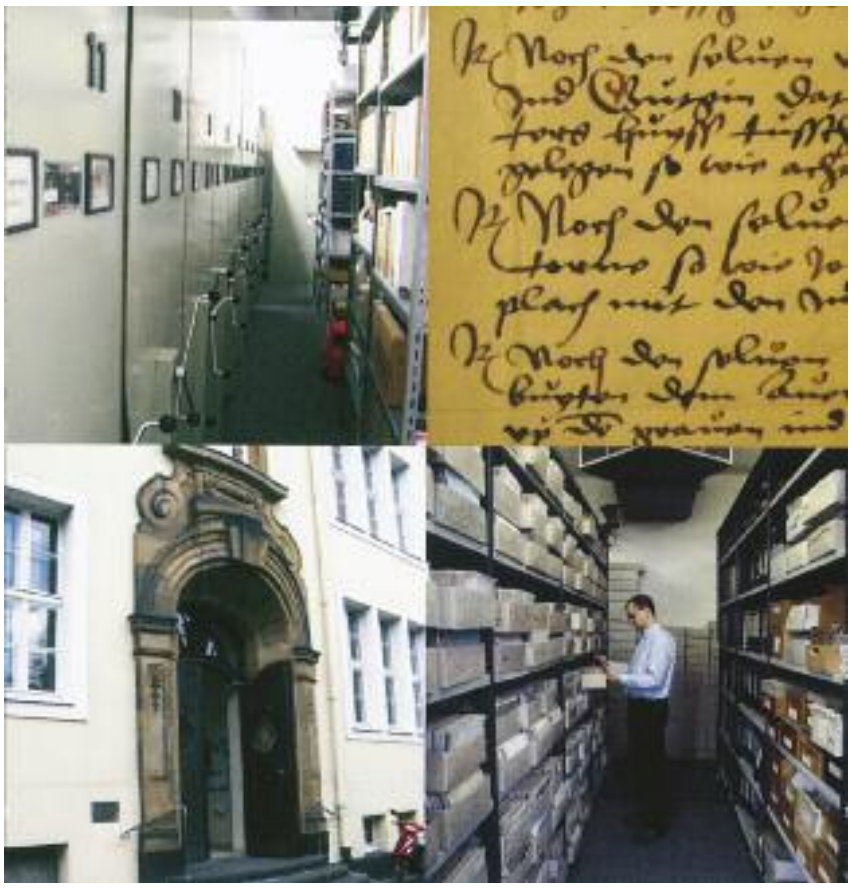
Geht man heute durch das Portal in die Schule, erkennt man als erstes die alten hölzernen Schwingtüren mit gestalteten Oberlichtern aus der Bauzeit des Hauses. Auch das Treppenhaus erinnert daran, wie alles hier vor 100 Jahren anfing. Viele Klassentüren sind noch aus der Bauzeit. Die eine oder andere moderne Türe ist inzwischen hinzugekommen. An den Grundrissen und Größen der Räume hat sich – bis auf einige Ausnahmen – nicht viel verändert. So kommt es, dass es hier keine „Normklassen“ gibt, die einen heutigen modernen Schulbau prägen und vom Erlass her auch vorgegeben werden. Hier in diesem Haus ist fast jeder Raum anders. Mehrere Umbauten, die sich nach dem aktuellen Bedarf richteten, sind erkennbar. Dazu gehören auch die Brandschutztüren, die die langen Flure abtrennen.

Die große Zugangstüre zur Aula ist ebenfalls noch aus der Bauzeit. Die Aula selbst hat sich im Laufe der Jahrzehnte mehrfach gewandelt. Heute stellt sie sich mit einer modernen Bestuhlung dar, und die großen Fenster können durch elektrisch betriebene Jalousien das Tageslicht dämpfen. Fast geheimnisvoll ist die Wendeltreppe neben der Bühne, wodurch man von hier aus auch den Schulhof erreichen kann.

In Anlehnung an den Bau der Aula ist in den 50er-Jahren ein lang gestreckter flacher Bau angefügt worden, der heute als Werkraum genutzt wird. Es ist nach außen hin die einzige Veränderung, die sich etwas hinter dem Schulhof versteckt.

Die Turnhalle hat sich wenig verändert. In einer Ecke erkennt man – ganz ungewöhnlich – einen kleinen Erker an der Wand. Von hier aus soll man früher einen guten Überblick über das Geschehen in der Turnhalle gehabt haben, so erzählt man. Zur Turnhalle gehören Umkleideräume und Sanitärbereiche, alles im Souterrain untergebracht und zum Teil abenteuerlich verwinkelt. Außen, der Turnhalle vorgesetzt, ist ein Toilettenhaus.

Die Räume des Stadtarchivs, die ja früher ebenfalls zur Lehrerausbildungsstätte gehörten, sind entsprechend den Bedürfnissen eines Archivs eingerichtet. Zwei ehemalige Klassenräume wurden statisch abgesichert, damit die schweren, fahrbaren Archivschränke aufgenommen werden konnten. Hinzu kommen Büros für die Archivleitung und eine Bibliothek mit Arbeitsraum. Einige Räume im Souterrain ergänzen die Archivarbeit. Das Stadtarchiv kann man mit einem „Gedächtnis“ der Stadt Ratingen vergleichen. Schriftliche und bildliche Zeugnisse aus der Überlieferung werden hier für die Gegenwart und Zukunft aufbewahrt und gesichert. Die Bestände reichen vom Mittelalter bis in die unmittelbare Gegenwart. Ein besonderes Highlight ist die Stadterhebungsurkunde aus dem Jahre 1276. Der Besucher hat die Möglichkeit, sich zu informieren, z.B. bei der Familienforschung, oder Schülern wird Material zur Verfügung gestellt, um Facharbeiten anzufertigen. Bei regelmäßigen Veranstaltungen im Archiv können sich interessierte Bürger über Fragen der Stadtgeschichte informieren. Entsprechende Publikationen dienen ebenfalls der Information und dem Selbststudium. Eine bekannte Reihe ist das „Ratinger Forum“ mit Beiträgen zur Stadt- und Regionalgeschichte. Sie ist inzwischen bei Band 12 (2011) angekommen. Eine aktuelle Publikation im Zeitungsformat gibt es seit diesem Jahr: „von früher: Die historische Zeitung für Ratingen“.



Das Stadtarchiv Ratingen befindet sich im rechten Teil des Haupthauses

Wichtige historische Ereignisse werden hier für ein breites Publikum aufgearbeitet.

Bevor das Stadtarchiv 1985 im Gebäude der Anne-Frank-Schule untergebracht wurde, gab es mehrere andere Standorte. Die älteste Erwähnung stammt aus dem Jahre 1440. Da wird von einer „stat kisten op dem turme“ gesprochen. Die wichtigsten städtischen Urkunden wurden demnach in einer Kiste aufbewahrt, wahrscheinlich in der Michaelskapelle im Westturm von St. Peter und Paul. 1647 wird eine städtische Registratur im Rathaus (heute Bürgerhaus am Markt) erwähnt. 1762 geht es um die Übertragung der „Stadtliteratur“ an den Stadtsekretär. Er soll „darüber ein ordentliches Inventarium“ erstellen und „in das stattarchiv zur ewiger nachricht“ einordnen. Ab 1941 gibt es ein eigenes Archivgebäude, und zwar im Trinsenturm. 1973 zieht das Archiv ins neue Rathaus an der Minoritenstraße. 1977 wird es im Weidlehaus (Stadtmuseum) untergebracht, und dann erfolgt 1985 der bisher letzte Umzug an die Mülheimer Straße 47 ins alte Lehrerseminar.

Das „Lehrerhaus“ hat längst eine andere Funktion übernommen. In den meisten Wohnungen hat die Offene Ganztagsschule Platz gefunden. Die Kinder haben hier ihre „Wohnungen“. Einige wenige alte Relikte erinnern an die frühere Nutzung und Einrichtung. So gibt es hier noch einige alte Türen, teils Schiebetüren mit Verglasung aus der früheren Zeit. Die Grundrisse der Wohnungen haben sich weitgehend erhalten.

Von besonderer „Repräsentanz“ sind die Speicher unter den weitläufigen Dächern. Im Speicher über dem Haupthaus könnte man gut noch zwei Etagen einbauen. Auch der Speicher über der Aula ist ein reizvoller Raum mit herrlichem Blick auf die Innenstadt einerseits und andererseits auf die weiten Wälder des Junkernbusches.

Der Schulhof

Zu einer guten Ausbildungsschule gehörte ein entsprechendes Pausengelände. Das Grundstück, auf dem das Lehrerseminar ab 1912 errichtet wurde, war ursprünglich größer als der heutige Schulhof. Der Kinderspielplatz mit dem Bolzplatz gehörte dazu genauso wie das Gelände, auf dem heute das griechische Zentrum steht. Hier in diesem Bereich, der später abgetrennt wurde (darüber wird noch zu berichten sein), befanden sich die Schulgärten.

Die Nutzung im Laufe der 100 Jahre

1914 wurde das Haus fertig, und der Unterricht konnte beginnen. Die äußeren Bedingungen stimmten, es begann aber auch eine höchst wechselvolle Geschichte dieses Lehrerseminars. Zu Anfang des Ersten Weltkriegs (August 1914) wurden nämlich viele Lehrer und Studenten zum Militär eingezogen. Die Folge war, dass Teile des Gebäudes als Unterkunft für durchziehende Truppen dienen mussten. Das stellte eine zusätzliche Beeinträchtigung des Unter-

Rekrutenverabschiedung auf dem Schulhof des Seminars nach der Mobilmachung im August 1914. Der Schulhof diente dem 2. Reserve-Bataillon des Infanterieregiments Nr. 39 (Düsseldorf) als Exerzierplatz

Pferdeställe der französischen Besatzungstruppen in den 1920er-Jahren.
Sie dienten später als Notwohnungen und wurden erst in den 1970er-Jahren abgerissen.
Heute steht an ihrer Stelle das im Herbst 2011 neu errichtete griechische Zentrum

richtsbetriebes dar. Der Schulhof diente zur gleichen Zeit als Exerzierplatz.

1918, nach Kriegende, kamen die Soldaten zurück und wohnten erneut eine Zeit lang in dem Schulgebäude, bevor sie nach Hause entlassen wurden. Die Schule war mehr eine Kaserne als eine Schule und Ausbildungsstätte. Das wiederholte sich 1923, als französische Truppen das Ruhrgebiet besetzten. Auch sie bezogen hier im Lehrerseminar Quartier mit all den Folgen einer zweckfremden Nutzung. Am Ende des Schulhofs, da, wo die Schulgärten waren, wurden Pferdeställe gebaut, die nach Abzug der Franzosen zu Notwohnungen umgebaut wurden und hier bis in die 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts gestanden haben. Es war ein langgestreckter ebenerdiger Bau aus roten Ziegeln, drei Zugänge - etwas vorgebaut - führten zunächst in die Pferdeställe und dann in die Wohnungen. Das Gebäude ging fast bis zum Ende des heutigen Bolzplatzes. Am Ende dieses Grundstückes war eine Mauer, noch heute ist sie teilweise zu erkennen. Dahinter befand sich eine kleine Häusergruppe, die „Siebeflöt“, dann kam man zum sogenannten Ströt-chen, einem kleinen Weg, der ungefähr der heutigen Werdener Straße folgte und am Ende auf die Angerstraße stieß, eine viel genutzte Abkürzung in die Stadt durch Gärten und an der Ökonomie des alten St.-Marien-Krankenhauses vorbei.

Auf dem Schulhof entstand in der Franzosenzeit ein weiterer Bau: eine Küche in Fachwerkbauweise. Nach dem Abzug der Franzosen verkaufte die Stadt dieses Haus auf Abbruch. Es wurde von der Ratinger Kolpingfamilie erstanden, sachgerecht abgebaut und auf der Turmstraße in Nachbarschaft zum alten Pastorat (damals Küsterhaus, heute Kantorenhaus) wieder aufgebaut. Hier hat es als Vereinsheim, Jugendheim und zuletzt als spanische Begegnungsstätte gedient, bis es abgerissen wurde, um dem Pfarrzentrum von St. Peter und Paul Platz zu machen.

Als die Soldaten nach der Ruhrbesetzung auszogen, musste das Haus umfassend renoviert werden. Die Folge: der normale Lehrbetrieb konnte erst 1925 wieder beginnen. Während der „Franzosenzeit“ fand der Unterricht des Lehrerseminars und der Seminarschule übrigens im Progymnasium an der heutigen Poststraße statt. Die „neue Zeit“ dauerte nicht länger als ein Jahr. Denn dann änderte der Staat, der für die Lehrerausbildung zuständig war, die Studienordnung. Für das Haus gab es im Sinne des ursprünglichen Plans keine Verwendung mehr. Die Inschrift „Koenigliches Lehrerseminar“ hatte sich nach wenigen Jahren erübrigt. Der Begriff „Lehrerseminar“ blieb aber weiterhin in den Köpfen der Ratinger. Und noch eines blieb für viele Jahre: Nachdem die Buchstaben abgeschlagen wurden, blieben sie doch hin und wieder sichtbar: denn immer nach einem Regen erschienen sie wie eine geheimnisvolle Schrift: „Koenigliches Lehrerseminar“, um nach dem Regen wieder zu verschwinden. Ähnlich war es mit dem preußischen Adler. Ein Phänomen, das der Autor als Kind noch in den 50er-Jahren des vorigen Jahrhunderts beobachtet hat. Eine erneute Renovierung der Fassade machte dann diesem „Spiel“ ein Ende.

Von der Stadt auf Abbruch verkaufte ehemalige Küche der französischen Soldaten.
Sie stand ursprünglich auf dem Schulhof des Lehrerseminars, wurde von der Ratinger Kolpingsfamilie erworben und als Vereinsheim an der Turmstraße, gegenüber vom „Dicken Turm“ wieder aufgebaut. (Abriss in den 1970er-Jahren)

Lehrer und Schüler der evangelischen Volksschule in den 1930er-Jahren vor dem Eingang zur Schule vom Hof aus. In der Mitte vor dem Fenster steht der Rektor der Schule, **Ernst Winternheim** (Gründer des früheren Heimatmuseums, heute „Museum Ratingen“)

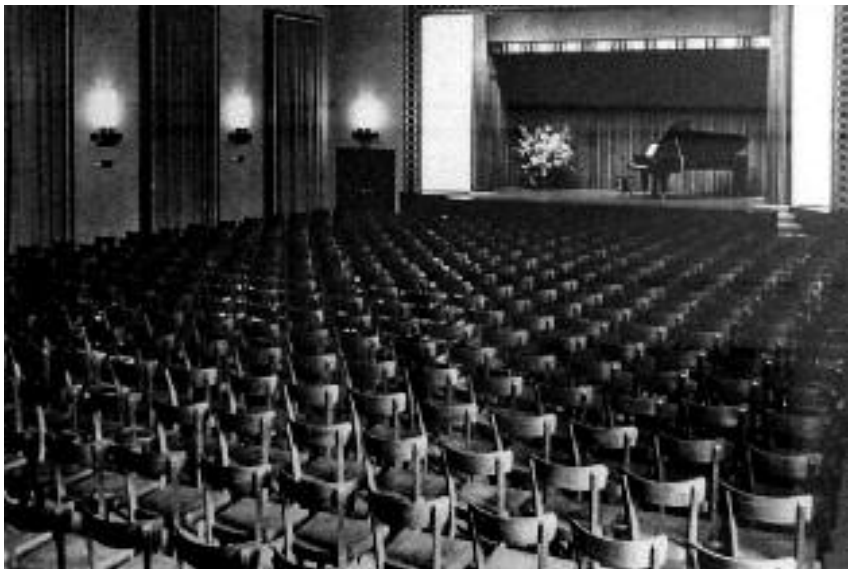
Nachdem die Lehrerausbildung hier vor Ort nicht mehr gegeben war, kaufte die Stadt Ratingen nach 1926 die weiträumigen Gebäude, um sie einer anderen Nutzung zuzuführen. Jetzt zog u.a. die evangelische Schule in das Haus. Die Berufsschule und städtische Ämter (wie das Katasteramt) kamen hier unter. Das Haus wurde auch Vorläufer der heutigen Jugendherberge. Jugendliche Wanderer konnten hier preisgünstig übernachten. Für das Jahr 1932 können immerhin 932 (!) Übernachtungen nachgewiesen werden.

In den Notzeiten des Ersten Weltkrieges und in den nachfolgenden Jahren wurde auf dem Schulhof Laub für Viehfutter gesammelt, um es später auf den großen Speichern zu trocknen. Ebenso wurden Bucheckern und Eicheln gesammelt. Auch diese Waldfrüchte wurden auf den Speichern gelagert, um sie dann der Weiterverarbeitung zuzuführen.

Im Jahr 1933 kam Adolf Hitler an die Macht. Es dauerte nicht lange, da wurde die Demokratie in Deutschland abgeschafft. Das spielte sich im alten Lehrerseminar so ab: Am 6. April 1933 wurden in der Aula die neuen Stadtverordneten in ihr Amt eingeführt. Noch in derselben Sitzung wurden die beiden SPD-Stadträte **August Wendel** und **Peter Kraft** verhaftet und abgeführt, weil sie den neuen Machthabern nicht genehm waren. Die Nationalsozialisten hatten somit auch in Ratingen die demokratische Ordnung aufgehoben. In der gleichen Sitzung kam der damalige Bürgermeister **Max Scheiff** bei einer Vertrauensabstimmung nicht auf die notwendige Mehrheit mit der Konsequenz, dass er bald darauf sein Amt verlor.

Von Anfang an war die Aula des Lehrerseminars auch Ort für unterschiedliche kulturelle Veranstaltungen. Sie war der einzige größere Saal in Ratingen. Es wird überliefert, dass einmal ein Bischof hier empfangen wurde, dann ein Minister. Außerdem fanden hier Konzerte, Kunstausstellungen und Theateraufführungen statt. 1941 wurde die Aula – wie bereits erwähnt - durch einen Bühnenanbau erweitert, um den Aufgaben der vielfältigen Veranstaltungen gerecht zu werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wies ein Schild „Städtischer Festsaal“ ausdrücklich auf die Bedeutung der Aula im kulturellen Leben der Stadt hin.

Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg (1939 – 1945) veränderte sich erneut die Nutzung des „Lehrerseminars“. In einem Schreiben an das Städtische Bauamt heißt es: „Das Schulgebäude an der Mülheimer Straße, mit Ausnahme der vom Katasteramt benutzten Räume, wird von heute ab von der Wehrmacht in Benutzung genommen.“ Das war am 26. September 1938. Mitten im Krieg im Jahre 1943 übernahm die Geheime Staatspolizei (Gestapo) das Gebäude als Ersatz für die in Düsseldorf ausgebombte Leitstelle. Um die gesamte Behörde unterzubringen, wurden im Jahr 1944 zusätzlich Militärbaracken auf dem Schulhof aufgestellt. Der Umzug nach Ratingen hatte auch zur Folge, dass Mitarbeiter der Gestapo in privaten Häusern untergebracht wurden. Die Ratinger erlebten jetzt das Haus als Ort von Verhören, von Folter, Erpressung und Erniedrigung, ein Haus, das den Menschen im Umfeld Angst einflößte, weil die Schreie der Verhafteten durch die dicken Mauern und aus den Kellerräumen nach außen drangen. An diese schlimme Zeit erinnert noch heute eine Gedenktafel zwischen den beiden Portalen: „Dieses Gebäude wurde in den Jahren 1943 – 1945 für eine Gestapo-Leitstelle beschlagnahmt, in der Menschen aus religiösen,



Die Aula des Lehrerseminars als städtischer Festsaal in den 1940er-Jahren

Gedenktafel für die Opfer der Gestapo in den Jahren 1943 bis 1945

rassistischen und politischen Gründen erniedrigt und gefoltert wurden".

Aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges stammt auch ein „Bodendenkmal". Wer auf der Mülheimer Straße vor dem Haus steht, wundert sich vielleicht über ein großes Rechteck aus Beton, das den Vorgarten der Schule deutlich erhöht. Im Frühling blühen hier jedes Jahr Tausende Krokusse. An dieser Stelle befindet sich ein zugeschütteter Luftschutz-Löschteich, dessen oberer Rand heute noch aus dem Boden ragt. Auf dem Schulhof befand sich ein weiterer Löschteich. Von ihm ist aber nichts mehr zu sehen. Als vor einigen Jahren der Schulhof renaturiert wurde, kam ein großer Brocken Beton zum Vorschein: eine Ecke des alten Löschteichs.

Das Schulhaus hat den Zweiten Weltkrieg fast unbeschadet überstanden - trotz des erschreckenden Luftangriffs auf die Stadt am Ende des Krieges, bei dem große Teile der Innenstadt zerstört wurden.

Man könnte vermuten, die Geschichte des Hauses laufe nach Kriegsende wieder „normal". Aber so war es nicht. 1945 kamen amerikanische Soldaten und bezogen das Schulgebäude, wieder einmal wurde das Haus „Kaserne". Nach den Amerikanern kamen die Engländer. Sie machten 1948 das „Lehrerseminar" wieder zum Schulhaus, denn die Kinder der englischen Besatzungssoldaten, deren Familien in Ratingen und im weiteren Umkreis wohnten, bekamen jetzt hier ihren Schulunterricht. Die Kinder wurden täglich mit Schulbussen hierhin gebracht, sodass der Schulhof am Schulbeginn und am Ende des Schulmorgens wie ein Busbahnhof aussah.

Endlich wurde aber von jetzt an in dem Haus das getan, wozu es ursprünglich gebaut worden war: Kinder zu unterrichten. In dieser Zeit wurde am Hauser Ring ein eisernes Treppenhaus (als weiterer Fluchtweg) angebaut, das außen bis zur dritten Etage hochführte. Außerdem wurde auf dem Schulhof, wo heute das Spielschiff steht, ein kleines Haus mit Flachdach errichtet, das als Küche diente, und es entstand in Anlehnung an den Aulatrakt der Anbau, der heute als Werkraum dient.

Im Laufe der Jahre benötigte die englische Schule nicht mehr das gesamte Gebäude, so dass 1967 auch wieder deutsche Schulkinder ins „Lehrerseminar" einziehen konnten. Die Kinder gingen aber über getrennte Treppenhäuser in ihre Klassen. Die Engländer zogen bald ganz aus der Schule aus, sodass die evangelische Volksschule wie schon in früheren Zeiten das komplette Haus übernehmen konnte. Sie war nach dem evangelischen Liederdichter Paul Gerhardt benannt. Und in dem einen oder anderen Schulbuch findet sich noch der Schulstempel „Paul-Gerhardt-Schule".

Die Anne-Frank-Schule

Die Lehrer freuten sich, endlich nach vielen Jahren der Beengtheit und der Improvisation in einem angemessenen Rahmen und in einem schönen Haus unterrichten zu dürfen. Diese Freude dauerte aber nur ein Jahr. Denn 1968 gab es eine große Reform in der Schullandschaft von Nordrhein-Westfalen. Die alten Volksschulen wurden aufgelöst. Es entstanden die Grundschulen einerseits und die Hauptschule andererseits, abgetrennt als eigenständige Schulformen. Das „Lehrerseminar" wurde im Zuge der Maßnahmen die „Gemeinschaftsgrundschule Nord", ein großer Schulbezirk, der auch den Ratinger Osten umfasste. In dieser Zeit ging es hoch her im Schulhaus an der Mülheimer Straße. Bis zu 600 Kinder gingen hier täglich zur Schule. Integration der griechischen, türkischen und italienischen Gastarbeiterkinder war das große Thema. Entsprechend wurden Aufbauklassen für die einzelnen Nationalitäten eingerichtet, zum Teil mit eigenen Lehrern. Um die weiten Wege der Kinder zu verringern, kam die Dependance „Auf der Aue" hinzu. Es ist die heutige „Albert-Schweitzer-Schule".

In den 80er-Jahren entschieden sich die Eltern und Lehrer der „Grundschule Nord", ihrem Haus durch den Schulnamen „Anne Frank" eine neue Identität zu geben. Der Name wurde ganz bewusst gewählt mit Blick auf die Geschichte des Hauses während der Naziherrschaft. Anne Frank, selbst von den Nazis verfolgt, sollte mit ihrem weltberühmten Tagebuch Vorbild sein für eine friedlichere Welt.

Durch die Entzerrung der Schülerzahlen auf die beiden Stadtteile und den Wegzug vieler Gastarbeiterfamilien in ihre Heimat entstand an der Mülheimer Straße ein übersichtlicher Schulbetrieb. Heute hat die Schule entsprechend dem Schulentwicklungsplan der Stadt Ratingen eine sichere Zweizügigkeit. In dem einen oder anderen Jahr wird auch schon mal ein dritter Zug eingerichtet, wenn die Notwendigkeit besteht. Immerhin gehen auch heute Kinder aus vielen Nationen in die Anne-Frank-Schule. Es ist eine große Chance für das Zusammenleben der Menschen aus ganz unterschiedlichen Herkunftsländern und Kulturen. Es ist eine „internationale Schule".

Durch den Rückgang der Schülerzahlen in den 80er-Jahren wurden Räume des Hauses nicht mehr schulisch genutzt, so dass 1987 nach einem entsprechend aufwendigen Umbau das Stadtarchiv einziehen konnte. Im Bereich der heutigen Mensa und der Küche wurde für mehrere Jahre ein Kinderhort eingerichtet, das „Kinderhaus Anne-Frank".

Schule ist nie statisch, das hängt schon damit zusammen, dass im-

Das Treppenhaus der Anne-Frank-Schule. Das Geländer mit Handlauf ist noch original erhalten

mer wieder neue Kinder das Schulhaus bevölkern. Es entwickeln sich aber auch immer wieder neue Ideen in der Pädagogik. So beschloss die Landesregierung, die Offene Ganztagsschule zu etablieren. 2005 war es auch in Ratingen so weit, dass der Rat der Stadt beschloss, die Offene Ganztagsschule einzuführen. Offene Ganztagsschule bedeutet, dass Kinder über den Unterricht hinaus durch ein weitgefächertes Kursangebot gefördert werden. Eltern, die das wollen, lassen ihre Kinder bis 17 Uhr in der Schule. Die Betreuung erfolgt durch ausgebildete Erzieherinnen und Hilfskräfte in den einzelnen Gruppen und in der Mensa. Der verlängerte Schultag fordert natürlich auch ein Mittagessen. Was nach außen nicht so sichtbar ist, zeigt sich aber im Innern des Hauses. Die Mensa mit Küche musste eingerichtet werden, dafür wurden die Räume des ehemaligen Kinderhortes genutzt. Entscheidend war aber, dass die einzelnen Gruppen eigene Räume bekommen mussten, in denen sie ein entsprechendes Freizeit- und Lernangebot vorfanden. Die Wohnungen im ehemaligen Lehrerhaus bekamen jetzt einen neuen Inhalt. Hier wurden fünf „Wohnungen“ für die Kinder eingerichtet. Entsprechend der alten Grundrisse entstanden Einheiten unterschiedlicher Größe, die den Bedürfnissen der Kinder und der pädagogischen Arbeit entgegenkommen. So entwickelte sich auch eine enge Zusammenarbeit zwischen dem Träger der Offenen Ganztagsschule, das ist bei der Anne-Frank-Schule der schulische Förderverein, der Stadt als Schulträger und der Schule selbst. Es lohnt sich, einmal einen Blick in die Wohnungen zu werfen: Kinder erleben hier ganz neue Möglichkeiten von Schule.

Auch die Aula, Ort vieler Veranstaltungen ganz unterschiedlicher Art in früheren Jahren, veränderte sich in dieser Zeit noch einmal. Jahrelang hatten hier die Judoka ihren Sport betrieben, deswegen war das schöne Parkett meistens mit Matten abgedeckt. Andere Veranstaltungen waren aus dem Grund kaum möglich oder nur mit einem sehr hohen Aufwand durchzuführen. Heute ist das ganz anders. Die Aula strahlt nach einer grundlegenden Renovierung wieder Festlichkeit aus. Die Sportler sind in die Turnhalle gezogen. Die Aula ist wieder Ort zahlreicher Veranstaltungen schulischer und außerschulischer Art. Neu ist der große Theatervorhang. Neu sind die Fenster, die Beleuchtung, die Tonanlage. Die Besucher kommen gern in diesen festlichen Raum und sind erstaunt, wie er alte und neue Elemente verbindet. Zur „Kultur“ des Saals gehört heute auch wieder ein schwarzer Flügel, der an die musikalische Tradition in diesem Saal anknüpft und Zeichen für den heutigen musikalischen Schwerpunkt der Schule ist.

Die Grasmücke

Zum Schulhaus gehört ein Schulhof genauso wie eine Turnhalle oder Klassenräume. Ende der 90er-Jahre stellten Eltern plötzlich fest, wie trostlos doch eigentlich der Schulhof sei. So schrieb eine Mutter an die Schule: „Ein zubetonierter Schulhof bietet Kindern kein Naturerlebnis.“ Das Thema zündete und bald gründete sich die Initiative „Grasmücke“ nach dem Motto „Grau raus, grün rein!“ Die erste größere Aktion war, dass drei Eichen für den Schulhof der Anne-Frank-Schule gestiftet wurden. Das erste Stück Asphalt verschwand aus der Hoffläche. An dieser Stelle wurden drei bereits hoch gewachsene Eichen eingepflanzt. Das war 1998. Ein Anfang war gemacht. Bald gab es eine Obstbaumwiese mit Apfelbäumen und Beerensträuchern hinter der Schule.

Die Initiative bekam einen echten Schub nach vorne, als eine Diplomandin der Fachhochschule Essen sich den Schulhof zum Thema ihrer Examensarbeit machte. „Feuer, Wasser, Erde, Luft“ war das Thema des neuen Hofes. Viele engagierten sich, die Idee in die Tat umzusetzen: Der BUND, der Förderverein der Schule, das Schulverwaltungsamt und das Grünflächenamt, das vor allem mit Rat und Tat die Idee konkret umzusetzen half. Die vier Elemente lassen sich jetzt im seit Jahren neu gestalteten Hof erkennen: Ein Summstein symbolisiert die Luft. Immer wieder stecken die Kinder

Die Aula im heutigen Zustand, hier bei der Verabschiedung von Lehrern aus dem Kreis Mettmann in den Ruhestand

ihre Köpfe in das dafür vorgesehen Loch im uralten Stein und hören, was er ihnen zuflüstert, hören ferne Töne, die aus seinem Innern kommen, hören ein Summen wie von einer anderen Welt. Das Element Wasser stellt sich in dem Spielschiff dar oder auch in den Einlaufstellen für Regenwasser. Die Erde ist der Garten in seiner Gesamtheit als Lebensraum für Bäume und Sträucher, aber auch als Ort des Spielens und Ausruhens. Schließlich findet das Element Feuer seinen Platz in einer gepflasterten Feuerstelle am Ende eines Pflanzentunnels. Der Schulhof hat sich völlig verwandelt gegenüber früher, als hier Busse parkten, Soldaten exerzierten und das Terrain nur aus grauem Asphalt bestand.

Bei der Umgestaltung des Hofes kamen an der Stelle, wo sich heute das Spielschiff befindet, alte Fundamente zum Vorschein. Hier stand nach dem Zweiten Weltkrieg die Küche. Und an der Stelle des Löschteichs hat ein rotes Spielhäuschen Platz gefunden.

Als die Anne-Frank-Schule 2008 ihr 40-jähriges Schuljubiläum feierte, kam für einige Tage noch ein weiteres „Bauwerk“ auf den Spielplatz direkt neben dem Schulhof, ein Zirkuszelt. Eine Woche lang konnten Kinder Zirkusluft schnuppern und sich auf die Vorstellung zirzensischer Künste vorbereiten.

Ein besonders schönes Symbol findet sich seit einigen Jahren auf dem Schulhof, noch etwas klein und versteckt, aber mit der Chance, im Lauf der Jahre immer größer zu werden: die Anne-Frank-Kastanie. Sie ist ein Ableger der Kastanie, die Anne Frank aus ihrem Fenster im Amsterdamer Versteck beobachtete und in ihrem Tagebuch mehrfach erwähnt und beschreibt. Eines Tages trug ein Postbote eine ungefähr zwei Meter hohe Pappröhre ins Schulhaus mit der Aufschrift „Lebende Pflanze“. Es war der Ableger aus Amsterdam, und in einem kleinen Festakt wurde der Baum auf dem Schulhof eingepflanzt. Jedes Jahr zum Geburtstag von Anne Frank treffen sich die Kinder hier an diesem Baum und denken an das Mädchen, das ihrer Schule den Namen gegeben hat.

Die Anne-Frank-Kastanie
auf dem Schulhof

Die Seminargemeinde

Die Geschichte des Lehrerseminars wäre unvollständig, wenn man nicht einen Verein erwähnen würde, den es Jahre lang in Ratingen gegeben hat: die Seminargemeinde Ratingen. Es war ein Zusammenschluss der Mitglieder des früheren Lehrerseminars. Die Ehemaligen trafen sich in der Regel alle zwei Jahre in Ratingen. In einer Akte im Pfarrarchiv von St. Peter und Paul kann man die Geschichte dieses Vereins nachvollziehen. Die Einladungen zu den Treffen gingen an ehemalige Seminaristen in ganz Deutschland, die längst nicht alle Lehrer geworden waren, ihre Anhänglichkeit aber an die alte Lehranstalt durch ihr Kommen bewiesen. Sie trafen dort auch ihre ehemaligen Lehrer. Aus den Unterlagen wird u.a. ersichtlich, dass bis 1926, bis zur Auflösung der Lehranstalt, 504 Kandidaten hier ihr erstes Lehrerexamen bestanden hatten. Zum Treffen der Seminargemeinde kamen oftmals 200 Ehemalige und mehr nach Ratingen. Sie feierten Gottesdienst in St. Peter und Paul, trafen sich z. B. 1949 in der Festhalle an der Graf-Adolf-Straße, in den 50er-Jahren im Ferdinand-Cremer-Haus, dem damaligen katholischen Vereinshaus an der Angerstraße. Es war über Jahre ein regelmäßiger Erfahrungsaustausch bis zu der Tatsache, dass die ehemaligen Seminaristen immer älter wurden und der Verein sich schließlich laut einer Aktennotiz aus dem Jahre 1983 auflöste. 1957 heißt es zu einem Treffen der

form und raum
Inneneinrichtung

Pure Lebensfreude
... die Kunst
aus Gegensätzen
ein begeisterndes Ganzes
zu gestalten.

Wir **planen** mit **Ihnen.**
Wir **beraten vor Ort.**
Lintorfer Str. 31
40878 Ratingen
Tel. 02102 – 2 70 37
www.form-raum.de
P Grabenstr. 21

Ueber 200 Seminaristen trafen sich

Festliches Wiedersehen in Ratingen — Neuer Vorsitzender gewählt

Das Bild aus der „Rheinischen Post“ zeigt ehemalige Seminaristen im Jahre 1957 bei einem ihrer regelmäßigen Treffen in Ratingen. Links Studienrat Heinrich Büter, der einst am Seminar lehrte, rechts vorne Pfarrer Franz Rath von der Pfarre St. Peter und Paul

ehemaligen Seminaristen: „Im nächsten Jahr wird ein halbes Jahrhundert verflossen sein, seitdem das Ratinger Lehrerseminar eröffnet wurde (gemeint ist das Gründungsjahr 1908). Diese Anstalt hat das gleiche Schicksal ereilt wie alle anderen damaligen Lehrerbildungsanstalten mit Präparandie- und Seminarausbildung. Sie wurde im Jahre 1926 geschlossen, gerade als Ratingen sich anschickte, sein 650-jähriges Stadtjubiläum zu feiern. Das Goldjubiläum spielte mit in das Wiedersehen der ehemaligen Lehrer und Schüler des früheren Lehrerseminars hinein. …Das Treffen der Seminarfamilie bot wieder alle Zeichen des frohen Wiedersehens derer, die vor 31 bis 49 Jahren im Ratinger Seminar als Lehrer und Schüler eine Gemeinschaft bildeten.“[2)]

Die gesammelte Korrespondenz und die Zeitungsberichte geben ein anschauliches Bild darüber, wie wichtig den ehemaligen Seminaristen ihr Lehrerseminar in Ratingen war.[3)] Am 29. Oktober 1983 traf sich die Seminargemeinde zum letzten Mal zu einer hl. Messe für die Lebenden und Verstorbenen der Seminargemeinde. Danach wurden die Akten dem Archiv von St. Peter und Paul übergeben.

Das „Lehrerseminar“ ist 100 Jahre alt. Das Haus ermöglicht einen Blick in unsere Geschichte, in die Geschichte unserer Stadt und unseres Landes. Es zeigt aber auch die Geschichte von Menschen, die hier durch die Türen ein- und ausgegangen sind. Dieses Haus mit den Schülerinnen und Schülern und all den Menschen, die hier pädagogisch tätig sind und waren, lebt weiter. Das Haus ist mit seiner hundertjährigen Geschichte und seiner Gegenwart eine echte „Lernwerkstatt“.

Hans Müskens

---

2) Rheinische Post vom 9. September 1957 „Erinnerungen an die Vergangenheit“

3) „Weißt du noch damals in Ratingen…“ (Rhein. Post vom 11.6.1949) – „Über 200 Seminaristen trafen sich“ (Düsseldorfer Nachrichten vom 9.9.1957) – „Die Schar wird kleiner – Dennoch viel jugendlicher Elan“ (Rhein. Post 10.9. 1961) – „Die Seminarzeit hat reiche Früchte getragen“ (Düsseldorfer Nachrichten vom 10.9.1961) – „Seminarvater Büter von seinen Jungs geehrt“ (Rhein. Post vom 14.6.1965)

Literatur

Richard Baumann „Von der Lateinschule zum Klick ins Internet“ – Sieben Jahrhunderte Ratinger Schulgeschichte, Münsterschwarzach 2001

Heinz Büter „Geschichte des Lehrerseminars in Ratingen“, Ratingen o. Jg.

Bastian Fleermann „… und habe ein ehrliches und anständiges Leben geführt … – Der Gestapoangestellte Heinz Illig und seine Arbeit in Düsseldorf und Ratingen“, Ratinger Forum Heft 12, Ratingen 2011

Uwe Kaminsky „Die Gestapo in Ratingen 1943 – 1945“, Ratinger Forum Heft 2, Ratingen 1991

Hans Müskens „Das gelbe Schloss – 40 Jahre Anne-Frank-Schule“, Die Quecke 79 (2009)

Elfi Pracht-Jörns „Ratingen entdecken! – Ein kulturhistorischer Stadtführer“, Essen 2012

Stadtarchiv Ratingen „Ratinger Schulwesen in Vergangenheit und Gegenwart“, o. Jg.

Stadtarchiv Ratingen: Flyer „Stadtarchiv Ratingen“, Ratingen 2000

Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V. (Hrsg.) „Ratingen – Geschichte 1789 bis 1975“, Essen 2000

Firmen-, Vereins-, Schul- und ähnliche Festveranstaltungen

Für eine optimale Betreuung Ihrer Kinder sorgt das **Spielmobil „Felix“** des **Ratinger Jugendamtes**

Fernruf 02102-5505660

www.spielmobilfelix.de

Der „Heiderhof“ in Tiefenbroich

Wenn man das alte Tiefenbroich, wie es vor etwa 15 bis 20 Jahren war[1], mit dem heutigen Orte vergleicht, so wird man eine langsame, aber stetige Entwicklung konstatieren können. Lange Jahrhunderte hat es nur als ein aus wenigen Häusern bestehendes Anhängsel von Ratingen gegolten. Wenn der Ort auch heute noch wirtschaftlich zum großen Teile von Ratingen abhängig ist, so hat er immerhin, besonders durch die vor einiger Zeit erfolgte Umgemeindung, eine mehr selbständige Bedeutung erlangt.[2] Die Bevölkerungsziffer hat sich bedeutend gehoben, an die Stelle der einen Volksschulklasse sind bereits vier getreten und der Gedanke eines Kapellenbaues hat sich mit der Zeit aus verschiedenen Gründen zu einer fast unabweichbaren Notwendigkeit entwickelt.[3]

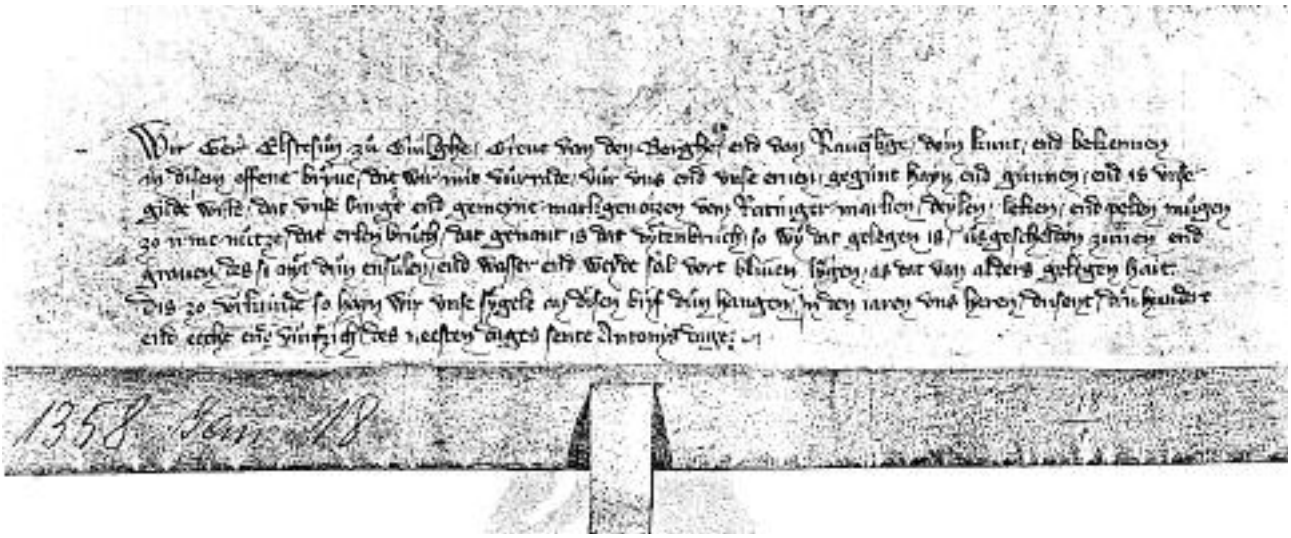
Ursprünglich war Tiefenbroich, wie die Endung „broich“, plattdeutsch (für) „bruch“ schon besagt, ein wasserrreiches Wiesen- und Waldgelände. Die Bildung auf „broich“ begegnet uns in unserer Gegend häufiger und stets ist der Grund dafür ähnlich wie bei den Ortsnamen auf -donk (vergleiche Heiligendonk, ein Hof im Rather Felde; ferner Winnendonk, Kervendonk bei Kevelaer) in dem Wasserreichtum des Geländes zu suchen. Diese Deutung erhält ihre historische Bestätigung durch eine Urkunde aus dem Jahre 1358. Graf Gerhard von Berg gestattete nämlich in diesem Jahre den Bürgern von Ratingen, „dat erlen bruch, dat genant ist dat dytenbruch“ zu teilen. Interessant ist der Hinweis auf den Reichtum an Erlen, die auch heute noch, wo der Boden lange nicht mehr so sumpfig ist, in den Tiefenbroicher Waldungen einen großen Teil des Bestandes bilden.

Die Namensform des Ortes ist in dieser Urkunde „dytenbruch“. Am 26. April 1399 erklärte Graf Wilhelm von Berg den „wech, as geit oever dye Schoemechers brugge in dat Deitenbroich zu eyme gemeyne (gemeinsamen) voerwege“. In dem alten Stadtbuche vom Jahre 1539, in dem die Güter der Ratinger Außenbürger verzeichnet sind, finden wir auch bereits einige Tiefenbroicher Besitzungen erwähnt, deren Namen noch heute erhalten sind: „Johann schreiß haeffken erfft und guedt am Dietenbroik gelegen“, ferner „dat erff und gudt gnant die Sleupe oder Keysers gudt am Dietenbrock“ etc. Wie wir sehen, steht die Schreibung des Namens in dieser Zeit noch nicht fest. In derselben Urkunde begegnet uns auch bereits die Form „Diepenbroich“, die der heutigen „Tiefenbroich“ am nächsten kommt.

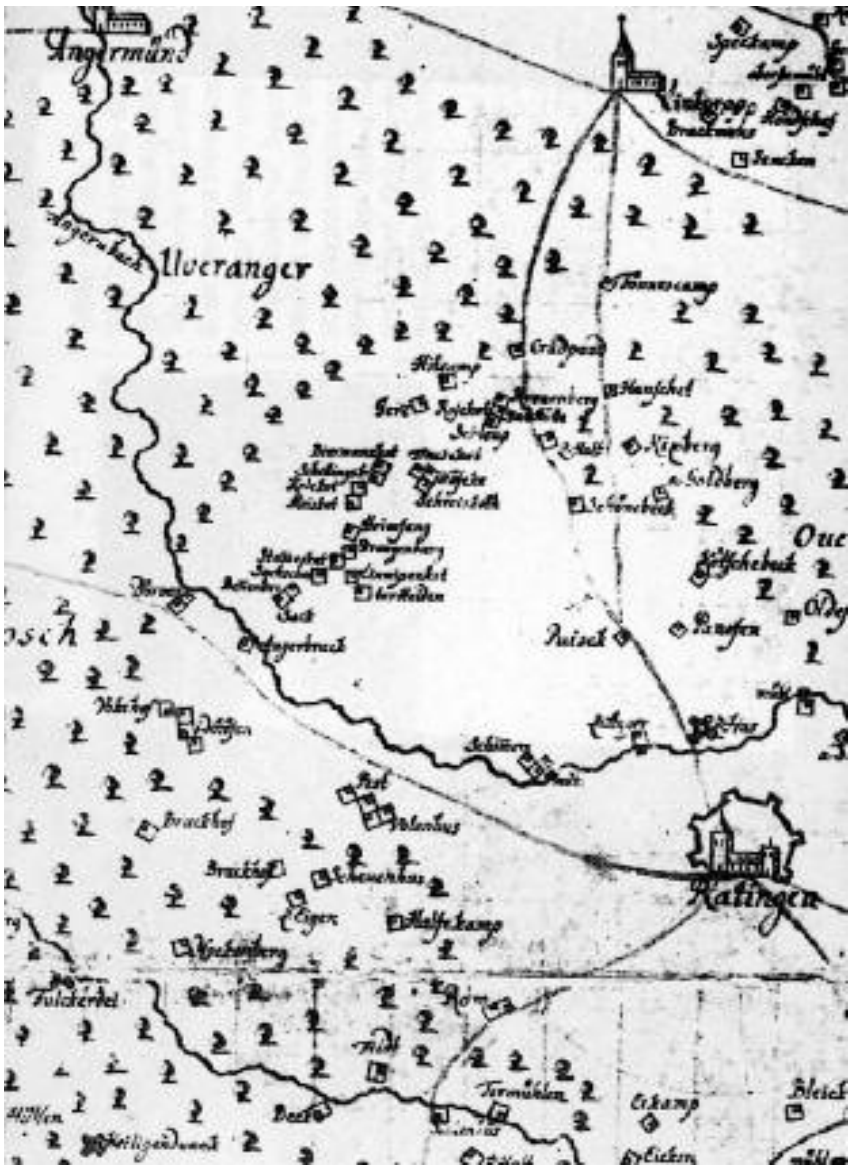
Der kleine Ort Tiefenbroich ist für die lokalgeschichtliche Forschung ja noch darüber hinaus von größerer Bedeutung, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist. Es ist eines der Verdienste des um die Geschichte Ratingens hochverdienten **Dr. Kessel,** der im Vorworte zu seinem „Urkundenbuche der Stadt Ratingen“ bereits auf diese Tatsache hingewiesen hat, wenn er sagt: „(Es) bildet die Umgebung von Ratingen, besonders in der Richtung auf Angermund hin, in der Bildungsgeschichte der Grafschaft Berg einen wichtigen Distrikt, insofern dort eine Menge landesherrlicher Höfe und die bisher in der Geschichte fast ganz unbeachtete Hundschaft **von der Heiden** gelegen war, welche dem Grafen Adolf V. von Berg eigentümlich und ohne Zweifel als väterliche Erbschaft zustand.“

Zweifellos haben wir in dem noch jetzt erhaltenen und bewohnten **Heiderhof,** der sich im Besitze des Grafen von Spee zu Heltorf befindet, eine der ältesten, wenn nicht die älteste Ansiedlung in der Tiefenbroicher Mark vor uns. Histo-

1) Also Mitte der 1880er-Jahre
2) Im Jahre 1909 wird in einer Gebietsreform der überwiegend ländliche Teil Tiefenbroichs aus der Stadt Ratingen ausgemeindet. Der Teil, der an die neu entstandenen Industriegebiete angrenzt, kommt zum Ratinger Stadtgebiet.
3) Die erste Kirche in Tiefenbroich wird 1924 erbaut.



Urkunde von 1358 aus dem Stadtarchiv Ratingen, in der Graf Gerhard von Berg den Ratingern gestattet, „dat dytenbruch“ zu teilen und zu kultivieren



Auszug aus der Karte von Erich Philipp Ploennies von 1715.
Die im Artikel erwähnten Tiefenbroicher Hofnamen „ter Heiden“ (Heiderhof), „Schönebeck“ und „Schimmershof“ sind deutlich zu erkennen

risch einwandfrei sich beweisen lassen wird es wohl kaum, da es an urkundlichem Material hierüber mangelt. Jedenfalls hat der Heiderhof bis vor einigen Jahrzehnten stets den Mittelpunkt der Ortschaft gebildet. Hier stand früher die Kapelle der Liebfrauen-Bruderschaft sowie die alte Volksschule.

Der **Hof zu Heiden,** auch Heilig-Geist-Hof genannt, gehörte ursprünglich, soweit sich verfolgen läßt, den Grafen von Berg. Wenigstens steht fest, daß bereits Graf Adolf von Berg ihn besaß. Wir ersehen das aus einer lateinischen Urkunde aus dem Jahre 1278. Es handelte sich damals um die Schlichtung eines Streites bezüglich der Herbstbede[4] zwischen den Bürgern von Ratingen und den Leuten zur Heiden. Letztere werden als „illi de Heiden, nostri homines“ („unsere Leute zu Heiden“) bezeichnet.

Etwa ein Jahrhundert später begegnet uns der Heiderhof wiederum in einer lateinischen Urkunde, und zwar in dem alten Stadtbuche aus dem Jahre 1366, das die Namen der Erbbesitzer von Ratingen nebst ihren Abgaben an die Stadt enthält. In dem Buche, das für die Geschichte der Bildung der Familiennamen, besonders der Ratinger, sehr wertvoll ist, wird auch eine **Henrica ter (zur) Heiden** erwähnt, die 17 Mark an Abgaben zu zahlen hat.

Ungefähr um dieselbe Zeit gab es bereits eine besondere Honschaft zur Heiden. 1393 überträgt ein **Wilhelm Zobbi van der Heiden** ein Rittergut als Lehen an das Stift Gerresheim. Einer weiteren im Archiv des Schlosses zu Heltorf befindlichen Urkunde zufolge bittet der Ratinger Bürger **Konrad Claeßen** den Herzog Wilhelm von Berg, sein in der Honschaft von der Heiden gelegenes Gut, genannt „zu den Kötten“, von „schatzungen, Dienst und ungelde“ zu befreien. In einem Erbtauschbrief vom Jahre 1448 wird ein anderes zu der Honschaft gehöriges Gut erwähnt, das „schymbers guet“, das an der heutigen Ratinger Papierfabrik liegt und seinen Namen bis in unsere Tage hinein bewahrt hat.[5]

Über die Abgaben der Heiderleute, von denen öfters die Rede ist, hören wir Genaueres aus einer Urkunde aus demselben Jahre. Herzog Gerhard von Jülich und Berg, der sich anscheinend in Geldverlegenheit befand, verpfändet die von den Heiderleuten zu zahlenden Renten im Betrage von 50 rheinischen Gulden an seinen Marschall **Johann vamme Huys** (vom Haus).

In der Folgezeit hören wir lange nichts von Hof und Honschaft zur Heiden. Nur in einer Urkunde vom Jahre 1531, die wegen des Inhalts besondere Erwähnung verdient, ist von einem Bewohner des Heiderhofes die Rede. Neben anderen bekundete er als Zeuge, daß bei der „Schönenbeck“ (heute im Volksmunde Schennebeck!) an der Lintorferstraße stets ein von der Stadt unterhaltenes Tor gestanden habe. Der Fahrweg, der durch dieses Tor bis zur Ullenbeck und Schimmersmühle führe, habe von jeher jedermann zur Benutzung freigestanden.

Wie wir bereits eingangs erwähnten, gab es in der Nähe des Heiderhofes eine Kapelle und Bruderschaft „Unserer lieben Frau“, die in den Urkunden öfters erwähnt werden. Sie existierten bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts. In dem aus dem 16. Jahrhundert stammenden Verzeichnisse der stiftungsgemäßen oder herkömmlichen Abgaben der verschiede-

4) Bede (Bitte, vom lat. precaria) war eine ursprünglich freiwillige, später öffentlich-rechtliche, erzwingbare Leistung, eine in Geld entrichtete Grund- und Gebäudesteuer.

5) Gemeint ist der Schimmershof

nen Brüderschaften an die Armen werden auch die der genannten Bruderschaft erwähnt.

Die alte Tiefenbroicher Kapelle ist besonders eng mit dem Andenken des am 14. Juli 1437 verstorbenen Grafen Adolf verknüpft. Wie aus dem Memorienbuch des Kanonikerstiftes B.M.V. zu Düsseldorf ersichtlich ist, sollte aus den Einkünften des Heiderhofes in der Kapelle jährlich eine Messe für den Grafen Adolf gelesen werden. In den Wirren des jülich-klevischen Erbfolgekrieges war diese Pflicht längere Zeit vernachlässigt worden. Als Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg endlich die Regierung von Berg übernommen hatte und damit die Ruhe in das Land zurückgekehrt war, da erinnerte man sich auch wieder der alten Bestimmung. Der damalige Besitzer des Heiderhofes war der Marschall Wolfgangs, dessen Geschlecht in der rheinischen Geschichte, nicht zuletzt in der von Ratingen und Angermund, eine große Rolle gespielt hat. Er ließ von jetzt an wieder die jährliche Seelenmesse lesen.

Die Koppel des Bauern Bechen (Heiderhof) im Winter.
Die Aufnahme entstand um 1930

Von dem Schicksale der Kapelle hören wir weiter nichts. Wahrscheinlich wird sie wegen Baufälligkeit schließlich abgebrochen worden sein.

In den letzten Jahrhunderten hören wir kaum noch etwas von dem Heiderhofe. Seine historische Bedeutung fällt ja auch vor allem in die Zeit, als er landesherrliches Besitztum war und den Mittelpunkt, wenn nicht den Ausgangspunkt für den allmählichen Anbau der Ortschaft Tiefenbroich darstellte.

Dr. Speckamp
(Originalabdruck eines Artikels aus der „Ratinger Zeitung“ vom 1. und 5. Juni 1912)

Der Heiderhof in Tiefenbroich ist seit 100 Jahren die Heimat der Familie Bechen

Im Vergleich zur Zeit vor 100 Jahren ist die Zahl der Landwirte und Bauern in Ratingen auf ein Minimum gesunken. Da ist es umso erstaunlicher, dass im nächsten Jahr auf einem Bauernhof im Ortsteil Tiefenbroich nun schon fünf Generationen einer Familie ihre Heimat hatten und haben. Es handelt sich um den Heiderhof, auf dem die Familie Bechen seit 1913 die Landwirtschaft mit verschiedensten Schwerpunkten betreibt. Aber der Reihe nach:

Der Hof befand sich um die Jahrhundertwende 1900 im Eigentum der Grafen von Spee. In den Archiven findet sich eine Erwähnung schon im 13. Jahrhundert („ter Heiden“). Er war lange landesherrlicher Besitz der Grafen und Herzöge von Berg. 1913 verließ der damalige Pächter den Hof. Der

Dieses patriotische Bild erhielt der Trainsoldat **Peter Bechen** zur Erinnerung an seine Dienstzeit 1898/99 bei der 3. Kompanie des Rheinischen Train-Bataillons Nr. 8

Peter Bechen, der den Heiderhof 1913 pachtete, mit seiner ersten Frau auf einem Hochzeitsfoto von 1904

Bauernhof wurde dann von **Peter Bechen** in Pacht übernommen. Er stammte aus dem gleichnamigen Ort Bechen bei Kürten im Rheinisch-Bergischen. Für die drei Söhne der dort wohnenden Familie Bechen hatten in den Jahren zuvor nur zwei Höfe zur Verfügung gestanden. Dem dritten Sohn Peter wurde deshalb von den Eltern Geld zum Pachten eines Hofes zur Verfügung gestellt. Nach ein bis zwei Jahren auf einem Hof an der holländischen Grenze mit nicht allzu idealem Ergebnis hörte er von der Möglichkeit, den Hof in Tiefenbroich vom Angermunder Grafen von Spee zu pachten. In den Jahren zuvor stellte sich bei Peter Bechen und seiner Gattin Nachwuchs ein. **Franz-Josef Bechen** erblickte 1906 das Licht der Welt. 1908 wurde die junge Familie von einem tragischen Schicksalsschlag getroffen. Bei der Geburt des zweiten Kindes starben die Ehefrau und das Kind. Der Witwer heiratete wieder – eine der damaligen Grundvoraussetzungen zum Erwerb und Halten eines landwirtschaftlichen Betriebes. Seine Angetraute war eine geborene **Wenders** aus Einbrungen. Diese zweite Ehe von Peter Bechen blieb kinderlos. Er starb 51-jährig an einem Gehirnschlag im Jahr 1927.

Sohn Franz-Josef führte den Hof weiter. Zu dem gepachteten Anwesen gehörten 40 Hektar Land, die heute allesamt bebaut sind. Damals waren vom Hof, da noch keine aufstehenden Gebäude die Sicht blockierten, gut die Kaiserswerther Straße oder die Wasserburg Haus zum Haus oder auch der Büsgeshof zu sehen, in dessen Nähe kürzlich die neue Bezirkssportanlage eingeweiht wurde. Rundherum war freies Gelände, was den passionierten Jäger und Senior der Familie, Peter Bechen, zu seinen Lebzeiten sicherlich besonders gefreut haben dürfte. Schon zu Beginn der Pacht durch die Familie Bechen im Jahr 1913 war zum Pachtland das Deputatland des Speeschen Försters an den Cromforder Bleichwiesen hinzugekommen, zudem auch das zum Speeschen Eigentum gehörende Ackerland an der Berger Schule. Zum Hof zählte u.a. ein Kuhstall für Milchvieh, für das extra ein Melker angestellt wurde. Neben Kühen umfasste die Tierhaltung vorrangig Schweine, Hühner, Enten und Puten. Milch, Eier, Butter und Geflügel gab es im Direktverkauf durch Ehefrau **Katharina,** zudem auch Obst von größeren Obstwiesen. Den Obstbau hatte Franz-Josef Bechen in jungen Jahren auf Gut Meckhofen in Opladen-Steinbüchel bei seinen Großeltern, wo er aufwuchs, kennen- und schätzen gelernt. Das Obst war von besonderer Güte und wurde gerne sogar von Düsseldorfer Marktbeschickern für ihre Marktstände vom Heiderhof geholt.

Die Tiefenbroicher erlebten im Laufe der Jahre 1929/30 die damalige kommunale Neugliederung, in der Tiefenbroich aus der Bürgermeisterei Eckamp dem Stadtgebiet von Ratingen zugeschlagen wurde. Aus der Kriegsgefangenschaft nach Ende des Zweiten Weltkriegs kehrte Franz-Josef Bechen 1946 auf seine heimische Scholle zurück. Der Landwirt engagierte sich dann auch in der Kommunalpolitik. Er war das erste Ratsmitglied für Tiefenbroich im Ratinger Stadtrat nach dem Zweiten Weltkrieg. 1962/63 ging der Heiderhof ins Eigentum der Stadt Ratingen über, von der Franz-Josef Bechen die Hoffläche des Heiderhofes erwarb. 1971 ging Franz-Josef Bechen in Rente und übergab seinem Sohn **Willi Peter** in dritter Generation den Betrieb.

Der Heiderhof im Jahre 1922. Ganz links Peter Bechen mit seiner zweiten Frau, in der Mitte der 16-jährige Sohn Franz-Josef, Vater des heutigen Hofbesitzers Willi Peter Bechen

Der fünfjährige Willi Peter Bechen auf einem 11-PS-Deutz mit Kurbel im Jahre 1953

Ausritt des Reitstalles Bechen auf der Kalkumer Schlossallee Anfang der 1980er-Jahre

Das Familienfoto zeigt von links: Willi Peter Bechen, rechts daneben seine Ehefrau Jutta, dahinter Sohn Dr.-Ing. Benjamin Bechen sowie auf der Sitzbank von links Ole, Timo und Mama Mareike Bechen mit dem im September geborenen Säugling Piet. Dahinter stehend Franz-Alexander Bechen. Mit dabei auch die beiden Dackel Blizzi und Edi

Willi Peter Bechen wurde 1948 geboren. Im April 1975 heiratete er. Mit seiner Ehefrau Jutta bekam er zwei Söhne in der vierten und drei Enkel in der fünften Generation. Jüngster Spross nach Timo und Ole ist Enkelkind Piet. Er kam im September 2012 auf die Welt. Zu den Bewohnern des Hofes gehören auch die beiden Hofhunde – die Dackel Blizzi und Edi. Willi Peter Bechen engagiert sich wie sein Vater kommunalpolitisch. Er ist im Bezirksausschuss Tiefenbroich sowie im Bau- und Vergabeausschuss der Stadt Ratingen als sachkundiger Bürger und zudem stellvertretender Vorsitzender des CDU-Ortsverbandes Ratingen-Mitte. Direkt mit Übernahme des Betriebs 1971 widmete der gelernte Landwirt Willi Peter Bechen sich insbesondere der Pferdehaltung und -zucht als neuem Zweig seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit. Dazu gehörte auch die Unterbringung von Pensionspferden. 25 Hektar Getreideanbau betreibt er für den Schwerpunkt seiner Arbeit, die Pferde. Die Milchviehhaltung gab er 1973/74 auf. Schon 1972 hat er eine Reitschule auf seinem Hof eingerichtet, in der auch viele Ratingerinnen und Ratinger reiten gelernt haben. Zum Reitsport kam Gastronomie hinzu. In der Zeit des Tennis-Booms von Boris Becker wechselten etwa 70 Prozent der Reitschüler zum Tennissport, sodass der Schulbetrieb fürs Reiten Ende der Achtziger-, Anfang der Neunzigerjahre eingestellt wurde. Unter dem Stichwort Pferdeleasing stieg die Nachfrage wieder an. Und so betreibt heute die Schwiegertochter **Mareike** wieder eine Reitschule speziell für das Westernreiten.

Apropos vierte Generation: Der älteste Sohn **Franz Alexander** – Jahrgang 1976 – ist selbstständig im Landmaschinenhandel tätig und wird den Heiderhof als Betrieb „irgendwann übernehmen." Der zweite Sohn Benjamin hat mit der Landwirtschaft weniger zu tun. Er ist Dr.-Ing. in der Elektrotechnik. Ob die fünfte Generation in die bäuerliche Zunft eintritt, ist jetzt noch nicht absehbar. Zunächst wird einmal 2013 das 100-jährige Jubiläum der Familie Bechen auf dem Heiderhof in „Diepebrook" gebührend gefeiert.

Wolfgang Diedrich

Luftbild des Heiderhofes vom Ende der 1990er-Jahre

Vor 85 Jahren: Fahnenweihe der Fleischer-Innung Ratingen

„Die Freie Fleischer-Innung zu Ratingen und Lintorf feierte gestern ihr 14. Stiftungsfest verbunden mit Fahnenweihe. Das Fest nahm einen ausgezeichneten Verlauf und erfreute sich einer starken Anteilnahme der Bürgerschaft. Starker Flaggenschmuck in den Hauptstraßen gab von der Feier Kunde. Festlokal war die Kaiserburg, deren großer prächtig geschmückter Saal die zahlreichen Gäste kaum fassen konnte.“ So berichtet die Ratinger Zeitung am Montag, 16. Mai 1927, über das am vorausgegangenen Sonntag gefeierte Fest, das neben den einheimischen Teilnehmern viele auswärtige Gäste in die Stadt gelockt hatte. Der Vergnügungskommission der Fleischerinnung unter ihrem Vorsitzenden Metzgermeister **Heinrich Krümmel** wurde höchste Anerkennung ausgesprochen, dass sie neben den ortsansässigen Handwerkerinnungen vor allem auch noch 25 „auswärtige Bruderinnungen“ eingeladen hatte, unter denen die Düsseldorfer Fleischer-Innung und der Düsseldorfer Fleischergesellenverein nicht nur besonders stark vertreten waren, sondern auch noch durch ihren Gesangverein zur musikalischen Gestaltung der Feier beitrugen.

Das Restaurant „Kaiserburg“ an der Ecke Lintorfer Straße/Grabenstraße im Jahr 1911

Dass das Fest eines verhältnismäßig kleinen Vereins mit knapp 30 Mitgliedern eine so starke Aufnahme in der breiten Öffentlichkeit fand, ist vor allem darauf zurückzuführen, dass die Ratinger Fleischer-Innung die Bürgerschaft mit einer für ihre Zeit geradezu beispielhaften Festschrift ansprach und einlud. Die Schrift umfasst 21 DIN-A5-Seiten mit Text und Fotos und dazu acht Seiten Anzeigen. Sie bietet ausführlich das umfangreiche Festprogramm, bringt den von **Erna Krümmel** gesprochenen Prolog zur Fahnenweihe und den von Frau **Gilson** vorgetragenen Spruch der Frauen zur Überreichung der Fahnenschleife im Wortlaut und dazu die vollen Texte der von Solisten und dem Gesangverein der Düsseldorfer Fleischer-Innung vorgetragenen und gemeinsam gesungenen Lieder. Auf über drei Seiten wird mit Bildern „Aus der Geschichte der Stadt Ratingen mit besonderer Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse“ berichtet und dazu auf über zwei weiteren Seiten unter dem Thema „Ratingen, die alte Bergische Hauptstadt“ die Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts geschildert. Leider sind weder in der Festschrift selbst noch in der Ratinger Zeitung die Autoren namentlich genannt.

Im Anzeigenteil werben mit teilweise ganzseitigen Anzeigen **Wilhelm Breuer** aus Düsseldorf für seine „Darm- und Gewürzhandlung samt sämtl. Metzgerei-Gerätschaften“, **Heinrich Miening** empfiehlt für seinen Düsseldorfer Hof in Ratingen jeden Sonntag Tanz und dazu gute Küche (Diners von 1,25 Mk. an), und **Wilhelm Küpper** von der Düsseldorfer Straße bietet Zigarren, Zigaretten und Tabake. Mit großen Anzeigen werben **Peter Sand** für sein Restaurant Kaiserburg u. a. mit Vereinszimmer, großem Festsaal und Garten und einer neuen Parkettkegelbahn und **F. Schürmanns** für sein Waldrestaurant Jägerhof in Tiefenbroich mit einer Gartenanlage mit Schießstand und Kinderbelustigungsplatz. Sein Lokal sei – so schreibt er – „in 20 Minuten von drei Bahnhöfen zu erreichen: Calcum – Ratingen – Lintorf“ und sei zudem Endstation des Postomnibusses. **Gans & Salomon** werben für ihre Darm- und Gewürzgroßhandlung in Essen, die Kaffeerösterei **Fritz Meyer** von der Kaiserswerther Straße empfiehlt den von Kennern bevorzugten Columbus Kaffee und die Bahnamtliche Spedition **Johann Poensgen** fährt „mit Auto-Möbelwagen nach allen Richtungen, ebenso mit Schnell-Lastwagen und Lastkraftwagen mit Universalkipper“ und stellt ein „Elegantes Luxus-Automobil zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Verfügung“. **Wilhelm Happe** bietet mit seinem Gartenbaubetrieb größte und reichhaltigste Auswahl an, **Max Wagner** wirbt für seine Druckerei und **Max Breitkopf** verspricht die Ausführung aller Maler-, Anstreicher- und Tapezierer-Arbeiten. Als „Größtes Kaufhaus am Platze“ nimmt **Peter Albert Tack** von der Oberstraße den Slogan „Das Haus der guten Qualitäten“ in Anspruch. Und **Anton Adler** sagt von seiner Düsseldorfer Gewürzmühle: „Es gibt nichts reelleres, es gibt nichts aromatischeres und es gibt nichts ausgiebigeres“.

In ihrem Bericht über den Festverlauf hebt die Ratinger Zeitung bei der Schilderung des Festzugs, der die neue Fahne von der Wohnung

Bei festlichen Anlässen vermittelten die Mitglieder der Ratinger Fleischer-Innung der Öffentlichkeit Einblick in ihre Arbeit, wobei auch schon einmal von den jungen Metzgern eine Kuh als „Schlachtopfer“ mitgeführt wurde. Links im Bild (mit Hut): Walter Ruhland und Frau

des Obermeisters **Wilhelm Benninghoven** zum Festsaal brachte, vor allem die Ratinger Teilnehmer hervor: *„Die Gesellen sah man in ihrer schmucken Tracht mit Bluse und weißer Schürze, voran die beiden jüngsten Metzgergesellen Ratingens. Die zahlreichen hünenhaften Gestalten gerade unter den Ratinger Metzgern übertrafen bei weitem ihre Kollegen, wohl der beste Beweis dafür, dass das Fleischerhandwerk in Ratingen noch seinen Mann ernährt.“* Das ließ in der Feier auch der Obermeister der Ratinger Fleischer-Innung, Wilhelm Benninghoven, in seiner Begrüßungsrede anklingen, in der er neben **Bürgermeister Scheiff** vor allem den Innungs-Bezirksvorsitzenden von Rheinland-Westfalen, **H. Multhaupt (Essen),** und den Ratinger Tierarzt **Dr. Kurt Holzapfel** begrüßte. Auf die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise eingehend, sagte der Obermeister, zwar falle das Fest in eine schwere Zeit, aber nach der schweren Berufsarbeit sei auch einmal eine Stunde der Erholung vonnöten. Vor allem die neue Fahne sollte einem späteren Geschlecht Kunde davon geben, dass die Mitglieder der Ratinger Fleischer-Innung auch in schwerer Zeit den Kopf nicht hängen ließen.

Der Weiheakt stand dann auch im Mittelpunkt der gesamten Feier, die mit Darbietungen des Städtischen Orchesters, des Gesangvereins der Düsseldorfer Fleischer-Innung und Ratinger Solistinnen gestaltet wurde. Auf die Bedeutung der Zünfte mit einem kleinen Abriss der besonderen Ratinger Geschichte ging der Bezirksvorsitzende H. Multhaupt in seiner Fest- und Weiherede ein, nachdem Erna Krümmel den Prolog zur Fahnenweihe „Ein neues Banner gilt es heut’ zu weihen, ein neues Band zu knüpfen unserm Bund“ gesprochen hatte. Als die Ehrenjungfrauen die Fahne enthüllt hatten, gingen – so berichtet die Ratinger Zeitung weiter – *„Worte der Bewunderung über das prächtige Banner als ein Zeichen deutscher Kunst und deutschen Gewerbefleißes durch die Reihen“.* Die Fahne war von den Schwestern des St.-Josefs-Klosters in Neuss gestickt worden. Sie zeigt auf der Vorderseite mit goldener Schrift auf blauem Grund den Namen „Freie Fleischer-Innung Ratingen. Gegründet 1913“. Darunter eingestickt ein weißes Lamm mit einer mit dem Kreuz gezeichneten Fahne, wie es sich vielfach auf religiösen Abbildungen findet. Auf der Rückseite trägt die Fahne neben dem Stadtwappen den Spruch „Früh auf, spät nieder, bringt verlorene Güter wieder“. Der Bezirksvorsitzende überreichte die Fahne an den Ratinger Obermeister, dazu übergab „Frau Emil Gilson“ für die Ratinger Meisterinnen eine Fahnenschleife mit einem ausführlichen Spruch, der damit endete: „Hier, diese Fahnenschleife, die wir spenden, sie kommt aus eurer Frauen treuen Händen. O’ möge nur im Glück sie diese Fahne zieren und Euch zu Eintracht, Fried’ und Freude führen“.

Zu den ersten Gratulanten gehörte Bürgermeister Scheiff mit den besten Wünschen für die Fleischer-Innung und das gesamte Bürgertum der Stadt. Gerade das Bürgertum habe in den letzten Jahren harte Rückschläge erleben müssen, dass es aber trotzdem den Kopf nicht hängen lasse, dafür sei diese Fahnenweihe der beste Beweis. Ihm schlossen sich mit ihren Glückwünschen die Fleischer-Innungen aus Düsseldorf,

Die 1927 geweihte Fahne der „Freien Fleischer-Innung zu Ratingen und Lintorf“

SPRUCH DER FRAUEN

zur Überreichung der Fahnenſchleife.

Vorgetragen von Frau Emil Gilſon.

Zu unſerm Weihefeſt will ich mich wünſchend nah'n
Im Namen unſ'rer Frauen! Hört mich an!
Die Seele des Geſchäfts — ſo klingt es weit und breit,
Das war Frau Meiſterin zu jeder Zeit!
Sie hat im Fleiſcherhaus das Regiment geführt,
Wie's einer echten deutſchen Meiſterfrau gebührt.
So ſoll's im Handwerk bleiben immerdar,
Wo ſtets die Frau dem Mann Gehilfin war.
In dieſem Sinn wünſch' ich Glück und Segen!
Allzeit voran! Die Hände fleißig regen!
So ſoll's im Hauſe und im Handwerk ſein:
Der Meiſter und die Meiſterin im Verein.
Hier dieſe Fahnenſchleife die wir ſpenden,
Sie kommt aus Eurer Frauen treuen Händen.
O' möge nur im Glück ſie dieſe Fahne zieren
Und Euch zu Eintracht, Fried' und Freude führen!

Hilden, Velbert und Benrath und der Düsseldorfer Fleischergesellenverein an. Aus Ratingen selbst gehörten zu den Gratulanten die Vertreter der Bäcker-Zwangs-Innung, der Schneider-Zwangs-Innung, der Friseur- und Perückenmacher-Zwangs-Innung und des Gewerbevereins.

Mit dem Kaiser-Friedrich-Marsch ging es anschließend in den dritten Teil des Festabends, der – wie die Zeitung schreibt – *„neben Gesang und Musik als Glanznummern zwei Reigen der Meistertöchter zeigte, einstudiert von **Frl. Weber** (Düsseldorf). Hierbei wollte der Beifall schier kein Ende nehmen, so dass beide wiederholt werden mussten“.* Und dann blieben die Festteilnehmer noch *„manche Stündchen in Frohsinn und Harmonie beisammen“,* wie weiter zu lesen ist mit dem Schlusskommentar: *„Ein Rückblick in Stolz und Zufriedenheit. Möge er dazu beigetragen haben, dem Handwerk auch in Zukunft die gebührende Stellung zu sichern, zu der Handwerker Nutz und Frommen und zum Wohl von Volk und Vaterland.“*

Tatsächlich reicht die Geschichte der Ratinger Fleischer-Innung bis weit in das 15. oder gar 14. Jahrhundert zurück, wie der Bezirksvorsitzende Multhaupt in seiner Festrede anklingen ließ. Denn am 25. Juli 1464 ließen sich die Mitglieder der Ratinger Fleischerzunft vor dem Amtmann von Angermund **Aelff Quaide** und dem Bürgermeister und Rat der Stadt Ratingen ihre neuen Satzungen bestätigen, und zwar – wie festgehalten wurde – „zu Gottes Lob und seiner Mutter Maria“ mit dem Zusatz „auf ewige Zeiten“. (Dr. J. H. Kessel: Geschichte der Stadt Ratingen, Urkunde 99). Diese Satzungen umfassen heute über drei DIN-A5-Seiten und legen u. a. auch für die Fleischerzunft fest, dass jedes Mitglied zum Schutz der Stadt als Ausrüstung Harnisch und Degen besitzen musste. Und außerdem sollten die Fleischhauer jedes Jahr an Palmsonntag sich zusammenfinden, die Satzungen lesen und sich verpflichten, sich danach zu richten und sie einzuhalten. Dabei sollten die „Fleischhauer und ihre ehelichen Hausfrauen“ für Bürgermeister, Schöffen und Rat ein Gelage stiften mit Wein, Gesottenem und Gebratenem.

Zusätzlich werden in diesen Satzungen – offenbar in bunter Reihenfolge, wie sie dem Amtsrichter oder dem Stadtschreiber gerade einfielen – genaue Vorschriften für die Fleischhauer festgelegt. So wird zwischen den verschiedenen Vorgaben, wie das Fleisch behandelt werden muss, erklärt, die Fleischhauer sollten „auf ewiglich verbunden sein und bleiben in brüderlicher Treue und in Redlichkeit“, um das Jahr über die Bürgerschaft gut mit Fleisch zu versorgen. Vor und hinter diesen Textstellen legen die Vorschriften u. a. fest, dass die Fleischhauer kein Fleisch auslegen sollten nach Sonnenuntergang, kein ungesalzenes Fleisch am zweiten Tag verkaufen, es sei denn im Winter gut geblieben. An anderer Stelle wird den Fleischhauern gesagt, sie sollten keine Kälber schlachten, die noch nicht vier Wochen alt sind. Dazu wird der Bürgermeister angehalten, zwei ehrbare Männer, einer aus der Bürgerschaft, der andere aus dem Amt, zu Marktmeistern zu machen, um das Fleisch zu überwachen. Dazu sollte ein Mann aus dem Rat der Stadt kommen, um das Gewicht zu überprüfen. Ausdrücklich wird mehrfach angeführt, dass auf gesundes und gutes Fleisch geachtet werden müsse, wer aber „vynnich vleisch“, also mit Band-

Aus Jost Ammans
„Das Ständebuch“ von 1568

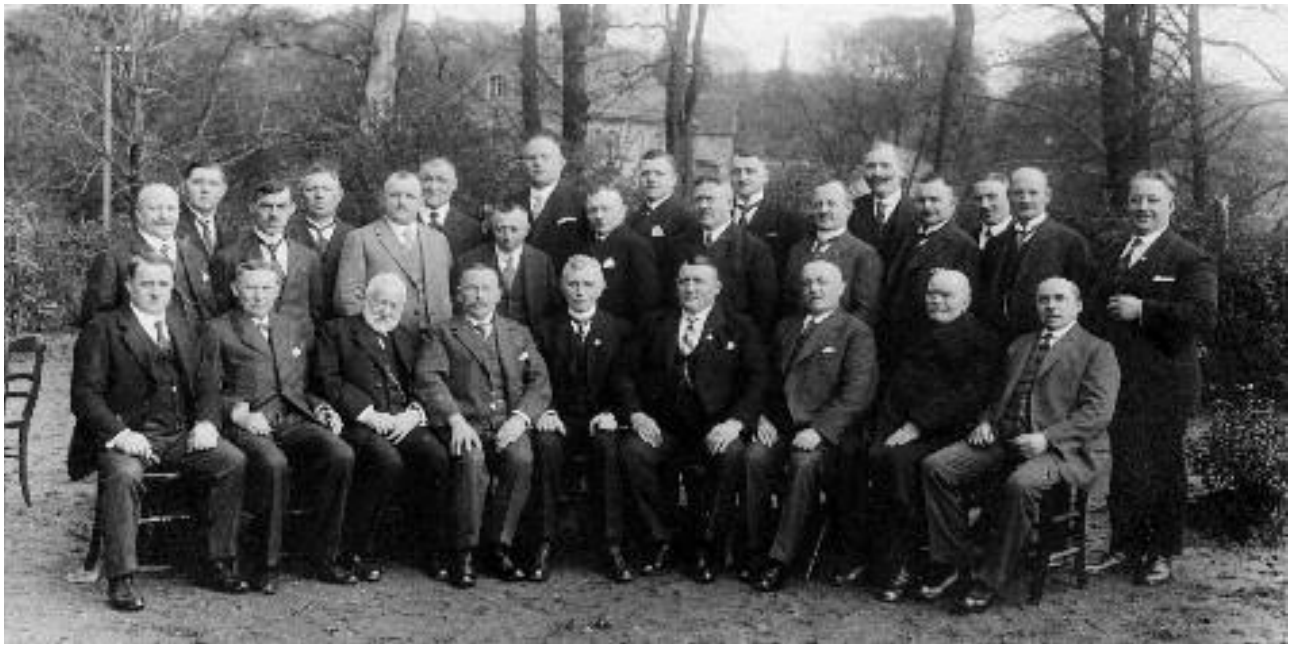
wurmeiern versetztes Fleisch, feilhalten wolle, der dürfe das nur auf einer besonderen Bank am Rand des Marktes tun, die auch in späteren Marktordnungen noch als „Faulbank“ erscheint.

An einer besonderen Stelle wird deutlich, dass die Zunft der Fleischhauer zugleich auch als Bruderschaft geführt wurde. Sollten nämlich ein Fleischhauer oder „seine ehelich Hausfrau“ vom Leben zum Tod kommen, so sollten sie wie Bruder oder Schwester dieser Bruderschaft behandelt werden. An ihren Leichen sollten Kerzen aufgestellt werden und ein jeglicher Fleischhauer sollte zu ihrem Begräbnis kommen, wie es ihm geboten war, um mit den Freunden in der Kirche zu Ratingen am Hochaltar den Herrgott um Hilfe für ihre Seelen zu bitten. Wer das versäumte, hatte ein Strafgeld zu entrichten, das vom Bürgermeister eingezogen werden musste, wobei ein Teil für Kerzen zu Ehren Gottes und Mariens, seiner lieben Mutter, bestimmt war, während der andere Teil an den Amtmann, den Bürgermeister und seine Gesellen gehen sollte. Zum Schluss wird das umfangreiche Schriftstück vom Amtmann in Angermund „to den ewigen dagen“, also für alle Zeit, mit seinem Siegel versehen. Dazu hängten auch noch Bürgermeister, Schöffen und Rat der Stadt Ratingen „unser Stat Majestait Segel“, also das Majestätssiegel, an diese neuen Zunft- und Bruderschaftsgesetze. Das Schriftstück trug bis in unsere Zeit hinein noch das grüne Wachssiegel des Amtmanns Aelff Quaide, während das Majestätssiegel der Stadt schon früher entfernt worden oder abgefallen war.

Dass die Zunft und Bruderschaft der Fleischhauer zu Ratingen auch schon vorher längere Zeit bestanden haben muss, zeigt ein am selben Tag, nämlich am 25. Juli 1464, angefertigtes Verzeichnis der Renten und Güter der Fleischerzunft, das – wie ausdrücklich gesagt wird – aus der alten beschädigten Pergamentrolle unter Hinzuziehung Rentenpflichtiger gewonnen wurde. (Dr. J.H. Kessel: Geschichte der Stadt Ratingen, Urkunde 100). Den Mitgliedern der Fleischhauerzunft wird durch den Notar **Conradus Bodekerß** bestätigt, dass sie von der Stadt Ratingen eine neue Verordnung angenommen haben, „zu den ewigen Tagen eine gute Bruderschaft zu halten zu Ehren St. Martins“. Die in der Rentenrolle angeführten zahlreichen Grundstücke sind heute allerdings nicht mehr nachzuvollziehen, weil sie noch nicht nach Straßen, sondern in der Regel nach Nachbargrundstücken benannt sind, etwa in der Form “Item einen garden schut up den graven negst Stinchen kannengiessers garden“.

Immer wieder nahm die Stadt auch später noch Einfluss auf die Fleischerzunft. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde ein Schöffe als Marktmeister bestellt, um das von den Metzgern angebotene Fleisch zu taxieren und den Taxpreis öffentlich an der Markthalle anzuschlagen. Ausdrücklich wurde der Verkauf von Fleisch von gefallenen und kranken Tieren verboten unter der Androhung des Ausschlusses aus dem Marktbereich für ein ganzes Jahr. Und das finnige Fleisch musste auch weiterhin auf der sogenannten „Faulbank“ dem Käufer ausdrücklich kenntlich gemacht werden.

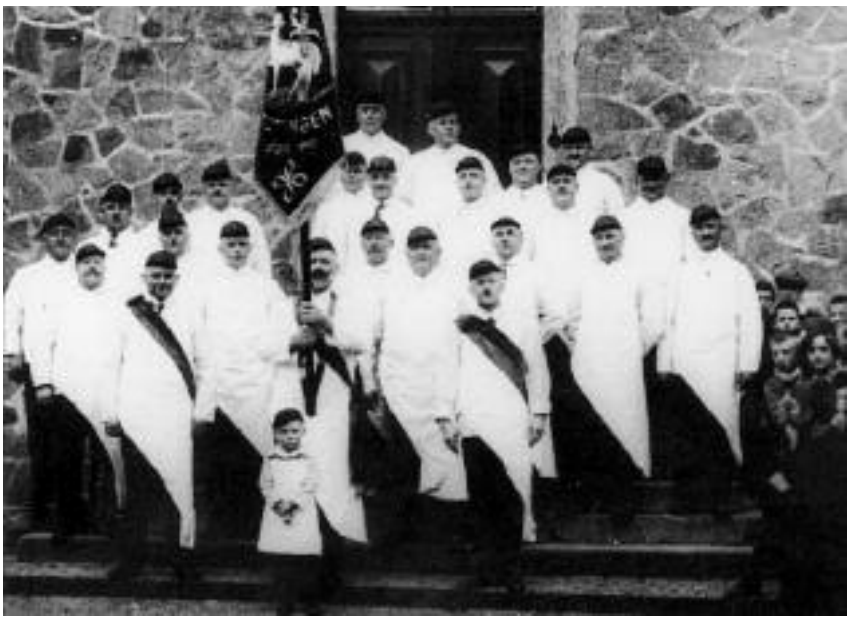
Wie lange die Fleischerzunft in Ratingen bestand, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Vermutlich wurde sie im Übergang vom 18. ins 19. Jahrhundert aufgelöst, als **Karl Theodor** seine Reformen für Handel und Gewerbe einsetzte, die von dem Kurfürsten **Maximilian**



Bei einem ihrer geselligen Treffen stellten sich die Mitglieder der Freien Fleischer-Innung zu Ratingen und Lintorf 1929 im Garten des Café-Restaurants An der Loh zu einem Erinnerungsfoto. Es zeigt in der ersten Reihe auf den Stühlen (von links): Metzgermeister August Busch, Heinrich Heusen, Josef Levy, Arnold Lankes, Wilhelm Benninghoven (langjähriger Obermeister), Heinrich Krümmel (langjähriger Oberst der Ratinger Sebastianer), Wilhelm Küpper (Mitbegründer der Wilhelm-Tell-Kompanie), Wilhelm Schlömer und Ewald Ötzbach. In der 2. Reihe stehend von links: Paul Ströter, ein Unbekannter, August Poßberg, weiter die Metzgermeister Steingen aus Lintorf, Fritz Bruns, Wilhelm Hellmann, Samuel Levy, Emil Gilson, Karl Meerkamp, Walter Ruhland, Wilhelm Oberwinster, dahinter Fritz Busch, Wilhelm Schramm, dahinter Ewald Großkortenhaus, neben ihm Otto Ruhland, Hermann Büskens, Fritz Karrenberg aus Lintorf und Adolf Neveling, der als Fleischbeschauer arbeitete und die gleichnamige Gaststätte in Tiefenbroich betrieb

Joseph fortgeführt wurden, um die Wirtschaft zu beleben und die Konkurrenz zu erleichtern. Grundsätzlich müsse – so meinte er – jeder Bürger die Freiheit haben, bürgerliche Gewerbe nach Wohlgefallen zu betreiben, denn das fördere die öffentliche Wohlfahrt. Schließlich fristeten die Zünfte noch einige Jahre ein bescheidenes Dasein, bis sie unter französischer Herrschaft endgültig aufgehoben wurden. Als in Ratingen 1810 die letzten Zünfte aufgelöst wurden, nämlich die Zünfte der Schuster, Schneider und Schmiede, wurde die Fleischerzunft schon nicht mehr genannt.

Erst ein rundes Jahrhundert später schlossen sich die Ratinger Fleischer wieder zu einer berufsständischen Organisation zusammen, nachdem bereits 1871 das Innungsgesetz erlassen worden war, das den Innungen den Charakter öffentlich-rechtlicher Korporationen einräumte. In Ratingen war es allerdings die Notwendigkeit, 1902 eine Viehversicherung abschließen zu müssen, die wieder einen ersten Zusammenschluss der Fleischer herbeiführte. Nach mehr als weiteren zehn Jahren wurde dann 1913 tatsächlich die Fleischer-Innung gegründet, wobei die Mitglieder Wilhelm Benninghoven als Obermeister und Arnold Lankes als Schriftführer wählten. Damals hatte Ratingen gerade einmal 10.000 Einwohner, die von 14 Metzgereien versorgt wurden. Den bald danach ausgebrochenen Ersten Weltkrieg mussten fast alle Innungsmitglieder unter Waffen miterleben, kehrten aber alle wieder aus dem Krieg zurück. Zur Inflationszeit wurde dann von der Innung eine Sterbekasse eingerichtet, um wenigstens die Hinterbliebenen in der schweren Zeit zu versorgen. Bei der Fahnenweihe und dem 14. Stiftungsfest im Jahr 1927 waren es bereits an die 30 Mitglieder unter dem Obermeister Wilhelm Benninghoven, dem Stellvertreter Heinrich Krümmel, dem Schriftführer **Arnold Lankes,** dem Kassier **August Busch** und dem Sprechmeister **Ewald Oetzbach.** Als Ehrenmitglieder wurden in der Festschrift genannt Gustav Schlömer, Heinrich Heuschen, Wilhelm Küpper, Franz Schürmann und Josef Levy. Letzterer war, wie sein unter den Mitgliedern genannter Sohn Samuel Levy, Viehhändler



Nach dem großen Festzug zum 650-jährigen Stadtjubiläum im Jahr 1926 stellten sich die Mitglieder der Fleischer-Innung in ihrer Arbeitstracht und mit der aus diesem Anlass eigens beschafften neuen Fahne zu einem Erinnerungsfoto vor dem Eingang zum Bürgerhaus auf. Der kleine Junge in Metzgerkleidung im Vordergrund ist der im Zweiten Weltkrieg gefallene Sohn von Metzgermeister Walter Ruhland

und jüdischen Glaubens. Beide waren bis weit in die 1930er-Jahre hinein angesehene und geachtete Mitglieder, bis sie ihre Heimatstadt verlassen mussten. Als Mitglieder werden in der Festschrift für 1927 außerdem angeführt: Wilhelm Benninghoven, Fritz Bruns, August Busch, Hermann Büskens, Hubert Fink, Emil Gilson, E. Großkorthausen, Wilhelm Hellmann, August Hummelsbeck, Gustav Karrenberg, Heinrich Krümmel, Arnold Lankes, Karl Meerkamp, Gerhard Muckel, Adolf Neveling, Fritz Oberwinster, Ewald Oetzbach, August Poßberg, Karl Rothstein, Otto Ruhland, Walter Ruhland, Wilhelm Schramm, August Steingen, Paul Ströter und Albert Tack. Die Innungsmitglieder waren nicht nur in geschäftlichen Dingen engagiert, sondern pflegten auch die Geselligkeit mit gemeinsamen Ausflügen und geselligen Runden, wie die letzten Überlebenden der damaligen Metzger-Generation heute noch zu erzählen wissen. Sie waren aber auch stark in das Leben der Stadt eingebunden. So erschienen sie auch schon 1926 als eigene Berufsgruppe in ihrer Metzgerkleidung in dem großen Festzug zum 650-jährigen Stadtjubiläum, von dem die Ratinger Zeitung damals schrieb: *„Es war ein Heimat- und Festtag, der in seiner Schönheit alle Erwartungen übertroffen hat.“* Der ganze Stolz der Innungsmitglieder war damals die Fahne, wie es ein vor dem Bürgerhaus aufgenommenes Foto bis heute zeigt. Offenbar hatten sie die neue Fahne eigens für diesen Anlass anfertigen lassen und bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in der breiten Öffentlichkeit vorgeführt. Erst ein Jahr später folgte dann als großes Fest in der breiten Öffentlichkeit die Weihe der Fahne.

Bis weit in die 1930er-Jahre hinein blieb die 1912 von Peter Sand übernommene „Kaiserburg“ auch Tagungslokal für die Innungsversammlungen. Vor allem aber im Sommer trafen sich die Innungsmitglieder mit Vorliebe im Garten des Café-Restaurants An der Loh. Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und in den folgenden schweren Jahren der Zwangsbewirtschaftung verlieren sich die Erinnerungen an eine über viele Jahrzehnte auch im öffentlichen Leben der Stadt bedeutsame Berufsorganisation. Und die „Kaiserburg“ wurde bei dem schweren Luftangriff auf Ratingen im März 1945 durch Bomben zerstört und brannte aus. An ihrer Stelle befinden sich heute das Möbelhaus Vössing „form und raum“, der Herrenausstatter Rosendahl und die Szene-Kneipe „Freie Tankstelle“.

Dr. Richard Baumann

PB

- Seit mehr als 35 Jahren -

Sicherheitsfenster
Energiesparen
Sonnenschutz

Besuchen Sie unsere Ausstellung – Konrad-Adenauer-Platz 17

Fenster-, Rollladen-, Haustüren aus Kunststoff, Aluminium oder Holz
Elektro-Antriebe für Rollladen und Markisen · Terrassenüberdachungen
Haustürüberdachungen · Jalousetten · Markisen · ***Reparaturservice***

Profilbau R. Scheil und Sohn GmbH
Am Schließkothen 9 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 3 39 43 · Fax 0 21 02 / 3 60 95
E-Mail: info@profilbau-scheil.de · Internet: www.profilbau-scheil.de

Schmitz & Schmitz GmbH

Sanitär · Heizung
Marmor · Granit
Fliesen · Silikonfugen

Krummenweger Straße 50c · 40885 Ratingen
Tel.: 0 21 02 / 70 31 32 · Fax: 0 21 02 / 70 32 32

Zum 110-jährigen Bestehen des MGV „Eintracht 02“ Lintorf

Am 2. Februar 2012 wurde der Männergesangverein „Eintracht 02“ Lintorf 110 Jahre alt. Die augenblicklich 26 aktiven Sänger, ihr Chorleiter ***Werner Schürmann,*** *die Sängerfamilien und die Freunde und Gönner des Chores hatten sich für das Jubiläumsjahr viel vorgenommen. Der Reigen der Veranstaltungen begann mit der Jahreshauptversammlung, bei der alle Mitglieder des Vorstandes in ihren Ämtern bestätigt wurden.*

Der Vorstand des MGV „Eintracht 02“ Lintorf im Jubiläumsjahr.
Von links: Günther Fink, Werner Spangenberger, 1. Kassierer Horst Thiele,
1. Schriftführer Hans Philipp Tillmann, Wolf-Gunter Scherf, Vorsitzender Günter Kraft,
Werner Woitynek, 2. Vorsitzender und Ehrenvorsitzender Johannes Netz

Am Sonntag, dem 4. März 2012, fand im evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg eine feierliche Jubiläumsmatinee statt, zu der Vorsitzender ***Günter Kraft*** *zahlreiche Ehrengäste begrüßen konnte. Erschienen waren der Bundestagsabgeordnete* ***Peter Beyer,*** *der Erste Stellvertretende Bürgermeister der Stadt Ratingen,* ***David Lüngen,*** *der frühere Pfarrer der katholischen Kirchengemeinde St. Anna,* ***Pater Chris Aarts,*** *sowie der jetzige Kaplan der Gemeinde,* ***Charles Moukala,*** *der Vorstand der St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft mit* ***Herbert Hirsch, Dr. Andreas Preuß, Lorenz Herdt*** *und dem Ehrenvorsitzenden* ***Hans Lumer,*** *eine Abordnung der AWO Angerland mit dem Ehrenvorsitzenden* ***Reinhold Behnke,*** *einige aktive und ehemalige Ortspolitiker, darunter CDU-Vorsitzender* ***Patrick Anders,*** *der ehemalige Ratinger Bürgermeister und jetzige Kreistagsabgeordnete* ***Wolfgang Diedrich*** *und das FDP-Urgestein* ***Werner Uferkamp,*** *der Vorsitzende des Lintorfer Heimatvereins,* ***Manfred Buer,*** *und die Schatzmeisterin des Sängerkreises Düsseldorf-Nord,* ***Helga Anstatt.*** *Der mit den Eintracht-Sängern befreundete Männerchor der* ***„Chorfreunde Düsseldorf-Nord“*** *gab einige Proben seines Könnens aus dem Repertoire der klassischen Männerchorliteratur und machte damit der „Eintracht“ ein schönes Geburtstagsgeschenk. Etwas neidisch mochten die Lintorfer Sangesfreunde schon gewesen sein angesichts der großen Zahl von Sängern, über welche die „Chorfreunde Düsseldorf-Nord“ verfügen können, denn die „Eintracht 02“, der einzige noch verbliebene Männergesangverein in Ratingen, leidet unter Nachwuchsmangel.*

Doch das Lied „Fröhlich klingen unsere Lieder“, das die Eintracht-Sänger nach der Ansprache des Bürgermeisters und einigen Grußworten vortrugen, ließ die Sorgen an diesem Feiertag erst einmal vergessen.

Nach einem Geburtstagsgruß und einem originellen Geschenk der Sängerfrauen an ihre sangesfreudigen Männer hielt der Vorsitzende des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, ***Manfred Buer****, die Laudatio, die sich vor allem mit der Gründung und den Anfängen des Vereins vor mehr als 100 Jahren, aber auch mit wichtigen Ereignissen aus seiner Geschichte beschäftigte:*

Sehr geehrter Herr
Bürgermeister Lüngen,

sehr geehrter Herr
Bundestagsabgeordneter Beyer,

sehr geehrter Herr
Vorsitzender Kraft,

liebe Sänger und Sängerfrauen,
liebe Gäste,
meine Damen und Herren,

„Zwei gewaltige Thonwerke wurden seit vorigem Herbst bis zum Frühjahr d.J. fertiggestellt. Das eine in der Nähe des Stationsgebäudes (Christinenburg) und das andere in der Nähe des Gutes Haus Hülchrath (Adler) genannt. Wie verlautet sind auch noch andere Werke projektiert."

So kann man es in einem Eintrag in der Schulchronik der Katholischen Dorfschule am Heintges aus dem Jahre 1899 nachlesen. Wenig später heißt es:

„Eine Eisengießerei und eine Drahtstiftefabrik, die im verflossenen Jahre entstanden, hatten unter bescheidenen Verhältnissen ihre Arbeit begonnen.

Beide Unternehmen gestalteten sich so günstig, daß bald bedeutende Erweiterungen vorgenommen werden mußten.

Eine beträchtliche Zahl eingesessener Arbeiter, die sonst auswärts ihren Erwerb suchten, fand nun im Orte selbst hinreichenden Verdienst."

Manfred Buer, Vorsitzender des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde", hielt die Laudatio

In Lintorf hatte um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert die Industrialisierung ihren Einzug gehalten.

Bestimmten bis dahin Bauernhöfe, Handwerksbetriebe, kleine Geschäfte und einige Gaststätten das Bild des Dorfes, so enststand im Norden, im „Busch", in der Nähe des 1874 errichteten Bahnhofs, an der Rehhecke und am „Fürstenberg" eine Anzahl von Industriebetrieben, in denen nicht nur Einheimische Arbeit und Brot fanden, sondern die auch viele neue Familien von auswärts anzogen.

Die Gastwirtschaft „Zum Grunewald" (Adolf Doppstadt) war 76 Jahre das Vereinslokal des MGV „Eintracht 02"

Die Einwohnerzahl Lintorfs wuchs rasch von 1.330 im Jahre 1864 über 2.116 im Jahre 1902 auf 2.650 im Jahre 1916.

Das ist eine Verdoppelung in einem Zeitraum von etwa 50 Jahren.

Neue Wohnhäuser entstanden, so die Fischers-Häuser an der Duisburger Straße oder die „Kolonie" am Fürstenberg.

Natürlich hatten die neu hinzugekommenen Einwohner genau wie die Alteingesessenen den Wunsch nach Geselligkeit und Zerstreuung, denen sie nach getaner Arbeit nachgehen konnten.

Im Jahre 1900 hatte daher der Huckinger **Adolf Doppstadt** am „Duisburger Baum", Ecke Breitscheider Weg, seine Gastwirtschaft „Zum Grunewald" eröffnet, nachdem er die Lintorferin **Margarete Steingen** geheiratet hatte, eine Tochter der legendären „Preusse Sting". In den Gastzimmern der neuen Schankwirtschaft wohnten zunächst Arbeiter des Lintorfer Bleibergwerks als Logiergäste, und nachdem dieses 1903 endgültig seinen Betrieb eingestellt hatte, auch Arbeiter der neuen Industriebetriebe und des RWE.

Sogar der Heimatforscher und spätere Hauptlehrer der „Büscher Schule", **Heinrich Schmitz,** wohnte nach seinem Dienstantritt im Juli 1906 eine Zeit lang in der Gaststätte „Zum Grunewald".

Die aufblühende Industrie und die zunehmende Einwohnerzahl im Lintorfer Norden nahmen nun einige alteingesessene Büscher im Jahre 1902 zum Anlass, über die Gründung eines Männergesangvereins im „Busch“ nachzudenken.

Das war nicht unproblematisch, gab es im Dorf doch bereits den MGV „Sängerbund 1876“, der im Jahre 1901 schon sein 25-jähriges Bestehen feiern konnte und dem viele prominente Lintorfer angehörten.

Doch davon ließen sich die sangesbegeisterten Büscher nicht abhalten, und so trafen sich am 2. Februar 1902 etwa 50 Interessierte bei Adolf Doppstadt in der Gaststätte „Zum Grunewald“, um den neuen Verein aus der Taufe zu heben.

Zur ersten Probe erschienen dann allerdings nur 16 Sänger, die man als die eigentlichen Gründer des neuen Gesangvereins ansehen kann.

Schaut man sich die Namen an – Braun, Breitgoff, Breuer, Frohnhoff, Füsgen, Kienen, Korb, Kröll, Wilbs –, so stellt man fest, dass es sich zumeist um alte Büscher Familien handelte, aus denen die Gründer stammten, Zugezogene waren noch kaum unter ihnen zu finden.

Zum Vorsitzenden wurde **Heinrich Hill** gewählt, Schriftführer wurde **Wilhelm Frohnhoff,** und zum Kassierer wurde **Hubert Braun** bestimmt. Doch wer sollte die musikalische Leitung übernehmen und die Sangesfreunde zu einem Chor zusammenschmieden?

Durch die wachsende Bevölkerung gab es auch immer mehr Kinder in Lintorf. 1867 und 1894 hatte man die ursprünglich zweiklassige Katholische Dorfschule um jeweils einen Klassenraum erweitern müssen, doch nun um die Jahrhundertwende platzte sie schon wieder aus allen Nähten.

Deshalb wurde im Norden Lintorfs eine zweite katholische Schule errichtet.

Sie nahm am 1. Juni 1902 ihren Unterrichtsbetrieb auf und erhielt den offziellen Namen „Katholische Schule II“, eine Bezeichnung, die sich nie durchsetzen konnte. Für die Lintorfer war es einfach nur die „Büscher Schule“.

Sie war zweiklassig (1. – 4. Schuljahr und 5. – 8. Schuljahr in einer Klasse) und wurde von etwa 50! Schülerinnen und Schülern besucht. Und nun zitiere ich wieder die Chronik der Schule I aus dem Dorf: „Da aber die beiden für die Schule ernannten Lehrer **Harzheim** und **Keuker** vor Ablauf ihrer Kündigungsfrist die neue Stelle nicht antreten konnten, wurde Lehrer Jakobs von der Dorfschule mit der Eröffnung und Leitung der neuen Schule betraut.“

Die Katholische Schule II, im Volksmund „Büscher Schule“ genannt, wurde 1902 errichtet. Seit 1952 trägt sie den Namen „Heinrich-Schmitz-Schule“

Lehrer Theodor Keuker (1876 - 1952) war von 1902 bis 1913 der erste Chorleiter des MGV „Eintracht 02“

Am 1. Juli 1902 war es dann endlich soweit. Die beiden neuen Lehrer traten ihren Dienst an. Durch die räumliche Nähe des Probenlokals Doppstadt zur neu errichteten Schule wurden die eifrigen Sänger bald auf den jungen Lehrer **Theodor Keuker** aufmerksam und engagierten ihn kurzerhand als Chorleiter.

Er übte dieses Amt bis zum Jahr 1913 aus und hat den Chor in seinen Anfangsjahren entscheidend geformt. Er musste die Chorleiterstelle aufgeben, weil er versetzt wurde und daher Lintorf verließ.

Bei den Festlichkeiten zum 25-jährigen Bestehen des Vereins im Jahre 1927 war er als Ehrengast dabei.

Zum 50-jährigen Stiftungsfest im Juli 1952 gab er seinen Dirigentenstab von einst an den MGV „Eintracht“ zurück, der ihn heute noch in einer Vitrine sorgfältig hütet.

Kurz darauf starb Hauptlehrer a.D. Theodor Keuker am 27. August 1952 im Alter von 76 Jahren.

Als der Verein vor 110 Jahren gegründet wurde, herrschte **Kaiser Wilhelm II.** im Deutschen Reich. Amtsbürgermeister der Bürgermeisterei Angermund war **Karl Baasel** und Ortsvorsteher, also ehrenamtlicher Bürgermeister von Lintorf, **Johann Wilhelm Frohnhoff,** ein Cousin des Urgroßvaters von Sangesbruder **Werner Frohnhoff**.

Pfarrer der katholischen Pfarrgemeinde St. Anna wurde **Heinrich Zitzen,** nachdem sein Vorgänger **Bernhard Schmitz** eine Woche nach der Gründung des neuen Gesangvereines am 10. Februar 1902 verstorben war.

Pfarrer Bernhard Schmitz war der Erbauer der heutigen neuromanischen Anna-Kirche und Lintorfs erster Heimatforscher.

Evangelischer Pfarrer war seit 1894 **Friedrich Kruse.** Die Gräber von Johann Wilhelm Frohnhoff, Bernhard Schmitz und Friedrich Kruse sind auf dem alten Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz erhalten. Alle Voraussetzungen für einen erfolgreichen Vereinsstart schienen gut zu sein: es gab begeisterte Sänger, die nicht nur Spaß beim wöchentlichen gemeinsamen Singen haben wollten, sondern auch den Ehrgeiz besaßen, sich auf öffentliche Auftritte vorzubereiten; es gab ein geeignetes Probenlokal mit einem Garten, in dem man feiern konnte, und ein junger passender Chorleiter war auch gefunden worden. Trotzdem geriet der junge Verein schon bald in eine Krise: immer weniger Sänger erschienen zu den Proben, die Mitgliederzahl schwankte ständig und die Kasse war leer. Kaum jemand glaubte noch an das Überleben des MGV „Eintracht". Doch niemand hatte mit der Pfiffigkeit und Zähigkeit der Büscher Gründungsmitglieder gerechnet – zwei Eigenschaften, die den Verein neben der Begeisterung für das gemeinsame Singen offensichtlich bis heute auszeichnen, denn sonst wäre der MGV „Eintracht 02" nicht der einzige noch existierende Männergesangverein in Ratingen und hätte das stolze Alter von 110 Jahren erreicht.

Und wie löste man die Probleme: Bei den Probeabenden versuchte es der Vorstand mit allen Wochentagen, bis man den Tag gefunden hatte, an dem die meisten Sänger kamen. Jeder Sänger wurde angehalten, zwei bis drei neue Sangesbrüder zu werben, und um Geld in die Kasse zu bekommen, bemühte man sich um passive Mitglieder, die zwar nicht mitsangen, aber brav ihren Beitrag zahlten.

Und siehe da: Im Frühjahr 1904 stand der Verein wieder auf gesunden Beinen, und 1906 bekamen die Sänger eine prachtvolle Fahne, auf welcher der Richtspruch ihrer Gemeinschaft und das Rezept für ihr langes Durchhaltevermögen aufgestickt ist:

„Rein im Sang, treu im Wort,
fest in Eintracht immerfort".

Ihre Pfiffigkeit und Zähigkeit bewiesen die Eintracht-Sänger auch, als sie 1933 von den NS-Machthabern vor die Alternative gestellt wurden: Auflösung oder Beitritt zum „Deutschen Sängerbund" als Unterorganisation der Reichsmusikkammer. Dazu mussten Parteimitglieder im Vorstand vertreten sein.

Die Sänger wählten kurzerhand einen Obertruppführer (= Feldwebel in der Wehrmacht) der SA, den die Partei zur Kontrolle geschickt hatte, zum neuen Vorsitzenden, obwohl der weder Mitglied war, noch singen konnte.

So konnten die altvertrauten Vorstandsmitglieder aus dem zweiten Glied heraus ihre Arbeit ungestört weiter tun wie bisher. Und auch als 1941 der Wirt des Vereinslokals und der Chorleiter als Soldaten in den Kriegseinsatz geschickt wurden, wusste man sich zu helfen: die Sänger wichen in die Gaststätte Mecklenbeck aus und Sangesbruder **Fritz Müller** leitete die Proben.

So konnte man noch bis 1943 weitermachen.

Die Dreieinheit von Verein, Vereinslokal und „Büscher Schule" hielt 76 Jahre lang.

Zum 31. Dezember 1978 wurde den Sängern das Vereinslokal „Zum Grunewald" (Doppstadt) gekündigt. Die Gaststätte wurde zu einer Altentagesstätte der AWO umgebaut.

Sangesfreudige Herren
sind jederzeit im MGV »Eintracht 02«
willkommen.
Probelokal:
Gastst. Adolf Doppstadt, Lintorf
Probenabend:
Mittwoch von 19.30–22 Uhr

Aus der Jubiläumsschrift zum 50-jährigen Bestehen im Jahre 1952

Bis dahin wurden Jubiläen des MGV „Eintracht 02" und der „Büscher Schule", die seit 1952 „Heinrich-Schmitz-Schule" heißt, gemeinsam gefeiert, und zwar meist in einem Zelt hinter der Gaststätte.

Die prachtvolle Fahne des MGV „Eintracht 02" Lintorf aus dem Jahre 1906

Ein Bild aus dem Jahre 1950. Der MGV „Eintracht 02“ vor dem Vereinslokal „Zum Grunewald“.
Vordere Reihe (sitzend) von links: Gustav Müller, Johann Pfützer, Julius Fuhr, Hubert Braun (Gründungsmitglied), Chorleiter Alois Allhoff, Wilhelm Wilbs (Gründungsmitglied), Mathias van Wickeren, Peter Füsgen (zeitweise Bürgermeister), Peter Greif, Adolf Doppstadt (Vereinswirt), ?, ?, .
Hintere Reihen (stehend) von links: Josef Hamacher, ?, Fritz Müller, Otto Wasmut, Franz von Bohn, Heinz Mendorf, Ewald Neumann, ?, Heinz Hüsken, Fritz Brinkmann, Peter Großhanten, ?, Bernhard Kowalewski, Willi Berben, Paul Frohnhoff, Werner Frohnhoff, Hubert Frohnhoff, ?, Hans Haselbeck, Ernst Retz, Kurt Ehrkamp, Günter Achterfeld, Rolf Marszalek, August Brors, Anton Klumpen, Heinz Doppstadt, Willi Abels, Franz Kempkes, Peter Christens, Walter Backhaus, Erich Ehrkamp, Willi Wittig

Die letzte gemeinsame Feier der Schule und des Gesangvereins fand am 15. Juni 1977 zum 75-jährigen Bestehen der beiden Institutionen im Saal der Pfarrkirche St. Johannes, Pfarrer von Ars, statt.

Alles zu berichten, was sich in 110 Jahren Vereinsgeschichte ereignet hat, würde Stunden in Anspruch nehmen.

Seit Theodor Keuker Lintorf hatte verlassen müssen, haben 14 weitere Chorleiter mit den Sängern geprobt und sie auf Konzerte und Gesangswettbewerbe vorbereitet.

Einige ihrer Namen sind in Vergessenheit geraten, andere wie Pitter Held und Alois („Oko“) Rütten, Alois Allhoff, Günter Foltin, Thorsten Pech und Wolfram Bieberstein sind in Erinnerung geblieben.

Viele Sänger sind natürlich in solch einem langen Zeitraum verstorben, darunter viele liebe Freunde und Nachbarn, neue sind immer wieder dazugekommen.

Manche haben nahezu ihr ganzes Leben in der „Eintracht“ verbracht, es gibt viele, die 50, 60 und sogar über 70 Jahre dem Verein angehörten.

Viele Veranstaltungen haben in der langen Zeit ihren festen Platz im Jahresablauf des MGV bekommen, so die jährliche Matinee im Frühling, die Jahreshauptversammlung oder die Mitgestaltung des Volkstrauertages im November.

Seit 1977 besuchen die Sänger in der Vorweihnachtszeit Ratinger Krankenhäuser und Altenheime, um die Menschen dort mit ihren Liedvorträgen zu erfreuen.

Seit 1993 findet Jahr für Jahr ein Weihnachtskonzert in der St.-Johannes-Kirche statt, das viele Besucher anzieht.

Vieles, was in früheren Zeiten zum festen Programm des Vereins gehörte, wurde im Laufe der Jahre weniger oder ganz eingestellt, bedingt durch die gesellschaftliche Entwicklung oder das Älterwerden der Mitglieder.

Der „Tanz in den Mai“ war lange eine sehr beliebte Veranstaltung, zu der auch andere Gesangvereine eingeladen wurden.

Als es noch viele Männerchöre und gemischte Chöre in der engeren und weiteren Umgebung gab, beteiligte sich der MGV „Eintracht“ an so manchem Sängerwettstreit und errang Preise und Pokale.

Man nahm teil am Freundschaftssingen befreundeter Chöre und pflegte die Freundschaft zu den Chören in Segeste und Lamspringe durch gegenseitige Besuche, an denen auch Sängerfrauen teilnahmen.

Überhaupt die Frauen der Sänger: ohne ihre Unterstützung und ihr Wohlwollen hätte der MGV „Eintracht“ sicher nicht so lange durchgehalten.

Sie hielten ihren Männern den Rücken frei, wenn lange und intensiv geprobt werden musste, gaben moralischen Rückhalt, wenn es mal nicht so gut klappte, schenkten ihnen neue Fliegen und Anstecknadeln (ich glaube, sogar mit kleinen Brillanten), ließen zum 75-jährigen Bestehen die Vereinsfahne restaurieren und hatten sicher auch ein gewichtiges Wort mitzureden, als die Sänger sich zum Jubiläumsjahr 2002 neue weinrote Jacketts schneidern ließen.

Natürlich durften sie dafür auch immer kräftig mitfeiern, wenn sich ein Anlass dazu bot.

Bei den Jubiläen des Vereins, die zunächst alle 25 Jahre, dann alle zehn Jahre und mit zunehmendem Alter alle fünf Jahre begangen wur-

den, gab es Festkonzerte in der Aula des Schulzentrums oder sogar im Stadttheater.

Auch an großen Feiern im öffentlichen Raum beteiligte sich der MGV, so beim Stadtjubiläum im Jahr 1976.

Mehrfach wurden Tonaufnahmen von Konzerten gemacht und die Sänger durften sich sogar in der WDR-Sendung „Hier und Heute“ präsentieren.

Wer erinnert sich nicht an die wunderschönen Chorfahrten, welche die Sänger z. B. nach Schweden, nach Wien und Budapest oder nach Kokkola, in die finnische Partnerstadt Ratingens, führten.

In den Jahren 1977 und 1982 bauten einige eifrige Sänger jeweils einen Motivwagen, mit dem sich der Verein am Kirnderkarnevalszug in Lintorf beteiligte. Beide Male gab es bei der Prämierung der Wagen den 1. Preis, der die Teilnahme auch am Rosenmontagszug in Ratingen sicherte.

Nach wie vor aber treten die Sänger bei runden Geburtstagen, Goldenen Hochzeiten und anderen Familienfeiern ihrer Mitglieder und Gönner auf und erfreuen diese mit ihrem Gesang.

Wie wir hörten, ist der MGV „Eintracht 02“ der letzte der einst zahlreichen Männerchöre in Ratingen.

Und wir hörten auch, warum es die „Eintracht“ heute noch gibt.

In Lintorf war sie nach der Auflösung des MGV „Sängerbund“, des Angerlandchores und des Constructa-Chores schon lange die einzige verbliebene Männerchorgemeinschaft.

Nach einem fünfjährigen Zwischenspiel in den Gaststätten „Potekamp-Stuben“ und „Am Weiher“ hat der MGV „Eintracht“ seit dem 19. November 1983 im Sitzungssaal des ehemaligen Rathauses des Amtes Angerland seine hoffentlich endgültige Heimat gefunden.

Durch Spenden wurde damals ein neues Klavier angeschafft.

Jeden Montagabend von 19.45 bis 22 Uhr proben die Sänger im Sitzungssaal für das jeweils nächste Konzert.

Jubiläumsmatinee am 4. März 2012.
Rechts Chorleiter Werner Schürmann, am Flügel Brigitte Falke-Schürmann

Und wenn sich die Vorstandsmitglieder des Lintorfer Heimatvereins nach einer Zusammenkunft leise an der offenen Tür des Sitzungssaals vorbeischleichen um nicht zu stören, dann hören sie, wie ernsthaft und ausdauernd da drinnen geprobt wird.

Seit **Wolfram Bieberstein** im Jahre 2010 aufgrund einer schweren Erkrankung von seinem Dirigentenamt zurücktrat, leitet Chordirektor **Werner Schürmann** den MGV „Eintracht“, nachdem er schon einmal fünf Jahre lang 1983 bis 1988 Chorleiter gewesen war.

Nach kurzer Zeit hatte er den gerade übernommenen Chor so gut geschult und vorbereitet, dass er im Dezember 2010 in der St.-Johannes-Kirche ein Konzert geben konnte, das aufhorchen ließ.

Es schien, als sei ein Ruck durch die Chorgemeinschaft gegangen, und es ist eine Freude zu sehen und zu hören, wie begeistert die Sänger bei der Sache sind.

So darf man gespannt sein auf das Jubiläums-Festkonzert am 17. Juni in der Aula des Schulzentrums hier in Lintorf.

Ich wünsche dem MGV „Eintracht“ noch einige schöne Jahre, neue Sänger, Büscher **und** Dörper, die helfen, die Chorgemeinschaft zu stärken und zu erhalten, viel Freude beim gemeinsamen Singen und viel Spaß in geselliger Runde.

Und: Herzlichen Glückwunsch zum 110. Geburtstag!

*Nach einem weiteren Liedbeitrag der „Chorfreunde Düsseldorf-Nord“ erfolgte die Ehrung einiger Jubilare durch den Ehrenvorsitzenden der „Eintracht“, **Johannes Netz.** Sangesbruder **Kurt Kowalewski** wurde für 60 Jahre, Vorsitzender **Günter Kraft** für 50 Jahre und **Heinz Cardenäo** für 25 Jahre aktive Sängertätigkeit geehrt. Nach dem Abschiedslied „Time to say goodbye“ der „Eintracht“-Sänger, begleitet von **Brigitte Falke-Schürmann** am Klavier, gab es zum Schluss einen imposanten Auftritt beider Chöre mit Robert Prachts „Das Morgenrot“. Lang anhaltender Beifall des Publikums belohnte die Sänger. Nach dem Hinweis des Vorsitzenden auf das geplante Festkonzert in der Aula des Schulzentrums im Juni des Jahres lud Günter Kraft zu einem gemütlichen Beisammensein ein.*

Quellen:

Protokollbücher und Festschriften zu diversen Jubiläen des MGV „Eintracht 02“. Ich danke Herrn Werner Frohnhoff für wertvolle Auskünfte.

Manfred Buer

Inzwischen wird der MGV „Eintracht 02“ von Chorleiter **Michael Hochmuth** betreut.

Die Chorproben finden nun mittwochs von 19 bis 21 Uhr statt.

110 Jahre „Büscher Schule“/ Heinrich-Schmitz-Schule

Am Samstag, dem 2. Juni 2012, feierte die Heinrich-Schmitz-Schule in Lintorf ihr 110-jähriges Bestehen mit einer festlichen Stunde in der Aula des Schulzentrums an der Duisburger Straße und einem anschließenden Schulfest, das bei herrlichem Wetter auf dem Schulhof stattfand. Nach dem Willkommenslied der Klassen 1 und 2 begrüßte Schulleiterin **Franziska Ebeling** zahlreiche Ehrengäste aus Politik und Verwaltung, Vertreter der Geistlichkeit und zweier Lintorfer Vereine, die mit der Schule besonders eng verbunden sind, sowie viele ehemalige Schüler und Lehrer. Natürlich waren auch die Eltern und Großeltern der aktuellen Schülerinnen und Schüler in großer Zahl erschienen, um voller Stolz die musikalischen, szenischen und tänzerischen Darbietungen ihrer Kinder zu bewundern, die so ihre Schule mit all ihren gegenwärtigen Projekten und Programmen vorstellten. Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Schule – ebenfalls von Schülern vorgetragen – lobte **Bürgermeister Harald Birkenkamp** die gute Arbeit des Schulkollegiums in den vergangenen Jahren und ging auf die Vielfalt der Angebote ein, die durch das Engagement von Schulleitung und Kollegium den Schülern gemacht werden können.

Als ganz besonderen Ehrengast an diesem Morgen begrüßte die Schulleiterin die ehemalige Schülerin **Maria Molitor,** die wenige Tage vorher ihren 100. Geburtstag feiern konnte. Maria Molitor, am 30. Mai 1912 unweit der Schule geboren, besuchte die damalige

Franziska Ebeling,
Schulleiterin der Heinrich-Schmitz-Schule
von 1987 bis 2012

Feierstunde zum 110-jährigen Bestehen der „Büscher Schule“/Heinrich-Schmitz-Schule.
Schüler der Anfangsklasse überreichen der 100-jährigen **Maria Molitor,** der ältesten Schülerin der Schule, einen Blumenstrauß als Ehrengast.
Maria Molitor wurde begleitet von ihren Töchtern **Helmy** (links) und **Irmel.**
Dahinter Bürgermeister **Harald Birkenkamp** und Schuldezernent **Rolf Steuwe**

„Katholische Schule II“ von 1918 bis 1926. Ihre Klassenlehrer waren **Katharina Kaisers** (die ebenfalls über 100 Jahre alt wurde), **Franz Mendorf** und Hauptlehrer **Heinrich Schmitz,** dessen Namen die Schule heute trägt. Vor zehn Jahren, bei der 100-Jahrfeier der Schule, erzählte Maria Molitor den damaligen Schülern und Eltern, wie es ihr in der Schule ergangen war. Ihre humorvolle und historisch interessante Geschichte wurde auch im Jahrbuch „Die Quecke“ des Lintorfer Heimatvereins veröffentlicht. Jetzt, zum 110-jährigen Bestehen, schenkte sie der Schule ihr Zeugnisheft von damals als Dokument für das Schularchiv. Ein Mädchen und ein Junge aus der 1. Klasse überreichten dem Ehrengast einen Blumenstrauß. Unter den Mitwirkenden auf der Bühne konnte Maria Molitor einen ihrer Urenkel entdecken, der momentan ihre alte Schule besucht.

Für Franziska Ebeling war es die letzte große Veranstaltung, die sie an der Heinrich-Schmitz-Schule zu organisieren hatte. Mit dem Ende des Schuljahres ging sie nach 25-jähriger Tätigkeit als Rektorin der Schule in den wohlverdienten

Ruhestand. Am 6. Juli 2012 wurde sie in der Schule feierlich verabschiedet. Zahlreiche Gäste aus Rat und Verwaltung der Stadt sowie der Katholischen Kirchengemeinde St. Anna, zu der die Heinrich-Schmitz-Schule als städtische katholische Grundschule besonders enge Kontakte pflegt, nahmen an der Feier teil.

Hiltrud Poßberg-Mantyk, eine Kollegin, die seit 2004 an der Heinrich-Schmitz-Schule unterrichtet, wird in Zukunft als neue Schulleiterin die Geschicke der Schule lenken.

Als die heutige Heinrich-Schmitz-Schule am 1. Mai 1902 als zweiklassige katholische Volksschule eröffnet wurde, trug sie die nüchterne Bezeichnung „Katholische Schule II“. Bis zu diesem Zeitpunkt gab es im Dorfmittelpunkt nur die katholische Dorfschule am Heintges. Sie lag dort, wo sich heute das ehemalige Rathaus des Amtes Angerland befindet. Durch die fortschreitende Industrialisierung Lintorfs um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und den Zuzug von Arbeiterfamilien, die sich in Lintorf bei den neu gegründeten Firmen Lohn und Brot erhofften, war die Bevölkerungszahl enorm angewachsen. In den 50 Jahren von 1865 bis 1915 verdoppelte sich die Einwohnerzahl des einst beschaulichen Bauerndörfchens. Mit der zunehmenden Zahl von Familien, die nach Lintorf kamen, wuchs auch die Anzahl der Kinder. Im Jahre 1894 musste an die ursprünglich zweiklassig konzipierte Dorfschule bereits ein vierter Klassenraum angebaut werden. Zu Beginn des Schuljahres 1896/97 wuchs die Schülerzahl auf 311 Mädchen und Jungen. Eine zweite katholische Schule war dringend erforderlich. Da die meisten neu hinzugekommenen Familien im Lintorfer Norden mit seinen Industriebetrieben wohnten, wurde die neue Schule dort, am damaligen Duisburger Baum-Weg, erbaut. Für die Bewohner des Dorfkerns war der Lintorfer Norden der sogenannte „Busch“ und seine Bewohner hießen „Büscher“. So war es nicht verwunderlich, dass die neue Schule im Volksmund bald den Namen „Büscher Schule“ bekam. Die alte Dorfschule dagegen hieß nun ganz unpoetisch „Katholische Schule I“.

Auf Antrag des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ erhielt die „Büscher Schule“ 1952 zum 50-jährigen Bestehen den Namen Heinrich-Schmitz-Schule.
Zu diesem Anlass stiftete der Heimatverein der Schule eine von der Düsseldorfer Künstlerin **Maria Fuss** entworfene bronzene Ehrentafel für den Namensgeber der Schule

Ihren heutigen Namen „Heinrich-Schmitz-Schule“ erhielt die „Büscher Schule“ erst am 6. Juli 1952, als sie in einer würdig gestalteten Gedenkstunde ihr 50-jähriges Bestehen feierte.

In Anwesenheit von **Schulrat Louis** enthüllte der damalige **Bürgermeister Fritz Windisch** eine eindrucksvolle Bronzeplatte als Ehrentafel für den Heimatforscher **Heinrich Schmitz,** der die Schule 30 Jahre lang geleitet und sich außerdem große Verdienste um die Aufarbeitung der Heimatgeschichte unserer Region erworben hatte. Hauptlehrer **Heinrich Schwarz** gab einen Überblick über die bisherige Geschichte der Schule und würdigte die Verdienste seines Vorgängers.

Der „Verein Lintorfer Heiamtfreunde“ hatte nicht nur vorgeschlagen, die Schule nach Heinrich Schmitz zu benennen, sondern auch die Ehrentafel gestiftet. Sie war von der Düsseldorfer Künstlerin **Maria Fuss** entworfen worden und wurde in der Lintorfer Eisengießerei **Sistig** kostenlos gegossen.

Der Start der neuen Schule II im Lintorfer Norden begann mit einem Provisorium. Da die beiden von der Regierung ernannen Lehrer **Hubert Harzheim** (Leiter) und **Theodor Keuker** die neuen Stellen in Lintorf nicht antreten konnten, weil sie bis zum Ende des Schuljahres noch an ihren alten Schulen verpflichtet waren, musste Lehrer **Jakobs** von der Schule I die Eröffnung der neuen Schule vornehmen und sie bis zum 1. Juli 1902 auch leiten. Morgens unterrichtete er die Oberklasse (5.-8. Schuljahr), nachmittags die Unterklasse (1.-4. Schuljahr).

Im Jahr 1904 lesen wir dann in der Schulchronik der Schule I: *„Mit dem 1. Februar trat Lehrer Jakobs aus dem Volksschuldienst aus und übernahm eine Stelle an dem Pensionat Kemperhof bei Koblenz.“* Nanu, hat der anstrengende Dienst an der neuen Schule II bewirkt, dass sich Lehrer Jakobs zwei Jahre später in ein Mädchenpensionat zurückzieht?

Lehrer **Theodor Keuker** wird der erste Chorleiter des Büscher Männergesangsvereins MGV „Eintracht“, der ebenfalls im Jahre 1902 gegründet wurde. Viele Jubiläen und Feste wurden später von Schule und Gesangverein gemeinsam gefeiert, meist in den Räumen und im Garten der Gastwirtschaft „Zum Grunewald“ (Doppstadt), die ganz in der Nähe der Schule lag und gleichzeitig Probenlokal des MGV „Eintracht 02“ war. Auch heute noch sind Schule und Verein freundschaftlich verbunden.

Als Theodor Keuker die Schule 1909 verließ, um eine neue Stelle

Die Lehrer der „Büscher Schule“ im Jahre 1924.
Von links: Franz Mendorf, Katharina Kaisers und Hauptlehrer Heinrich Schmitz

in Urdenbach bei Benrath anzutreten, kam der Junglehrer **Gottfried Hamacher** an die Schule, der Sohn des Hauptlehrers **Joseph Hamacher** von der Schule I.

Bereits im Januar 1906 war Schulleiter Hubert Harzheim zum Hauptlehrer in Lohausen ernannt worden. Sein Nachfolger wurde am 1. Juli 1906 der Lehrer **Heinrich Schmitz,** der vorher an einer Schule in Weißenberg bei Neuss tätig war. Heinrich Schmitz leitete die „Büscher Schule“ von 1906 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1936. Als die Schule im Jahre 1912 eine dritte Klasse bekam, da die Schülerzahl stark angewachsen war, wurde Schulleiter Heinrich Schmitz zum Hauptlehrer ernannt und als dritte Lehrkraft **Elise Singendonk** aus Ratingen eingestellt. Für sie kam 1915 als Lehrerin der Unterklasse die allseits beliebte **Katharina Kaisers,** die bis zu ihrer Pensionierung am 1. April 1956 an der „Büscher Schule“ unterrichtete.

Nach dem Ausscheiden Gottfried Hamachers musste die zweite Lehrerstelle an der Schule für einen durch die Auswirkungen des Versailler Vertrages zum Flüchtling gewordenen Lehrer freigehalten werden. Am 13. Oktober 1920 trat Lehrer **Franz Mendorf** aus Passenheim bei Ortelsburg (Ostpreußen) die Stelle an. Er war zuletzt an einer Schule im nun polnisch gewordenen Filehne (Posen) beschäftigt gewesen. Auch er blieb bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1957 an der Heinrich-Schmitz-Schule.

Heinrich Schmitz, der Namenspatron der Schule, wurde am 3. Februar 1874 in Katzem, Kreis Erkelenz, geboren. Seine Eltern besaßen ein kleines bäuerliches Anwesen. Nach dem Besuch der Volksschule in seinem Geburtsort absolvierte er eine Lehrerausbildung an der Präparandie und dem Lehrerseminar in Odenkirchen. Im Jahre 1894 legte er seine Erste, 1897 seine Zweite Lehrerprüfung ab. Danach war er elf Jahre an der Volksschule Neuss-Weißenberg tätig, bevor er zum Schulleiter der Katholischen Schule II in Lintorf berufen wurde. Im gleichen Jahr 1906 heiratete er **Maria Magdalena Hamacher,** die aus Weißenberg stammte. Als Lehrer und Erzieher genoss Heinrich Schmitz großes Ansehen und das Vertrauen der Eltern und Schüler in Lintorf. Er wurde dort auch schnell heimisch und wollte Lintorf und „seine“ Schule nicht mehr verlassen. Selbst als er 1912 vor dem Provinzial-Schulkollegium in Koblenz seine Rektorenprüfung abgelegt hatte und man ihm anbot, eine größere Schule zu überneh-

Grabstätte der Familien Schmitz und Zell auf dem Lintorfer Waldfriedhof.
In diesem Grab wurde auch Heinrich Schmitz begesetzt

Das heutige Gebäude der Heinrich-Schmitz-Schule an der Duisburger Straße

men, blieb er in Lintorf. Schon bald entdeckte er neben seiner Tätigkeit als Pädagoge ein zweites Arbeitsfeld. Er betrieb Heimatgeschichtsforschung und war bald häufig Gast im Staatsarchiv an der Prinz-Georg-Straße in Düsseldorf, in vielen Pfarrarchiven unserer Region und im Privatarchiv der Grafen von Spee auf Schloss Heltorf, das er im Auftrag des Reichsgrafen von Spee bearbeitete und betreute. Ein- bis zweimal in der Woche wurde er im Doppelspänner der gräflichen Familie an der „Büscher Schule“ abgeholt, um zum Schloß gebracht zu werden.

Das Ergebnis seines Forscher-Spürsinns und seines Fleißes als Chronist waren mehrere von ihm veröffentlichte Bücher: „Geschichtsbilder aus dem Landkreis Düsseldorf“ (1921), „Geschichte der Waldmarken in Angermund“ und sein Hauptwerk „Angermunder Land und Leute – Ein Heimatbuch“ (1926), das trotz wissenschaftlicher Genauigkeit in klarer und verständlicher Sprache die Geschichte unserer näheren Heimat erzählt. Da das Buch eine Auftragsarbeit der ehemaligen Bürgermeisterei Angermund war, wurde Heinrich Schmitz mehrfach vom Schuldienst beurlaubt, um sein Werk zu vollenden, vom 14. Juli bis 1. November 1920 und noch einmal fünf Wochen im Jahre 1925.

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1936 zog Heinrich Schmitz mit seiner Familie – drei Töchter und ein Sohn – nach Düsseldorf. Am 19. August 1943 starb er in Wien, wo er bei einer Tochter zu Besuch weilte. Seine sterbliche Hülle wurde in einem Bleisarg nach Neuss gebracht und auf dem Hauptfriedhof in Neusser-Furth beigesetzt. Als seine Frau am 4. November 1950 verstarb, fand sie im Grab ihres Mannes ihre Ruhestätte auf dem gleichen Friedhof. Tochter **Gerda Zell,** die in Lintorf auf der Mörikestraße lebte, ließ ihre Eltern später auf den Lintorfer Waldfriedhof umbetten. Heute ruhen Eltern, Tochter und Schwiegersohn im gleichen Grab.

Nachfolger von Heinrich Schmitz als Hauptlehrer der Katholischen Schule II wurde 1936 der aus Essen stammende Lehrer **Heinrich Schwarz,** der die Schule 20 Jahre bis zum 1. April 1956 leitete. Als er Rektor der Johann-Peter-Melchior-Schule wurde, übernahm Hauptlehrer **Gerhard Mansfeld** die Leitung der Heinrich-Schmitz-Schule. Seine Nachfolgerinnen waren **Ingrid Schwarz** (1978 - 1986) und **Franziska Ebeling** (1987 - 2012).

Zweimal musste die Heinrich-Schmitz-Schule in ihrer 110-jährigen Geschichte umziehen: 1974 zog sie in das Gebäude am Breitscheider Weg, in dem sich heute der AWO-Kindergarten befindet. Im Januar 1995 musste das Gebäude wegen Einsturzgefahr geräumt werden und die Schule zog im Laufe des Frühjahres in den sogenannten „Turm“ des Schulzentrums, der bis dahin vom Kopernikus-Gymnasium genutzt wurde. Seitdem befindet sich die Heinrich-Schmitz-Schule wieder an der Stelle, an der bis 1975 das historische Schulgebäude aus dem Jahre 1902 stand.

Quellen:

„Quecke“ Nr. 11 (Juli 1952)
Chronik der „ Katholischen Schule II“
Gespräch mit **Hans-Werner Zell,** einem Enkel von Heinrich Schmitz, im Mai 2012

Manfred Buer

ELEKTROMEISTER Markus Lebek
HAUSTECHNIK

Hülsenbergweg 54a
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 34 17
Fax 0 21 02 / 12 77 34
markus.lebek@gmx.de

Planung und Durchführung aller Elektroarbeiten
Nachtstromspeicherheizungen
Sprech- und Alarmanlagen
Solartechnik

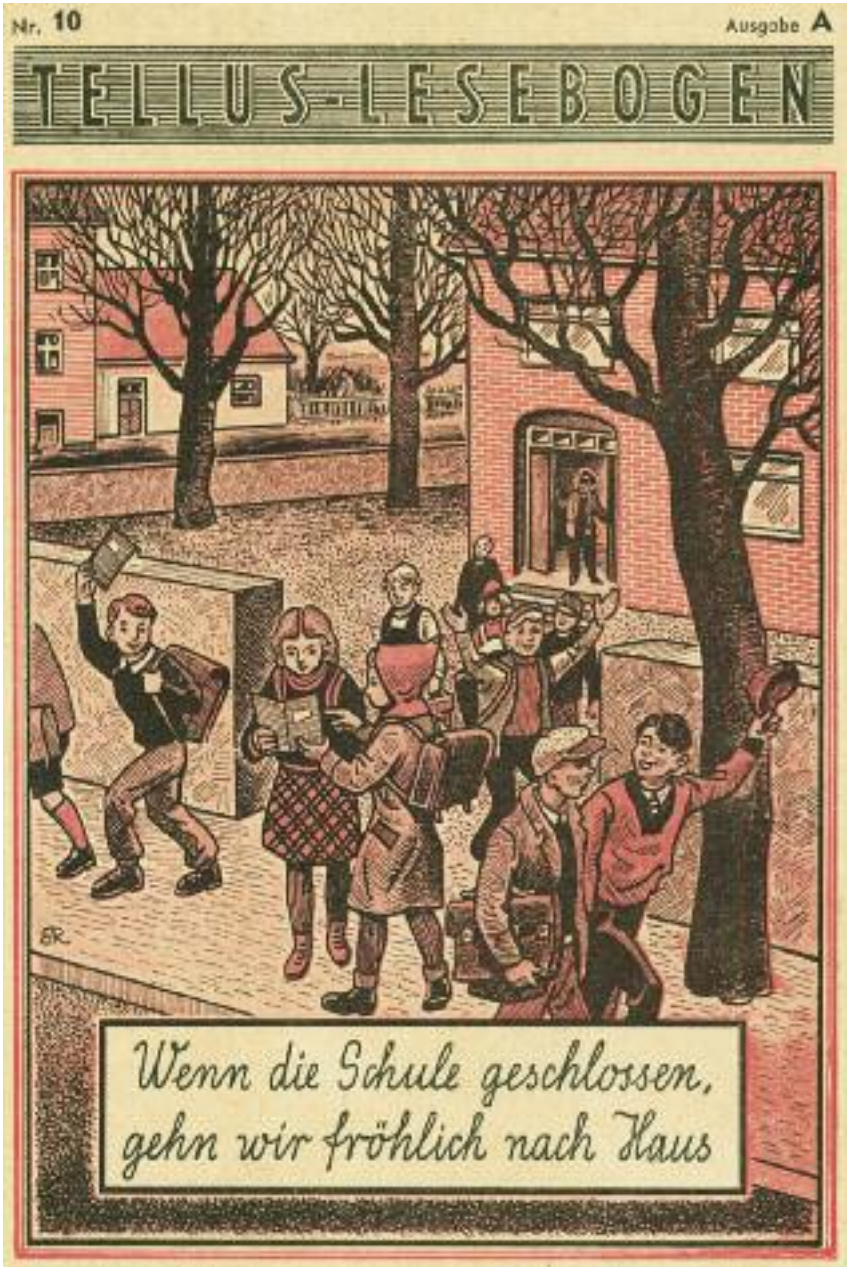
E-in Johr en dor Böscher Scholl
Lang her, äwwer onverje-ete

„Wahd, Jönke, bös du enne Scholl kömms! Dann hüet dat op!“ odder „Dat wehde de Lehrer dech schonn noch uutdriewe!“, su odder su ähnlich wore die Spröch, wenn dor Vatter met sinnem Lating am Eng wor.

Minn Schwester trüestete mech dann emmer, dat et en dor Scholl jar nit su schlemm wör. Wenn mer bemm Ongerecht schü-en de Mull haule on merr kalle di-et, wenn mer jefrocht wör, könnt mer et do ju-et uuthaule. Minne Tru-est wor, dat bös dohen noch völl Waater de Dickelsbeek erongerli-ep. Äwwer dann wor de Beek doch flöcker als et mech leef wor. Emmer döcker wu-ed bemm O-emeseete dovan jekallt, wie se för mech anne Tornister kö-eme. Denn 1941 wore schleide Tiede! Et wor et drütte Kriechsjohr! On do konnze nit e-infach en dor Lade jonn on ne Tornister koupe. Jeschwe-ije denn de angere Schollkro-em, de nü-edich wor. Enne Famillich wu-ed weje demm Tornister römjefrocht, en dor Nohberschaft on bei alle Lütt, die e-inem öwwer dor Wech liepe. Nur ech wor jo nit dor E-inzije, de ne Tornister brukden. Min Eldere daiden schonn laut öwwer ne Militärrucksack, sonne „Aap“, als Tornister noh. Sonne hing beim Oppa em Stall öwwer de Fuderkest. Äwwer ne „Aap“ met Pähdsfell hengedrop wor jo wall dat Letzte, womet ech mech en dor Scholl blamiere wollt!

Dann ko-em dor Vatter medden affjewetzte Aktetäsch ahn. Die mösst et för et I-eschte donn, wie he mennden. Nä, wat hann ech e Theater jemackt. En Aktetäsch! De Motter hatt schließlech die rettende Idee: Minn Schwester Hildejahd sollt met dor Aktetäsch noh Scholl jonn, on ech sollt de Tornister von minn Schwester krieje. Doch dat wor fast jenau su schlemm wie de Militäraap. Dat wor nämlich ne We-itertornister! Zwar wor dat och ne richtije Liedertornister – dörch die Johre schonn ziemlech ramponiert –, doch dat Schlemme wor, dat he henge merr en halwe Klapp hatt. Nit schlemm? Ne Jongestornister hatt en lange Klapp, die bös ronger an et Föttche jing. Dat worene Riesenongerschied, wat denkt öhr öch? Ne Jong meddene We-itertornister! Wie soh dat denn uut?

Och Tant Traudchen en Diepebruek hatt en dor Famillich römjehührt on hatt emmerhen e Jreffeldü-eske uut Holt opjedriewe. Ne affjebrokene Jreffel, ne halwe Bleistift onne vorschletene, twe-ifarbije Razzefummel (för Blei on Tint!) looch och schonn drenn. Bestemmt e halw Dotzend I-Dötz hatt die schonn benutzt. Janz voll Tintekleckse wor se, on bemolt on bekraggelt. Äwwer söns wor dat Düeske noch voll intakt. Bös de Motter en öhrem Reinheitsfimmel op die Idee ko-em, die Du-es met Ata on völl Waater re-inteschüere. E beske beeter soh die Du-es noh der Prozedur jo uut. Nur, de Deckel li-et sech nit mieh opschiewe, weil die Du-es jequolle wor. Mein Jott, wat hatt de Motter e schleit Jewesse.



Die Du-es li-et sech pattu nit mieh opmaake. En öhr Nu-et hättse se tom Drüje en dor Backo-ewe jelait. Alle naslang hättse probiert, ob de Deckel sech nit doch beweje li-et. Endlech, noh e paar Daach jing de Deckel widder op. Schwer, äwwer emmerhin. Nä, wat wor de Mamm erleichtert.

De jrötzte Freud hatt ech, wie minn Schwester meddene flatschnö-ie Jreffel ahnko-em. Uut Schiefer wor de natürlech. Flatschnö-i, on o-ewe wor noch die blaukarierte Banderol dran! Se zeichten mech jliek, wie mer ne Jreffel met Schmerjelpapier spetz mäckt. Dat wor jar nit su e-infach. Denn to spetz dorft he nit sinn, denn dann bro-ek die Spetz schnell aff. Ja, on dann hatt ech endlech och en Schiefertafel! Vüre wore Linie för te schriewe, on henge wor de janze Sitt voller Käsßkes för te rechne. Op der Tafel hadde woll schonn Jenerationе von Blare römmjekratzt. Dat soh mer vüre tösche de Linie. Do wore vom völle Schriewe rechtije Jräwes on Kulle tösche de Linie. En rechtije Berch- on Talfahrt för de Jreffel. On domet sollt ech Schönschriewe liere! En echte Herausforderong för ne I-Dotz, wie sech noch eruutstelle sollt.

E jehäkelt Läppke on e Schwämmke hinge an dor Sitt uhdem Tornister eruut. Dat soh schonn rechtech ju-et uut. De Frau Nüsser uut dor Nohberschaft braide e ziemlech vorschleten Lesebu-ek röwwer. En „Fibel“ en „Schreibschrift“, wie se vorzällden. Met der wor zwar kenne Staat mieh te maake, äwwer för dor Anfang mösst dat

Die „Büscher Schule“ (Katholische Volksschule II) in den 1950er-Jahren. Zum 50-jährigen Bestehen im Jahre 1952 erhielt sie den Namen „Heinrich-Schmitz-Schule“. Ganz rechts im Bild der Toilettentrakt. Zeichnung: Walter Möser

jonn. On ech hatt widder jet mieh em Tornister. Entösche feng dat Janze aan, mech te jefalle. Des O-emes li-ep ech meddem Tornister oum Rögge dörch de Köch onnet Schlo-epzemmer on hadden Spass, dat de Jreffeldu-es su schü-en klapperden on Radau miek. Wenn dor Vatter to Huus wor on Nachrichten em „Großdeutschen Rundfunk“ hüre wollt – Mittelwelle, ne angere Sender joef et nit –, hatt ech Klappervorbot on mosst de Tornister uuttrecke.

Jo, on su vorjing de Tied. Dann wor de i-eschte Scholldaach endlech do. En janze Reih Kenger soh mer met de Mötter op de Stroot en Richtung „Böscher Scholl“ jonn. All blank jewäsche on jekämmt. Manche hadden zur Fier des Daachs nö-ie Schu-en ahn odder en nö-ie Jack. Manche Mädche hadden de Zöpp besongesch akkerat jeflecht met schüene Schlöppkes drahn odder en schü-ene Toll obbem Kopp. All woren se opjerecht. Nö-ie Tornister soh mer kinne enzije. Su fiel minne Mädchentornister nit widder op. Jottseidank! Och Scholltüte wie hütt soh mer nit. Die kannt mer blos uut Märchen- odder Belderbü-eker. Öm tien Uhr mosst mer oum Schollhoff sinn. Nä, wat wor dat e Jeschrei on e Dörchenanger. Von de jröttere Klasse wuede mer met „I-Dötz, Kaffeeklötz! I-Dötz, Kaffeeklötz!“ veräppelt. Merr ju-et, dat mer su völl wore.

Dann hieß et: „Aufstellen!“ Vor de jru-ete Trapp. Die öldere Klasse amüsierden sech, dat mer kinn vornönftije Re-ih henkrechten. Dor **Lehrer Mendorf** hatt et Sare en de „Böscher Scholl“, weil dor Hauptlehrer **Schwarz** em Kri-ech wor. He bölkden von o-ewe von de Trapp eronger: „Jungens rechts, Mädchen links! Muss ich euch Beine machen?“ Dat fing ja ju-et ahn. Dann wu-ed sinne Ton konzilianter, on he bejrüßten ons als nö-ie Schöler. On dann stellden he uss ons Klassenlehrerin vor, et **Frollein Endruhn.** Jliek vom i-eschte Daach ahn hieß die bei uss „Frollein Entenhuhn“. Dat passden och beter als Endruhn. Humorlos wor se, dönn wie e Kückelhohn, on se ro-ek emmer noh Äppel. Dat ko-em doher, dat se dor janze

Daach domet beschäfticht wor, Äppel te schälle on te futtere. Wenn se tösche de Bankre-ihe römsejelte, ro-ek et henger öhr emmer wie en Äppelkest. To je-en hätt ech – on die angere secher och – et **Frollein Kaiser** jehatt, et Katharina Kaiser. Weil die su leef on mütterlich-fröndlech wor. Äwwer die hatt schonn en angere Klass. Do wor nix te maake. On demokratisch isset en de Scholl jo noch nie toujejange.

De Klasseroum wor jenau su, wie ech mech de vörjestellt hatt. En jru-ete Schrifttafel anne Wank, die mer rop- on rongertrecke konnt. Stöcker vier odder fönf Belder hinge anne Wäng, op denne Buure am flüje on am ernte wore. Treckt newer de Dür stung ne jru-ete, ieserne Kanoneo-ewe, de wenkterdaachs met Kohle jefü-ert wued. Dat Lehrerpult stung obbene Holtsockel, domet dat „Entenhuhn“ ne bessere Öwwerbleck hatt. Am schlemmste äwwer wor, dat de Klasseroum su schrecklech noh Bohnerwachs ro-ek. Weil alle paar Weeke de schwatte Boden vom Huusmester met „Bohnermehl“ affjekehrt wu-ed. Bohnermehl wor Säjemehl, dat met Bohnerwachs jetränkt wor. De Sitzordnung wor jelewte Prophylaxe: Öm sexuelle Öwwerjriffe schonn am Anfang te ongerbenge, hielt mer et streng op Jeschlechtertrennung. Dat hieß: We-iter so-ete lenks, de Jonges reits. Wie mer dat vonne Kerk jewonnt wore.

De i-eschte Daach hadde mer merr e-in Stond Ongerrecht. Dat wor nit schleit för dor Anfang. Äwwer dat bli-ew nit su. Bauld hadde mer twei on och drei Stond Ongerrecht on et hieß: „Rauf, runter, rauf, Pünktchen oben drauf.“ Dat kennt öhr ja noch.

Och kle-ine Jedichte hammer jeliert, tom Be-ispöll:

„Ich ging einmal nach
Buschlabeh,
da ging’s mir schlecht,
oh weh, oh weh.
Da kam ich an ein Mühlenhaus,
da schauten drei alte Hexen
heraus.“ usw. usw.

Enne Vorweihnachtstied hammer e Lied jeliert:

„Christkindelein, Christkindelein,
komm doch zu uns herein.
Wir haben ein Heubündelein
und auch ein gutes Gläschen Wein.
Das Bündelein für’s Eselein,
für’s Kindelein ein Gläselein.
Und beten können wir auch,
und beten können wir auch.“

Do kann ech mech hütt noch drop besenne!

Wie mer e beske schriewe on lese konnte, mosste mer all ons Fibele eruuthole on dodruut vörlese. Dat heeßt, die Texte hammer su döck jelese, dat mer se uutwendich konnte. Siddewi-es! „Käthe, Karla, schau, die Schwalben fliegen …“ Wemmer meddem Fenger zeije sollten, wo mer anjeblich jrad am Lese wore, wor de Zeijefenger döck janz wo angisch.

Dann wu-ede Sparbü-eker för ji-edes Kenk ennjeführt. Ji-edes mossden ne kle-ine Betrach als Startjuthaben metbrenge. On ji-ede Monnt mosst mer jet dropleje. Ech feng met twei Mark ahn. Em nächste Monnt ko-eme dann noch ens twintich Penning dobe-i. Och schonnens fuffzich. Dat wor för uss kinn Kleinichkeit on hätt uss schonn wieh jedonn. Denn wemmer bedenkt, wat mer schonn für ti-en Penning an Werminghus’ Büdche an Drops on Brause hädde krieje könne! Äwwer de Schollleitung mennden, Spare wör en typisch deutsche Turend, die mer denn Blare jar nit fröh jenoch beibrenge könnt. Also, wat letztlech uut minn Kapital-Ennlare jewo-ede es, ech we-it et nit. Vielleicht hannze för dor Endsiech dovan ne Panzerspähware odder en ME 109 jekoppt.

Dann hadde mer sujet wie Biolojie-Ongerrecht. Et Frollein „Entenhuhn“ braiden von to Huus e Blöske Ähze met. Ji-eder en dor Klass krechden en Ähz. Die mossden mer ennet Dü-eske donn, wo dat nahte Schwämmke för ons Schiefertafel drenn wor. Ji-ede Daach hammer no ons Ähz bekickt, wie sech dor „Keim des Lebens entwickelte“. Su noh en Week di-et sech tatsächlech wat. Minn Ähz hatt met emol ne kle-ine Pickel – se feng ahn te keime! „Das ist der Anfang des Lebens!“ seit dat „Entenhuhn“. All die Kenger hadde no sonne Ähzepickel em Dü-eske, de en de nächste Daach wuchs on wuchs. Ji-eder wollt no dor jrötzte Pickel hann. Uut alle Schwammdü-eskes kickden bold e paar jröne Ähzeblättches eruut, su dat mer die Dü-eskes en dor Scholl loete mossden, datt se nit affbroeke. An eene Mondaach hatt et ons Ähzekultur trotzdem öwwerstange. Weil dat „Entenhuhn“ jeseit hatt, dat mer öwwer et Wochenäng „etwas mehr Wasser“ en die Du-ese donn sollte. On wie die Lengtörper jo sind on denke: „Mieh brengt mieh!“, kannten och wir I-Dötz schonn de Sproch. So wore die Ähze en denn twei Daach abjesu-epe on verfuhlt. „Auch das gehört zum Leben!“ wor dat „Entenhuhn“ am Filosofiere.

Oum Schollhoff wor reits an dor Heck uut Boumstämm e Viereck tesahmejeleit. Meddedren wor en witte Fahnestang. On do mossden alle Schollkenger e-ines Daachs Opstellung on Haltung annehme. Wir I-Dötz vüre enne i-eschte Reih, klar, die Jröttere noh henge. Die Jru-ete stemmden no dat „Lied der Deutschen“ ahn. Dann jliek hengedran „Die Fahne hoch“. On dann kro-ep wie op Kommando die Hakekrützfahn de Fahnestang langsam erop – janz hu-ech, bös et nimmieh widder jing. Dor Lehrer Mendorf stellden sech medde en dat Karree on hielt en kernije Red, von der ech merr suvöll vorstange hann, dat onse jeliebte Führer Jebortsdaach hätt. Nu wossden mer et och. On no bejri-epe mer och, woröm de Hitlerjonges on de BDM-Mädches öhr Klufte ahnhadde. Öwwerall em Jrußdeutsche Reich wü-ed hütt enne Scholl Jebortsdaach jefi-ert, seit dor Lehrer Mendorf. On doröm och he be-i uss em Bosch. Dann wu-ed noch jesonge:

„Freiheit ist das Feuer,
ist der helle Schein.
Solang sie noch lodert,
ist die Welt nicht klein“.

Zwar hann ech domols die Texte nit reit vorstange, äwwer metsenge konnt ech schonn. Jeliert hann ech die Lieder vom BDM on vonne HJ, wenn die nommedeis om evanjelische Schollhoff jesonge hannt on römmarschiert send. Ech wonder mech noch hütt, dat ech dat öwwer all die Jahrziehnde su behalde hann. Dat „Einmaleins mit 13“ nit, äwwer Führers Jebortsdaach schonn. Komisch, nit?

Alles wor no knapp. Selws de Schollbü-eker on alles, wat mer söns noch för de Scholl bruckden, jo-ef et nit te koupe. Kinn Bleistifte, kinn Hefte, kinn Ratzefummele – nix! Nit be de Frau Braun be uss an de Duisburjer Stroot on nit be de Frau Hamacher em Dörp on och söns nörjes. Et jo-ef en de Scholl merr aule, vorschletene Rechen- on Lesebü-eker, die schonn e paar Schollklasse henger sech hadde. Hauptsahk wor, dat noch alle Bläder drin wore. Vüre stunge döck de Names vonn de Vörbesitzer drenn. Manche Sidde wore och met Männekes on Mäuzkes bemolt. Odder met Spröch wie: „Das Frollein … häddene Heu“.

Bold jo-ef et och kinn Jreffele mieh. De letzte Jreffelstummel wore längst en dor Jreff vorschwunde, mit demm de Jreffelreste noch verlängert weede konnte. Äwwer örjendwann wor och dat letzte Jreffelstöckske fott. Wat maake? Minne Vatter braiden vonne Hahnsche Werke en Huckinge ne Steft uut Aleminium met. De soh fast su uut wie ne Jreffel. Met demm mosst ech no op de Schiefertafel schriewe. Eijentlech wor dat jo nix angisch als römtekratze … Äwwer dat Schü-ene an demm neue Jreffel wor, dat de nit stomp wu-ed. Äwwer minn ärm Tafel!

Alles, wat ech schriewe di-et, wor en de Tafel erennjekratzt. Wie Rune be die aule Jermane. Su noh on noh wor minn schü-ene Schiefertafel voller Ritze on Kratzer. Ech wor üwrijens dor Letzte, de op **der** Tafel jeschri-ewe hätt, wie öhr öch denke könnt!

Dann kräch ech en Schriewtafel, die e-ijentlech jar kinn wor. Tösche twei dörchsechtije dicke Folie wor vüre e Schriewblatt on op de Röcksitt e Rechenblatt jeklemmt. Ringseröm wor dat met Kleffband tesahmjehaule. Dat wor alles. Op der Tafel dorft ech merr met Bleistift schriewe. Domet dat Jeschriewene nit vorwischten, hätt dor Vatter uut Sperrholt, e paar Lättches on e paar Blauköpp ne Tafelschoner jemackt. Su wor von de Schollarbitte, wenn ech se schonn jemackt hatt, en dor Scholl och noch jet te senn. Die Tafel hätt noh e paar Weeke öhre Jeist opjejewe, weil et örjeswann och kinn Bleistifte mieh jo-ef on ech en minner Nu-et met ne blaue Kopiersteft dodrop jeschriewe hann. On Blaustift jing janz, janz schleit eronger. Tom Schloss merr noch met Waater on Ata. Noh en Week wor die Tafel su blau, dat se nit mieh uutenangerhaule konnz, wat ech an wat för ne Daach jeschriewe hatt. Außerdem wor be denne Reinijungsaktione Waater en de Tafel jeloupe, on dat Papier dodrenn wor wellech on opjequolle. Mensch, wor dat en schlemme Tied!

Domols ko-em de Front emmer nöhder. Neits jo-ef et drei- bös viermol Fliejeralarm, on mer mossden en dor Keller. Zwar krächden mer noch nit janz suvöll dovan met, von e paar Fluchzeuchabstürz am RWE on am Brang on e paar Blindjänger ens affjesenn, wor dat och su schlemm jenoch. Dor Himmel wor des Neits fü-erruet, weil de Städte ronkömm lichterloh am brenne wore. Dat Rummse vonne Bombe, obwohl e-ijentlech wiet fott, wor be uss em Keller noch te hüre, manchmol och te spüre, on die Lütt em Keller stöhnten ji-edesmol op. Och dat Brumme vonne feindleche Bomber wor nit te öwwerhüre.

Dat wor die Tied, wo Kenger uhdem Ruhrjebiet he be uss em Bosch en de Scholl jonn sollte, weil et em Ruhrjebiet für de Kenger e-infach te jefährlich wör, enne Scholl te jonn. Stöcker drüttich wu-eden op vorschiedene Klasse vordellt. Ons fiel op, dat se bessere Sahke anhadde wie wir, dat se besser jekämmt wore, on Hu-echdütsch kallden se och. Dat wor schonn en Ömstellung för uss. Wie ne kle-ine Kulturschock. Zwar joewe mer uss em Ongerrecht alle Müh vernönftech te kalle, äwwer oum Schollhoff kallden mer, wie

Amtlicher Ortsplan der Gemeinde Lintorf aus dem Jahre 1972.
Es zeigt die alten Straßennamen vor der Zusammenlegung mit Ratingen.
Deutlich erkennt man den Verlauf der „Tingelbahn“ vom Bahnhof zum Fürstenberg

uss dor Schnabel jewahße wor. Ech jlö-iv, dat dat Kenger uut Speldorf wore. För die wor ons Platt wie en Fremdspro-ek. Denn mer merkden, dat se nit völl von demm vorstunge, wat mer uss bem Speele su touri-epe. Übrijens, e paar angere Speele als wir hadde so och. Wie lang die be uss en dor Böscher Scholl wore, hann ech vorje-ete. Dat kann su e halw odder dreiveedel Johr jewesst sinn. Doch dat we-it ech äwwer nit mieh.

Wat mech och noch en Erennerong jebliewe es, es minne Schollwech. On de Wech widder noh Huus. De jing be Ehrkamps vorbe-i, langes de Duisburjer Stroot. Manchmol ko-em et vür, dat vörem Lade von de Frau Ehrkamp dor Bru-etware von Tenter & Dehnen stung, de fresch Bru-et braiden. Ech we-it noch, dat dat Bru-et owedrop jlänzend brung wor on kle-ine Lö-eker drennjepickt wore. On dat et emmer janz lecker noh fresch Bru-et jero-eke hätt on ech mech koum dovan trenne konnt. Langes de Fischershüser jing et dann öwwer de Bimmelbahnschiene, wo später dor „Püffer“ nohm Fürsteberch fuhr. Noch e paar hongert Meter widder bös kott vör Finks Lade li-ep ech on wor dann to Huus. Dat wor för mech kle-ine Stropp met völl Klöngelei vielleicht en halwe Stond.

Wat en de Böscher Scholl och janz schlemm wor, wor de Lokus, de se wohlweislech henge wiet enne reite Eck vom Schollhoff jebaut hadde. Wenn mer während des Ongerrechts ens „mösse“ mosst, mosst mer e Stöck öwwer dor Schollhoff loupe, öm „könne“ te könne. Nä, wat hätt de Lokus jestonke! Mir Jonges konnte jo noch dörch de Heck kruupe on von Frohnhoffs Sitt enne Heck pinkele. Erwische lo-ete dorft mer sich nit. Do jo-ef et ruckzuck e paar saftije Watsche vom Lehrer Mendorf odder vom „Entenhuhn“ e paar Schläch meddem Lineal enne Häng. Äwwer die We-iter wore dojeje verdahl noch emol schleiter drahn. Die mossten, ob se wollten odder nit, en de Stenkelokus on sech dobei e Näske nehme. Pfui Deuwel!

E-ines Daachs jing dat Jerücht dörch et Dörp, dat de Kenger angisch opjedeelt weede sollte. Dat hieß, dat die Bimmelbahnschiene nu Lengtörps Scholl-Äquator sinn sollte. Alle Blare, die nördlech vonne Bimmelbahnschiene wonden, mössden enne Böscher Scholl, on alles, wat südlech vom „Äquator“ wonden, mösst nu enne Dörper Scholl jonn. Sonne Driet! Ech wör doch su jehn „Böscher“ jebliewe. Äwwer wat willze maake?

De Dörper Scholl wor en janz angere Welt. Angere Kenger, on vör allem mieh Kenger, jröttere Klasserö-em, ne jröttere Schollhoff on angere Lehrer: **Frollein Blenkers, Frollein Hinderlich, Lehrer Volmert** on de aule **Rektor Bongartz.** Noh dem Kriech ko-em dann och de polterije Hauptlehrer **Emil Harte** toröck, de emmer met Boxeträjer öwwer sinne dicke Buck erömli-ep. Äwwer dovan schri-ew ech e anger Mol. Do könnt öhr öch op wat jefasst maake. Vorsproke!

Öhre Ewald Dietz

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2013.

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

In Deuschland wird nur noch von Krisen gesprochen,
als wären bei uns Hunger und Not ausgebrochen.
Die ganze Welt lebt nur noch digital,
im Internet jammert man ständig global,
ob die Ernte, ob der Strom, ob Benzin oder Gas,
zum Wehklagen findet sich immer noch was.
Der Pessimismus beflügelt oft die Phantasie,
dabei geht es uns eigentlich so gut wie noch nie.

Wir haben zu trinken, wir haben zu beißen,
wir können den ganzen Globus bereisen.
Und hängt unser Euro ein wenig daneben,
wir werden auch seinen Aufstieg erleben.
Hat Europa auch Schulden bis unter die Decke,
wir sind Optimisten und wir haben die „Quecke".
Uns fehlt für ein Klagelied die Melodie,
kurzum, es geht uns so gut wie noch nie.

Es herrschen in der Dritten Welt Hunger und Not,
die Menschen sind dankbar für ein Stück Brot,
der Kühlschrank und der Brotkorb sind bei uns selten leer,
und trotzdem verlangen wir immer noch mehr.
Nur es gibt keinen Grund für dieses Geschrei,
wir haben ja die Lintorfer Dorfbäckerei,
die backt noch mit Liebe und mit Euphorie –
auch in Lintorf geht's uns so gut wie noch nie.

Dorfbäckerei
• Lintorf •
GÜNTER VOGEL

Duisburger Straße 25 · Telefon 3 21 98
Speestraße 19 · Telefon 10 19 160

! In der Duisburger Straße jeden Sonntag von 8 bis 12 Uhr rund 20 Sorten Sonntagsbrötchen !

Aktiv genießen.

Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps, damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Herz-Apotheke

Duisburger Str. 23 · 40 885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 3 55 12

Fenster Kalde Bauelemente

Inh. Maria Kalde

Reparatur Service
Fenster - Haustüren - Rollladen - Markisen - Vordächer

Breitscheider Weg 17 · 40885 Ratingen
Tel.: (02102) 3097483
Fax: (02102) 8949170
Mobil: 0152/1966248

info@kalde-bauelemente.de

ZEITSCHRIFTENVERTRIEB COENEN

zuverlässig • großes Sortiment • alt bewährt

seit 85 Jahren für Sie da!

Benno Coenen • Zeitschriftenvertrieb • Speestraße 2 • 40885 Ratingen • Telefon 0 21 02 - 3 19 24

Vor 100 Jahren: Umzug der evangelischen Schule vom Friedrichskothen in den Neubau „Am Graben“

Über 200 Jahre diente der Friedrichskothen den reformierten bzw. evangelischen Kindern in Lintorf als Schule. Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestand er aus nur einem Klassenraum, der Lehrerwohnung und einer kleinen vermieteten Kammer. Im Jahr 1906 sind es 91 Kinder, die dort in zwei Klassen, 20 bzw. 12 Stunden wöchentlich, von Lehrer Ernst Schmalhaus unterrichtet werden. Es ist absehbar, dass die Schülerzahl bis zum Jahr 1911 auf 120 ansteigen wird.

Anlässlich einer Ortsbesichtigung bemängelt die Kommission der Königlichen Regierungs-Abteilung für das Schulwesen in Düsseldorf diesen Zustand in jeder Hinsicht. Ein An- und Umbau des Gebäudes wird als nicht möglich erachtet und ein Neubau ist unumgänglich. Da die Gemeindeverwaltung erklärt, zur Zeit nicht in der Lage zu sein, einen Neubau zu finanzieren, wird sie aufgefordert einen Schulbaufonds vorzusehen. Um zumindest eine Verbesserung des Unterrichtes zu erreichen, soll aber eine zweite Lehrerstelle eingerichtet werden. Hierzu erfolgt eine Anzeige im „Düsseldorfer öffentlichen Anzeiger“, die wie folgt lautet:

Die Stelle eines Klassenlehrers an der evangelischen Volksschule zu Lintorf ist vakant. Anfangsgehalt 1200 Mark, Grundgehalt 1300 Mark, Alterszulage 160 Mark, Mietsentschädigung für Unverheiratete 150 Mark, für Verheiratete 300 Mark. Bewerber wollen ihre Gesuche nebst Lebenslauf und Annahmeerklärung binnen 3 Wochen mir einreichen und sich beim Schulvorstande melden.

Angermund, Landkr. Düsseldorf, den 26. März 1907
Der Vorsitzende des Schulvorstandes:
Baasel, Bürgermeister

Niemand bewirbt sich auf diese Stelle und auch die Regierung ist außerstande, eine Vertretung nach Lintorf zu entsenden, so muss

Der Friedrichskothen um 1910.
Zu den auf dem Foto gut zu erkennenden Toilettenhäuschen heißt es in der Mängelliste der Schulkommission: „Die Türen der Aborte schlagen nach dem Schulweg auf“

Lehrer Schmalhaus vorerst den Schulbetrieb im Schichtdienst weiterhin alleine aufrechterhalten.

Nach einer erneuten Besichtigung im Jahr 1908 drängt die Regierungs-Abteilung in Düsseldorf aber dann doch massiv auf ein neues Schulgebäude mit zwei Klassenräumen und die Lintorfer Gemeindeverwaltung schließt auch recht zügig notarielle Vorverträge über den Kauf eines Grundstückes an der Krummenweger Straße ab. Es handelt sich um ein Grundstück der Schwiegermutter eines Gemeinderatsmitglieds.

Noch bevor die Entscheidung über den Neubau an der Krummenweger Straße öffentlich ist, entsteht jedoch schon großer Unmut unter den betroffenen Eltern. In einem Brief an den Vorsitzenden des

Lehrer Ernst Schmalhaus (1858 - 1926) mit seiner Frau Wilhelmine („Minchen“). Ernst Schmalhaus war 38 Jahre Lehrer an der evangelischen Schule in Lintorf, von 1885 bis 1912 im Friedrichskothen, von 1912 bis 1923 an der neuen Schule „Am Graben“. Seine Frau erteilte Handarbeitsunterricht für die Mädchen

Schulvorstandes bitten sie, doch bei der Wahl des Bauplatzes zu berücksichtigen, dass bereits jetzt 36 Kinder nicht aus dem engeren Dorfbezirk, sondern aus nördlicher Richtung kämen und einen Schulweg von 20 bis 30 Minuten und mehr hätten. In diesem, von 35 Personen unterschriebenen Brief weist man auch darauf hin, dass fast alle Neubauten in Lintorf in nördlicher Richtung erbaut werden und es abzusehen sei, dass sich das Dorf mit der Zeit mehr und mehr nach Norden verschieben wird. Man bittet die Wahl des Bauplatzes noch einmal zu überdenken und schlägt als idealen Standort für die neue Schule *„das Gelände von* ***Schobbenhaus*** *ungefähr dem* ***Briefträger Hollenberg*** *gegenüber“* [an der heutigen Speestraße, kurz vor der Einmündung in die Straße Am Löken] vor, dort sei es *„hoch und trocken“* und *„an der Ecke dieses Grundstückes laufen die Wege wie an einer Zentralstelle zusammen und es wäre annähernd die Mitte von Lintorf und doch gehöre es noch zum Dorfbezirk“.*

Da von **Bürgermeister Baasel** keine Reaktion erfolgt, wenden sich die Eltern am 1. November 1908 direkt an die Königliche Regierung, Abteilung für Kirchen- und Schulwesen, in Düsseldorf. Als weiteres Argument gegen den Bauplatz an der Krummenweger Straße führen sie auch auf, dass das vom Gemeinderat ausgewählte Grundstück direkt an einer Verbindungsstraße liegt, die zu dem von Frühjahr bis Herbst sehr stark besuchten Ausflugsort Krummenweg führt.

Die beiden Parteien, die Eltern bzw. der Schulausschuss der Evangelischen Gemeinde einerseits und die Lintorfer Gemeindeverwaltung andererseits, kommen zu keiner Einigung und die Königliche Regierung zu Düsseldorf beraumt für den 19. Januar 1909 eine Versammlung in Anwesenheit der Herren **Oberregierungsrat Cosack** und **Regierungsrat von Heinsberg** an. Geladen sind neben den Mitgliedern des Schulvorstandes und des Gemeinderates auch zehn Eltern.

Diese Versammlung scheint nicht allzu harmonisch abgelaufen zu sein. Bisher hatten sich die Mehrheit des Schulvorstandes (der sowohl aus evangelischen als auch katholischen Mitgliedern bestand) und der Gemeinderat einstimmig für den Bauplatz an der Krummenweger Straße ausgesprochen und nur eine Minderheit des Schulvorstandes bevorzugte einen Platz in der „Mitte“ des Dorfes. Jetzt, bei dieser mündlichen Verhandlung vor der Regierungskommission, schlägt der evangelische Pfarrer, der vorher noch das Projekt des Gemeinderates unterstützt hatte, einen dritten Bauplatz an der Duisburger Straße vor und die Gegner des Planes „Krummenweger Straße“ schließen sich ihm im Laufe der Diskussionen an. Bei der anschließenden Abstimmung entscheiden sich der Schulvorstand mit vier gegen vier Stimmen und der Gemeinderat mit Zweidrittelmehrheit für den Platz an der Krummenweger Straße. Waren anfangs noch Katholiken und Evangelische auf beiden Seiten vertreten, so war jetzt zu befürchten, dass sich die ganze Angelegenheit konfessionell zuspitzte.

Auf Wunsch der Regierungsabteilung arbeitet man nun in der Gemeindeverwaltung eine Aufstellung über die Entfernung der Schulwege für jedes einzelne Kind aus. Anhand von Messtischblättern wird errechnet, dass 39 Kinder zu dem von der Gemeinde vorgeschlagenen Platz einen weiteren Schulweg hätten, zu dem Platz an der Duisburger Straße nur 34 Kinder. 22 Kinder müssten die gleiche Entfernung wie bisher zurücklegen.

Bei diesem knappen Ergebnis sieht die Königliche Regierung in Düsseldorf keine Veranlassung, der Gemeindeverwaltung die Genehmigung zum Bau der Schule an der Krummenweger Straße zu versagen. **Pfarrer Kruse** versucht zwar wenige Tage später noch durch Einspruch beim Oberpräsidenten der Rheinprovinz in Koblenz gegen die Wahl des Bauplatzes anzugehen, wird aber abgewiesen.

Die von der Gemeindeverwaltung für die neue zweiklassige Schule nebst Lehrerwohnung an der Krummenweger Straße eingereichten Pläne sehen vor, dass die beiden Klassenräume nebeneinander gebaut und so errichtet werden, dass der Anbau weiterer Klassen möglich ist. Nur ein Teil soll unterkellert werden, und an dem Abort, der auch so konstruiert ist, dass er erweitert werden kann, soll ein Stall für Kohlen und Holz angebaut werden *„und derselbe geteilt für den Lehrer und die Gemeinde, weil letzterer die Kohlen etc. selbst liefert“.*

Daraufhin erstellt **Kreisbaumeister Kohlhagen** in Düsseldorf einen Kostenvoranschlag. Das Hauptgebäude einschließlich der Ein-

Friedrich Kruse (1860 - 1936) war von 1895 bis 1930 Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf-Angermund und Vorsteher der Trinkerheilanstalt. Er ließ das Haus „Bethesda“ erbauen

richtung der Lehrsäle wird 22.000 Mark und das Abortgebäude 3.200 Mark kosten. Die Gesamtkosten für den Schulneubau belaufen sich also auf 25.200 Mark.

Die Stimmung zwischen der evangelischen Gemeinde und der Lintorfer Gemeindeverwaltung ist jetzt mehr als gespannt, aber der Beschluss der Gemeindeverwaltung ist rechtmäßig.

Die Vorbereitungen für den Bau gehen voran und die Gemeinde beantragt bei der Regierung einen Zuschuss zu den Grundstückskosten. Die Folgen waren wohl nicht vorherzusehen: zur Bearbeitung dieses Antrags benötigt die Regierung die schriftlichen Angebote sämtlicher infrage kommenden Baugrundstücke. Jetzt stellt sich heraus, dass nicht nur keine weiteren Angebote eingeholt wurden, sondern auch, dass der bis 1909 amtierende Bürgermeister den Brief der 35 Eltern nie an die Lintorfer Gemeindeverwaltung weitergegeben hatte. Dem evangelischen **Pfarrer Kruse** hatte er damals sogar persönlich mitgeteilt, dass in Lintorf keine Grundstücke als das an der Krummenweger Straße zum Kauf ständen. Das gesamte Bauvorhaben wird gestoppt.

Der 1909 neu ins Amt gewählte **Bürgermeister Karl Beck** versucht nun zu schlichten und Licht in die Hintergründe der ganzen Angelegenheit zu bringen. Jetzt erst werden Angebote von sämtlichen Grundbesitzern eingeholt, die bereit sind zu verkaufen. Dabei stellt sich heraus, dass der in den Vorverträgen beschlossene Preis für das Grundstück an der Krummenweger Straße stark überteuert ist.

Die Mitglieder der Lintorfer Gemeindeverwaltung sind brüskiert, weil man ihnen persönliche Vorteilnahme unterstellt und aus diesem Grunde nicht bereit, von dem Bauvorhaben an der Krummenweger Straße Abstand zu nehmen. Es folgen etliche zähe Besprechungen, Verhandlungen und Besichtigungen sämtlicher Baugrundstücke. Der Schulvorstand kann sich nicht einigen und schlägt vor, dass die Königliche Regierung über den Bauplatz entscheidet. Obendrauf mischt sich der Landrat dann auch noch ein und schlägt vor, dass vielleicht doch nicht neu gebaut werden, sondern doch erst einmal ein Klassenraum am Friedrichskothen angebaut werden solle und der Lehrer in eine Mietwohnung ziehen könne.

Eigentlich ist gar keine Zeit für lange Diskussionen und Verhandlungen, denn seit Beginn des Schuljahres im Frühjahr 1909 ist die Schülerzahl auf 104 angestiegen. Die Kinder werden jetzt von **Ernst Schmalhaus** und **Hermann Magers,** der erst vor einem Jahr seine erste Prüfung am Lehrerseminar in Moers abgelegt hat, in diesem einen Klassenraum im Friedrichskothen unterrichtet.

Mitglieder der evangelischen Kirchengemeinde beschließen die Angelegenheit voranzutreiben, indem sie für den Kauf eines Baugrundstückes Spenden sammeln. Im Januar 1910 teilt Pfarrer Kruse der Gemeindeverwaltung mit, dass sie einen Zuschuss von insgesamt 1.000 Mark für den Kauf des von ihnen bevorzugten Grundstückes an der Duisburger Straße bereitstellen.

Da der Besitzer des Grundstücks an der Krummenweger Straße sein Kaufangebot fast zeitgleich zurückzieht, sollte dem Kauf des Grundstücks an der Duisburger Straße jetzt doch eigentlich nichts mehr im Wege stehen. Aber in seiner Sitzung am 12. Februar 1910 beschließt der Gemeinderat, *„den Bau einer evangelischen Schule auf dem bisherigen Grundstück auszuführen. Die alte Schule soll abgebrochen werden. Voraussetzung ist, dass die evangel. Kirchengemeinde den Platz an die Gemeinde unentgeltlich und lastenfrei abtritt. Die Annahme des von den ev. Bewohnern angebotenen Geldgeschenks wird dankend abgelehnt.“* Genau dieser Wortlaut des Sitzungsprotokolls wird auch dem Landrat und der Königlichen Regierung in Düsseldorf mitgeteilt.

Über das, was zwischen dem 12. Februar und dem 23. April folgt, gibt es keine schriftlichen Belege mehr. Erst aus dem Sitzungsprotokoll des Gemeinderates vom 23. April 1910 erfährt man, dass beschlossen ist, das Grundstück an der Duisburger Straße für den Bau einer evangelische Schule zu kaufen. Hier soll jetzt ein Gebäude mit zwei Klassen, jedoch ohne Keller errichtet werden. Den Bau einer Lehrerwohnung lehnt der Gemeinderat ab und schlägt vor, dass der Lehrer ja weiterhin im Friedrichskothen wohnen könne.

Die Regierungsabteilung scheint langsam die Geduld mit den Lintorfern zu verlieren und weist darauf hin, dass bereits 1907 festgestellt wurde, dass diese Wohnung nicht als Dienstwohnung geeignet ist. Es werden rechtliche Maßnahmen angedroht, falls der Gemeinderat weiterhin uneinsichtig bleibe. Gleichzeitig stellt man aber, sofern die Gemeinde ihre Leistungsunfähigkeit nachweisen kann, eine mögliche Baubeihilfe in Aussicht.

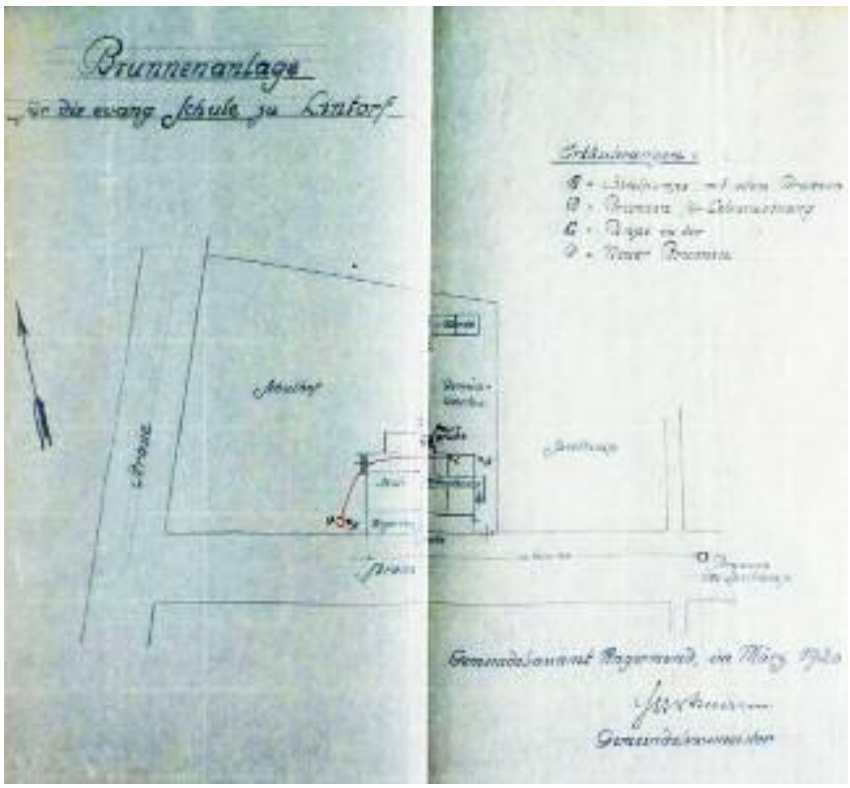
Ein halbes Jahr später liest man dann in den Protokollen: *„Gemeinderat ist bereit bei dem projektierten Schulhause für die evang. Schule eine Lehrerwohnung zu erbauen, wenn der Gemeinde zu den Baukosten eine ausreichende Beihülfe bewilligt wird. Ohne eine solche ist die Gemeinde außer Stande, eine Lehrerwohnung zu erbauen.“*

Endlich, im April 1911, gibt es einen neuen detaillierten Vorentwurf. Die Baukosten, ohne Grundstücks- und Einrichtungskosten, werden mittlerweile mit 23.500 Mark veranschlagt, und die Königliche Regierung stellt eine Staatsbeihilfe von 20.000 Mark in Aussicht, weist aber nochmals darauf hin, dass das Gebäude baldigst zu errichten ist, da die Gemeinde ansonsten zwangsweise dazu angehalten wird, den Bau auszuführen.

Der Bauplan durchläuft nun die üblichen Instanzen und nach weiteren fünf Monaten erfolgt die Ausschreibung für die Bauarbeiten. **Lehrer Schmalhaus** *„erlaubt sich, der wohllöblichen Baukommission den einen Wunsch zu unterbreiten, bei dem Neubau der Schule elektrische Lichtanlage freundl. genehmigen zu wollen“.* Der Gemeinderat lehnt das ab.

Im Oktober 1911 wird bei der Kreissparkasse in Düsseldorf ein Kredit von 25.000 Mark zu 4¼ % Zinsen aufgenommen, der später zum größten Teil durch die von der Regierung gewährte Beihilfe wieder abbezahlt werden kann. Mit der Ausführung der Bauarbeiten wird das Lintorfer Bauunternehmen **Ferdinand und Wilhelm Frohnhoff** beauftragt.

Dem Wunsch des Lehrers Schmalhaus nach einer Pumpe in der Küche der neuen Lehrerwoh-



Lageplan der Brunnen für die neue Schule „Am Graben“

nung wird zugestimmt, da die Pumpe auf dem Schulhof zu weit ab liegt. Und nachdem er noch mehrmals um Verlegung der Leitungen für eine elektrische Lichtanlage in der Lehrerwohnung gebeten hat, wird ihm auch dieser Wunsch erfüllt. Nachdem das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk bestätigt, dass der Anschluss selbst vollkommen kostenlos ist, beantragt der Gemeinderat, die Lehrerwohnungen aller drei Lintorfer Schulen und die Wohnung des Polizeibeamten im Gemeindehaus mit elektrischer Beleuchtung zu versehen. Bedingung ist, dass die Dienstwohnungsinhaber das Anlagekapital mit 5 % verzinsen und den Verbrauch an Birnen sowie den Strom selbst zahlen.

Jetzt geht es darum, die Einrichtung für die neue Schule zu besorgen. Acht Bänke in der alten Schule scheinen noch einigermaßen brauchbar und es müssen nur 36 zweisitzige und 18 dreisitzige Bänke neu gekauft werden. Jede Klasse soll mit einer Doppeltafel (vierseitig beschreibbar) und einer Garderobenleiste ausgestattet werden.

Ein Tischler fertigt die beiden Katheder, bestehend aus Podium, verschließbarem Flachpult und Stuhl (Größe des Podiums 114 x 125 cm) an. Podiumboden und Pultplatte bestehen aus Pitchpineholz, sonst alles aus astfreiem Kiefernholz. Für das Lehrerzimmer wird ein Tisch mit zwei Schubladen, mit 200 x 90 cm großer und 2,5 cm starker Weidenholzplatte und sonst aus astfreiem Kiefernholz mit glatten vierkantigen Stollen bestellt und vier Stühle mit Rohrsitz.

Die Bauarbeiten schreiten sichtbar voran, und im August bittet **Lehrer Schmalhaus** den Bürgermeister zu veranlassen, dass der Platz vor dem neuen Schulgebäude aufgehackt und von Quecken gereinigt wird. Das Stückchen vor der Wohnung will er als Ziergärtchen benutzen, und jetzt, nach dem Regen, wäre es die geeignetste Zeit für solche Arbeiten. Auch der Bereich, der ihm als Garten zugewiesen wurde, könnte jetzt mit Mutterboden aufgefüllt werden, der von einer anderen Stelle des Spielplatzes entnommen werden könnte.

Anfang September 1912 bescheinigt **Baurat Bongard,** dass die neue evangelische Schule in Lintorf in Gebrauch genommen werden kann. Der Landrat genehmigt ebenfalls die Ingebrauchnahme und der Kreisarzt bestätigt, dass die Räume fertig und gut ausgetrocknet sind, reklamiert aber, dass vor der Treppe an der Eingangstür ein Kratzeisen fehlt. Auch das Fehlen eines Behälters für Müll, Asche und Papierabfälle reklamiert er und schlägt vor, diesen am besten hinter dem Abtrittshäuschen anzubringen. Sobald beides beschafft sei, stehe in gesundheitlicher Hinsicht nichts im Wege, die Schule zu beziehen.

Unmittelbar vor dem Umzug bittet Lehrer Schmalhaus die Gemeindeverwaltung, den **Schmied Klötgen** mit der Aufstellung eines Waschkessels für die Waschküche der neuen Schule zu beauftragen. Der alte Kessel hatte einen Sprung, und als der Schmied ihn auseinandernimmt, fällt der Feuerherd in Stücke, sodass der Kessel nicht mehr benutzt werden kann. Ludwig Klötgen liefert daraufhin einen Kesselofen (125 Liter Inhalt, Kessel innen emailliert) mit Auslauf und Messingkran für 55 Mark.

Die feierliche Übergabe der neuerbauten evangelischen Schule erfolgt am 1. Oktober 1912. Um vier Uhr nachmittags ziehen die evangelischen Kinder mit ihren Lehrern von der alten zur neuen Schule, wo der Bürgermeister die Schule um 4.05 Uhr mit einer kurzen Ansprache übergibt. Anschließend findet eine feierliche Festversammlung im **Gasthof August Steingen** statt. Pfarrer Kruse ist an diesem Tage nicht anwesend, er befindet sich nach einer überstandenen Krankheit seit einer Woche auf Erholungsurlaub und schreibt: *„Es ist mir außerordentlich schmerzlich, daß ich morgen an dem langersehnten Tage der Einweihung unserer Schule nicht in Lintorf sein kann. Gar zu gern hätte ich persönlich an der Freude der Schulgemeinde teilgenommen, meinen Segenswünschen Ausdruck gegeben und auch des Dankes nicht vergessen, sonderlich der Königl. Regierung gegenüber, die so kräftig unsrer Armut zu Hülfe kam.*
Ich muß Sie bitten, mit diesem Schriftlichen Gruß vorlieb zu nehmen. Vielleicht ist es möglich, daß Sie denselben in Ihren Worten wiederklingen lassen. Gott segne das schöne neue Haus und die darin arbeiten werden, sowie das junge Geschlecht, das nun dort aus und eingehen wird! Möge die Schule

Die Einweihung der neuen Schule fand am 1. Oktober 1912 statt

und der treue Dienst, der dort geschieht, dazu helfen, daß dort Persönlichkeiten erzogen werden, die der Gemeinde, der sie entstammen, Ehre machen und treue, tüchtige Untertanen ihres Himmlischen und irdischen Königs werden und allzeit bleiben! Möchte auch das Schulfest, das unsrer Jugend bereitet werden soll, einen schönen Verlauf nehmen.

Empfehlen Sie mich gütigsts den hochgeehrten Herren, die zur Feierstunde zusammen kommen werden und nehmen Sie selbst besten Gruß

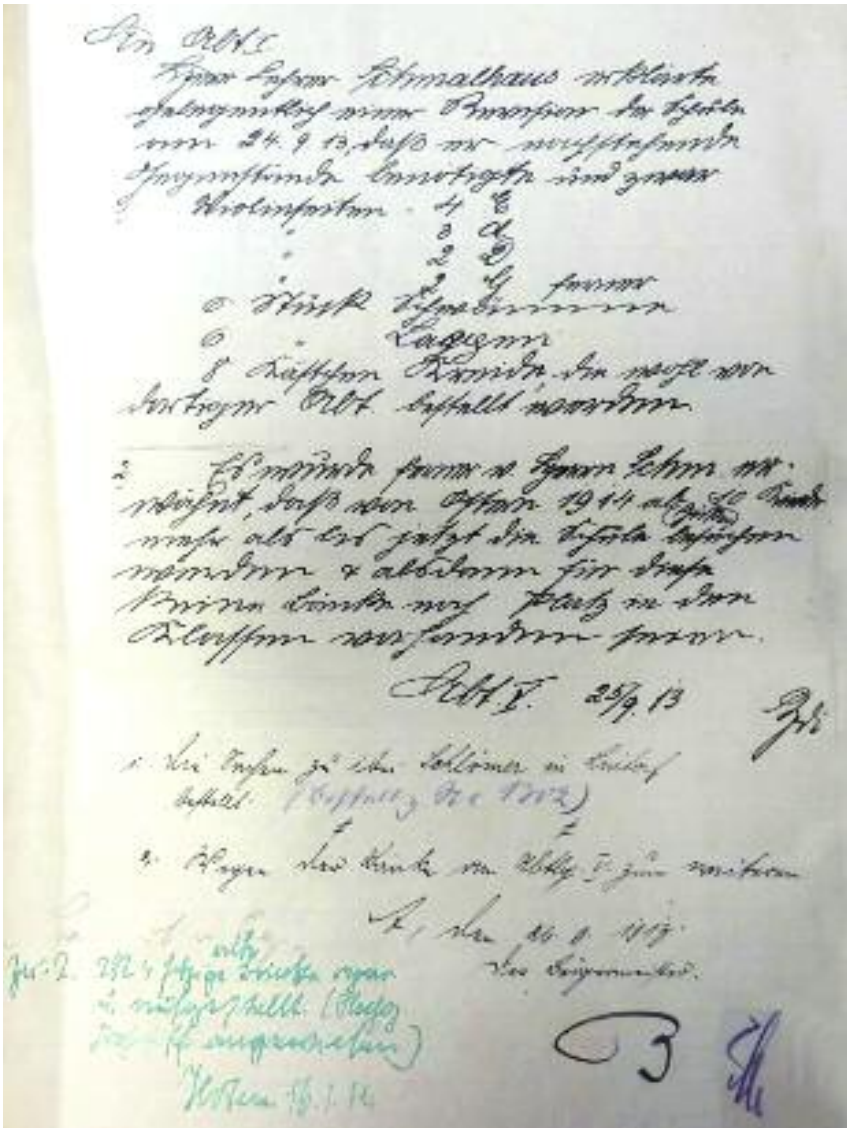
Ihr sehr ergebener Pastor Kruse"

Endlich muss nicht mehr in Schichten unterrichtet werden! Es gibt keine morschen, zugigen Fenster und Wände mit Schimmelpilz mehr! Die Bedingungen an der evangelischen Schule sind jetzt zeitgemäß. Nur die Außenanlage muss noch fertiggestellt werden. Die Handelsgärtnerei und Samenhandlung **Küpper & Rösen** in Grossenbaum empfiehlt, vom Haupteingang bis zum Schulgebäude rechts und links Rotdorn, die südlichen beiden Reihen mit Ulmen oder Ahorn und die westliche und nördliche Reihe mit Ahorn oder Akazien zu bepflanzen. Für den Gemüsegarten wird Buschobst vorgeschlagen.

Etwa ein Jahr nach dem Umzug in die neue Schule verlässt **Lehrer Magers** Lintorf. Sein Nachfolger ist **Paul Dude,** der gerade erst in diesem Jahr die erste Lehrerprüfung abgelegt hat. Lehrer Dude, der die jüngste Tochter des Lehrers Schmalhaus heiratet, geht 1918 an die Pestalozzischule nach Kettwig. Nun kommt **Walter Blumen** als zweiter Lehrer an die Schule.

Am 1. Oktober 1923 tritt Ernst Schmalhaus, nachdem er infolge eines Schlaganfalls über ein Dreivierteljahr beurlaubt gewesen war, in den Ruhestand und stirbt am 26. November 1926 im Alter von 68 Jahren. Sein Grabstein befindet sich auf dem alten Lintorfer Friedhof an der Duisburger Straße.

Schmalhaus' Nachfolger wird **Fritz Komorowski,** der bis dahin Lehrer am Knabenheim in Selbeck



Bericht des Schulamtes der Bürgermeisterei Angermund über die Anforderung von Schulmaterial für die evangelische Schule in Lintorf durch Lehrer Schmalhaus im September 1913: Die Schule benötigt:
Violinsaiten 4 E
Violinsaiten 3 d
Violinsaiten 2 D
Violinsaiten 2 G
ferner 6 Stück Schwämme, 6 Stück Lappen und 8 Kästchen Kreide

war. Als 1936 eine dritte Klasse eingerichtet wird, erhält er den Titel „Hauptlehrer“. In der „Quecke“ Nr. 12 vom Dezember 1952 steht über ihn, er sei ein fortschrittlich denkender Lehrer, der zur Freude seiner Schüler und deren Eltern in Schule und Kirchengemeinde die Musik pflegt. *„Wenn seine ehemaligen Schüler von ihm erzählen, dann vergessen sie nicht, neben seiner gerechten Strenge noch zu erwähnen, daß sie ihn gern hatten und ihm ein gutes, ehrendes Gedenken bewahren werden.“*

Von 1923 bis 1939 wächst die evangelische Schule von zwei auf vier Schülerklassen, so dass zeitweilig eine Klasse in der Johann-Peter-Melchior-Schule untergebracht werden muss. In dieser Zeit sind die Lehrer **Walter Blumen, Wilhelm Pape** und **Friedrich Kroll** sowie **Margot Endruhn** hier tätig.

Mit der Auflösung der Konfessionsschulen und Einführung der „Deutschen Schule“ im Jahr 1939 wird die vierklassige evangelische Schule aufgelöst und die Schüler werden nach Schulbezirken in die beiden ehemals katholischen Schulen aufgeteilt. **Hauptlehrer Komorowski** übernimmt die Leitung der Schule in Hösel, **Lehrer Kroll** wird zur Schule I, **Fräulein Endruhn** zur Schule II und **Herr Pape** zur Nußbaumschule versetzt. Das Inventar der Schule wird an die beiden verbleibenden Schulen aufgeteilt, und in dem Schulgebäude an der Duisburger Straße sind jetzt Hitler-Jugend und NSV-Kindergarten untergebracht.

Im April 1946 wird in dem Gebäude an der Duisburger Straße, entsprechend dem Elternwillen zur Wiedereinführung der Bekenntnisschule, wieder eine evangelische Schule eingerichtet. Durch den Zuzug vieler, überwiegend evangelischer Familien sind hier jetzt nahezu 300 Kinder (= sechs Schulklassen) angemeldet und die beiden Klassenräume reichen bei Weitem nicht aus. Zwei Klassen verbleiben deshalb noch in der Johann-Peter-Melchior-Schule. Vorübergehend überlegt man, die evangelische Schule ganz in den Räumen der Johann-Peter-Melchior-Schule unterzubringen, was aber am Einspruch der evangelischen Elternschaft scheitert. So werden die vier Klassen schichtweise, vormittags und nachmittags, unterrichtet, was besonders in der dunklen Jahreszeit und bei den weiten Schulwegen zu erheblichen Unterrichtskürzungen führt. Die Leistungen der Schüler sind ohnehin durch die Kriegs- und Nachkriegsereignisse, ganz besonders durch die Hungersnöte von 1945 bis 1948, erheblich gesunken, und in der Schulchronik ist vermerkt, dass es verwunderlich ist, dass die Schüler am Ende der Schulzeit im Wettbewerb mit Schülern anderer Schulen überhaupt Lehrstellen erhalten.

1948/49 fällt die Entscheidung für einen Erweiterungsbau mit zwei Klassen, der Ostern 1950 bezogen wird. Die neu eingerichtete Schule verfügt über keinen Ausstattungsetat und besitzt so gut wie keine Lehrmittel. Es fehlen Karten- und Bildmaterial, Anschauungsgerät für den Rechen- und Raumlehreunterricht, Lehrgerät für Physik- und Chemieunterricht … die Schränke sind leer.

Seit 1946 wirken folgende Lehrerinnen und Lehrer an der Schule: **Lehrer Kroll, Lehrer von Auw** (der 1952 an die Realschule nach Düsseldorf wechselt), **Lehrer Srugies, Lehrerin Prillwitz, Lehrerin Kalbitzer** und Schulamtsbewerber **Florin.** Die Schulleitung wird kommissarisch durch Herrn Kroll, Herrn von Auw und Herrn Srugies versehen.

Mit Wirkung vom 1. November 1950 wird **Friedrich Wagner** aus Duisburg-Meiderich an die evangelische Schule Lintorf versetzt und von der Regierung in Düsseldorf mit deren Leitung beauftragt. Nur wenige Tage zuvor hatten allerdings die Elternvertreter mit einer von 200 Eltern unterschriebenen Liste bei der Regierung gegen seine Einweisung als Schulleiter protestiert. Lehrer Wagner berichtet in der „Quecke“ Nr. 64 vom Dezember 1984, dass es ihm trotzdem recht bald gelingt, das Vertrauen der Lehrer und Eltern zu gewinnen. Etwas problematischer ist allerdings der Umgang mit der Schulabteilung der Amtsverwaltung. Bisher wurde es so gehandhabt, dass diese Abteilung den im Haushaltsplan berücksichtigten Etatansatz für Schulen nach Gutdünken verteilte. Sicherlich hat Friedrich Wagner nicht nur Freunde gewonnen, als er durch den Schulausschuss des Rates eine Aufschlüsselung dieses Etats erwirkte und nun jeder Schule ein eigener Etat zur Verfügung stand.

Wenige Tage vor den Weihnachtsferien 1950 begeht die Schule mit der gesamten Elternschaft im **Saale Mentzen** eine Weihnachtsfeier, zu der **Schulrat Louis,** der Gemeindebürgermeister und der Amtsbürgermeister geladen sind und auch erscheinen. Die Unkosten hierfür werden durch die Spenden von je 50 DM der Firmen Blumberg und Paas & Co gedeckt, und ein Bergmann aus Meiderich spendet fünf Zentner Kohlen zur Beheizung des Saals. In Lintorf gibt es zu der Zeit keine Kohlen. Die Darbietungen werden von sämtlichen Klassen bestritten und ehemalige Schüler des **Lehrers Wagner** aus Meiderich spielen Posaunenmusik.

Am 23. März 1951 wird **Friedrich Wagner** von der Regierung als Schulleiter bestätigt und zum Hauptlehrer ernannt. Kurz darauf bezieht er die Lehrerwohnung im Schulhaus, die seinen eigenen Worten nach keinen Vergleich mit der komfortablen Wohnung in Duisburg-Meiderich aushält.

(Die Geschichte der evangelischen Schule / Eduard-Dietrich-Schule wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt.)

Barbara Lüdecke

Quellen:

Stadtarchiv Ratingen, Akte über den Bau einer neuen ev. Schule in Lintorf, Sign. A381
Schulchronik der evangelischen Schule Archiv des VLH, Bestand 2.11
„Die Quecke“ Heft Nr. 12

G·F·U
Immobilien

www.g-f-u.de
Telefon 02102-36000

Post modern frankieren?
… Brief freigestempelt: angekommen!

75 Jahre Absenderfreistempel der Stadt Ratingen

Die Informationsübermittlung von Mensch zu Mensch, von Land zu Land, war schon immer an bedeutende staatsrechtliche und technische Entwicklungen geknüpft.

Während des Mittelalters reichten den Fürsten, Städten, Klöstern und Universitäten einfache Botendienste,[1] zumeist zu Fuß agierend. Selbst größte Entfernungen wie zum Beispiel von Hamburg bis Danzig wurden mit Fußboten überbrückt.

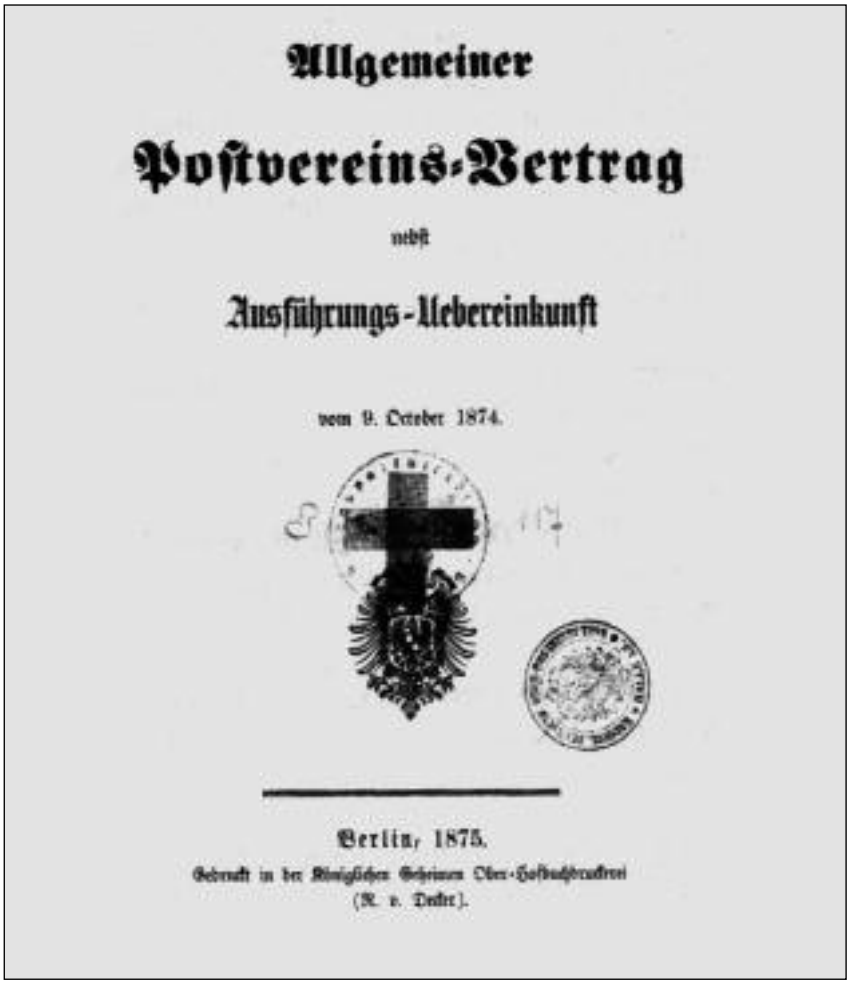
Mit Beginn der Neuzeit reichte dieser Dienst nicht mehr aus. Die Post, von der italienischen Familie Thurn und Taxis erdacht, wurde erstmalig zwischen Innsbruck und Mechelen eingerichtet.

Im Laufe der Jahrhunderte passte sich die Post immer wieder den notwendigen Erfordernissen an.

Ein ganz bedeutender Schritt in dieser Hinsicht war die Schaffung des sogenannten Weltpostvereins, offizieller Titel „Allgemeiner Postvereins-Vertrag“, am 9. Oktober 1874[2]. 21 unabhängige Nationen schlossen in Bern (Schweiz) diesen Vertrag. Maßgebend hatte Deutschland diese Organisation gefördert. Sie ist unauslöschlich mit dem Namen **Heinrich von Stephan,** Generalpostdirektor der Deutschen Reichspost und nachmaliger Staatssekretär im Reichskanzleramt, zuständig für das Deutsche Postwesen, verbunden.

Über alle Zeiten hinweg, einschließlich der unsäglichen kriegerischen Ereignisse des Ersten (1914-1918) und Zweiten Weltkrieges (1939-1945) hat dieser Weltpostverein seine Aufgaben wahrgenommen. Während der beiden Kriege sorgte er dafür, dass die Kriegsgefangenen der beteiligten Mächte mit ihren Lieben daheim Verbindung halten konnten.

In bestimmten Zeitabständen traten die Teilnehmerländer zu einer Konferenz zusammen, um die stets notwendigen postalischen Regelungen an die jeweiligen Zeitumstände anzupassen.


Allgemeiner

Postvereins-Vertrag

nebst

Ausführungs-Uebereinkunft

vom 9. October 1874.

Berlin, 1875.

So hatte der Weltpostkongress 1920 auf seiner Sitzung in Madrid die Anwendung von Absenderfreistempelmaschinen beschlossen. Diese Geräte tragen auch den Namen Frankiermaschinen. Dies war deswegen erforderlich geworden, weil die Freimachung mit Briefmarken bei dem immer mehr zugenommenen Postverkehr für Industrie, Handel und Behörden zu einer immer größeren Belastung geworden war. Die Deutsche Reichspost hatte ursprünglich erhebliche Bedenken gegen derartige Maschinen. Sie war der Auffassung, die Kontrolle über die ordnungsgemäße Gebührenabrechnung zu verlieren, wenn sich diese Form der Frankierung von Geschäfts- und Behördenpost durchsetzen würde. Das könnte nämlich bedeuten, private Unternehmen druckten gewissermaßen ihre „Briefmarken“ selber.

Aber die Bedenken wurden von der damaligen Postverwaltung zurückgestellt.

Vorgeschrieben war vom Weltpostverein für die Freistempelabdrücke die Farbe „rot“, die noch bis zum Jahre 2000 in der Bundesrepublik Deutschland verwendet wurde. Diese ausgewählte Farbe hatte ihren tieferen Sinn, weil seit jeher für die bezahlte

1) Der Ratinger Silberbote, Städtische Dienstleistungskultur im ausgehenden Mittelalter, Ratinger Forum 2007, S.73 ff

2) In der Bibliothek Dr. Friedrich Ahrens, Ratingen

Beförderungsgebühr Rötelstift verwendet wurde. Auch aus dem Ratingen des 18. Jahrhunderts sind derartige Belege bekannt[3]. Wenn die Briefbeförderung noch zu bezahlen war, verwendete auch schon die königlich-preußische Post die Farbe blau. Auch hierfür gibt es aus Ratingen Belege.

Mit Gesetz über die Weltpostvereinsverträge und den strafrechtlichen Schutz von Freistempelabdrücken vom 23. November 1921[4] wurden Absenderfreistempel-Abdrücke zur Freimachung von Postsendungen den Post- und Telegraphenfreimarken gleichgestellt.

Als Folge dieser gesetzgeberischen Maßnahme entschied sich im gleichen Jahr die Deutsche Reichspost für die Zulassung von Freistempelmaschinen (= Barfreimachungsmaschinen) auf dem Gebiet des damaligen Deutschen Reiches[5]. Dann dauerte es noch bis zum Jahre 1923, ehe praktische brauchbare Maschinen[6] in die Erprobung kamen.

Soweit bisher bekannt, war während der Erprobungsphase kein Ratinger Unternehmen oder eine in Ratingen ansässige Behörde mit einer zugelassenen Freistempelmaschine eingebunden. Diese erste Phase dauerte bis etwa 1925. Dann kamen die ersten Standardmaschinen in den Handel.

In der damaligen Zeit produzierten zwei deutsche Unternehmen Maschinen, die sich für die Absenderfreistempelung eigneten und in den Verkehr gebracht wurden.

Schon 1923 schlossen sich die drei eigenständigen Firmen *Anker Bielefeld, Bafra Berlin sowie die Uhrenfirma Furtwängler & Söhne Furtwangen zur Postfreistempler GmbH Bielefeld* zusammen. Sie firmierten ab 1925 unter der Firmenbezeichnung *Francotyp GmbH.* Diese neue Firma verlegte 1926 ihren Firmensitz nach Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz. Sie war größter und ältester deutscher Hersteller von Frankiermaschinen und fast einziger Anbieter in Deutschland bis nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die *Telefonbau und Normalzeit GmbH* mit Sitz in Frankfurt am Main entwickelte unter Leitung des in Fachkreisen bekannten **Erich Komusin** den Freistempler Postalia, der erst im Jahre 1939 von der „Deutschen Reichspost" allgemein zugelassen wurde. Das Vertriebsunternehmen war die Freistempler GmbH, ebenfalls in Frankfurt am Main.

In Ratingen ist die erste Anwendung dieser damals neuen Methode durch die Firma *„Deutsche Last-Automobil Aktiengesellschaft Ratingen-Düsseldorf"* im Jahre 1929 bekannt geworden. Ihre Stammdateikarte der Herstellerfirma *Francotyp, Berlin* weist den 4. Januar 1929 als Auslieferungsdatum aus.

Die Stadt Ratingen erwarb erst im März 1937 ihre erste Frankiermaschine. Die „Rheinische Landeszeitung" berichtete am 14. April des gleichen Jahres begeistert über diese Neuerwerbung durch die Stadt Ratingen. Die Überschrift lautete: **„Der Poststempel wirbt für Ratingen"**[7].

Die Folge davon war auch die Ergänzung der Geschäftsordnung

---

3) **Ahrens, F.** „Streifzug durch Ratinger Postgeschichte, 200 Jahre Postexpedition, Postwärteramt, Postamt, Postbankfinanzcenter", 1. Teil, in „Die Quecke" Ratinger und Angerländer Heimatblätter Nr. 79, herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde" Dezember 2009, S. 76 ff.

4) **Förster H. J.** Abdruck des Gesetzes über die Weltpostvereinsverträge und den strafrechtlichen Schutz von Freistempelabdrücken vom 23. November 1921 in: Bericht Nr. 55 der FG Post- und Absenderfreistempel e.V. Oktober 2004, S. 4

5) **Verfügung** III/VII C 1 Nr. 1944 Nachrichtenblatt des Reichspostministeriums Jahrgang 1921

6) **Verfügung** Nr. 148 vom 27. Februar 1923 Nachrichtenblatt des Reichspostministeriums Jahrgang 1923

7) Original im Stadtarchiv Ratingen

Der Poststempel wirbt für Ratingen

Ratingen. Volksgenossen, die in diesen Tagen mit Postsachen unserer Stadtverwaltung „bedacht" worden sind, werden mit freudiger Ueberraschung festgestellt haben, daß ihnen neuerdings seit dem 1. April statt der ein wenig „nüchternen", mindestens nicht eben charakteristischen Briefmarke und des meist ja doch ziemlich verflexten Poststempels vom Briefumschlag ein vertrautes Heimatbild entgegenleuchtet. Hübsch „eingefaßt" vom Datums-Poststempel" eine recht glückliche Werbung für die Waldstadt dar. Jeder aus dem Rathaus gehende Brief trägt den auffallenden Werbestempel, trägt ihn in alle Welt.

Uebrigens hat die vorsorgliche Ratinger Verwaltung außer diesen „Sommerstempel" vom Blauen See auch noch einen weiteren Werbestempel bereit, der nicht minder hübsch ausgefallen und wohl hauptsächlich für die ungünstigere Jahreszeit gedacht ist. Auf ihm

stempel und Postentwertungsstempel schaut uns Ratingens einzigartiges Naturdenkmal, der „Blaue See", in einer trotz der Verkleinerung und gebotenen Stilisierung sehr ansprechenden Wiedergabe an. „Stadt Ratingen — Wald- und Wohnstadt" ist die glückliche Umschrift des Stempelbildes. Das Ganze, das wir heute auch denjenigen Lesern, die noch keinen solchen Brief von der Stadt bekommen haben, im Bilde vorführen, leuchtet im Original auf dem Brief im schmucken Ziegelrot und unterscheidet sich auch schon hierdurch vorteilhaft vom „trüben" Schwarz des sonstigen Poststempels. So stellt der Ratinger „Verkehrs-

sehen wir den bekannten Ausschnitt aus den erneuerten Anlagen der alten Stadtbefestigung an der Grabenstraße, mit dem Prinzenturm, der Stadtmauer usw. „Stadt Ratingen — Alte bergische Hauptstadt" lautet hier die ebenfalls als Schlagwort glücklich gewählte Umschrift.

Mit Hilfe ihrer eigenen Frankiermaschine erledigt infolgedessen die Stadtverwaltung auch die „Freimachung" ihrer ausgehenden Postsachen natürlich selbst, drückt diesen den schönen ziegelroten Stempel mit dem „Blauen See" gleich im Rathaus auf.

der Stadtverwaltung Ratingen am 1. Dezember 1938. Unter Nummer 3 „Postabfertigungsstelle“ war ein eigener Absatz 3 eingefügt, der lediglich aus einem Satz bestand und schlicht lautete: „Das Freimachen der Postsendungen erfolgt nur durch die Abteilung 1 mittels Frankiermaschine.“ Damit war ein erster Schritt zur Postautomation bei der Ratinger städtischen Verwaltung gemacht. Bis heute (2012) werden diese Apparate eingesetzt.

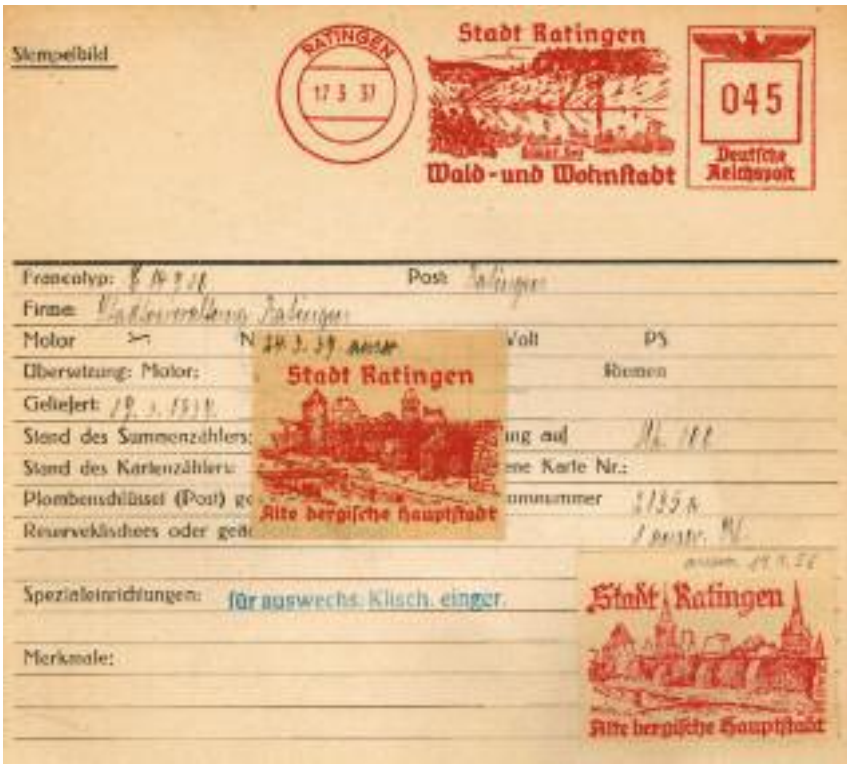
Wenden wir uns jetzt den im „schmucken Ziegelrot“ daher kommenden Abdrücken zu.

1) Ortsstempel

2) Werbeklischee

3) Portoklischee

Stammdateikarte der Stadt Ratingen 1937 nebst Änderungen[8)]



Zuerst eine kurze allgemeine Erläuterung des Absenderfreistempels:

Das Stempelbild besteht aus drei verschiedenen Teilen:

1) **Ortsstempel:** Die Gestaltung des Ortsstempels wird von der Post vorgegeben. Dieser Teil des Absenderfreistempels unterlag im 20. Jahrhundert verschiedenen Änderungen.
2) **Werbeklischee:** Hier kann der Betreiber im Rahmen rechtlicher Bestimmungen nach eigenem Belieben seine Botschaft unterbringen.
3) **Wertrahmen (seit 1982 mit Maschinenkennung):** Wird ebenfalls im Wesentlichen von der Post vorgegeben. Hier prägen sich bis heute die politischen Veränderungen unseres Staatswesens am meisten aus.

Wie man unschwer erkennen kann, kaufte die Stadt Ratingen einen Freistempler-Apparat der Firma Francotyp GmbH Berlin. Deutlich kann man den Werdegang bis 1956 verfolgen.

Bemerkenswert beim Wertrahmen ist die Verwendung des Adlers als Wahrzeichen des Staates. Im Übrigen begleitet uns dieser Vogel als Staatssymbol bis in unsere Zeiten. Die Auftraggeber und die Künstler gestalten dieses Tier immer wieder anders. So kennen wir schon fünf verschiedene hoheitliche Ausprägungen:

1) Preußischer Adler,
2) Adler der Kaiserzeit von 1871 bis 1918
3) Adler der Weimarer Republik von 1918 bis 1933
4) Adler der NS-Zeit von 1933 - 1945 und
5) Adler der Bundesrepublik seit 20. Januar 1950.

Allerdings wurde dieses Symboltier bei den Absenderfreistempeln nur in der Zeit von 1933 bis 1945 verwendet. Die unterschiedliche Gestaltung des Wertrahmens weist auf die unterschiedlichen staatsrechtlichen Verhältnisse hin.

Aber jetzt zu den in der Presse so hoch gelobten Werbeklischees unserer Stadt. Sie zeigen schlaglichtartig, was unsere Stadtväter im Auf und Ab der Zeit bewegte.

8) Sammlung Dr. Friedrich Ahrens, Ratingen

Abbildungen[9)]

Ein Highlight: Die landschaftlich reizvolle Lage unserer Stadt

Auf „Ratingens einzigartiges Naturdenkmal: Der Blaue See“, wie die Zeitung 1937 schrieb, wurde in unterschiedlicher Weise immer wieder gerne hingewiesen. Allerdings wurde in der Kriegszeit und ersten Nachkriegszeit der Freistempel mit dem plakativen Ausspruch „Wald- und Wohnstadt“ nicht benutzt. In der Zeit, als der Bombenkrieg mehr und mehr Wohnraum zerstörte, war es nicht opportun, auf die schöne landschaftlich reizvolle Wohnlage Ratingens hinzuweisen.

Als Neuerung nach dem Zweiten Weltkrieg ab etwa 1961 stellten die Stadtväter mehr die Naturbühne in den Vordergrund als die Naturschönheit selbst. In der Sammlung des Autors stammt der letzte Beleg mit dem Hinweis auf die „Naturbühne Blauer See“ vom 5. Februar 1990.

Alte Städteherrlichkeit

Das Werbeklischee mit „Stadt Ratingen – Alte bergische Hauptstadt“ wurde vor dem Zweiten Weltkrieg und ebenfalls in der Zeit danach mehrfach benutzt.

Die Bezeichnung „Alte bergische Hauptstadt“ bedarf der Erläuterung. Sowohl im Mittelalter, aber auch in der Neuzeit bis zum Jahre 1806 vertrat Ratingen neben drei anderen bergischen Städten, nämlich Düsseldorf, Lennep und Wipperfürth, die Städte auf dem bergischen Landtag. Sie waren also herausgehobene Städte, eben „Hauptstädte“. Dies hat nichts mit unserer heutigen Bezeichnung „Hauptstadt“ als Sitz einer Zentralregierung zu tun.

Wie man unschwer sehen kann, wurde die Schrift „Stadt Ratingen – Alte bergische Hauptstadt“ dreimal und das Bild zweimal geändert.

Interessant sind aber auch die Beschriftungen des Portoklischees. 1937 bis 1945 diente der Oberkörper eines Adlers als Blickfang.

Ab 1949 hieß es „Deutsche Post“ und nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland „Deutsche Bundespost“.

9) Alle Abbildungen: Sammlung des Autors

Ein bitteres Ereignis: Der Zusammenbruch 1945

Es muss auch noch ein bemerkenswerter Absenderfreistempel aus der Zeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg erwähnt werden. 1946 fehlte jedenfalls jedes Werbeklischee unserer Stadt. Lediglich ein Stempelabdruck „Stadtverwaltung Ratingen“ ersetzte die Bilder. Offenbar war die Stadtverwaltung nicht befugt ein Werbeklischee einzusetzen. Die Zeit war nicht danach.

Neue Städteherrlichkeit?

Deswegen ist ein Exkurs in das damalige Angerland sehr bemerkenswert. Die Verwaltung dieser Gebietsteile wurde bis zur Neugliederung vom Amt Angerland mit Sitz in Lintorf wahrgenommen. Wie schön war daher der bis 1974 benutzte Freistempel „Besucht das schöne Angerland“ anzusehen. Allerdings wies der Ortsstempel schon auf kommende Veränderungen hin. Ursprünglich hieß es „(22a) Lintorf Bz. Düsseldorf“, dann unter Änderung der Postleitzahl stolz nur der Ortsname „Lintorf“. Aber bereits als die alte Bezeichnung „4032 Lintorf“ 1973 geändert wurde in „4032 Lintorf b. Ratingen“, wie sich aus dem „Verzeichnis der Postleitzahlen“ vom März 1973[10] ergibt, bahnten sich kommende Veränderungen an.

Kehren wir jetzt zurück nach Ratingen. Die Stadt behielt ihre wenig aussagekräftige nüchterne Bezeichnung „Stadt Ratingen“ bei, wie unser Beispiel vom 21. Mai (19)79 zeigt.

10) Verzeichnis der Postleitzahlen 1973, herausgegeben vom Bundesministerium für das Post- und Fernmeldewesen, bearbeitet beim Posttechnischen Zentralamt Darmstadt. Abgeschlossen März 1973

Johann Peter Melchior, ein berühmter Mitbürger

Wie erfreulich und informativ ist das Werbeklischee zum Johann-Peter-Melchior-Jahr 1997.

„Die Quecke“, das Lintorfer Jahresjournal, hat mehrfach über den berühmten Porzellankünstler des 18. Jahrhunderts berichtet.

Partner in aller Welt

Seit den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts hat die Stadt Ratingen die Städtepartnerschaften entdeckt, um sie werbewirksam der Bevölkerung zu zeigen. Im Laufe der Jahre nahm die Zahl der Partnerstädte zu. Auch die Patenschaft zu unserem Schnellboot „Wiesel“ der Bundesmarine kam zu postalischen Ehren.

Dieses Werbeklischee wurde immer wieder in Variationen eingesetzt bis in das 21. Jahrhundert hinein.

Schon ermüdend. Wo blieb da das Werbeklischee, das werben soll?

Allerdings zeigen diese aufgereihten Absenderfreistempelabdrücke auch, wie sich die Portoklischees im Laufe der Jahrzehnte änderten. Das bei der Post seit Jahrhunderten immer wieder kehrende Posthornsymbol[11] wurde bis in unsere Tage in immer anderen Formen beibehalten. Die Währungsbezeichnung hat sich geändert. Die Angabe Pfennig wurde bei der Deutschen Bundespost für unnötig befunden. Beim Währungswechsel zum EURO erschien aber gleich „Euro Cent“.

Posttechnisch war die Angabe der Maschinenkennung ab dem 1.Januar 1982 notwendig. Die Maschine der Stadtverwaltung Ratingen trug die Nummer F 684017 bzw. F728319. Der Buchstabe „F“ stand für die Deutsche Firma Postalia, die oben beschrieben wurde. Nähere Einzelheiten zu den Absenderfreistempeln sind in der Literatur[12] beschrieben.

11) „Streifzug durch Ratinger Postgeschichte, 200 Jahre Postexpedition, Postwärteramt, Postamt, Postbankfinanzcenter“ in „Die Quecke“ Ratinger und Angerländer Heimatblätter, herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ Dezember 2009, S. 76 ff. Dezember 2010, S.51 ff. u. Dezember 2011 S. 41 ff.

12) „Handbuch und Katalog Absenderfreistempel 20. Jahrhundert Ratinger Behörden, Industrie- und Handelsunternehmen sowie Freie Berufe“ ca. 340 Seiten ca. 2.600 Abbildungen; Norderstedt 2005 ISBN 3-9334-4575-0; Dienstbibliothek Stadtarchiv Ratingen

EUROGA verbindet

2002 rief NRW die 2. REGIONALE aus. „Kultur und Naturräume“ sollten zu einem grenzüberschreitenden Ganzen verbunden werden. So entstand die EUROGA 2002 plus. Imposant, denn mehr als 55 Gemeinden an Rhein und Maas wollten Trennendes früherer Zeiten beiseite schieben, um Neues, Gemeinsames für die Zukunft zu schaffen. Eine Vielzahl kultureller und mit der Natur verbundener Projekte entstand. Auch Ratingen hatte sich eingebracht und steuerte unter anderem seinen Teil zu einem Radweg bei.

Bemerkenswert war die Tatsache, dass Ratingen eigentlich das EUROGA-Emblem gar nicht benutzen durfte, weil Düsseldorf dafür die Rechte innehatte. Merkwürdig war nur die Entdeckung erst 2002. In den Jahren 1999 und 2000 konnte unsere Stadt den EUROGA-Hinweis ohne Schwierigkeiten benutzen.

Das Stadtjubiläum

2001 war das Jahr des städtischen Jubiläums. Die Stadterhebungsurkunde datiert vom 11. Dezember 1276, ausgestellt von Graf Adolf V. von Berg und seiner Gemahlin. 1926 wurde dieses Jubiläum erstmalig im 20. Jahrhundert festlich gestaltet.

Der Absenderfreistempel war sparsam, aber sehr eindrucksvoll gestaltet. Der Hinweis auf 725 Jahre Stadtrechte war nicht verstaubt, sondern durch die zwei schwungvollen Unterstreichungen modern dynamisch hervorgehoben. Eine sehr gelungene Werbung für unsere Stadt. Sicherlich hätte sich so mancher gewünscht, diesen ausdrucksstarken Werbeblock mit dem Zusatz „über“ 725 Jahre Stadt Ratingen noch lange Zeit zu sehen.

Großes Schützenfest

Zu Beginn unseres Jahrhunderts machte es sich unsere Stadtverwaltung zur Aufgabe, auf besonders herausragende Veranstaltungen mit einem Werbeklischee hinzuweisen.

Ein richtiger und guter Weg, wie der Autor findet. Dabei sollte die Stadt bleiben. Besonders wiederkehrende „Events“ sollten davon profitieren. Ein schönes Beispiel ist das „Große Schützen- und Heimatfest“. In den Jahren 2003, 2004, 2005 und 2006 konnte ein- und dasselbe Werbeklischee verwendet werden. Das sparte natürlich Kosten.

Aufstrebende Wirtschaft

Bei den nachfolgenden Werbungsmaßnahmen der Stadt ist durch die präzise Angabe der Daten wie zum Beispiel beim „Wirtschaftstag 14. 11. 2003“ dieses Klischee nur einmal zu gebrauchen. Ebenso gilt dies für den „II. Ratinger Wirtschaftstag“ vom 10. Juli 2004. Das ist selbstverständlich für einmalige Verwendung teuer. Trotzdem sind diese in die Augen fallenden Werbeteile sehr zu begrüßen.

Das Außergewöhnliche: Neanderthal Museum

Das Neanderthal Museum wird von einer Stiftung getragen. Zu den Stiftern gehört auch der Kreis Mettmann. Obwohl Ratingen nicht zu den Zustiftern gehört, hat unsere Stadt sich an dem besonderen Jubiläum beteiligt.

„Neanderthal Museum 2006 – Jahr des Neanderthalers“ hieß das Motto. Die stilisierte Silhouette des mit Architekturpreisen überhäuften Gebäudes diente als Blickfang. Sehr beachtlich diese Verbeugung vor einem nicht städtischen Hause. Wird auch mal ein Ratinger Gebäude zu derartigen Ehren kommen? Zu wünschen wäre uns das ja.

Jugendengagement

„Das Ratinger Jugendkulturjahr hat … starke Erfahrungen möglich gemacht. Es hat vielen Jugendlichen die Chance gegeben zu erleben, wie erhebend es sein kann, sich zu engagieren…“ So schreibt die Stadt Ratingen im Internet auch noch im Jahre 2012.

Ehrenamt marschiert

Ein vernünftiges Werbebild für das Ehrenamt zu entwickeln ist recht schwierig. Das Motto lässt sich schlecht in ein Bild übertragen. Die stilisierten marschierenden Figuren lassen viele Deutungen zu.

Sie sind aus dem Logo des Ehrenamtes übernommen. Interessant ist der Internetname „ehrenamt-ratingen.de“ als Teil des Werbespruches. So wissen Internetbenutzer – ob alt, ob jung – sofort, wo sie nähere Einzelheiten zum Thema Ehrenamt erfahren können.

Die Losung insgesamt hieß:
„Mach mit! ehrenamt-ratingen.de
14. – 23. Sept. 2007“

Alle Jahre wieder…

Jedes Jahr wieder könnte Ratingen seinen Bürgerinnen und Bürgern „Frohe Weihnachten“ wünschen. Aber „Frohe“? Wie viele unserer Einwohnerinnen und Einwohner haben gerade in der Weihnachtszeit schwere persönliche Schicksalsschläge zu verkraften. Sollte man daher in Zukunft nicht von den „Frohen“ Wünschen Abstand nehmen, die gut gemeint sind, aber nicht so recht in unsere Zeit passen?

Digitale Welt bei unserer Stadtverwaltung

Mit diesem Absenderfreistempel hält auch der zweidimensionale Matrix-Code Einzug bei der Freistempelung städtischer Briefe.

Diese Methode ist ein gänzlich neues Verfahren. Darum soll eine kurze Erläuterung erfolgen.

Ab 1. Oktober 2000 testete die Deutsche Post AG in Verbindung mit einem amerikanischen Unternehmen und der Lufthansa AirPlus die

„Digitale Freimachung“. Ab 2004 kamen diese Maschinen in Deutschland in den Handel. Die ersten Apparate für „Digitale Freimachung“ in Ratingen erschienen um das Jahr 2005. Dieses Verfahren trägt den Namen ***FRANKIT***®. Folgende Vorteile nannte damals die Deutsche Post:

- Die Bedienung der Frankiermaschinen wird einfacher
- Tarif- und Produktänderungen der Deutschen Post AG sind für ***FRANKIT***®-Maschinen kostenlos
- Sauberer Frankierabdruck und **attraktive Werbeteile**
- Die Auffüllung der Portokasse erfolgt über ein Modem. Ein Gang zur Post entfällt.
- Manipulationssicher
- **Der Matrix-Code bietet attraktive Analysemöglichkeiten nach Nutzungsprofil, eigenen Kundendaten, Auftragsnummern usw.**

Allen auf dem Markt befindlichen Herstellern wurden von der Deutschen Post AG alphanumerische Kenndaten zugewiesen. So 2D für die bei uns in Ratingen ansässige Firma FRAMA „professioneller Partner für Postbearbeitung“. Wie wir sehen, hat der Stempelabdruck ein völlig neues Gesicht.

Erläuterung der geheimnisvollen Stempelabbildung[13)]

Teil des Absenderfreistempels	**Erklärung**	Teil des Absenderfreistempels	**Erklärung**
	Werbeteil		Bezeichnung: Deutsche Post und das Posthorn als Logo
	2D Matrixcode Er enthält alle im Klartext lesbaren Daten. Dazu verschlüsselte Informationen wie Produktangaben, Sendungszähler, Kundennummer, Auftragsnummer, Briefzusatzleistung, Rückantwort usw. Kopierschutz		Das eingetragene Warenzeichen der Deutschen Post AG7
	Das Einlieferungsdatum		**Maschinenkennung**: **2D** ist das von der Deutschen Post AG vergebene Herstellerkennzeichen für Frama, Ratingen **06** ist die Modell-Kennnummer der Firma **250A78** ist die sechsstellige Maschinennummer
	Das Porto in Euro		

Zum Schluss wollen wir noch die Frage stellen:

Wie hat unsere Ratinger Stadtverwaltung den Werbespruch der Deutschen Post AG

- **Der Matrix-Code bietet attraktive Analysemöglichkeiten nach Nutzungsprofil, eigenen Kundendaten, Auftragsnummern usw.**

in die Tat umgesetzt? Welche Daten sind in dem Code gespeichert? Interessant wäre zu erfahren, wie die Stadt sich verhalten hat!

Dr. Friedrich Ahrens

13) Siehe auch: „Handbuch und Katalog Absenderfreistempel 20. Jahrhundert Ratinger Behörden, Industrie- und Handelsunternehmen sowie Freie Berufe“, Norderstedt 2005, Seite 60. ISBN 3-9334-4575-0; Dienstbibliothek Stadtarchiv Ratingen

Der älteste Ratinger mit „Migrations-Hintergrund“

Seit 150 Jahren steht er am „Blauen See“, nicht weit von der Freizeitanlage für Kinder, etwas abseits des Wanderweges, der zur „Naturbühne“ führt – der Mammutbaum aus Nordamerika (Sequoia sempervires).

Er ist über 30 Meter hoch, in Brusthöhe beträgt sein Stammdurchmesser etwa 1,60 Meter.

In seiner Heimat, der Westküste der Vereinigten Staaten, kann er bis zu 120 Meter hoch werden, der säulenförmige Stamm erreicht einen Durchmesser von mehr als vier Metern. Manche Exemplare des Küsten-Mammutbaums oder „Redwood“ in Kalifornien bringen es auf ein Alter von mehr als 2000 Jahren.

In Europa wird der Mammutbaum gelegentlich als Parkbaum angepflanzt. Er wird bei uns selten höher als 50 Meter.

Das Alter des Baumes am „Blauen See“ ist für unsere klimatischen Verhältnisse schon recht beachtlich.

Das Waldgelände, auf dem sich der „Blaue See“ befindet und in dem der Mammutbaum 1862 gepflanzt wurde, ist Eigentum der Reichsgrafen von Spee auf Schloss Heltorf.

Aus welchem Grund der Baum damals gesetzt wurde, lässt sich nicht mehr ermitteln.

Herr auf Schloss Heltorf war 1862 der aufgrund seines leutseligen Wesens sehr beliebte **Graf August Wilhelm von Spee** (1813 - 1882), der

in zweiter Ehe (nach dem Tod seiner ersten Frau) mit **Maria Gräfin von Galen** verheiratet war. Aus dieser Ehe stammt die heute lebende Heltorfer Spee-Linie.

Die Angermunder verdanken Graf August Wilhelm ihre heutige St.-Agnes-Kirche, zu deren Neubau er 1871 9.000 Taler beisteuerte. Außerdem war er Förderer mehrerer kirchlicher und karitativer Einrichtungen. In Heltorf ließ er 1854 die heutige Schlosskapelle und 1862 (!) den Bibliotheksanbau errichten.

Als der Mammutbaum gepflanzt wurde, war das „Blaue Loch“ noch ein Steinbruch, in dem die Grafen von Spee Kalkstein abbauen ließen, der in den dort vorhandenen, heute noch sichtbaren Trichteröfen gebrannt wurde.

M.B.

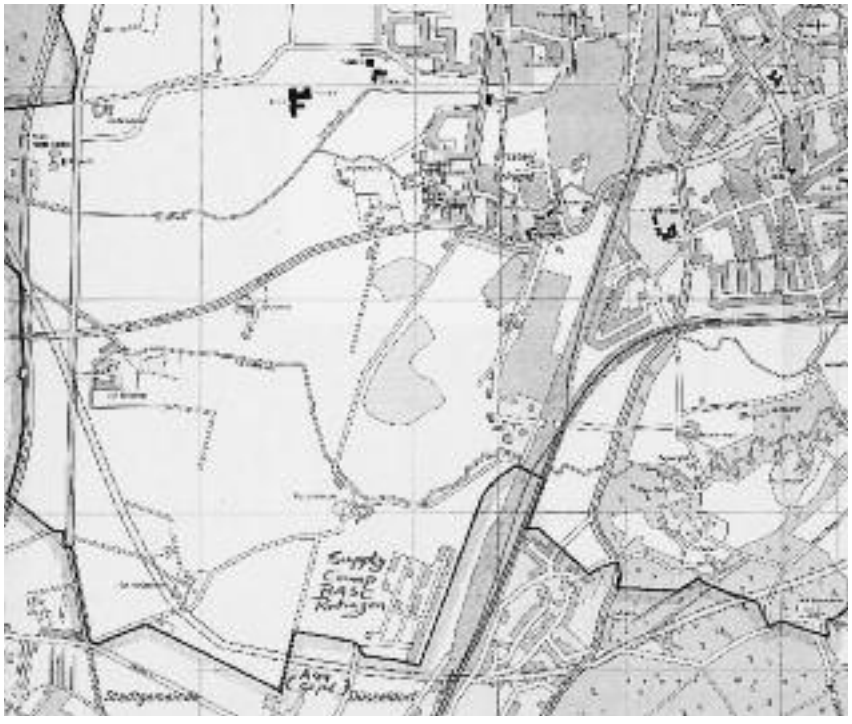
Wat han ech mech noh 1946 jefrocht? Wie öwwerleew ech!

Noh de Kapitulazion em Mai 1945 en Narvik, dat es en Norweje, wu-ed ons Scheff onger e englisch Kommando jestellt. Mer mosste de Kro-em (Mine, Torpedoschotz on U-Boot-Netze), wat mer do jeleit hadde, all widder wegrühme.

Als ech 1946 als Stüermannsoberjefreite uut de englische Jefangenschaft ko-em, mosst ech mech to Huus en Düsseldorp am leskellerberch, dat wor et Arbittsamt, zom Ongersü-eke melde. Ech wor jesonk on kräch jliek en Adress von e Berchwerk en Jelsekirche met. To Huus aanjeku-eme, seid min Motter merr: „Du bes jrad he, on no dat? Dat kütt öwerhaupt nit en Frooch! All die Jonges he uut de Stroot, die uut em Kriech noh Huus jeku-eme sind, kräje en Arbitt bem englische Voflejungslarer, on do jees du och hin!“

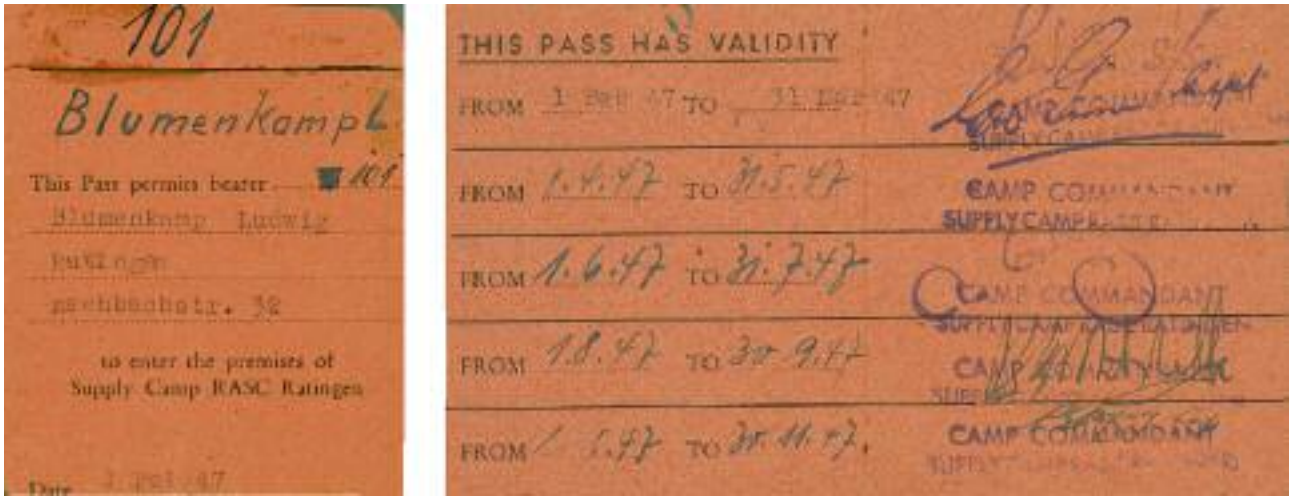
Marine-Obergefreiter
Ludwig Blumenkamp im Juni 1944

Ech jing also am Mondaach met min Entlassungspapiere on de Emfehlong för et Berchwerk noh de Engländer. En dem Büro vom Voflejungsdepo stung ne Major on ne Serjant. Die hant min Papiere dorchjelese on kallden metenanger. De Major leiden de Papiere op de Sitt, on de Serjant zechten en Rechtung Wajongs, die jrad leerjemaat wu-ede. Ech hadden sofort vostange, dat dat minne nö-ie Arbittsplatz wor. Ech wor domet em Bereich von de Schwerstarbeder enjedeelt. Die Schwerstarbederkaat, die ech doför kräch, mosst ech bem Engländer affjewe. Mer wu-ede dann von denne Tommys met Eete uut de Jullaschkanon, die en en Nissehütt stung, verfleecht. So hadde mer jede Meddach e warm Eete. Meestens bli-ef noch jet ü-ewer, wat mer noh Fierowend met noh Huus nehme däte. Ech hadden emmer e old Dubbelko-ekjeschirr dobe-i on han so min Eldere on Jeschwister met versorcht. Dat jing och en janze Tiet met dem Eete on dr Arbitt so widder, bes enes Daachs de Serjant mech frochten, ob ech nit met an de Rampe arbeede wollt? An de Voflejungsramp ko-eme emmer de englische Soldate met de Militärwares aan, öm örre Proviant met Lieferscheing afftehole. Ech mossten de Keste met de Lewensmeddel, Melk, Fleesch, Bruet, Jemü-es on so widder vüre an de Ramp affstelle. Dat Enlade en de Lastware meiden de Soldate selwer. De Serjant hadden äwwer emmer Ärjer met de Affholsoldate, weil de Stöckzahl met dem Sching, de se hadden, nit öwwereen stemmden. He hadden emmer schon min ju-ede Schreft bewondert, on op emol spro-ek he mech aan, ob ech öm nit en Tabell maake könnt, domet die janze Saak enfacher to maake wör. Ech han em dann en Tabell jemaat, on he wor bejeistert. Jetz menden he, ech sollden mech op sinne Platz sette, de Lieferschinge aannehme on denne Lütt met de Sackkarre sare, wat se to maake hant. So ko-em ech an ne ju-ede, lukrative Poste, de och de Froch nohm Öwwerleewe zom Ju-ede beenflussten.



Lage des Versorgungsdepots der britischen Rheinarmee

De englische Soldate brukten och emmer e paar Lewensmeddel för ör Fründinne. Onger de Lieferscheing loch dann en Schachtel met Zerette. En Du-es Melk oder wat jrad jebruckt wu-eden, wesselten stickum on leise de Besitzer. De Zerette wu-ede an de Kolleje met de Sackkarr verdeelt, äwwer de Schachtele mosste janz schnell verschwinde, denn merr



Berechtigungsausweis zum Betreten des britischen Verpflegungsdepots

lu-ese Zerette dorfte se be sech han. Met denne Zerette konnte se drusse om Schwatte Maat widder wat zom Käue krieje.

Dat jing en janze Tiet so widder, bes de Major en Füerwehrtrupp uut deutsche Lütt tosaame stelle li-et, on ech wor och dobe-i. Mer wuede von de Serjant uutjebildt, on su hadden de Tommys en jonge Füerwehrtruppe för et Depo. Dodörch koeme mer en alle Lararhüser, denn mer mosste all de Füerwehrjeräte nohkicke oder uutwessele. Dat hammer emmer reiöm jemaat on su ko-eme mer och en de Fleesch- on Wu-escheck. De dütsche Katzoff[1] hätt ons so manche Bro-etwu-esch tojeschmi-ete, die mer dann schnell en ons Zupp em Ko-ekjeschirr rennknitschten on dann ömjerührt hant. Wenn mer dann noh Fierowend dat Depo verli-ete, mosste mer bem Poste vörbee. Dat Ko-ekjeschirr wued opjemaat, on de Posten rührden dann met ne kleene Lö-epel do dren eröm. Et hän jo och wat Angeres do drenn sin könne, on dat wor jefährlech.

Min Mu-eder stung schon emmer en de Huusdür, wenn ech noh Huus ko-em, on se hadden schon de Maisbrüh im Ko-ekpott feedich, die et immer jo-ef. Dodrenn schöddeten ech mie Dubbelko-ekjeschirr uut, on dat Eete for dr janze Daach wor widder mol feedich.

En min fre-e Tiet han ech äwwer och an minne jelierte Beruf jedeit. Enzwesche wor et 1947 on ech 22 Johr old. De jröttere Fabrecke en de Jejend hadden langsam de Arbitt widder opjenohme, on so han ech e paar Kurse owends an de Maschinebouscholl metjemaat, öm späder widder em Beruf ne Anfang to fenge. Em Fröhjohr 1948 han ech mech be en jru-ete Firma öm en nö-ie Stell jekömmert on han se och jekräje. En de Medde vom Johr wor de Währungsreform, on mer konnt op emol alles widder koope.

Dat Dubbelko-ekjeschirr on minne Seesack han ech bes hütt noch vorwart. Jedesmol, wenn ech en de Keller komm on senn die Saake, weed ech noch emmer an de Tiet nohm Kriech erennert, wo et öm et Öwwerleewe jing.

Ludwig Blumenkamp

1) Metzger

Vergeblich versuchte ich wochenlang, ein Foto der Gebäude des früheren Proviantamtes aus der NS-Zeit und des später von den Briten als „Supply Camp RASC Ratingen“ übernommenen Verpflegungsdepots für die BAOR („British Army on the Rhine“) zu bekommen. Anfragen beim Staatsarchiv blieben ergebnislos. Niemand hat offensichtlich Fotos von diesem Gebäudekomplex gemacht, an den ich mich noch sehr gut erinnern kann und den man bei der Fahrt mit dem Zug von Ratingen West oder Ratingen Ost nach Düsseldorf kurz vor dem Bahnhof Rath rechts von der Bahnstrecke liegen sah.

Durch Nachfragen bei Freunden und Bekannten in Lintorf jedoch erfuhr ich, dass auch einige Lintorfer in den 1940er-Jahren als Zivilarbeiter im britischen Verpflegungscamp tätig waren. Ende 1945 suchten die Briten vor allem Bäcker und Konditoren für die Großbäckerei, die dem Supply Camp angeschlossen war. Von hier wurden alle britischen Einheiten in der Umgebung mit Brot und Backwaren versorgt.

Hans Müller und **Hubert Wassenberg sen.** meldeten sich spontan. Hans Müller geriet am Kriegsende in Dänemark in englische Gefangenschaft. Da er wegen der einsetzenden Vertreibung der Deutschen aus den polnisch besetzten Ostgebieten nicht in seine schlesische Heimatstadt Lauban zurückkehren konnte, ließ er sich von den Engländern in die Britische Zone nach Düsseldorf entlassen, da dort ein Onkel lebte. Hans Müller war gelernter Konditor und besaß in Lauban ein Café. Im April 1946 kamen seine Frau und die beiden Söhne nach der Vertreibung aus Schlesien und einem Zwischenaufenthalt in Sachsen ebenfalls nach Düsseldorf. Im September 1946 zog die Familie nach Lintorf und wohnte in einer Flüchtlingsunterkunft im Haus Bethesda.

Nachdem Hans Müller als Konditor im britischen Verpflegungsdepot eingestellt worden war, ging er zunächst zu Fuß zu seiner Arbeitsstelle nach Rath, dann gelang es ihm, ein Fahrrad zu besorgen, später fuhr er mit dem Zug von Lintorf bis zum Bahnhof Rath und ging dann zu Fuß zum Supply Camp. Wie alle anderen Beschäftigten im britischen Versorgungslager versorgte auch er seine Familie fast täglich mit Lebensmitteln, die er aus dem Lager herausschmuggelte. Zu diesem Zweck band er sich kleine Textilbeutel, die ihm seine Frau genäht hatte, um die Oberschenkel. In diesen Säckchen brachte er Weizenmehl mit nach Hause. Einer der hungrigen Söhne, die dort auf ihn warteten, war **Horst Müller,** seit vielen Jahren Vorsitzender des „Förderkreises Diakonie und Caritas“ in Lintorf.

Hubert Wassenberg sen. arbeitete zur gleichen Zeit im Supply Camp der Briten wie Hans Müller. Auch er hatte den Beruf des Bäckers und Konditors erlernt, und zwar im Restaurantbetrieb „Meuser“ in Düsseldorf-Niederkassel, wo er auch seine spätere Frau kennenlernte. In den 1920er-Jahren versuchten die beiden, sich in Düsseldorf selbstständig zu machen, doch Inflation und Weltwirtschaftskrise vereitelten ihre Pläne.

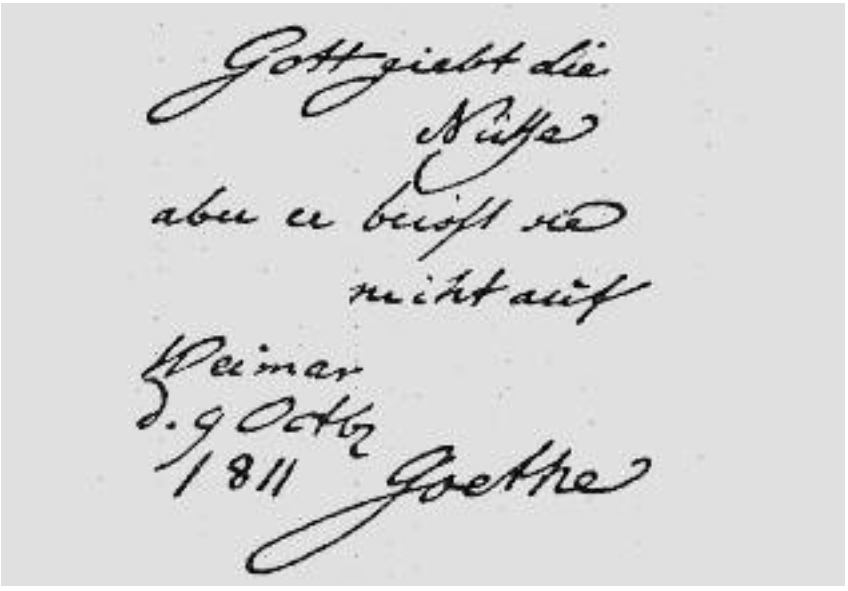
Hubert Wassenberg bekam eine Stelle beim Rüstungsbetrieb Rheinmetall und wurde während des Krieges „uk“ gestellt (vom aktiven Kriegsdienst befreit, weil er in einem kriegswichtigen Betrieb arbeitete).

Ein Arbeitskollege bei Rheinmetall war **Karl („Papp“) Mentzen,** der später seinen Sohn **Hubert Wassenberg jun.** zum Tambourmajor des 1952 gegründeten Lintorfer Tambourkorps ausbildete. Auch Vater Wassenberg brachte abends Lebensmittel aus dem Supply Camp mit nach Hause in die Ratinger Siedlung. Er trug extra große Schuhe, in denen er kleine Säckchen mit Mehl aus dem Lager brachte. Das schneeweiße Weizenmehl wurde übrigens unverpackt in Güterwagen ins Camp geschafft. Hubert Wassenberg hatte sich aber noch etwas Besonderes ausgedacht: jeden zweiten Tag band er sich „gehenden“ Teig in Tüchern um den Oberkörper. Davon wurde abends Brot gebacken, von dem auch die Nachbarn profitierten. Die Zuckersäcke aus dem Camp wurden leer mit nach Hause gebracht und aufgeribbelt. Aus den gewonnenen weißen Fäden strickten die Frauen Socken, die fürchterlich gekratzt haben sollen.

Wahrscheinlich ahnten die Engländer, was täglich an Vorräten aus dem Camp herausgeschmuggelt wurde und duldeten es stillschweigend, weil sie um Hunger und Not der Bevölkerung in der ersten Zeit nach dem Krieg wussten. Doch eines Tages gab es eine scharfe Kontrolle: alle deutschen Zivilarbeiter wurden „geschnappt“ und des Diebstahls überführt. Zur Überprüfung mussten alle während der Nacht im Lager bleiben, sodass sich die Angehörigen zu Hause Sorgen machten. Ein Warnschuss der Engländer, es nicht zu toll zu treiben?

Der Lintorfer **Karl Schöll** arbeitete von Januar 1949 bis zum 30. Juni 1950 im Supply Camp RASC Ratingen. Auch er wohnte wie Hubert Wassenberg auf der heutigen Tiefenbroicher Straße, die damals noch Ratinger Straße hieß. Sein Arbeitspass, der ihn berechtigte, das Supply Camp zu betreten, trug die Nummer 441. Er war uniformiert und gehörte dem 612. Versorgungszug der Britischen Rheinarmee an, einer halbmilitärischen Einheit, die aus Deutschen bestand. Karl Schöll hatte mit seinen Kameraden die Aufgabe, Essensreste aus den Kantinen der britischen Kasernen und aus dem Supply Camp zu entsorgen. Dabei brachte er die Abfälle auch zur früheren Mülldeponie Ecke Rehhecke/Friedrichs Glück (früher Breitscheider Weg).

Manfred Buer



St.-Marien-Krankenhaus: Vor 50 Jahren begann die Planung für den Neubau

„Die Geschichte des St.-Marien-Krankenhauses ist untrennbar verbunden mit der Geschichte der Stadt Ratingen“, schrieb der damalige Bürgermeister **Ernst Dietrich** in seinem Grußwort zu der am 15. August 1984 erfolgten Einweihung des neuen St.-Marien-Krankenhauses an der Werdener Straße mit dem Hinweis, dass beide das gleiche „Geburtsjahr 1276“ hätten. Aus der zu dieser Zeit gegründeten „Hütte des Hl. Geistes“ und dem bescheidenen Hospital sei nach über sieben Jahrhunderten ein stattlicher Gebäudekomplex mit Akut-Krankenhaus und Altenkrankenheim entstanden. Was damals vor nunmehr 28 Jahren der Ratinger Bevölkerung als neues und modernes Krankenhaus vorgestellt wurde, hatte zu dieser Zeit – was sich heute kaum noch jemand vorstellen kann – bereits eine mehr als 20-jährige Planungsphase hinter sich, in der sich die Baukosten von den ersten Schätzungen mit 12 Millionen auf schließlich fast 90 Millionen D-Mark erhöhten. Dass das neue St.-Marien-Krankenhaus, wie wir es heute kennen, mit der vor 50 Jahren begonnenen Planung und den sich in der Folgezeit auftürmenden Schwierigkeiten doch noch Wirklichkeit wurde, ist in erster Linie dem unermüdlichen Einsatz der jeweiligen Vorsitzenden des Kuratoriums und der St.-Marien-Krankenhaus GmbH, **Dechant Franz Rath** und **Pfarrer Theo Schmidt,** und des späteren Beiratsvorsitzenden **Bernhard Becker** zu verdanken.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts stand das „Gasthaus zum Heiligen Geist“, der Vorgängerbau des St.-Marien-Krankenhauses, an der Ecke Oberstraße/Angerstraße. Im Hintergrund die Kapelle mit Türmchen

Nach der totalen Zerstörung des St.-Marien-Krankenhauses bei dem Bombenangriff auf Ratingen im März 1945 war schon im Herbst mit dem Wiederaufbau begonnen worden, sodass bereits im März 1947 die ersten wieder aufgebauten Teilbereiche in Betrieb genommen werden konnten. Zu Beginn der 1960er-Jahre stand das Krankenhaus auf dem alten Gelände zwischen Oberstraße und Angerstraße wieder weitgehend zur Verfügung. Aber bereits zu dieser Zeit machte man sich in der als Träger der Einrichtung fungierenden katholischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul Gedanken darüber, inwieweit das Haus in Hinblick auf die kommende Bevölkerungsentwicklung auch in Zukunft noch seine Aufgabe erfüllen könne. Man ging nämlich bereits für den Beginn der 1970er-Jahre von einem Anwachsen der Ratinger Bevölkerung auf 55.000 Einwohner und einem noch verstärkten Anwachsen der zum Einzugsbereich gehörenden Angerlandgemeinden aus. Nachdem sich auch damals schon auf dem Gelände zwischen Oberstraße und Angerstraße keine Erweiterungsmöglichkeit mehr bot, kam man im Herbst 1962 zu dem Schluss, dass eine wirklich grundlegende und für alle Erfordernisse ausreichende Lösung nur in einem Neubau an anderer Stelle gefunden werden könne. Und dafür bot sich das Gelände jenseits der Angerstraße an, das bis dahin als Ökonomie für das Krankenhaus genutzt wurde. Kirchenvorstand, Krankenhauskuratorium und Stadtverwaltung erklärten dazu übereinstimmend, den Neubau jeder anderen Lösung vorzuziehen, während der Altbau für eine Erweiterung des Altenheims und den Ausbau eines Schwesternwohnheimes genutzt werden sollte. Die Kosten für den Neubau wurden damals mit 12 Millionen

Die nach dem Bombenangriff vom 22. März 1945 zerstörte Krankenhauskapelle an der Oberstraße

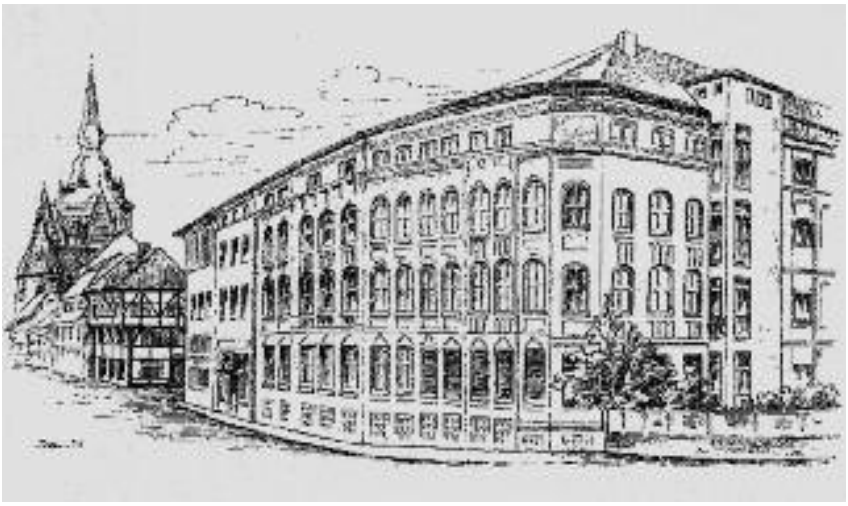
Das Ökonomiegebäude des St.-Marien-Krankenhauses auf dem Gartenland zwischen der Angerstraße und der heutigen Werdener Straße, auf dem heute der Neubau des Krankenhauses steht

D-Mark beziffert. Um für alle Fälle das notwendige Gelände frei zu halten, wurde der bereits zu dieser Zeit dringend notwendige Neubau des Kindergartens der Pfarre nicht an der Angerstraße durchgeführt, sondern vorsorglich an die Turmstraße verlegt.

Als im Sommer 1964 der Wiederaufbau des im Krieg zerstörten Krankenhauses mit dem Ausbau des Kellers und Souterrains mit Labor und Bäderabteilung abgeschlossen war, erklärte Dechant Franz Rath für die als Träger fungierende Pfarre St. Peter und Paul erneut, dass trotz dieses Fortschrittes an der Planung für einen Krankenhausneubau festgehalten und die baldige Ausführung vorangetrieben werden müsse. Mittlerweile seien, so wurde dazu betont, weitere wichtige Voraussetzungen geklärt. Im Sommer 1968 war als erste Maßnahme für dieses neue Krankenhaus mit der Planung des neuen Schwesternwohnheimes auf dem Gelände an der Angerstraße begonnen worden. Es war mit Räumen für 128 Schwestern und den entsprechenden Nebenräumen schon auf die Bedürfnisse des neuen Krankenhauses ausgerichtet. Das Krankenhaus selbst sollte nach der damaligen Planung statt der im alten Krankenhaus vorhandenen 192 insgesamt 280 Betten mit allen modernen medizinischen Einrichtungen erhalten. Für den Bau des Schwesternwohnheimes wurden vom Land als Zuschuss 1,4 Millionen Mark bewilligt, der Krankenhausneubau selbst war allerdings zum Leidwesen der Träger auch für 1970 noch nicht im Landesetat berücksichtigt worden. Dafür tröstete man sich zu dieser Zeit schon mit der Hoffnung, dass „das neue Krankenhaus in spätestens zehn Jahren seiner Bestimmung übergeben werden kann“.

Aber dann gab es zunächst doch immer wieder Veränderungen und weitere Schwierigkeiten. „Das St.-Marien-Krankenhaus in Ratingen steht in einer entscheidenden Phase seiner Entwicklung“, schrieb im Frühjahr 1969 die Kölner Kirchenzeitung und berichtete davon, dass die „Armen Schwestern vom hl. Franziskus“ aus dem Mutterhaus Aachen infolge Schwesternmangels noch vor Jahresende ihren segensreichen Dienst aufgeben müssten. Tatsächlich verließen dann Mitte November die letzten Ordensschwestern nach einem gemeinsamen Gottesdienst in der Krankenhauskapelle das Haus, in dem sie 115 Jahre segensreich gewirkt hatten. Die Umstellung der Krankenhausführung auf Laienkräfte konnte ohne Bruch erfolgen, wozu bei dem damals herrschenden Mangel an Krankenpflegepersonal sogar zehn Krankenschwestern aus Südkorea geholt wurden. Zusätzlich gab es in dieser Zeit Irritationen durch in der Öffentlichkeit aufkommende Vorstellungen, dass im Raum Ratingen anstelle der beiden vorhandenen Krankenhäuser ein Großkrankenhaus für die Region errichtet werden sollte. Dieses Vorhaben löste sich rasch auf, nachdem die Träger der beiden Ratinger Krankenhäuser erklärten, sie könnten sich zwar vorstellen, ein Zentralkrankenhaus als „ökumenisches Krankenhaus“ in zwei Häusern zu führen, wollten sich aber nicht an einem Großkrankenhaus außerhalb Ratingens beteiligen. Zur gleichen Zeit liefen nämlich auch die Planungen der Evangelischen Gemeinde für einen Krankenhausneubau mit Schwesternwohnheim, wofür 12 Millionen Mark angesetzt waren, während der Neubau des St.-Marien-Krankenhauses zu dieser Zeit schon mit 18 Millionen D-Mark veranschlagt war. Schließlich erklärten sich die beiden Kirchengemeinden als bewährte Träger bereit, auch weiterhin die Krankenversorgung in Ratingen zu übernehmen. Allerdings nur unter den bisherigen Voraussetzungen, dass das Land 70 Prozent der Baukosten für die Krankenhäuser übernimmt und der Kreis sich mit den üblichen zehn Prozent beteiligt. Größere Belastungen als bisher schon getragen wurden, könnten von beiden Gemeinden nicht mehr übernommen werden.

Für eine gemeinschaftliche Trägerschaft eines Großkrankenhauses allerdings konnten sich die beiden Ratinger Kirchengemeinden weiterhin nicht erwärmen. Dazu erklärte für das St.-Marien-Krankenhaus der neue Vorsitzende des Kuratoriums, Pfarrer Theo Schmidt, die Pfarrgemeinde klammere sich nicht mit allen Kräften an die Trägerschaft für das Krankenhaus, sondern sei bereit, sie abzugeben. Dann allerdings müsse sich die Stadt nach einem neuen Träger umsehen, denn die Pfarre sei nicht willens, das Haus etwa einem Zweckverband zu übergeben. Allerdings wollte die Kirchengemeinde für den Fall, dass ein öffentlicher Träger gefunden würde, für den Bau eines neuen Krankenhauses auch weiterhin das eigene Grundstück zwischen Angerstraße und Werdener Straße zur Verfügung stellen, das nach Abbruch des alten Hauses für eine große Lösung ausreichen würde. Aber auch weiterhin lief das Bemühen,



Nach dem Wiederaufbau zeigte sich das alte Krankenhaus wieder als stattliches Gebäude an der Oberstraße/Angerstraße. Zeichnung aus den 1970er-Jahren

den Neubau des St.-Marien-Krankenhauses noch im 2. Krankenhaus-Stufenplan des Landes unterzubringen. Zugleich machte man sich aber auch Gedanken, wie die derzeitige optimale Versorgung der Kranken beibehalten werden könne, falls es weitere Verzögerungen gäbe. In diesem Zusammenhang wurden Investitionen in Höhe von drei Millionen D- Mark genannt, für die das Land aufkommen müsse.

Um nach beinahe einem Jahrzehnt heftiger und doch fruchtloser Bemühungen endlich zu einer Entscheidung zu kommen und den Neubau des Krankenhauses nicht endlos zu verzögern, entschied sich zum Jahresbeginn 1971 die Erzbischöfliche Behörde in Köln für den Neubau eines 500 Betten umfassenden Krankenhauses in Ratingen. Diese rasche Entscheidung war vor allem deshalb wichtig, um den Krankenhausneubau noch in dem laufenden 2. Stufenplan der Landesregierung unterzubringen und somit eine Verwirklichung in den Jahren zwischen 1975 und 1980 zu erreichen, weil sonst wieder eine weitere Verzögerung um mindestens fünf Jahre gedroht hätte. Zu diesem Zeitpunkt wurden nämlich die Aussichten für die Aufnahme eines katholischen Krankenhauses für Ratingen in den Stufenplan der Landesregierung offenbar als ungewöhnlich günstig angesehen. Für das neue Haus sollte eine neue Krankenhausbetriebsgesellschaft gegründet werden, in der neben den vorgesehenen Trägern Pfarre St. Peter und Paul, Erzdiözese Köln und Caritasverband auch die Evangelische Kirchengemeinde Ratingen mit Sitz und Stimme vertreten sein sollte.

Aber dieser Plan zerschlug sich, dafür traten immer wieder weitere Verzögerungen in den Verhandlungen mit der Landesregierung und damit auch in der örtlichen Planung auf. Eine entscheidende Etappe in den langwierigen Verhandlungen hoffte man im Frühjahr 1974 erreicht zu haben, als in einem Schreiben des Ministeriums für Arbeit, Gesundheit und Soziales mitgeteilt wurde, dass bei den Beratungen zur Aufstellung des 2. Stufenplanes „der besonderen Situation in Ratingen Rechnung getragen werde“. Damit wurden die Bemühungen des Krankenhausträgers anerkannt, für die erwartete Grundsatzbesprechung alle Voraussetzungen zu schaffen. Damit hatten Kirchenvorstand und Kuratorium die Aachener Allgemeine Baubetreuungsgesellschaft mbH Köln beauftragt, gleichzeitig war auch schon die Planung und Bauleitung an die beiden Architekten **Karl und Klaus Monerjan** übertragen worden. Wie die beiden Architekten damals vortrugen, hatte man sich eindeutig auf das Grundstück an der Werdener Straße festgelegt. Das Planungskonzept sah zu dieser Zeit ein breit gelagertes drei- bzw. viergeschossiges Gebäude vor, auf das ein weiteres viergeschossiges Bettenhaus aufgesetzt werden sollte. Bei einem Raumprogramm von 111.500 Kubikmetern bewegten sich die Kostenschätzungen für das neue Krankenhaus bereits um 54 Millionen D-Mark.

Tatkräftige Unterstützung erwartete der Krankenhausträger von einem Besuch des Vorsitzenden des Krankenhausausschusses im Landtag, **Konrad Grundmann,** der sich von den mittlerweile vorliegenden Plänen beeindruckt zeigte und versprach, sich in Kontakten mit dem zuständigen **Minister Figgen** für eine rasche Verwirklichung einzusetzen. Das verband der Ratinger Bürgermeister **Ernst Dietrich** mit einer persönlichen Einladung der Stadt an den Minister. Tatsächlich fand, nachdem der Minister im Sommer 1974 nach Ratingen gekommen war und sich von der geleisteten Vorarbeit überzeugt hatte, im Frühjahr 1975 die schon lange erwartete Grundsatzbesprechung im Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales statt. Nach eingehender Diskussion über die Einzelaspekte der Planung und Funktionsbereiche des neuen Ratinger Krankenhauses wurden von der Landeskrankenhauskommission der Standort, die bauliche Gestaltung und die ärztlichen und pflegerischen Bereiche mit 399 Betten voll bestätigt. Danach konnte die weitere Detailplanung des Krankenhauses fortgeführt werden. Und zwar sollten von den vorgesehenen 399 Betten 96 für die Chirurgie, 64 für die Unfall-Chirurgie, 48 für die Urologie, 116 für die Innere Medizin und 48 Betten für die Gynäkologie und Geburtshilfe eingerichtet werden. Die übrigen Betten sollten sich auf ärztliche Spezial- und Pflegebereiche verteilen. Damit war allerdings noch kein Termin für den Baubeginn genannt worden.

Vonseiten des Bauträgers war man damit zufrieden, weil damit die Dringlichkeit der beabsichtigten Baumaßnahme unter Hinweis auf die kommende Umwandlung des Evangelischen Krankenhauses in eine Spezialklinik dem Grunde nach anerkannt worden war. Tatsächlich wurde bald danach, wie in einer Sitzung des Kreis-Gesundheitsausschusses gesagt wurde, die Weiterplanung für das St.-Marien-Krankenhaus freigegeben, obwohl kurz vorher noch einmal Bedenken wegen der Größe aufgekommen waren. Trotz

dieser Bedenken war noch angeregt worden, das Haus um eine Infektionsabteilung mit 14 Betten zu erweitern, die so eingerichtet werden sollte, dass bei Bedarf die Zahl der Betten noch erweitert werden könne.

Trotz dieser sich abzeichnenden Fortschritte für den Krankenhausneubau war das Krankenhaus-Kuratorium unter Pfarrer Theo Schmidt bemüht, die Funktionstüchtigkeit des alten Krankenhauses bis zum Anschluss an den Neubau vor allem mit Baumaßnahmen im Umfang von 2,2 Millionen D-Mark zu gewährleisten. Bei diesen Überbrückungsmaßnahmen, zu denen die Regierung die erforderlichen Mittel genehmigt hatte, handelte es sich vor allem um eine Verlagerung der Chirurgischen Ambulanz und eine dadurch ermöglichte Entlastung und völlige Neuordnung des OP-Bereichs. Diese Maßnahme war vor allem deswegen so dringlich, weil mit der im April 1976 vorgesehenen Schließung der Chirurgischen Abteilung des Evangelischen Krankenhauses weitere Belastungen für das St.-Marien-Krankenhaus zu erwarten waren. Im Zuge dieser Maßnahmen wurde u. a. ein zweiter Operationssaal eingerichtet, eine Voll-Klimaanlage für sämtliche Räume installiert und der Röntgenbereich neu geordnet. Wie dringend notwendig diese Überbrückungsmaßnahmen waren, zeigt sich schon in den folgenden Monaten, in denen das St.-Marien-Krankenhaus häufig 100-prozentige, mehrmals sogar 110-prozentige Belegung zu verzeichnen hatte, sodass Notbetten in Anspruch genommen werden mussten.

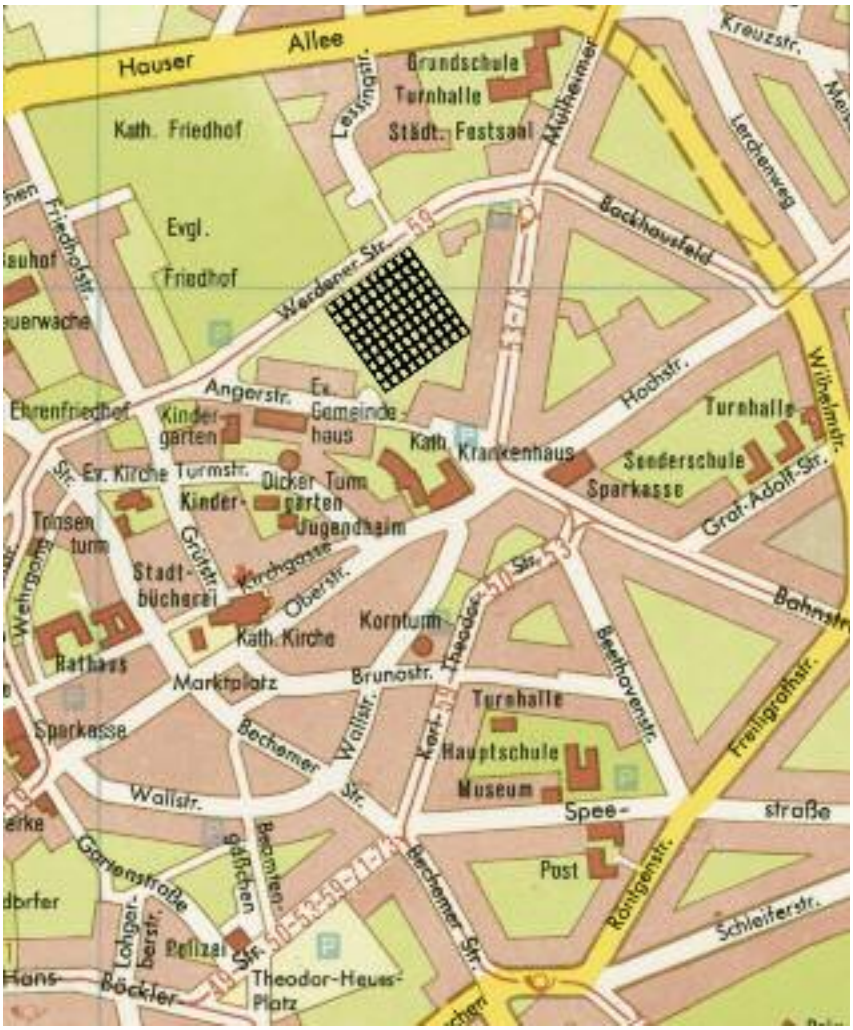
Und dann gab es im Frühjahr 1977 doch wieder einen gewaltigen Rückschlag: Laut einer Anweisung des zuständigen Ministers in Düsseldorf mussten die Planungsarbeiten für das Neubauvorhaben des Ratinger Krankenhauses eingestellt werden und durften nicht weitergeführt werden. Damit beschäftigte sich dann auch der Sozialausschuss der Stadt, wobei der Tagesordnungspunkt von der Verwaltung als „eines der wichtigsten kommunalpolitischen Probleme der Stadt Ratingen“ bezeichnet worden war. Wie in der Sitzung erklärt wurde, war der ausgesprochene Stopp für die weitere Planung u. a. darauf zurückzuführen, dass der zuständige Minister unter Berücksichtigung der neuen Gegebenheiten, wie kommunale Neugliederung, konjunkturbedingte Tendenzen, begrenzte Förderungsmöglichkeiten der öffentlichen Haushalte und allgemein verkürzte Verweildauer in den Krankenhäusern, einen völlig neuen Krankenhausplan erstellen lassen wollte. Dafür war in absehbarer Zeit eigens eine Gebietszielplanungsbesprechung angesagt, für die sich die Stadt Ratingen u. a. durch die Einschaltung der Arbeitsgruppe zur Planung und Beratung von Einrichtungen des Gesundheitswesens GmbH rüsten ließ. Für Unruhe sorgten dann auch noch Gerüchte, nach denen der Neubau des Katholischen Krankenhauses in dem benachbarten Düsseldorfer Stadtteil Mörsenbroich weit fortgeschritten sei, das Wohlwollen des Ministers genieße und somit präjudizierende Fakten geschaffen würden, nach denen dann für Ratingen kaum noch Chancen bestünden. Auf Anfrage von **Stadtdirektor Dr. Alfred Dahlmann** wurde dies vom zuständigen Minister verneint mit dem Hinweis, auch durch private Initiativen würden keinesfalls Fakten geschaffen. Gleichzeitig wies der Minister auf die Notwendigkeit zur Prüfung der bisherigen Planungskonzepte hin und betonte, ob es auch in Ratingen in absehbarer Zeit zu einer Änderung des bisherigen Planungskonzeptes und zu einer kurzfristigen Freigabe der Weiterplanung komme, könne man noch nicht sagen.

Auch weiterhin war man in Ratingen unermüdlich darum bemüht, positive Voraussetzungen für die schließlich auf den 9. Juni 1979 im Ministerium angesetzte Zielplanungskonferenz zu schaffen. Beirat und Geschäftsführung der St.-Marien-Krankenhaus GmbH informierten den zuständigen Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales **Dr. Friedhelm Farthmann** laufend schriftlich und mündlich über die weiterhin erarbeiteten Vorstel-

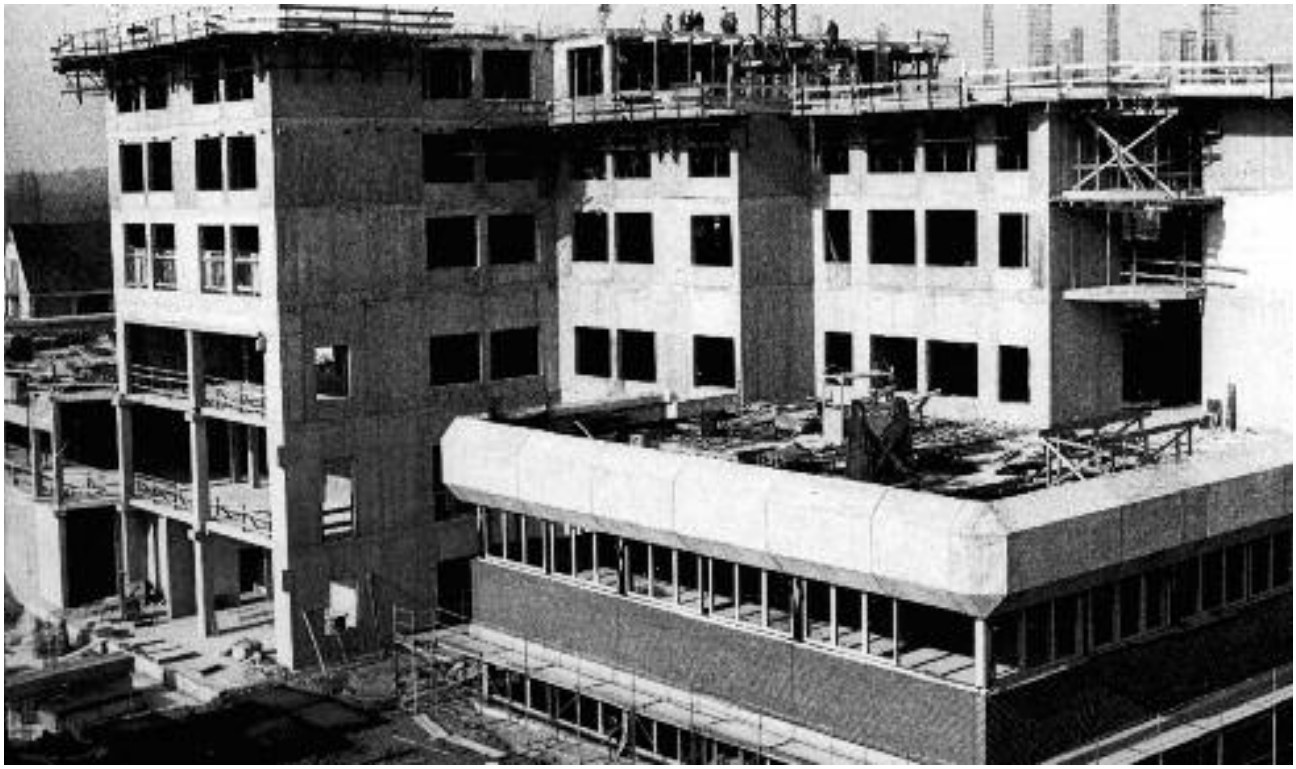
Professor Dr. Friedhelm Farthmann,
in den Kabinetten **Heinz Kühn** und **Johannes Rau** von 1975 bis 1985 Landesminister für Arbeit, Gesundheit und Soziales

lungen. Der Vorsitzende des Landtagsausschusses für Gesundheit und Soziales, Konrad Grundmann, wurde ebenso eingeschaltet wie der Caritas-Verband für die Erzdiözese Köln. Bürgermeister und Rat, Stadtdirektor und Verwaltung stellten sich ebenso einmütig und nachdrücklich hinter den geplanten Neubau, wie auch Landrat, Oberkreisdirektor und Amtsarzt dafür eintraten. Es herrschte deshalb auch ungeteilte Freude in Ratingen, als der für die am Vortag durchgeführte Zielplanbesprechung zuständige **Ministerialrat Dr. Ehlers** bei der Einführung des neuen Chefarztes für die Rheumatologische Abteilung, **Dr. Rau,** im St.-Marien-Krankenhaus Hoffnungen weckte. Es bestehe kein Zweifel, so sagte er, dass der Neubau des St.-Marien-Krankenhauses durchgeführt werden müsse, fügte aber hinzu, es sei nur noch eine Frage der Zeit. In der Zielplanungsbesprechung sei deutlich zum Ausdruck gekommen, dass über die Notwendigkeit des Neubaues niemals Zweifel bestanden hätten, nun müsse man aber noch einmal über die Zahl der notwendigen Betten sprechen. Nachdem auch bei einer Änderung der Bettenzahl keine große Umplanung mehr erforderlich sei, könne man davon ausgehen, so der Ministerialrat weiter, dass die Planung für das St.-Marien-Krankenhaus bereits Ende 1979 in das Programm aufgenommen werden könne und dann die Aufnahme des Neubaues in das Jahresprogramm 1980 erfolge. Anerkennend äußerte er sich bei dieser Gelegenheit über die zwischen den beiden konfessionellen Krankenhäusern in Ratingen erreichte Einigung, wonach das Evangelische Krankenhaus in eine Fachklinik für Orthopädie und Rheumatologie umgewandelt wurde und das Katholische Krankenhaus als Allgemeinkrankenhaus weiterhin für die Versorgung der mittlerweile 90.000 Ratinger zuständig war. Er sprach in diesem Zusammenhang von einem „Ratinger Modell“, das exemplarisch für das gesamte Krankenhauswesen in Nordrhein-Westfalen sei.

Nachdem sich aber dann bis zum Beginn des Jahres 1979 immer noch nichts Entscheidendes getan hatte, lief in Ratingen eine Bürgeraktion an, in der Unterschriften für den Neubau des St.-Marien-Krankenhauses gesammelt wurden, nachdem es zuvor bei aller Gemeinsamkeit doch zu politischem Tauziehen gekommen war. Innerhalb weniger Tage kamen vor allem in den Pfarreien und katholischen Vereinen über 5000 Unterschriften zusammen, die dem Gesundheitsminister Dr. Friedhelm Farthmann bei einem angekündigten Besuch in Ratingen übergeben werden sollten. Das war aber dann schon gar nicht mehr erforderlich, weil nämlich der Gesundheitsminister wenige Tage vorher in einem Gespräch mit den Vertretern des Krankenhausträgers und der Stadtspitze „grünes Licht“ für die weitere Planung des St.-Marien-Krankenhauses gegeben hatte. Die letzte Entscheidung darüber, ob das Ministerwort eingehalten werden könne, lag nun beim Landtag, der darüber zu entscheiden hatte, ob die zusätzlich erforderlichen Mittel für den Krankenhausneubau in Ratingen im Landesetat bewilligt werden sollten. Der Minister forderte den Krankenhaus-



Auszug aus dem amtlichen Stadtplan der Stadt Ratingen von 1970.
Das katholische Krankenhaus befindet sich noch an der Ecke Oberstraße/Angerstraße.
Die schraffierte Fläche zwischen Werdener Straße und Angerstraße zeigt das Grundstück für das neue Marien-Krankenhaus



Mit großem Interesse verfolgte die Ratinger Bevölkerung das Wachsen des Neubaues an der Werdener Straße

träger auf, in der Planung fortzufahren für den Fall, dass das Ratinger Krankenhaus schon 1979 bei der Finanzierung dabei sein sollte. Zugleich sicherte der Minister zu, in Hinblick auf den bedenklichen Bauzustand des alten Krankenhauses den funktionsfähigen Zustand bis zur Erstellung des Neubaues zu garantieren. Auch die evangelischen Kirchengemeinden in Ratingen setzten sich zu diesem Zeitpunkt für den Bau des katholischen Akut-Krankenhauses ein und erklärten zusammen mit dem Träger des Evangelischen Fachkrankenhauses, Verständnis dafür zu haben, dass diese Maßnahme vordringlich durchgeführt werde.

Erst recht kam dann im Sommer 1979 Freude auf, als Minister Farthmann versicherte, dass der Neubau des Ratinger St.-Marien-Krankenhauses mit einer Investitionssumme von 50 Millionen D-Mark in das Jahresbauprogramm 1979 einbezogen werde. In Ratingen lag mittlerweile eine völlig neue Planung vor, die auf die neuesten Anforderungen an einen Krankenhausneubau ausgerichtet war. Kuratoriums-Vorsitzender Pfarrer Theo Schmidt rechnete zu diesem Zeitpunkt dann schon damit, dass bereits im Herbst 1980 der erste Spatenstich für das Krankenhaus getan werden könne. Zu diesem Zeitpunkt stand dann auch fest, dass zusammen mit dem Akut-Krankenhaus an der Werdener Straße ein modernes Alten-Krankenheim errichtet werden sollte, um die alte Tradition der Altenpflege weiterführen zu können. Der Landschaftsverband Rheinland und der Kreis Mettmann hatten einem Bedarf von 168 Betten zugestimmt. Die Krankenhaus GmbH versprach sich von der Verwirklichung der beiden Maßnahmen – Akut-Krankenhaus mit 207 Betten und Alten-Krankenheim mit 168 Betten – eine besonders wirtschaftliche Betriebsführung für beide Häuser. Die mittlerweile vorliegende neue Bauplanung unterschied sich wesentlich von der früheren, weil man von der Hochhauskonzeption abgegangen war und dafür zwei- bis fünfgeschossige Bettentrakte wählte, die sich in aufgelockerter Bauweise besser in das Stadtbild einfügen sollten.

Noch zuversichtlicher wurde man in Ratingen, als im Herbst 1980 die „vorläufigen Bewilligungsbescheide“ für Akut-Krankenhaus und Alten-Krankenheim eingingen. Kuratoriumsvorsitzender Pfarrer Theo Schmidt wagte deshalb noch, bevor er mit seiner Gemeinde zu einer Wallfahrt nach Rom aufbrach, auf einen Baubeginn im Spätherbst zu hoffen. Die Bewilligungsbescheide bezogen sich, wie Beiratsvorsitzender Bernhard Becker ausführte, auf die zu diesem Zeitpunkt bekannte Kostenhöhe nach aktuellen Baupreisen und beliefen sich für das Akut-Krankenhaus auf 61,9 Millionen und für das Alten-Krankenheim auf 17,7 Millionen D-Mark. Mit der Fertigstellung und nahtlosen Inbetriebnahme der beiden Einrichtungen wagte man zu diesem Zeitpunkt schon für das Jahr 1984 zu hoffen. Der gemeinsame Bau eines Akut-Krankenhauses und eines Alten-Krankenheims und vor allem deren gemeinsame wirtschaftliche Betriebsführung stellten damals so etwas wie ein „Pilotprojekt“ in Nordrhein-Westfalen dar. Das machte die Finanzierung aber auch besonders schwierig, weil für die jeweilige Einrichtung immer wieder neue und eigene Schlüssel der Bezuschussung errechnet werden mussten. Einen entscheidenden Schritt tat zu dieser Zeit die Pfarrgemeinde St. Peter und Paul, indem sie die benötigten Grundstücke mit einer Größe von 26.000 Quadratmetern auf die St.-Marien-Krankenhaus GmbH übertrug. Sie leistete damit einen nicht unwesentlichen Bei-

Der fertige Neubau des St.-Marien-Krankenhauses. Im Bild nicht zu sehen: das St.-Marien-Seniorenheim (Altenkrankenheim), das sich rechts vom Haupteingang mit der Marien-Skulptur befindet

trag in zweistelliger Millionenhöhe zur Finanzierung des Akut-Krankenhauses und des Altenkrankenheimes.

Nach den mehr als 20-jährigen Bemühungen war es kein Wunder, dass der Beginn der Baumaßnahme mit dem ersten Spatenstich zum Beginn des neuen Jahres 1981 mit zahlreichen offiziellen Vertretern von Bauträger, Firmen, Verwaltung und Rat der Stadt Ratingen groß gefeiert wurde. Beiratsvorsitzender Bernhard Becker sprach von einem wichtigen Schritt zur Vervollständigung der Infrastruktur für die Ratinger Bevölkerung und dankte der „Fraktion Ratingen“, die über alle Parteien und Konfessionen hinweg zur Verwirklichung des Vorhabens beigetragen habe. Pfarrer Theo Schmidt verband mit dem Dank an alle zuständigen Stellen den Segenswunsch, dass Gott das begonnene Werk segnen möge, und Bürgermeister Ernst Dietrich sprach von dem „notwendigsten Bauwerk des Jahrzehnts in Ratingen“ und nannte es ein Gemeinschaftswerk aller Fraktionen für alle Bürger der Stadt. Nicht weniger Interesse fand dann mitten im Sommer die feierliche Grundsteinlegung, die zu einem Zeitpunkt erfolgte, zu dem die Bauarbeiter schon 25.000 Kubikmeter Gestein und Mutterboden – teilweise durch Sprengungen im Ratinger Fels – aus dem Baugelände herausgeholt und dafür schon 3000 Kubikmeter Beton und 280 Tonnen Stahl in den Boden versenkt hatten. Minister Farthmann übermittelte dazu schriftlich seine Grüße und Glückwünsche mit dem Hinweis, dass der Neubau des St.-Marien-Krankenhauses in Ratingen sozusagen in letzter Minute in den Finanzierungsplan aufgenommen wurde. Bekannt wurde bei dieser Gelegenheit, dass sich auch der Landschaftsverband Rheinland mit fast 15 Millionen D-Mark an dem Vorhaben beteiligen wollte.

Auch in der folgenden Zeit fand der Krankenhausneubau, der auf dem Gelände an der Werdener Straße immer mehr aus dem Boden wuchs, das öffentliche Interesse. Und die St.-Marien-Krankenhaus GmbH nutzte auch jede sich bietende Gelegenheit, die Öffentlichkeit über den Baufortschritt zu informieren und so das öffentliche Interesse zu erhalten. In das Jahr 1982 fiel zum Beispiel der Chefarztwechsel. **Dr. Hans-Friedrich Müller** ging, nachdem er 22 Jahre lang Chefarzt der Chirurgischen Abteilung war, in den Ruhestand, den er zusammen mit seiner Frau in Neuseeland zu verleben gedachte. Nachfolger wurde **Dr. Robert Porten,** der aus Krefeld stammte, in Düsseldorf und Wien studiert und dann an zahlreichen Kliniken im Rheinland und Ruhrgebiet gearbeitet hatte. Einen tiefen Einblick in die Vor- und Baugeschichte des Krankenhauses bot ein kleines Fest mit dem Beiratsvorsitzenden Bernhard Becker, der mit seinem 60. Geburtstag auch das zehnjährige Jubiläum seiner Vorsitzendentätigkeit feiern konnte. Sein Wirken würdigte der neue Pfarrer von St. Peter und Paul und zugleich auch neue Kuratoriumsvorsitzende **Josef Mehler.**

Als die Pfarrgemeinde im Sommer 1983 ihr Pfarrfest feierte, war der Krankenhausneubau die große Attraktion. Man wollte – wie es der Architekt ausdrückte – auch der breiten Öffentlichkeit „einen Blick auf das Licht am Ende des Tunnels der langen Krankenhaus-Bauphase“ ermöglichen. Das Interesse war so stark, dass bei drei Terminen jeweils mehrere Führungen vorgenommen werden mussten. Am Akut-Krankenhaus waren zu dieser Zeit die Rohbauarbeiten bis auf kleinere Restarbeiten fertiggestellt, die Dachflächen waren zu 95 Prozent gedeckt, die Fenster montiert und verglast, Heizung, Sanitärinstallation, Elektroanlagen sowie Trockenausbau waren bis auf die Feininstallation fertig. Um das Bild zu vervollständigen, waren sogar schon zwei Musterzimmer hergerichtet und voll ausgestattet. Ähnlich weit fortgeschritten war auch schon der Bau des Alten-Krankenheimes. Man hoffte, falls die Freigabe der weiteren Arbeiten durch die Behörden rasch und die Stellung der Finanzen weiterhin so zügig erfolgte, auf eine termingerechte Fertigstellung des Bauvorhabens bis zum Sommer 1984. Die Ratinger Bevölkerung war ganz offensichtlich tief beeindruckt und überzeugt, dass hier ein „menschliches Krankenhaus“ entstand.

Tatsächlich konnte das neue St.-Marien-Krankenhaus am 15. August 1984, am Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, nach dreieinhalbjähriger Bauzeit feierlich eingeweiht werden und zum 1. September den Krankenhausbetrieb aufnehmen. Bei der Feier, an der die Ratinger Bevölkerung großen Anteil nahm, bezeichnete der Beiratsvorsitzende Bernhard Becker den Tag als einen Markstein in der reichen Geschichte der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul. Von einem Tag der Freude sprach der Sozialminister Dr. Friedhelm Farthmann und meinte, ganz eindeutig seien die vom Land für das Ratinger Krankenhaus gegebenen 74 Millionen und die für das Altenkrankenheim beigesteuerten 14

Millionen D-Mark gut zum Wohl der Bürger angelegt worden. In der Krankenhauskapelle, die nicht nur optisch den Mittelpunkt zwischen Akut-Krankenhaus und Altenkrankenheim bildet, nahm **Weihbischof Dr. Augustinus Frotz** die Einweihung vor. Zuvor hatte schon der Kölner **Erzbischof Joseph Kardinal Höffner** der Pfarrgemeinde St. Peter und Paul bestätigt, sie habe bisher schon über Jahrhunderte in der Armen- und Krankenpflege segensreich gearbeitet. Im neuen Krankenhaus werde nun dieser karitative Auftrag, der zum wesentlichen Selbstverständnis der katholischen Glaubenslehre gehöre, weitergeführt.

Schon bald nach dem Umzug des Krankenhauses in das neue Gebäude an der Werdener Straße traten an dem Altbau zwischen Ober- und Angerstraße die Abbruchbagger in Aktion. Die Ratinger Bevölkerung verfolgte die mehrere Monate andauernden Abbrucharbeiten vielfach mit etwas Wehmut, weil das alte Haus einfach zum Stadtbild gehörte und schließlich ein gutes Stück Ratinger Stadtgeschichte darstellte. Erfreut zeigte man sich darüber, dass für dieses Gelände im engsten Innenstadtbereich eine großzügige städtebauliche Lösung gefunden und durch die Ratsgremien genehmigt wurde. Bewusst hatte man zur Revitalisierung der Innenstadt nicht nur Geschäfte, sondern einen großzügigen Wohnungsbau mit der Fortsetzung des Stadtgrabens als Herzstück eingeplant.

Dr. Richard Baumann

Bis zu 10 Pfund in nur zehn Tagen!

Die Ratinger Reformhäuser lassen auch Ihre Pfunde purzeln!

***Ratingen:* „Jetzt starten wir endlich auch in Lintorf voll durch“, so Brigitte Beyer aus dem Ratinger Reformhaus am Marktplatz. „In Ratingen ist der Riesenerfolg mit unserer Schlankheitskur ja schon seit vielen Jahren bekannt! Deshalb werden wir jetzt auch unseren neuen Lintorfer Kunden auf der Speestraße die Gelegenheit geben, auf einfache Art das eine oder andere Pfündchen los zu werden“, erklärt die Vitalstoff-Beraterin Brigitte Beyer, „und das in nur zehn Tagen. Kinderleicht mit den Schoenenberger Pflanzensäften und einer guten und ausgewogenen Vollwerternährung!“**

„Wer kennt das nicht, der ewige Kampf mit den Pfunden und der Problemzone“, so Brigitte Beyer, „aber mit unserer Saftkur haben wir die perfekte Lösung!“ Nicht nur unsere Kunden bestätigen es immer wieder, auch zahlreiche klinische Studien belegen, dass die raffinierte Mischung aus Artischocken-, Brennnessel-, Kartoffel- und Tomatensaft nicht nur Abnehmen unterstützt. So ganz nebenbei wird auch Ihr Blut gereinigt und der ganze Körper entgiftet, Sie werden fitter und belastbarer.

Wenn auch Sie mit diesem Schlankheits-Cocktail (er muss zehn Tage vor dem Frühstück und dem Abendessen getrunken werden) spielend bis zu 10 Pfund abnehmen wollen, ist hier das richtige Angebot für Sie: Alle Zutaten erhalten Sie natürlich wieder im Ratinger Reformhaus am Marktplatz 6, und NEU jetzt auch im Lintorfer Reformhaus auf der Speestraße 6. „Den Messbecher zur richtigen Mischung und die auf die Kur abgestimmten Ernährungtipps gibt es bei uns natürlich auch wieder gratis dazu.“

Noch Fragen?
Dann rufen Sie doch einfach an, **Tel.: 0 21 02 / 2 65 78**

oder lassen Sie sich in einem unserer Reformhäuser direkt individuell und unverbindlich beraten!

Ratinger Reformhaus beyer.
Marktpl 6 Tel 02102 / 26578

Lintorfer Reformhaus
Speestr. 6 Tel 02102 / 32332

Jetzt geht es auch mit dem Schlitten bergauf

Vier Ratinger Schlosser bastelten in hundert Freizeitstunden einen Motorschlitten

Wohl jeder Junge träumt bisweilen davon, einen Schlitten zu bauen, der auch bergauf fahren kann. Vier Ratinger Schlosser erfüllten sich jetzt diesen Kindertraum. In hundert Freizeitstunden bastelten sie ein Gefährt, das äußerlich wie ein Bobschlitten aussieht und durch einen 17-PS-Motor angetrieben wird. Mit rund 60 Kilometern in der Stunde brausten sie gestern damit über das Segelfluggelände am Aaper Wald. ***Manfred Malbranc, Günther Hendricks, Reinhold Jacobs*** *und* ***Willi Billion*** *heißen die vier Schlosser aus Ratingen, die bei einer Düsseldorfer Stahlbaufirma arbeiten. „Als der schöne Schnee lag", erzählten die motorsportbegeisterten Ratinger, „kamen wir zum erstenmal auf den Gedanken, einen Schlitten mit Motor zu bauen. Erst bauten wir uns ein kleines Modell mit einem Mopedmotor. Das war natürlich viel zu langsam."*

Die Besatzung von Bob „Ratingen I" (von links) Manfred Malbranc, Willi Billion, Günther Hendricks und Reinhold Jacobs

Nach dem Probemodell ging es dann an den großen Schlitten. Einer der vier stellte seinen 250-ccm-Motorradmotor zur Verfügung. Der Rahmen wurde aus Stahlrohren geschweißt. Das größte Problem war für die vier Konstrukteure, die Kraft vom Motor auf den Boden zu bekommen. Doch sie schafften auch das mit einem Rad, das zur besseren Bodenhaftung und zum Antrieb mit Ketten umwickelt war. Es wurde unter dem Schlitten anmontiert. Durch zwei starke Spiralfedern wird es ständig an den Boden gedrückt und verliert auch in Bodenwellen den Kontakt nicht. Die Steuerung geschieht wie beim Bobschlitten durch zwei Bremsen, so daß der Schlitten von zwei Männern gemeinsam gefahren werden muß.

Kühn in die Kurve legten sich bei 40 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde die vier Ratinger mit ihrem Motorschlitten. Unter dem Gefährt erkennt man das mit Ketten umwickelte Antriebsrad; der dritte Mann bedient die Bremsen, die zur Steuerung benutzt werden. Fotos: Jürgen Retzlaff

Zur Fahrt im tiefen Neuschnee ist das Gefährt weniger geeignet. Auf glatten, verharschten Flächen aber lassen sich Geschwindigkeiten bis zu 70 km in der Stunde erreichen. Der größte Kummer der vier Ratinger Bastler ist natürlich das Tauwetter. „Vier Wochen lang war es kalt, und ausgerechnet jetzt, wo der Schlitten fertig ist, muß es tauen", beklagten sie sich. Sie nutzten gestern die letzten Schneereste auf dem Segelfluggelände noch aus. Wenn sie in die Kurve gingen, spritzten hohe Wasserfontänen auf. H.

(Aus „Düsseldorfer Nachrichten" vom Dienstag, dem 12. Februar 1963)

Diesen fast fünfzig Jahre alten Zeitungsbericht mit den Originalbildern des Zeitungsfotografen **Jürgen Retzlaff** von den „Düsseldorfer Nachrichten“ (heute: „Westdeutsche Zeitung“) verdanken wir dem „Ratinger Jong“ Schmiedemeister **Günther Hendricks,** dem Bremser des tollkühnen Schlittens, der heute als Rentner mit seiner Frau **Edeltraud** am Vohlhauser Weg in Ratingen West lebt.

Der gebürtige Ratinger verbrachte seine Kindheit im Elternhaus an der Neanderstraße neben der Villa, die zur Geldschrankfabrik Adolphs gehörte. Im Jahre 1947 begann er nach der Schulzeit eine Lehre als Huf- und Wagenschmied in der Schmiede von **Johann Betten** auf der Homberger Straße 17. Drei Jahre später legte er seine Gesellenprüfung ab, arbeitete aber bis 1958 noch als Geselle bei seinem Lehrherren, obwohl er bereits 1957 seinen Meisterbrief erworben hatte. Von 1958 bis 1969 war er als Meister bei der Düsseldorfer Bauschlosserei **Vogel** tätig. Hier lernte er auch seine drei Freunde näher kennen, mit denen er 1963 den Motorschlitten baute. Alle stammten aus Ratingen. Während **Manfred Malbranc** und **Reinhold Jacobs** (= ebenfalls Mitglied der „Ratinger Jonges“) noch heute in Ratingen leben, ist **Willi Billion** leider bereits verstorben.

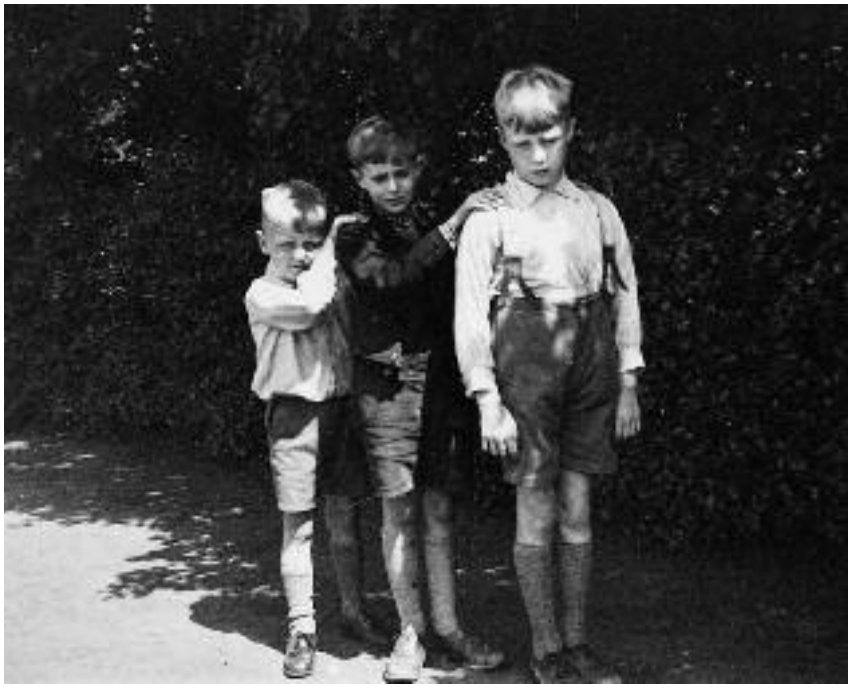
Schmiedemeister Günther Hendricks in seiner Schmiede an der Schönheitsmühle im Schwarzbachtal

Im Jahre 1969 wagte Günther Hendricks dann den Schritt in die Selbstständigkeit. An der Schönheitsmühle im Schwarzbachtal eröffnete er eine Bauschlosserei und Kunstschmiede. Balkongeländer, Treppengeländer, Lampengestelle und Fenstergitter entstanden unter seinen Händen, und alles, was vom Material her irgendwie mit Eisen zu tun hatte, wurde von ihm verarbeitet. Erst 2002 setzte sich Günther Hendricks zur Ruhe. Im Jahre 2007 verlieh ihm die Handwerkskammer Düsseldorf den „Goldenen Meisterbrief“.

Schon als Kind hatte Günther Hendricks im Nachbarhaus den späteren Künstler **Peter Brüning** kennengelernt. Sein älterer Bruder **Ferdi** war mit dem jungen Brüning befreundet. Peter Brüning, dessen Mutter eine geborene Adolphs war, lebte mit seinen Eltern in Düsseldorf, wo sein Vater eine Buchhandlung besaß. Doch am Wochenende kam er oft nach Ratingen zu seiner Tante **Mathilde Adolphs,** und die Jungen spielten zusammen. Als Peter Brüning später seine ersten plastischen Arbeiten gestaltete, bat er den Kunstschlosser und Schmied Günther Hendricks mehrmals um technischen Beistand.

Günther Hendricks liebt die Geselligkeit und ist im Vereinsleben der Stadt Ratingen fest verwurzelt. Seit vielen Jahren ist er Mitglied der Hubertus-Kompanie der St.-Sebastiani-Schützenbruderschaft. Im Jahr 1996/97 war er sogar Bruderschaftskönig. Schon seit 1984 ist er Mitglied im Heimatverein „Ratinger Jonges“, dessen Veranstaltungen er gerne besucht. Auch die von den „Jonges“ organisierten Reisen macht er gerne mit, denn Reisen ist sein ganz besonderes Hobby. Mit seiner Frau hat er schon große Teile unserer Welt bereist.

Manfred Buer



Nachbarskinder und Jugendfreunde:
(von links) Günther Hendricks, Peter Brüning und Ferdinand („Ferdi“) Hendricks

Die Schmiede im Schwarzbachtal

Im Schwarzbachtal schafft sehr solide
der Günther Hendricks in der Schmiede.
Die steht am Schönheitsmühlenteich,
was sich da ***abspielt,*** *sag' ich gleich.*
Gleich wenn man reinkommt, hängt ein Poster,
da merkt man gleich, hier ist kein Kloster.
Der Eiffelturm ist da zu sehen,
darüber schöne Beine stehen.

Die Drehbank, Schleif- und Bohrmaschinen,
die alle nur der Arbeit dienen,
und alles, was sich sonst bewegt,
das wirkt sehr sauber und gepflegt.

Auf dem Amboss steht 'ne Flasche Bier,
der Briefträger war gerade hier.
Er macht so gern beim Günther Pause,
sonst wär er auch zu früh zu Hause.
Der Schmiedemeister kam sodann
vom Telefon, man rief ihn an.
Die Treppe wäre längst soweit,
wenn hätt' der Hendricks endlich Zeit.

Er rief mir zu, bist Du ***auch*** *krank ???*
Ging gleich zum „Erste Hilfe"-Schrank
und meint, es wär ihm auch nicht wohl,
drum schnell ein Gläschen Alkohol.

Ich kenne nur den Hendricks Günther
stets fröhlich, Sommer wie im Winter.
Drum woll'n wir auch mit unsrem Lachen
dem Günther eine Freude machen.

Das Gedicht wurde verfasst von Fritz Stinshoff, dem Landwirt vom Schönheitshof, Mitte der 1980er-Jahre

HOLZBAU
KAISER
Zimmerei-Meisterbetrieb
Ihr Partner für den Holzbau rund um Haus & Garten

Ratinger
Handwerker Team
umbauen, renovieren,
Instand halten

Jörn Kaiser
Zimmermeister
Rehhecke 100
40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 39 92 39

Neuer Name ... bewährte Produkte

H MANTO
H TAKKO
H RASTO
H EUROPLUS
H PROTECTO
H TOPFLEX
H BOSTA
H MODEX
H TOPEC
H TOPMAX
H RONDA

Harsco Infrastructure bietet Lösungen in den Bereichen Schalungen, Gerüste, Sicherheitstechnik, Höhenzugangstechnik und Industriedienstleistungen. Maßgeschneidert auf Ihre individuellen Anforderungen und Bedarfe. Als Einzelleistung oder Komplettpaket. Weltweit und überall dort, wo Sie uns brauchen.

Wir informieren Sie gern ausführlich.

Harsco Infrastructure Deutschland GmbH
Rehhecke 80
D-40885 Ratingen
Telefon: +49 (0) 2102 937-1
Telefax: +49 (0) 2102 37651
info@harsco-i.de
www.harsco-i.de

HARSCO
INFRASTRUCTURE

Lintorf im Jahre 1808

In Band II seines Lintorf-Buchs gibt Theo Volmert eine statistische Beschreibung der Bürgermeisterei Angermund von 1830 wieder, zu der Lintorf damals gehörte. Es gibt noch eine frühere statistische Übersicht, nämlich die der Munizipalität Angermund[1] aus dem Jahre 1808 bei den Akten des Großherzogtums Berg[2], in dem unser Gebiet damals lag. Darin gibt es folgende Angaben zu Lintorf:

Kinder unter 12 Jahren 1808[3]:

Söhne: 153 Töchter: 146

Name des Pfarrers: C. Karbuch 1808

getauft im Jahre 1808: Söhne: 13, Töchter: 9, gestorben: 3 Söhne, 2 Töchter, uneheliche Kinder: keine, verheiratet: 4 Paare

Lintorf in der Bevölkerungs-Tabelle der Angermunder Munizipalität:

Entlegenheit von der Hauptstadt: 3 Stunden

In Lintorf befinden sich: verh. 165 Personen, Wittwer oder Ledige: 30 Pers, Witweiber und Ledige Frauen 20,

kath. Fam.: 171, ref. Fam. 41, luth. Fam.: 3, Adelige - Räthe u. Beamte: 2, Kaufleute 6, Handwerksleuthe 30, Bauern 1777

Häuser:

Häuser mit Stallungen 102, ohne Stallungen -

Seelenzahl vorstehender Familien:

Männer 195, Weiber 185, Söhne 196, Töchter 172, Knechte 9, Mägde 16 (Summe 773)

kath.: Männer 152, Weiber 140, Söhne 138, Töchter 136, Knechte 8, Mägde 12 (Summe 586)

ref.: Männer 40, Weiber 42, Söhne 49, Töchter 40, Knecht 1, Mägde 4 (Summe 176)

luth.: Männer 3, Weiber 3, Söhne 2, Töchter 3 (Summe 11)

sich zu ernähren Unvermögende:

Männer 18, Weiber: 18

Bestand der Viehzucht:

Pferde u. Föhlen: 16, Ochsen: 6, Kühe 200, Rinder und Kölber 113, Schafe 100, Schweine 90.

Gebäude:

Pfarr- und andere Kirchen: 1, Pfarrhäuser 1, Rittersitze -, Privatwohnungen 101, Schulhäuser 2, Scheunen 55, öff. Gebäude -, Mähl- und andere Mühlen 1.

Monika Degenhard

---

1) Dazu gehörten damals Angermund, Lintorf, Mündelheim, Rahm, Serm, Huckingen, Angerhausen und Wanheim
2) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf, Großherzogtum Berg Nr. 10146
3) Zusammengestellt nach den Kirchenbüchern

Druckereibesitzer, Zeitungsverleger, Redakteur und Poet

Zum 120. Geburtstag von Hubert Perpéet

Hubert Perpéet wurde am 9. März 1892 in Lintorf als Sohn des Schneidermeisters Hermann Perpéet und seiner Frau Wilhelmine, geborene Apeltrath, geboren. Er hatte sieben Geschwister und war der jüngste Sohn seiner Eltern.

Hubert Perpéet (1892-1970)

Die Familie Perpéet stammt ursprünglich aus Angermund und war zeitweise im ganzen Angerland verbreitet. Heute gibt es in unserer Gegend Nachkommen der Familie in Lintorf, Angermund und in Düsseldorf-Eller. Die ungewöhnliche Schreibweise des Namens scheint auf die Herkunft der Familie aus Frankreich hinzuweisen. Den ersten Hinweis auf den Namen findet man im Armenbuch der katholischen Pfarrgemeinde St. Anna in Lintorf. Die Eintragung lautet: *„Ausgabe der armen renten durchs Jahr 1722: Monsieur Perpéte wundartz wegen armer Claßen fraw 2 Rhl. 30 Stüber.“* (Der Wundarzt Perpéte erhält zwei Reichstaler und 30 Stüber aus der Armenkasse der Pfarre St. Anna für die Behandlung der armen Frau Claßen).

Nach der Überlieferung war dieser Wundarzt, der in Angermund wohnte, Feldchirurg bei den französischen Truppen unter dem Kommando des Marquis de Blainville gewesen, die 1702 im Spanischen Erbfolgekrieg die kurkölnische Festung Kaiserswerth besetzt hielten und gegen die anrennenden Holländer, Engländer, Schweizer, Brandenburger und jülich-bergischen Truppen des Kurfürsten Jan Wellem verteidigen wollten.

Die 120.000 Kanonenschüsse und 10.000 „Bomben“ der Belagerer, die auf Burg und Stadt Kaiserswerth abgefeuert und geschleudert wurden, richteten unter den Franzosen ein Blutbad an. Nach der Kapitulation der Festung zog die französische Garnison am 17. Juni 1702 aus Kaiserswerth ab. In den Übergabebedingungen war aber festgelegt worden, dass die Verwundeten in der Stadt zurückbleiben durften, ebenso die Wundärzte und Apotheker, um die Verwundeten zu versorgen. So könnte Monsieur Perpéte als Kranker oder als Arzt in unserer Gegend geblieben sein und sich dort niedergelassen haben.

Der 1747 in Angermund geborene **Johann Theodor Perpéet** ist vermutlich der Enkel dieses Wundarztes. Er brachte es zu großem Ansehen und Wohlstand und darf getrost als einer der reichsten Grundbesitzer im damaligen Amt und später der Bürgermeisterei Angermund bezeichnet werden. Er war ein intelligenter, unternehmungsfreudiger und erfolgreicher Kaufmann. Als Freund und Geschäftspartner des damaligen kurfürstlichen Kellners des Amtes Angermund, **Ferdinand Baasel,** hatte er großen Einfluss. Nach einem Güterverzeichnis von 1826 besaß Johann Theodor Perpéet in Lintorf Grundstücke im Soesfeld, am Lütgenschließkothen und am Göfet, insgesamt etwa 70 Morgen Land. Aber auch in Angermund und in Rahm verfügte er über großen Landbesitz.

Kaiserswerth vor der Belagerung auf einem Stich aus dem Jahre 1702

Jesus! Maria! Joseph! Agnes!

Dem frommen Andenken

Johann Theodor Perpeet,

Totenzettel für Johann Theodor Perpéet
aus dem Jahre 1834

Mit seinem Freund Baasel, der sich selbst auch zuweilen „Domänenrentmeister“ nannte, betrieb er ein Torfbergwerk in den „Schlöderichs Benden“, und 1798 eröffnete er mit Genehmigung des Kurfürsten eine Schnittmühle für Holz im Lintorfer Wald an den „Hanten“.

Im Jahre 1787 finden wir ihn als Bürgermeister der „Stadt und Freiheit Angermund“ und am 8. Juli 1808 wird er – jetzt unter französischer Herrschaft – Beigeordneter der Munizipalität Angermund.

Nicht nur Grundstücke, sondern auch Häuser besaß Johann Theodor Perpéet in Lintorf, darunter ein kleines Haus an der heutigen Straße Ulenbroich zwischen dem Haus, in dem sich heute die Filiale der Bäckerei Steingen befindet und dem gelb-roten Ziegelbau, der einst das Weißwarengeschäft der Witwe Volmert und das Zigarrengeschäft Klotz beherbergte, sowie den „Bürgershof“.

Am 26. November 1771 hatte er **Friederike Steingens** geheiratet, eine Tochter des **Heinrich („Hinderich“) Steingens,** der 1747 von Mündelheim nach Lintorf gekommen war und den Bürgershof von den adligen Besitzern des Beekerhofes gekauft hatte.

Friederike Steingens war mit ihrem Bruder **Suitbert („Schwibert“)** Erbin des Bürgersgutes.

Als ihr Bruder in finanzielle Bedrängnis geriet, kaufte Friederikes Mann Johann Theodor Perpéet den Anteil seines Schwagers und war so seit 1786 alleiniger Besitzer des Hofes.

Nachdem Friederike Perpéet 1795 verstorben war, heiratete Johann Theodor Perpéet 1801 in zweiter Ehe **Anna Maria Keenen** (oder Coenen) aus Wittlaer. Aus dieser Ehe stammt Hubert Perpéets Großvater **Wilhelm Perpéet,** geboren am 22. Mai 1812 in Angermund. Er begründet die Lintorfer Linie der Familie.

Zunächst gelernter Bäcker, war er zeitweise auch als Wirt tätig. Später wurde er Buchhalter auf Gut Hülchrath.

In der Revolution von 1848 soll er als feuriger Redner für die Freiheit aufgetreten sein. Er war sehr belesen – Heines und Freiligraths Gedichte hatten es ihm besonders angetan – und interessierte sich stark für das politische Geschehen.

Während des Kulturkampfes verteidigte er mit Überzeugung den katholischen Kirchenstandpunkt gegen Bismarcks Bestrebungen. Am 28. April 1841 heiratete er in der Pfarrkirche St. Anna die Lintorferin **Katharina Arnolds.**

Um 1870 war Wilhelm Perpéet nicht nur Besitzer des kleinen Häuschens am Ulenbroich, sondern er besaß auch das Ulenbroich-Haus selbst. Wir wissen das aus einem Ablösevertrag vom 30. Dezember 1874 zwischen ihm und dem Kirchenvorstand von St. Anna, in dem er sich durch die einmalige Zahlung von 85 Talern, sechs Silbergroschen und drei Pfennigen von den mittelalterlichen Gebühren und Rentenzahlungen freikauft, die noch auf diesem Haus zugunsten der Kirchengemeinde lasten.

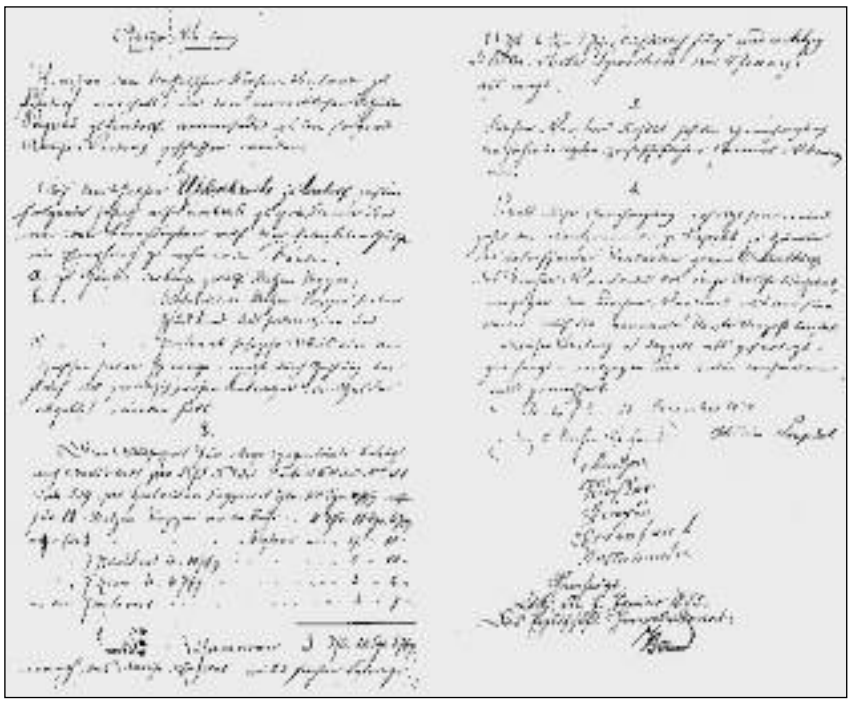
Unter den zehn Kindern des Ehepaares Wilhelm und Katharina Perpéet ist auch der Vater unseres Geburtstagskindes.

Hermann Perpéet wurde am 27. Juli 1853 in Lintorf geboren und erlernte nach seiner Schulzeit das Schneiderhandwerk.

Von 1873 bis 1877 zog er als Schneidergeselle durch ganz Deutschland. Aus dieser Zeit sind sein Wanderbüchlein und viele Briefe, die er von der Walz an seine Eltern schrieb, als interessantes Zeitdokument erhalten.

Nach seinen Wanderjahren eröffnete er in Lintorf eine gut florierende Schneiderwerkstatt. Aber er betätigte sich auch politisch. Als Vorsitzender der Zentrumspartei in Lintorf war er Mitglied des Dorfparlamentes, das, so schreibt **Theo Volmert** in der „Quecke“ Nr. 20/21 auf Seite 9, durch Hermann Perpéet „aus seiner bürgerlichen Ruhe aufgescheucht wurde“.

Hermann Perpéet
(1853 – 1925)



Ablösevertrag vom 30. Dezember 1874 zwischen Wilhelm Perpéet und der Kirchengemeinde St. Anna wegen der noch auf dem „Haus Ulenbroich“ liegenden mittelalterlichen Abgaben und Pflichten

Seine Schlagfertigkeit war gefürchtet. So soll er einmal dem königlich-preußischen Landrat, der ihn einzuschüchtern versuchte, erklärt haben: *„Ich bin weder ein Kamel noch ein Chamäleon. Bitte merken Sie sich das!“*

Wie sein Vater war auch er sehr belesen und verfügte über eine für damalige dörfliche Verhältnisse sehr umfangreiche Bibliothek.

Aus seiner Ehe mit Wilhelmine Apeltrath gingen, wie bereits an anderer Stelle gesagt, acht Kinder hervor, darunter der Sohn Hubert. Der kleine Hubert besuchte die katholische Dorfschule am Heintges, die seit 1886 von Hauptlehrer **Joseph Hamacher** geleitet wurde. Eine Zeit lang wurde seine Klasse von Lehrer **Simon** unterrichtet, der, so vermeldet es die Schulchronik, am 6. Oktober 1900 seinen Dienst an der Schule antrat und im September 1903 plötzlich verstarb. Später wurde Hubert Perpéets Klasse von Lehrer **Rudolf Kleinwächter** übernommen, der seit 1899 an der Schule unterrichtete. Übrigens heiratete er 1906 die Schwester des Großvaters meiner Frau und wurde der Patenonkel meines Schwiegervaters Rudi Steingen.

Nach der Schulzeit machte Hubert Perpéet zunächst eine Lehre als Drucker bei **Max Wagner** in Ratingen. Bei der Firma **Ullrich und Bagel** eignete er sich später das kaufmännische Wissen an, das er für seinen Beruf benötigte. Danach ging er in das Örtchen Sulzbach bei Saarbrücken im Saarland und arbeitete dort als Geschäftsführer der „Sulzbacher Zeitung“. Hier holte er sich weitere Kenntnisse und Voraussetzungen, die ihn später befähigten, einen eigenen Betrieb aufzubauen.

Doch zunächst kam der Erste Weltkrieg.

Hubert Perpéet war vier Jahre lang bis zur Kapitulation als Soldat an der Westfront in Frankreich eingesetzt. Dass er als Artillerist und nicht als Infanterist eingesetzt wurde, verdankte er einem Erlebnis in der Vorkriegszeit.

Hubert Perpéet hatte seine Leidenschaft für das Fußballspiel entdeckt, eine Sportart, die zu dieser Zeit noch mit großem Misstrauen beargwöhnt wurde.

Im Jahre 1908 war im „Restaurant Albert Kaiser“ Lintorfs erster Fußballverein gegründet worden. Zu den ersten Mitgliedern gehörten **Emil Harte, Erich Schmalhaus, Fritz Gallas, Karl Dörenkamp, Hermann Steingen, Franz Volmert** und –- Hubert Perpéet. Zum großen Leidwesen seines Vaters, eines ehrsamen Schneidermeisters

Hubert Perpéet vor seinem Geschützstand an der Westfront im Jahre 1916

Das Foto aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zeigt die Ecke Angermunder Straße/Zugangsweg Beekerhof. Man erkennt das evangelische Pfarrhaus und die Kirche, davor das 1907 errichtete Haus der Familie Karrenberg mit dem Pferdestall auf dem Hof. Im Vordergrund eine Kuhweide und ein Acker des Beekerhofes. Auf der Weide befand sich LIntorfs erster Fußballplatz

und renommierten Mitgliedes des Gemeinderats, spielte er im Lintorfer Klub als Verteidiger. Und nun zitiere ich wieder seinen Freund Theo Volmert, diesmal aus der Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des SC Rot-Weiß Lintorf aus dem Jahre 1978: *„(Er) wurde von einem feindlichen Stürmer kampfunfähig gemacht und mußte unter großem Zulauf der Bevölkerung mit einem gebrochenen Bein nach Hause transportiert werden. Das Ungemach, das dem tapferen Verteidiger zugestoßen war, erregte in dem noch dörflich idyllischen Lintorf kein geringes Aufsehen und trug nicht dazu bei, dem Klub neue Freunde zu gewinnen. Der erste Beinbruch bei einem Lintorfer Fußballspiel sollte sich später allerdings als höchst bedeutungsvoll erweisen, denn im Ersten Weltkrieg wurde Hubert Perpéet, nun als Verteidiger des Vaterlandes, nicht zur Infanterie, sondern zur Artillerie eingezogen. Durch diesen Umstand, so darf man vermuten, ist der Lintorfer Mundartdichtung ihr poeta laureatus und spätere Mitarbeiter der ‚Quecke' erhalten geblieben."*

Gespielt wurde übrigens damals auf einer Weide des Beekerhofes, dort, wo später das Haus der Familie Volmert (Apotheke Niemann) sowie die Schreinerei und das Einrichtungshaus Molitor gebaut wurden.

Hubert Perpéet kam also heil und unversehrt aus dem Ersten Weltkrieg zurück, ganz im Gegensatz zu seinem älteren Bruder Hermann, der eigentlich die väterliche Schneiderwerkstatt übernehmen sollte. Schon im September 1914 wurde er durch einen Kopfschuss schwer verwundet. Nach langem Lazarettaufenthalt als Invalide nach Hause entlassen, arbeitete er wieder in der Werkstatt seines Vaters. Dann, im Oktober 1916 noch einmal eingezogen, starb er am 2. November 1916 an den Folgen seiner Kopfverletzung in einer Klinik in Münster.

Als es sich im Herbst 1919 in Lintorf herumsprach, dass Hubert Perpéet die Absicht habe, im Ort eine Druckerei zu eröffnen, hatten die meisten Lintorfer nur ein nachsichtiges Lächeln für ihn übrig. Ich zitiere aus seiner eigenen Erzählung „Schwarze Kunst in Lintorf", erschienen in der „Quecke" Nr. 20/21 vom September 1954: *„Viele glaubten, ihre Meinung durch ein unmißverständliches Tippen an die Stirn genugsam bekundet zu haben, andere versicherten: ‚De ess knatschverröckt!'. Die lieben Besserwisser ergingen sich an Biertischen, die Frauen an den Waschzubern des langen und breiten über die Möglichkeiten meines Vorhabens und kamen einhellig zu der Überzeugung: ‚Wat well de met en Druckerei en Lengtörp? Von denn paar Duhdeziedele kann de doch nit lewe!' Trotz der Unkenrufe wagte ich in der Unbeschwertheit meiner 28 Jahre das Wagnis (denn ein solches war es bestimmt) und gründete eine Druckerei.*

Aus dem kaum beendeten Weltkrieg hatte ich außer einigen Narben nichts mit nach Hause bringen können. Meines Vaters Besitz konnte mir in der beginnenden Inflation auch nichts nützen. So war

Der Anbau hinter der „Gaststätte Holtschneider", in dem Hubert Perpéet seine Druckerei einrichten konnte

Notgeld der Bürgermeisterei Angermund aus der Inflationszeit. Die „Beckrubel“ und „Fleusterdollars“ waren benannt nach dem Amtsbürgermeister Karl Beck und seinem Stellvertreter, dem Beigeordneten Dr. Fleuster. Sie wurden bei Perpéet und Holtschneider in Lintorf gedruckt

ich nur auf meinen Mut angewiesen und von diesem hatte ich eine gehörige Portion. Es kam mir zustatten, daß ich mir in meiner Berufsausbildung einige Kenntnisse erworben und schon als junger Fachmann eine Zeitungsdruckerei im Saargebiet geleitet hatte. Ausschlaggebend war aber, daß mein Vater als Einziger meinem Plane zustimmte. Er war der Ansicht, daß man mit Tüchtigkeit und Fleiß überall bestehen könne.

Mit einer kleinen Handpresse und ein paar Kästen mit Schriften fing ich an. In meines Vaters Schneiderwerkstatt, die durch den Soldatentod meines Bruders, der das väterliche Geschäft übernehmen sollte, verwaist war, schlug ich meinen „Kunsttempel“ auf. Eine kleine Ecke in dem Raum genügte vorerst meinen Ansprüchen. Vorsorglich hatte ich meine Stellung bei Bagel in Düsseldorf beibehalten und wollte meine Arbeiten nach Feierabend erledigen. Diese Vorsicht erwies sich als richtig; denn nachdem ich meine Geschäftsgründung durch eine Drucksache, die ich an alle mir geeignet erscheinenden Geschäftsleute versandte, bekanntgegeben hatte, mußte ich mich zunächst aufs Warten verlegen. Bald kamen tropfenweise einige Aufträge, die ich mühselig, jedoch mit der größten Akkuratesse ausführte. Langsam mehrten sich die Aufträge, so daß ich mich bald ganz meinem kleinen Betrieb widmen konnte.

Es erwies sich für mich als ein Glücksfall, daß mir im Jahre 1920 Herr Peter Holtschneider seine Teilhaberschaft anbot. Ich willigte ein, und von da an firmierte das Unternehmen unter den Namen Perpéet & Holtschneider. In dem Anbau meines Teilhabers wurde ein Raum hergerichtet, und ich siedelte mit meinen Habseligkeiten um. Durch Anschaffung moderner Maschinen und durch den Zukauf neuer Schriften und Materialien wurde unsere Leistungsfähigkeit gesteigert, so daß wir uns bald an schwierigere Aufgaben heranwagen konnten. Obschon wir immer genügend Arbeit hatten, verhinderte die weiter sich ausdehnende Inflation eine Kapitalbildung. Das Geld zerrann unter der Hand. In der tollen Zeit des Notenumlaufs mußte unsere kleine Druckerei herhalten, den „papiernen Unsinn“ weiter zu vermehren: Wir druckten auch Geldscheine. „Beckrubel“ und „Fleusterdollars“, wie man damals die Scheine nannte, die unsere Bürgermeisterei Angermund herausgab, spuckte unsere Druckpresse in vielen Tausenden aus. Tag und Nacht wurde gedruckt, gezählt, geprüft und immer wieder neue Serien aufgelegt. Uns blieben in dieser Zeit nur wenige Stunden zum Schlafen. Wir hatten nicht einmal die Möglichlichkeit, den Erlös aus der Arbeit rechtzeitig in Werte umzusetzen. So war es nicht verwunderlich, daß wir, als endlich im Herbst 1923 die Stabilisierung einsetzte, ohne Geldmittel waren.“

Die ersten Setzkästen mit Lettern oder „Schriften“, wie Hubert Perpéet sie nennt, wurden übrigens mit Pferd und Wagen aus Düsseldorf geholt und zur Schneiderwerkstatt des Vaters gebracht. Auf dem Kutschbock saß der spätere **Bäckermeister Rudi Steingen,** damals fast noch ein Kind. Außer durch frühe verwandtschaftliche

Jesus! Maria! Joseph!
Anna!

Zum christlichen Andenken
an die wohledle
Frau
Ww. Dominikus Zurlo
Klara, geb. Heinz,
welche zu Lintorf, am 21. März 1933, abends 11½ Uhr, ziemlich unerwartet aber wohlvorbereitet durch ein edel christliches Leben, hinüberschlummerte in die Ewigkeit.

Die Verstorbene wurde geboren am 29. Juni 1853 zu Bittburg und vermählte sich im Jahre 1871 mit Dominikus Zurlo aus Trient in Südtirol. In herzlichem Einvernehmen lebt sie

stehe mit ihrem Gatten gelebt bis zu dessen Tod am 21. Dezember 1895. Zwölf Kinder schenkte ihr Gott in ihrer Ehe, von denen 7 der Mutter in die Ewigkeit vorausgegangen sind, darunter eine Tochter von 34 Jahren. Als Mutter war sie um ihre Kinder besorgt, wie allen eine Mutter; die gute Erziehung derselben war ihr eigentste Herzenssache. Geistig sehr rege, verfolgte sie bis in ihre alten Tage alle Geschehnisse der nähern und weitern Umgebung mit größter Aufmerksamkeit und tiefem Verständnis. Die letzten Jahre ihres Lebens waren vor allem der guten Vorbereitung auf den Tod gewidmet, sodaß dieser sie, obgleich unerwartet, doch nicht unvorbereitet traf.

Ihr Tod wird betrauert von ihren 5 Kindern, 15 Enkeln, 3 Urenkeln, 1 Schwester, 3 Schwiegertöchtern und 1 Schwiegersohn. Sie empfehlen die Seele der Entschlafenen dem frommen Gebete der Gläubigen, damit sie recht bald Gott schaue im Lande des ewigen Friedens.

Beziehungen und die gemeinsame Zugehörigkeit zur Zentrumspartei waren sich die Familien Perpéet und Steingen herzlich zugetan.

Neben kleineren Drucksachen, Plakaten und Geldscheinen für die Bürgermeisterei Angermund wurden in den 1920er-Jahren natürlich auch viele Totenzettel für Beerdigungen angefertigt. Hubert Perpéet schrieb viele Texte selbst, nachdem er von den Hinterbliebenen die nötigen Angaben erhalten hatte.

Maria Molitor sagte einmal, niemand habe so schöne Totenzettel geschrieben wie Hubert Perpéet.

Zwischen 1925 und 1929, also zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise, bekam die Druckerei Perpéet zahlreiche große und gewinnbringende Aufträge, sodass der Betrieb durch neue Maschinen und die Einstellung weiterer Arbeitskräfte vergrößert werden konnte.

Auch als Zeitungsredakteur und -herausgeber betätigte sich Hubert Perpéet.

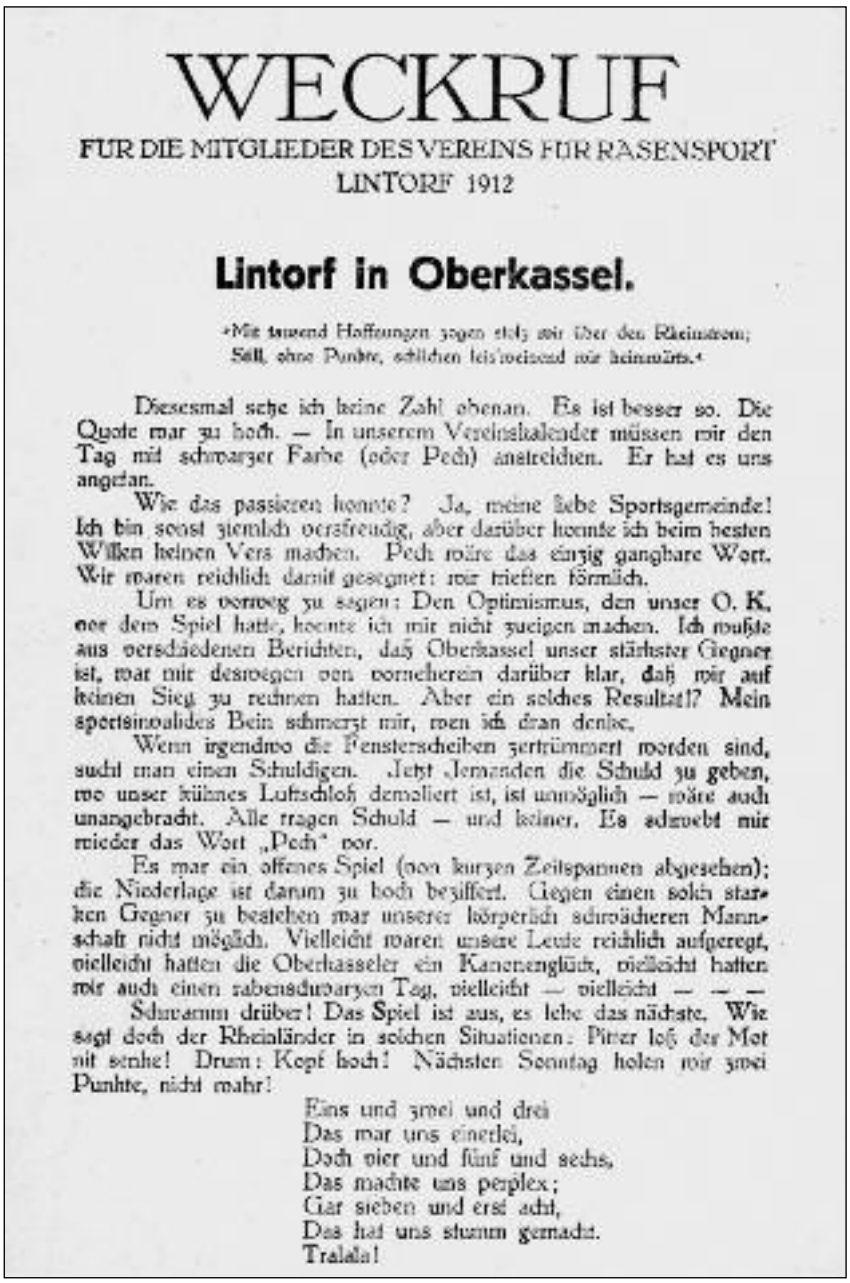
Die Zeitung „Spiel und Sport in der Bürgermeisterei Angermund“, gemeinsam herausgegeben vom Großenbaumer „FC Victoria“ und vom Lintorfer „Verein für Rasensport 1912“, wurde ab 1921 bei Perpéet und Holtschneider gedruckt.

Für die Lintorfer Fußballfreunde erschien außerdem in regelmäßigen Abständen das Flugblatt „Weckruf für die Mitglieder des Vereins für Rasensport Lintorf 1912“.

Der „Weckruf“ war witzig, originell und unterhaltsam gemacht, Autor war natürlich Hubert Perpéet.

Ab 1929 wagte er sich dann an die Herausgabe einer „Morgenzeitung für das Amt Ratingen-Land“.

Hören wir, was er selbst über diese Zeitung geschrieben hat: *„Obwohl die Zeitung eine gute Verbreitung im gesamten Amtsbezirk hatte, konnte sie keinen Gewinn abwerfen, weil keine Basis für Inserate vorhanden war, ohne die eine Zeitung nicht existieren kann. Die redaktionelle Tätigkeit mußte in der geringen Freizeit, die uns zur Verfügung stand, erledigt werden. Es galt Berichte von kommunalen Ereignissen usw. an Ort und Stelle aufzunehmen, Artikel zu schreiben und die Herstellung der Zeitung im Betrieb zu überwachen. Meine Frau brachte mit dem ‚Blauen Vogel‘, wie damals unser kleiner Hanomag landauf, landab genannt wurde, die Zeitung in die einzelnen Orte unseres Amtes zu den Zeitungsträgern.“*



WECKRUF

FÜR DIE MITGLIEDER DES VEREINS FÜR RASENSPORT LINTORF 1912

Lintorf in Oberkassel.

»Mit tausend Hoffnungen zogen stolz wir über den Rheinstrom;
Still, ohne Punkte, schlichen leis'weinend wir heimwärts.«

Diesesmal sehe ich keine Zahl obenan. Es ist besser so. Die Quote war zu hoch. — In unserem Vereinskalender müssen wir den Tag mit schwarzer Farbe (oder Pech) anstreichen. Er hat es uns angetan.

Wie das passieren konnte? Ja, meine liebe Sportsgemeinde! Ich bin sonst ziemlich versfreudig, aber darüber konnte ich beim besten Willen keinen Vers machen. Pech wäre das einzig gangbare Wort. Wir waren reichlich damit gesegnet: wir tieften förmlich.

Um es vorweg zu sagen: Den Optimismus, den unser O. K. vor dem Spiel hatte, konnte ich mir nicht zueigen machen. Ich mußte aus verschiedenen Berichten, daß Oberkassel unser stärkster Gegner ist, war mir deswegen von vorneherein darüber klar, daß wir auf keinen Sieg zu rechnen hatten. Aber ein solches Resultat!? Mein sportsinvalides Bein schmerzt mir, wenn ich dran denke.

Wenn irgendwo die Fensterscheiben zertrümmert worden sind, sucht man einen Schuldigen. Jetzt Jemanden die Schuld zu geben, wo unser kühnes Luftschloß demoliert ist, ist unmöglich — wäre auch unangebracht. Alle tragen Schuld — und keiner. Es schwebt mir wieder das Wort „Pech“ vor.

Es war ein offenes Spiel (von kurzen Zeitspannen abgesehen); die Niederlage ist darum zu hoch beziffert. Gegen einen solch starken Gegner zu bestehen war unserer körperlich schwächeren Mannschaft nicht möglich. Vielleicht waren unsere Leute reichlich aufgeregt, vielleicht hatten die Oberkasseler ein Kanonenglück, vielleicht hatten wir auch einen rabenschwarzen Tag, vielleicht — vielleicht — — —

Schwamm drüber! Das Spiel ist aus, es lebe das nächste. Wie sagt doch der Rheinländer in solchen Situationen: Pitter loß der Mot nit senke! Drum: Kopf hoch! Nächsten Sonntag holen wir zwei Punkte, nicht wahr!

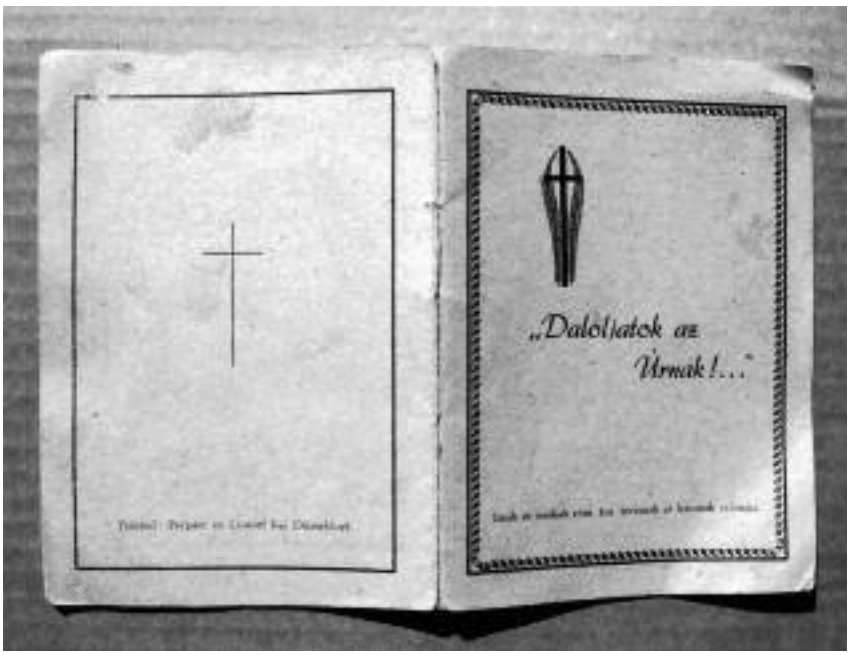
Eins und zwei und drei
Das war uns einerlei,
Doch vier und fünf und sechs,
Das machte uns perplex;
Gar sieben und erst acht,
Das hat uns stumm gemacht.
Tralala!

Im Jahre 1930 schied Peter Holtschneider aus der Druckerei als Teilhaber aus und Hubert Perpéet war wieder alleiniger Inhaber des Betriebes.

Im Zweiten Weltkrieg wurden alle männlichen Betriebsangehörigen zum Wehrdienst eingezogen, selbst die beiden weiblichen Angestellten wurden in einen „wehrwirtschaftlich“ wichtigeren Betrieb abgezogen. Hubert Perpéet erledigte die verbliebenen Aufträge mit holländischen, französischen und russischen Kriegsgefangenen. In dieser Zeit, genauer gesagt, zwischen Oktober 1943 und September 1944, wurde in der Druckerei Perpéet die Heimatzeitung „E Stöckske Häzz“ verlegt. Sie wurde von der NSDAP-Ortsgruppe Lintorf herausgegeben und allen Lintorfer Soldaten an die Front geschickt.

Neben den damals üblichen Aufrufen und Parolen von Bürgermeister, Ortsgruppenleiter und Kreisleiter im Sinne der Partei enthielten die sechs Ausgaben dieser Zeitung Gedichte, Mundartbeiträ-

Hubert Perpéet in den 1920er-Jahren. In dem kleineren Haus im Hintergrund links an der damaligen Krummenweger Straße (heute: Ulenbroich) befand sich die Schneiderwerkstatt seines Vaters Hermann Perpéet



Gebetbuch für ungarische Kriegsgefangene im Lintorfer Lager aus dem Jahre 1945. Es trägt die Aufschrift: Printed: Perpéet in Lintorf bei Düsseldorf

ge, heimatkundliche Aufsätze und Anekdoten, wie wir sie aus der späteren „Quecke“ kennen.

Verfasser dieser Beiträge waren Theo Volmert und Hubert Perpéet. Auf einer besonderen Gedenkseite wurde in „E Stöckske Häzz“ der gefallenen Lintorfer Soldaten gedacht. Ihre Liste wurde von Ausgabe zu Ausgabe länger.

Gegen Ende des Krieges kam die Arbeit in der Druckerei Perpéet zum Erliegen. Die Papierbeschaffung wurde immer schwieriger und Aufträge blieben aus.

Ganz zum Schluss des Krieges wurde ein Teil der Druckerei zerstört und die wertvollen Maschinen lagen unter Trümmern begraben. Doch schon kurz nach dem Einmarsch der Amerikaner begann der Wiederaufbau, und schon bald gab es wieder die ersten Aufträge.

Die Druckerei Perpéet arbeitete sowohl für die neuen deutschen Behörden als auch für die Militärregierung.

Aber es gab auch ungewöhnliche Aufträge:

Im September und Oktober 1945 befand sich im Lintorfer Lager an der Rehhecke eine Anzahl sehr junger ungarischer Kriegsgefangener unter englischer Bewachung. Ein ungarischer Geistlicher war freiwillig in das Lager gekommen, um die katholischen Soldaten seelsorgerisch zu betreuen. Er ließ ein kleines Gebet- und Gesangbuch in ungarischer Sprache drucken, damit er mit den gefangenen Soldaten in ihrer Muttersprache beten und singen konnte.

Im Jahre 1999 schrieben drei dieser Soldaten über ihre damaligen Erlebnisse einen Bericht in der „Quecke“. Dabei bekam ich eine Kopie dieses Gebetbuches, das einer der drei über die Jahre sorgfältig verwahrt hatte. Auf der Rückseite stand: „Printed in Lintorf by Druckerei Perpéet.“

E Stöckske Häzz

Ein Heimatgruß an die Lintorfer Kameraden

Nr. 3 Herausgegeben von der NSDAP., Ortsgruppe Lintorf Weihnachten 1943

Im Herbst 1947 stellte Hubert Perpéet einen jungen Schriftsetzer ein, den wir alle kennen: **Alfred Preuß.** Bis 1964 war er in der Druckerei Perpéet beschäftigt, auch noch, nachdem er im Jahre 1960 seine Meisterprüfung gemacht hatte.

Am 1. März 1965 gründete er dann seine eigene Druckerei, zunächst in seinem Eigenheim an der Mörikestraße. Seine Geschäftsführerin **Marianne Preuß** führte die ersten Auftragsgespräche von einer Telefonzelle aus. Die beiden Druckereien Perpéet und Preuß sind bis heute freundschaftlich verbunden.

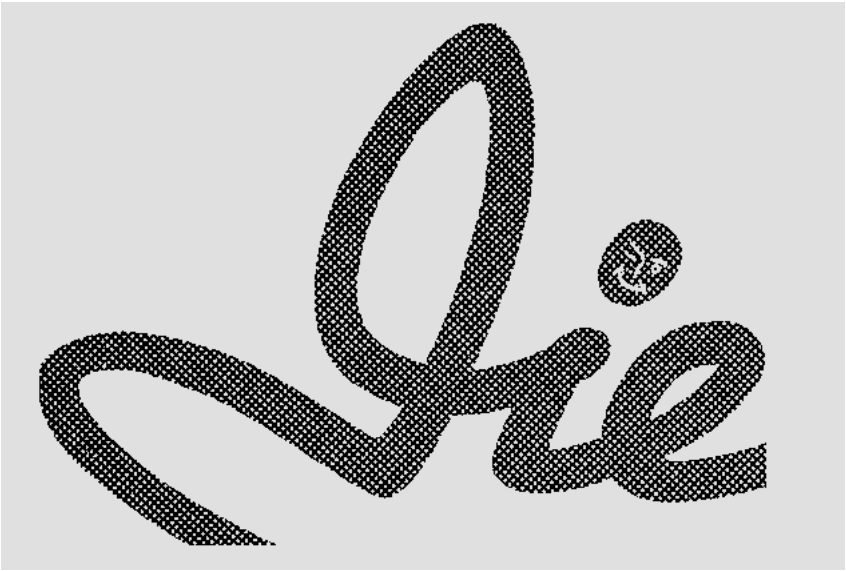
Als im September 1950 der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ im Lokal Holtschneider, also nicht weit von der Druckerei Perpéet, gegründet wurde, war Hubert Perpéet dabei und wurde gleich als Beisitzer in den Vorstand gewählt.

Im ersten Veranstaltungsprogramm des jungen Vereins wird für den 27. Januar 1951 ein Mundartabend mit Geschichten und Gedichten von Hubert Perpéet angekündigt: „Verzällches uut Bosch on Dörp“. Die Veranstaltung findet in der Gaststätte „Plönes“ („Zur Post“) statt.

Hubert Perpéet in der Setzerei seines Betriebes

Das 1952/53 errichtete Gebäude der Druckerei Perpéet am frühreren Klosterweg (heute: Krummenweger Straße)

Im Dezember 1950 erscheint die erste Ausgabe der „Quecke – Angerländer Heimatblätter“. Herausgeber ist der Heimatverein, Schriftleiter Theo Volmert, und gedruckt wird sie natürlich in der Druckerei Perpéet. Ausgeheckt haben die neue Heimatzeitung die beiden Freunde Theo Volmert und Hubert Perpéet gemeinsam. Sie bauen dabei auf ihre Erfahrungen mit der Zeitschrift „E Stöckske Häzz“. Und tatsächlich: Vergleiche zeigen einen ähnlichen Aufbau, und viele der in der Kriegszeitung erschienenen Artikel werden in der „Quecke“ noch einmal veröffentlicht. Gleich in der ersten Nummer sind auch drei Beiträge von Hubert Perpéet: eine Abhandlung über die Lintorfer Mundart, die großartig erzählte Geschichte „Die Schlacht im Angermunder Dom“ und das oft vorgetragene und veröffentlichte Gedicht „Üweriefer“.



Alfred Preuß hatte natürlich auch seinen Anteil an dieser ersten „Quecke“ – er hat sie mit Bleilettern von Hand gesetzt!

Übrigens: den leisen Humor von Hubert Perpéet erkennen Sie, wenn Sie sich den Titel der ersten „Quecken“ einmal genauer anschauen: in den i-Punkt von „Die Quecke“ hat er ein kleines lachendes Strichmännchen-Gesicht eingebaut.

Nachdem die ersten „Quecke“-Nummern noch in der alten Druckerei hinter der „Gaststätte Holtschneider“ gedruckt worden waren, wurde sie ab 1953 in der neu erbauten Druckerei am Klosterweg (heute: Krummenweger Straße) gefertigt.

Bis zur Nummer 33 im Jahre 1958 hat Hubert Perpéet die Leser der „Quecke“ mit seinen Geschichten, Gedichten und Anekdoten erfreut. Ob er wohl geahnt hat, dass die Heimatzeitschrift, die er sich 1950 mit Theo Volmert zusammen ausgedacht und dann ins Leben gerufen hat, so lange durchhalten würde?

Vielleicht hat der Name „Quecke“, den die beiden sich ausgesucht hatten, dazu beigetragen: ein Wildkraut, zäh und unverwüstlich, einfach nicht kaputtzukriegen!

Am 14. Februar 1961 trat Hubert Perpéet in den wohlverdienten Ruhestand. Er teilte es zusammen mit seinem Sohn Walter in einem Schreiben an alle Betriebsangehörigen mit. Gleichzeitig bestimmte er Alfred Preuß zum technischen Betriebsleiter, während Walter Perpéet als Geschäftsführer für den kaufmännischen Bereich zuständig war.

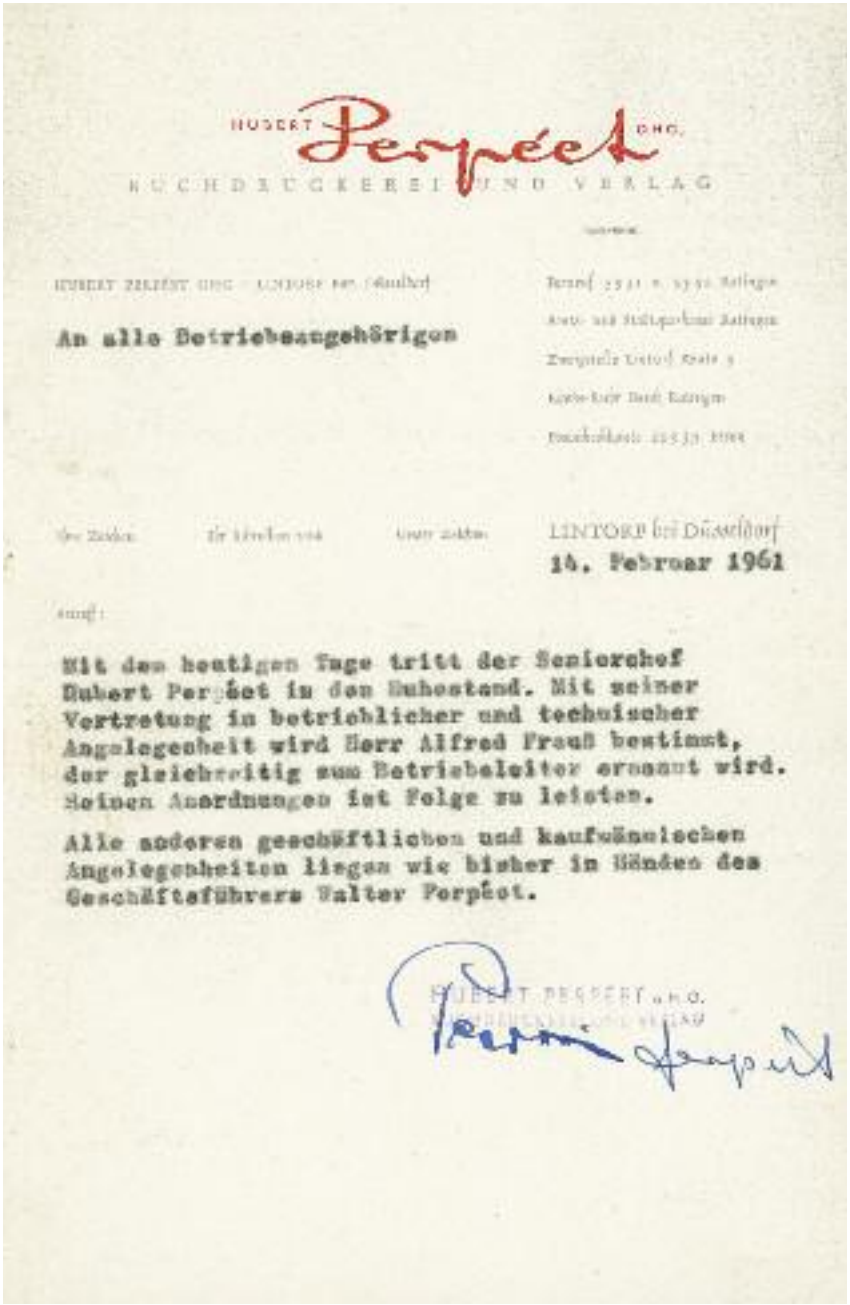
Hubert Perpéet starb am 20. Oktober 1970 in seinem Wochenendhaus bei Nümbrecht im Oberbergischen Kreis an den Folgen eines Treppensturzes. Seine Frau **Änne,** die er 1928 geheiratet hatte, vielen Lintorfern noch als tollkühne Autofahrerin bis ins hohe Alter bekannt, überlebte ihn 19 Jahre und starb im April 1989.

Sohn **Walter** führte den Betrieb weiter.

Heute sind es Hubert Perpéets Enkel **Renate Stoffregen** und **Walter jun.,** welche die Druckerei immer noch betreiben.

Zwar wird die „Quecke“ heute in der Druckerei Preuß gefertigt, doch gehen alle sonstigen Druckaufträge des Lintorfer Heimatvereins aus alter Freundschaft und in langer Tradition nach wie vor an die Druckerei Perpéet.

Manfred Buer



HUBERT Perpéet o.H.G.

BUCHDRUCKEREI UND VERLAG

An alle Betriebsangehörigen

LINTORF bei Düsseldorf
14. Februar 1961

Mit dem heutigen Tage tritt der Seniorchef Hubert Perpéet in den Ruhestand. Mit seiner Vertretung in betrieblicher und technischer Angelegenheit wird Herr Alfred Preuß bestimmt, der gleichzeitig zum Betriebsleiter ernannt wird. Seinen Anordnungen ist Folge zu leisten.

Alle anderen geschäftlichen und kaufmännischen Angelegenheiten liegen wie bisher in Händen des Geschäftsführers Walter Perpéet.

HUBERT PERPÉET o.H.G.

Quellen:

1) Theo Volmert „Monsieur Perpéte - Begründer einer weitverzweigten Familie“ in „Die Quecke“ Nr. 20/21 vom September 1954

2) Theo Volmert „Ein Lintorfer Schneidergeselle auf Wanderschaft“ in „Die Quecke“ Nr. 20/21 vom September 1954

3) Hubert Perpéet „Schwarze Kunst in Lintorf - Geschichte der Firma Hubert Perpéet o.H.G., Buchdruckerei und Verlag“ in „Die Quecke“ Nr. 20/21 vom September 1954

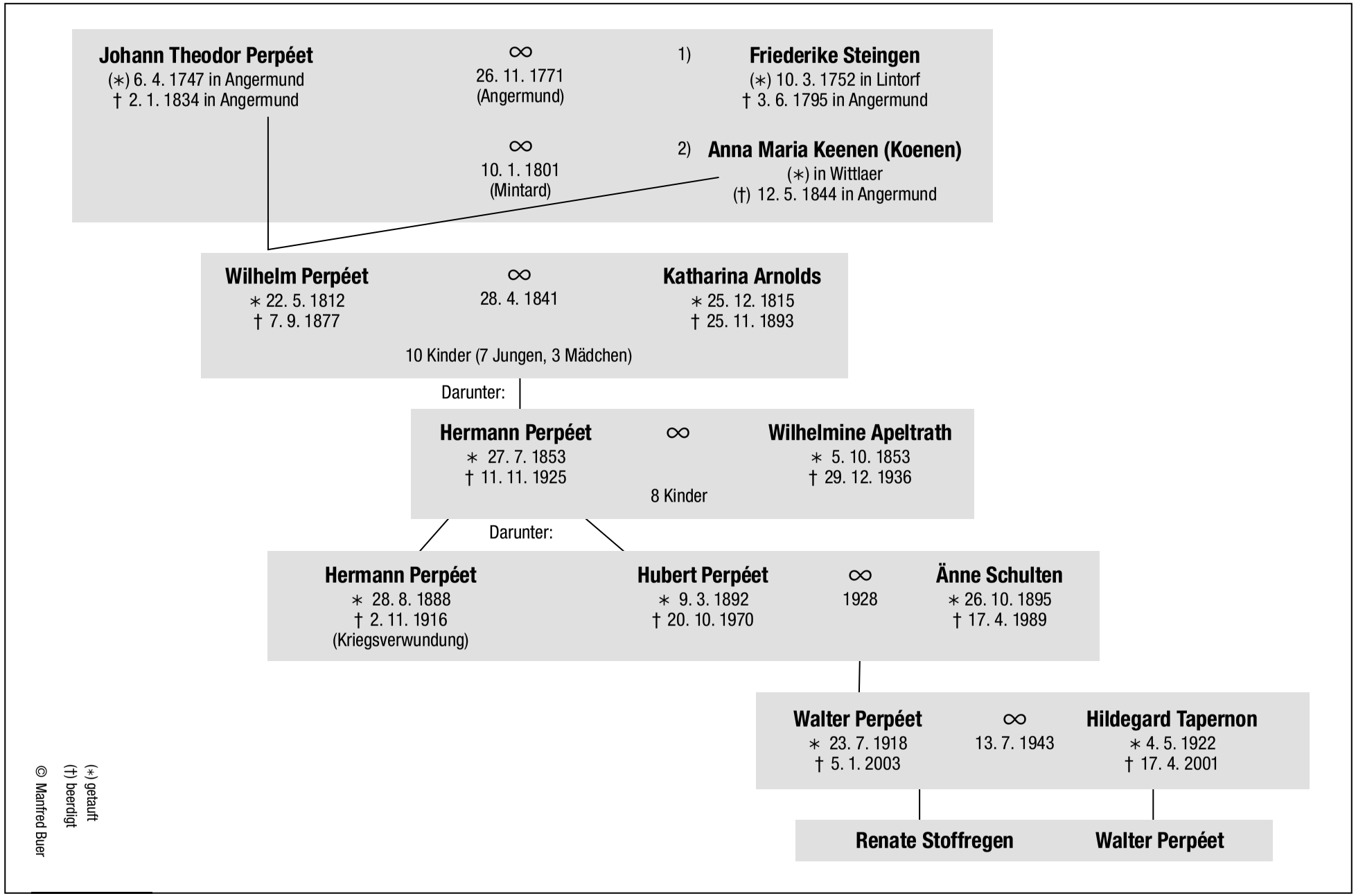
4) Manfred Buer „Der Ulenbroich“ in „Die Quecke“ Nr. 73 vom Dezember 2003

5) Schulchronik der Johann-Peter-Melchior-Schule

6) Theo Volmert „Festschrift zum 50-jährigen Bestehen des SC Rot-Weiß Lintorf“ aus dem Jahre 1978

7) Wöller, István; Leitgeb, Lajos; Horváth, László „Als Kriegsgefangene im Lager Lintorf“ in „Die Quecke“ Nr. 69 vom November 1999

8) Festschrift „25 Jahre Druckerei Preuß“ aus dem Jahre 1990



(∗) getauft
(†) beerdigt

© Manfred Buer

Die Schlacht im Angermunder „Dom“

Woher dieser Schlachtruf stammte, wusste niemand. Jedenfalls war es unter den Lintorfer Jungen eine ausgemachte Sache: Den Angermunder Pillen wird eine große Schlacht geliefert.

Das Vorgeplänkel setzte schon ein. Kein Lintorfer durfte sich in Angermund sehen lassen, ohne verprügelt zu werden. Den Angermundern ging es nicht besser. Hier waren nun die Lintorfer entschieden im Nachteil, mussten sie doch recht häufig nach Angermund des Bürgermeisteramtes wegen. Dann auch pflanzte sich ein Signal in dem einstraßigen Angermund mit Blitzeseile weiter, wohingegen die Lintorfer erst mühselig zusammengetrommelt werden mussten. Kein Wunder, wenn die Lintorfer Jungens danach lechzten, den Angermundern für die oft erlittene Schmach und Ungemach einen gehörigen Denkzettel zu geben. Spione wussten schon zu berichten: Angermund schickt als Anführer den taubstummen Lüning in den Kampf. Auch wurde die Kriegsstimmung in Angermund als sehr zuversichtlich geschildert.

Der taubstumme Lüning war auch in Lintorf bekannt als ein Junge von starken Kräften und großem Mut. Dieser und jener wusste von seinen Heldentaten zu berichten.

Lange wurde in Lintorf nach einer geeigneten Führerpersönlichkeit gesucht. Es stellte sich leider heraus, dass ein ausgesprochener Führermangel herrschte. Der Schmitze Duhres, der als stärkster der Schule wohl als Führer hätte gelten können, war von beschämender Feigheit. Er riss selbst vor einem schwächlichen Gegner aus. Der Küppers Schang, wirklich ein tapferer Kerl, war zu klein. Er war ein Zwerg im Verhältnis zu dem Angermunder Taubstummen. Wenn auch das biblische Beispiel des kleinen David, der den Riesen Goliath bezwang, uns fast geneigt machte, sich der Führung des Küppers Schang anzuvertrauen, so einigte man sich schließlich doch auf Büntens „Dönn“, weil dieser ein außergewöhnliches Kampfmittel konstruiert hatte. Aus einem „Backsplitter“ hatte er sich eine Streitaxt gezimmert. Sie war gar fürchterlich anzusehen, und doch erwies sie sich als zu schwer. Immerhin glaubten wir, dass es schon genügte, dieses Riesenin-strument voranzutragen, um den Angermundern den Mut zu nehmen.

Die Mobilmachung förderte alle möglichen Kampfmittel und Ausrüstungsstücke zutage. Die Pappbrust und der Papphelm waren ebenso begehrt wie eine blecherne Schüssel, die man durch Einziehen von Lederriemen in hierzu geschlagene Löcher zu einem gutsitzenden und noch nicht einmal so übel aussehenden Stahlhelm machte. Blechsäbel standen in Konkurrenz mit dem soliden Holzsäbel oder dem hölzernen Römerschwert. Der Flitzebogen, aus alten Schirmstangen gefertigt, erwies sich mit den scharfen Pfeilen als ein gefährliches Instrument. Doch die Vorliebe aller galt der Schleuder, schon deswegen, weil man damit den Riesen Goliath von Angermund am besten kampfunfähig zu machen glaubte.

Beim Schlömer wurden in diesen Tagen erhebliche Mengen Gum-

Heinrich Nüttgens
„Angermunder Dom“
Öl auf Holz, ohne Jahresangabe

mischlauch gekauft. Ein gegabelter Ast und ein Lederstückchen, und dieses alles mit einer Schnur verbunden, ergaben Wurfmittel, mit welchem sich eine große Geschicklichkeit erzielen ließ. Manche Mösch ist in diesen Tagen vom Ast heruntergeholt worden und die Fensterscheiben im Spritzenhaus gingen zu Scheiter. Am meisten freuten wir uns, wenn wir beim Friseur Plänk den Teller treffen konnten. Das schepperte so lustig, und wenn dann der Plänk herausflitzte und uns drohte, rissen wir aus, um dann von einer andern Stelle aus den Angriff auf den blanken Teller zu erneuern. Zog der Plänk den Teller ein, gingen wir zur „Meta“, die gleichfalls den Männern die Kinne schabte, und schossen auch hier so lange auf den Teller, bis auch dieser verschwand. Die Katzen hatten schlimme Tage. Es war putzig anzusehen, wenn eine solche von einem Steinchen oder einer Erbse getroffen, plötzlich, wie aus der Pistole geschossen, losflitzte und sich in einiger Entfernung die betroffene Stelle leckte.

Hinter der Kirche wurde die „Kriegserklärung“ abgefasst. (So rückständig war man damals noch!) Wir forderten die Angermunder heraus, und wir verlangten Sühne für den Schimpf, der uns durch die Worte „Queckefresser“ und „Sandhasen“ zugefügt worden sei. Mir persönlich schienen damals diese Schimpfworte nichts Verletzendes an sich zu haben, ja, ich war damals wie noch heute stolz darauf, ein „Queckefresser“ zu sein. Mit einer Angermunder „Pille“ hätte ich um nichts in der Welt tauschen mögen.

Eines Tages bewegte sich der Lintorfer Heerhaufen über das Soesfeld gen Angermund. Hier im sogenannten „Angermunder Dom“ (einer wunderbaren Weymuthskiefernlichtung, die leider im Jahre 1940 einem fürchterlichen Sturme zum Opfer fiel) sollte der Kampf ausgefochten werden. Der Drang in den Kampf war so stark, dass wir Kleinsten, zu denen ich mit meinen sechs Jahren auch zählte, kaum Schritt halten konnten. Wir waren mitgenommen worden, um durch eine recht stattliche Anzahl dem Gegner zu imponieren.

An der bezeichneten Stelle erwarteten uns die Angermunder, die uns an Zahl weit unterlegen waren. Es dauerte eine geraume Zeit, bis man mit der Schimpfkanonade begann. Mit kleinen Hänseleien fing es an und mit großen Schimpfworten wollte man sich und den Gegner in Weißglut bringen. Aber so weit kam es überhaupt nicht. Der Taubstumme, der wie ein „rocher de bronze“ an der Spitze des feindlichen Heerhaufens stand, schlug, als ihn die Angermunder in die Rippen stießen, unvermittelt auf uns ein. Ohne überhaupt den Versuch der Gegenwehr gemacht zu haben, wandte sich die ganze Lintorfer Streitmacht zur Flucht. Hier erwies sich Büntens Dönn, der sich vorsorglich von seiner Streitaxt getrennt hatte, als Schnellster. Wir Kleinsten wurden das Opfer unserer kurzen Beine. Die verfolgenden Angermunder hatten uns bald erwischt und hielten sich mangels größerer Beute an uns schadlos. Wir wurden gefangengenommen und unter großem Hallo verschleppt. Die Sieger hielten Kriegsrat ab, und das Ergebnis war: wir sollten gehängt werden. Man holte Stricke herbei und dieses ganze Gehabe veranlasste, dass unser Tränenbächlein, das ohnedies schon reichlich floss, zum Strome anwuchs. Zum Glück für uns legte man uns die Stricke unter die Arme (sonst hätte ich diese Zeilen nicht mehr schreiben können) und zog uns an einer kräftigen Eiche hoch. So hingen wir zappelnden Unglückswürmer, und aller Siegerübermut ergoss sich über uns. Als man sich zur Genüge an unserem Anblick geweidet hatte, ließ man uns herunter und setzte uns mit Püffen in Bewegung. Dieser Püffe hätte es jedoch nicht mehr bedurft. Wir hatten Eigentrieb genug, möglichst schleunigst dem Orte unserer Schmach zu entrinnen und wieder nach Lintorf zu kommen.

Hinter der Kirche hatte sich Lintorfs geschlagene Armee versammelt. Wir wurden als Helden bestaunt, doch war es uns bestimmt in keiner Weise heldisch zu Mute. Uns war ein- für allemal die Lust am Kriegspielen vergangen.

Hubert Perpéet

(Erstabdruck in „Die Quecke“ Nr. 1/2 vom Dezember1950)

Pitter Kessel

E Lengtörper Stöckske op Platt

Et wohr alt sonne Pitter Kessel… Arbe-ide dieht he nit jehn. He leffden vom Bedele on lieht sech de me-iste Tiet de Sonn en dr Hals schiene.

Op Blottsche, ne jru-ete Schnorrbüdel om Rögge, liep he bemss en et Bergische, noh Velbert, Elwerfeld on noch widder. En de Schnorrbüdel stoppden he alles erenn, wat he tesahmebedele konnt: Bru-et on Klätschkies, Eier on Speck, dicke Ries on Saultherring. Dorch dat Schokkele wohr dann am Owend alles dorchenein: de Herring loren em dicke Ries, dr Speck em Klätschkies, on die kapodde Eier driewen öwer et Bruet. Äwwer dat makkden nix – jejeete wu-eden et doch.

Dr Pitter Kessel hatt sech ne e-ike Spazierstock jemakkd, on owe an dr Kröck en Flö-et drennjeschniede. Met „Tüle-düt, Tüle-düt, Tüle-tüle-düt, Tü-tü-tüüü“ trock he dorch de Dörper, on et wohr för de Kenger ne jru-ete Buhei, wenn se metlo-epe konnden. Wenn dr Pitter op demm Stock flödden on sinn Mäuz makkden, diehten de Kenger och jenausu met de Leppe flö-ete: „Tüle-düt, Tüle-tüle-düt, Tü-tü-tüüü.“

Owe am Senke, bold am Sonnesching, stong em Pitter sinn armsellich Hüsske, on tien Minütte dovan, em Armehüsske, wonnden et **Mönche Mikke.** Et Mönche Mikke dieht sech och vom Bedele ernähre, wohr also sutesahre Konkurrenz vom Pitter. Wenn se nun mol, wenn et dr Zufall wollden, en et selwe Dörp ko-emen öm te bedele, dann diehten sech die twei uhtschenge, dat de Lütt tesahmeliepen.

On doch mauhten sech die twei em Jeheime ju-et liede. An nem juede Daach nohm sech use Pitter e Häzz, trokk sech e Paar flatschenö-ie Blottsche on et Sonndeiskamisol ahn on makkden sech op, ömm nohm Mönche Mikke frei-e te jonn. Wie he nun an et Armehüsske ko-em, seihden öm de Lütt: „Denk dech enns, Pitter, hütt morje hannt se et Mikke du-ed em Bett jefonge!“ Do drennden sech dr Pitter erömm on flödden: „Tüle-düt, Tüle-tüle-düt, Tü-tü-tüüü“, on dikke Tröhne liepen öm de Bakk eronger.

Hubert Perpéet, 1943

Auch „Bubi“ hat ein Recht auf Leben

Der alte Mann und das Pferd – Nicht gleich zur Mordspritze greifen

LINTORF. Etwas abseits vom Breitscheider Weg zwischen Gebüsch versteckt liegt eine Blockhütte. Selbst Experten des Hochbaus werden nie ergründen, welche statischen Gesetze dies Gebäude zusammenhalten, dessen Grundriß nur als ein Mittelding zwischen einem kreisförmigen Romboid und einem durch die Mangel gedrehten Pentagondodekaeder bezeichnet werden kann. In seinem Innern, das so leicht kein Sterblicher betritt, lebt Josef Bruns mit seinen vier- und zweibeinigen Freunden: einem ungarischen Steppenhund, durch dessen Geschlechterfolge mit Sicherheit ein südasiatischer Schakal geschlichen ist, dazu zwei oder drei possierliche Katzen, einige Hühner und etliches anderes Federvieh. Sie hausen einträchtig beisammen und krümmen keinem, so er nicht mut- oder böswillig ihre Kreise stört, ein Haar. Nur der treueste und wohl auch an Jahren reifste Hausgenosse von Josef Bruns, das baltische Panjeroß „Bubi“ muß vorerst noch abseits seinen kargen Lebensabend verbringen. Ob „Bubi“ in die häusliche Gemeinschaft zurückkehren kann, ist noch nicht sicher, denn der Gaul ist ein Dorn im Auge des Gesetzes und sein Erdendasein – wenn es nach dem Lintorfer Polizeipostenführer ginge – nur noch von kurzer Dauer.

Man muß schon weiter ausholen, will man das Verhängnis, das sich zur Zeit über Bubis grauem Pferdehaupt zusammenbraut, in voller Tragik erkennen. Bubi ist kein übliches Zug- oder Reitpferd. Äußerlich gleicht dieser Veteran zwar einer zottigen und schon etwas altersschwachen Mähre, „innerlich“ jedoch ist Bubi ein Sonderfall. Denn wo in aller Welt lebt noch ein Pferd, das auf eine so bewegte, stolze und lange Vergangenheit zurückschauen kann, wie Bubi zumindest in den Augen seines Besitzers? Zugegeben, die Jahre mögen auch um dieses Pferdeleben einen Nimbus gewebt haben, der dem kritischen

Blick der Wissenschaft nicht standhält. Aber selbst nach Abzug von 50 Prozent Fama bleiben noch so viel bedeutsame Fakten, daß man „Bubi“ nicht einfach einer Schindmähre gleich dem Abdecker überantworten kann.

Vater Bruns also – er erzählt die Geschichte bereitwillig jedem, der sich nach Bubi erkundigt – hat das Panjepferd vor rund 18 Jahren erworben, als es beim Weltzirkus „Barnum & Bailey“ seine Artistenlaufbahn beenden mußte. 40 Jahre – so behaupteten damals jedenfalls die possenreichen Zirkusleute – sollte das edle Roß schon zu dieser Zeit auf dem Rücken gehabt haben. Vater Bruns nahm sich des Tieres an, weil ihn die arme Kreatur dauerte und er für sein leichtes Wägelchen ein Zugpferd brauchte. Als Bubi diese geringe Last nicht mehr ziehen konnte, erhielt er bei Vater Bruns das Gnadenbrot. Nach dem Kriege wurde mit der Besatzung ein englischer Tierfreund in das Angerland verschlagen, der – als er von Bubi hörte – spornstreichs das Blockhaus aufsuchte und – so versichert jedenfalls Vater Bruns – auch mit ziemlicher Sicherheit die sagenhaften Altersangaben bestätigte. Der Engländer wollte dann Bubi für einen Abnormitätenzoo kaufen, kam aber mit Josef Bruns nicht ins Geschäft, weil dieser zu sehr an seinem treuen Hausgefährten hing.

Soweit also die etwas ominöse Geschichte des Panjepferds „Bubi“, die man glauben oder bezweifeln mag. Wichtiger aber als die Story ist die Tatsache, daß Vater Bruns mit aller Liebe an Bubi hängt, daß diese Freundschaft zwischen Mensch und Tier keinen stört und daß es der zottige Vierbeiner – wenigstens den Umständen nach – bei seinem Pflegevater gut hat. Ein Grund, Bubi von „Staats oder Amts wegen“ in die ewigen Jagdgründe zu befördern, bestand im Laufe der letzten 18 Jahre nicht.

Doch sozusagen über Nacht – denn eine Diebesbande, der man vergeblich nachspürte, war der Grund, daß der Hüter der Ordnung Bubi entdeckte – zog sich die Schlinge um den greisen Pferdehals zusammen. Als das ordnungsliebende Auge des Gesetzes den altersschwachen und zottigen Gaul erspähte, war es für den Polizeichef der Dickelsbachgemeinde abgemachte Sache, dem armen Roß zu einem schnellen und milden Tod zu verhelfen. Der Tierschutzverein winkte zwar ab, denn es bestand kein Grund zum Eingreifen, und auch das Ordnungsamt sah nicht ein, warum Bubi sterben sollte. Doch der Postenführer, der inzwischen eifrig Gesetzblätter wälzte, hat seinen Kampf um die Blausäurespritze bis heute noch nicht aufgegeben. Noch immer ist er überzeugt, daß der Tod für Bubi eine wahre Erlösung sein wird.

Man kann zur Not darüber streiten, ob es Bubi im Reich seiner Väter besser haben wird als bei den Menschen auf der Erde. Man muß sogar wohl oder übel die schmerzlose Tötung eines Tieres gutheißen, wenn ihm dadurch elende Qualen erspart werden können. Aber man darf wohl mit Recht bezweifeln, daß im „Fall Bubi“ der Stationschef von Lintorf der rechte Mann für diese Entscheidung über Tod und Leben der Kreatur ist. Bubi hängt trotz seiner Jahre an seinem Pflegevater, und für Josef Bruns ist der zottige Bursche ein treuer Gefährte seines eignen Lebensabends. Wenn diese Freundschaft schon von Amts wegen zerstört werden soll, dann allein durch eine Entscheidung des Tierarztes und notfalls der Ordnungsbehörde. Für die Sicherheitspolizei gibt es u. E. andere und dankenswertere Aufgaben. Solange der Kreisveterinär nicht gesprochen hat, plädieren wir jedenfalls dafür, daß Bubi weiterhin am Leben bleibt, um seiner und des alten Mannes willen.

Aus: „Rheinische Post“
vom 4. November 1954

Josef Bruns jr.

Mathias Josef Bruns, Rufname Josef, wurde am 8. Juli 1883 im heutigen Duisburger Stadtteil Kaldenhausen geboren. Seine Eltern waren **Josef Bruns sen.,** geboren am 2. Dezember 1850 in Krefeld, und **Catharina Huntgeburth,** geboren am 2. März 1850 auf Haus Bilkrath in Angermund. Josef und Catharina Bruns hatten am 10. November 1881 in Kaldenhausen geheiratet. Dort wurden auch die drei Kinder des Ehepaares geboren. Neben Josef jr. waren das sein Bruder **Christian,** der bereits im Jahre 1900 im Alter von nur 15 Jahren als hoffnungsvoller Schüler eines Duisburger Gymnasiums in Angermund an einer Kinderkrankheit verstarb, sowie der jüngste Bruder **Heinrich,** der nach dem Ersten Weltkrieg, in dem er als Leutnant Dienst tat, mit seiner Familie nach Nordenburg in Ostpreußen umsiedelte, wo er den Beruf eines Forstmeisters ausübte.

Josef Bruns sen. kam mit seiner Frau und den drei Kindern 1896 nach Angermund und baute für seine Familie ein Haus an der Rahmer Straße 7. Er wurde Rentmeister (Kämmerer) und Steuereinnehmer der Bürgermeisterei Angermund, zu der ja bekanntlich auch Lintorf gehörte. Das Büro des Rentmeisters befand sich in seinem Wohnhaus, das zu dieser Zeit im Volksmund „Haus Ecky“ genannt wurde.

Josef Bruns jr. machte nach seiner Schulzeit eine Ausbildung bei der Eisenbahn und arbeitete dort vermutlich bis zum Ersten Weltkrieg. Er war Kriegsteilnehmer, wurde aber am 26. April 1916 – er war zu diesem Zeitpunkt in Berlin – als wehruntauglich entlassen, so berichtet es die Schulchronik der Katholischen Schule Angermund.

Nach dem Ersten Weltkrieg arbeitete Josef Bruns in der Landwirtschaft bei seinem Onkel **Wilhelm Huntgeburth** (1856-1924), dem Pächter auf Haus Bilkrath.

In dieser Zeit legte Josef Bruns noch sehr viel Wert auf sein Äußeres und sah immer sehr adrett aus. So soll er sich für die sonntäglichen Kirchenbesuche besonders sorgfältig gekleidet und sich nach dem Besuch wieder umgezogen haben, sogar Strümpfe und Schuhe wurden gewechselt.

Bei öffentlichen Anlässen trat er in Anzug und Zylinder auf.

Erst in den 1930er-Jahren begann er sein Einsiedlerleben am Fürstenberg in Lintorf. Hier hielt er neben anderen Tieren auch Hühner, Enten und Gänse, deren Eier er verkaufte. Er lebte mit seinen Tieren unter einem Dach.

Als Zug- und Lasttier gab es neben dem alten Pferdchen „Bubi“ auch noch einen Esel. Außerdem standen im Stall ein Ziegen- und ein Schafsbock. Einige Lintorfer brachten ihre Ziegen und Schafe zum Decken dorthin. Josef Bruns kam auf Wunsch auch zu den Schafbesitzern, um die Schafe zu scheren.

Josef Bruns jr. (Mitte) und seine Brüder Christian (rechts) und Heinrich im Jahre 1895

Das Haus Angermund Nr. 91½ (heute Rahmer Straße 7) im Jahre 1910. Vor dem Haus rechts der Steuereinnehmer und Rentmeister Josef Bruns sen., links der Angestellte **Jakob Peters** (1882-1972), der später Kirchenrendant der Angermunder Pfarre St. Agnes wurde. Im Fenster oben links **Anna Huntgeburth,** eine Schwägerin von Josef Bruns sen.

Josef Bruns jr. im Jahre 1927 vor der Gaststätte Stenger in Angermund

Der 76-jährige Josef Bruns jr. im Jahre 1957

Josef Bruns ließ niemanden in seine Hütte. **Heribert Schmitz,** der langjährige Vorsitzende des Angermunder Kulturkreises und heute Bewohner des Hauses Rahmer Straße 7, berichtet, dass er Josef Bruns öfter zusammen mit seinem Vater in Lintorf besucht hat. Seine Mutter **Agnes Schmitz,** geborene Huntgeburth, war eine Kusine von Josef Bruns. Auch Heribert Schmitz erinnert sich, dass sein Vater und er nie die Holzhütte betreten haben, sondern sich nur vor dem Haus mit Josef Bruns trafen.

Der Einsiedler vom Fürstenberg war ein friedlicher und immer gut gelaunter Mensch. Er hatte viele Freunde, vor allem unter den Bauern und Geschäftsleuten. Von ihnen bekam er Stroh, Heu und Hafer. Als Gefährt für seinen „Bubi" hatte er einen Einspänner, mit dem er Futter, Heu und Stroh transportierte. War das Wägelchen voll beladen, ging Josef Bruns stets zu Fuß neben seinem „Bubi", um ihn zu schonen.

> Eines Tages kam der kleine Lorenz aus dem Lintorfer Busch nach Hause und rief: „Ich weiß jetzt, wie der Brunsejupp mit Vornamen heißt. Er heißt Josef. Der Herr Karrenberg hat nämlich zu ihm gesagt: ‚Na, Josef, lässt du dich auch noch mal wieder sehen?' –"

Wenn Josef Bruns sich mit seinem Wagen näherte, konnte man ihn schon von Weitem laut Kirchen- und Weihnachtslieder singen hören.

Mehrmals im Jahr besuchte er in Düsseldorf Kirchen, die von Patres betreut wurden. Dabei galt sein Interesse vor allem den Predigten, oft hörte er sich an einem Sonntag die Predigten in zwei verschiedenen Kirchen an.

Wenigstens einmal in der Woche besuchte Josef Bruns seine Kusine in Angermund, um dort eine warme Mahlzeit zu sich zu nehmen.

Josef Bruns blieb sein Leben lang ledig.

Im Frühjahr 1959 wurde er krank und mit der Zeit immer schwächer. Als er sich nicht mehr selbst versorgen konnte, ließen Nachbarn ihn ins katholische Krankenhaus nach Ratingen bringen. In Lintorf hieß es, die Schwestern hätten ihn acht Tage lang „einweichen" müssen. Josef Bruns starb am 5. April 1959 und wurde auf dem katholischen Friedhof in Ratingen begraben.

Manfred Buer

Ich danke Herrn Heribert Schmitz für seine wertvollen Hinweise und die Fotos zu diesem Beitrag. Außerdem danke ich Herrn Lorenz Herdt für weitere Hinweise.

ASSRO
Assekuranzvermittlung

Susanne Rosenberger
Private Krankenversicherungen

Fichtenhain 6 · 40885 Ratingen · Telefon 02102/3099882
www.assro.de · E-Mail: info@assro.de

Die Rentmeister Bruns

In allen Büchern über die Geschichte Angermunds und der Bürgermeisterei Angermund wird oft als früherer Rentmeister und Steuereinnehmer für die Bürgermeisterei Angermund der 102-jährige Josef Bruns erwähnt.

Dabei ist den Autoren, die auf amtliche Unterlagen zurückgreifen konnten, entgangen, dass es sich in der Zeit von 1860 bis 1919 um zwei Rentmeister und Steuereinnehmer gleichen Namens handelte.

Schuld an diesem Versehen in der Geschichtsschreibung mag wohl der seltene Zufall der Namensgleichheit im selben Ort und Amt sein, ohne dass ein verwandtschaftliches Verhältnis bestand. Der erstere war gebürtiger Ratinger, der andere gebürtiger Krefelder. Beide waren Inhaber des Preußischen Kronenordens 4. Klasse.

Um es verständlicher zu machen, möchte ich den Herren Bruns den Zusatz I und II geben.

Josef Bruns I wurde am 6. Februar 1824 in Ratingen geboren und versah seinen Dienst als Rentmeister von 1860 bis 1895. Die letzten 20 Jahre seines Lebens benutzte er hauptsächlich zu seiner inneren Läuterung in Erwartung des Todes. Er hielt sich seine eigenen, aufgezeichneten Worte stets vor Augen:

„Mein hohes Alter und meine Gebrechen,
Höre ich deutlich und ernst zu mir sprechen:
Bereite dich vor auf den baldigen Tod."

Noch als 102-Jähriger verfasste er aus Anlass der Rheinischen Jahrtausendfeier der Bürgermeisterei Angermund ein Gedicht, welches im Amtsblatt vom 9. August 1925 veröffentlicht wurde.

Über seinen Lebensweg ist in verschiedenen Büchern schon viel und ausführlich berichtet worden. Nachzutragen sei lediglich eine Pressenotiz aus der „Kölnischen Volkszeitung" vom 30. Mai 1925 folgenden Inhalts:

Rentmeister Josef Bruns I
am Tage seines 101. Geburtstages

„Unter Bezugnahme auf die in KV 802 unter Frankfurt gebrachte Drahtmeldung, daß in Hausen im Taunus der älteste Mann Deutschlands, der frühere Samenhändler Adam Buhlmann, im Alter von 101 Jahren und 8 Monaten gestorben sei, wird uns mitgeteilt, daß in Angermund ein genau so alter Mann noch lebt, der ehemalige Gemeinderentmeister Josef Bruns, der am 6. Februar 1824 geboren ist. Derselbe ist also auch 101 Jahre und 8 Monate alt."

Josef Bruns I starb am 30. Dezember 1926 in Angermund im hohen Alter von fast 103 Jahren. Sein einziger, um 18 Jahre jüngerer Bruder Franz, wurde 95½ Jahre alt.

Josef Bruns II, geboren am 2. Dezember 1850, heiratete 1881 die auf Haus Bilkrath geborene Catharina Huntgeburth. Im Jahre 1896 kam er nach Angermund, erbaute das Haus Rahmer Straße 7 und trat als Nachfolger von Josef Bruns I seinen Dienst in der Bürgermeisterei Angermund an. Das Büro des neuen Rentmeisters und Steuereinnehmers befand sich in dem zuvor erwähnten Hause, seinerzeit „Haus Ecky" genannt. Der bekannte und spätere Kirchenrendant, Herr **Jakob Peters** (1882-1972), war hier noch unter Josef Bruns II tätig. Aus der Schulchronik der Katholischen Schule Angermund ist ersichtlich, dass Jakob Peters im Jahre 1916 mehrfach Fronturlaub erhielt, um den erkrankten Rentmeister Josef Bruns II zu vertreten. Aus einer Urkunde von 1903 geht hervor, dass auch ein „Kassengehilfe" namens **Albert Wies** auf dem Büro tätig war.

Ein neues Ortsstatut vom 18. September 1907 regelte die Anstellung, Besoldung und Versorgung

Worte eines Hundertzweijährigen

Ein Gedicht des ältesten
Angermunder Bürgers

Wie auch das Leben sich mag gestalten,
Lasset nur immer den lieben Gott walten,
Vergesset nur ihn nicht, er denkt auch an euch,
Und nimmt euch einst auf in sein himmlisches Reich.

Wenn auch oft der Himmel nur Wolken uns zeigt,
Die Sonne nicht scheint, und der Regen nicht weicht,
Es stürzt auch kein Haushalt hier ganz unbetrübt,
Gott schickt oft Leiden dem, den er sehr liebt.

Auf Erden bleibt keiner von Leiden verschont,
Im Himmel jedoch wird auch jeder belohnt,
Kein Aug hat gesehen, kein Ohr hat gehöret,
Die Freuden, die Gott uns im Himmel bescheert.

Seid immer ein Muster der Arbeitsamkeit,
Sie bringt euch den Wohlstand und wird euch nicht leid,
Sie meidet vor besonders das lästliche Glück,
Das man sie nicht kennt, da geht alles zurück.

Hoch lebe die Arbeit, sie hat großen Wert,
Und wird jetzt von Vielen so dringend begehrt.
Sie muß uns verschaffen das tägliche Brot,
Und mal wir bedürfen bis an unsern Tod.

Hast du am Abend die Arbeit vollbracht
Und im Gebete der deinen gedacht,
Dann danke Gott, daß heut kein Unglück dich traf
Und bitte ihn um einen friedenden Schlaf.

Seid immer zufrieden mit eurem Geschick,
Und richtet recht häufig nach oben den Blick,
Dann sieht Gottes Segen von oben herab,
Und ihr lebt glücklich bis an euer Grab.

Das Leben auf Erden gewährt uns nicht viel,
Der Himmel ist für uns ein besseres Ziel,
Den kann man erlangen durch frommes Gebet,
Durch nützliches Wirken so lange es geht.

Bete und arbeite, so heißt jetzt mein Schluß,
Dann lebst du in Frieden, hast selten Verdruß,
Hast du die Tugenden Beide geübt,
Dann bist du bei Gott und den Menschen beliebt.

Rentmeister Josef Bruns II

der Beamten der Bürgermeisterei Angermund. Als Beamte waren damals angestellt: Gemeinderentmeister Josef Bruns II, Bürgermeistersekretär Sonnen, Polizeiwachtmeister **Sonnen** (alle aus Angermund) und die Polizeisergeanten **Herpers, Bölting** und **Orths** (aus Huckingen, Großenbaum und Lintorf). Die Vertretung der Bürgermeisterei Angermund bestand neben dem Bürgermeister **Carl Beck** und dem Beigeordneten **Huntgeburth** aus weiteren 25 Herren.

Josef Bruns II trat zum 31. März 1919 in den Ruhestand. Unter den gefassten Beschlüssen der Bürgermeisterei-Vertretung des Jahres 1920 war u.a. auch die Festsetzung des jährlichen Ruhegehaltes von 3.000 Mark für den Gemeinderentmeister Josef Bruns II, rückwirkend ab 1. April 1919. Für 1919 wurde das Ruhegehalt von jährlich 3.000 Mark auf 6.000 Mark erhöht.

Mittlerweile erreichte der Bürgermeisterei-Etat für 1922 die Höhe von 3.300.000 Mark, wobei das Ruhegehalt des Pensionärs Bruns II auf 15.000 Mark anstieg.

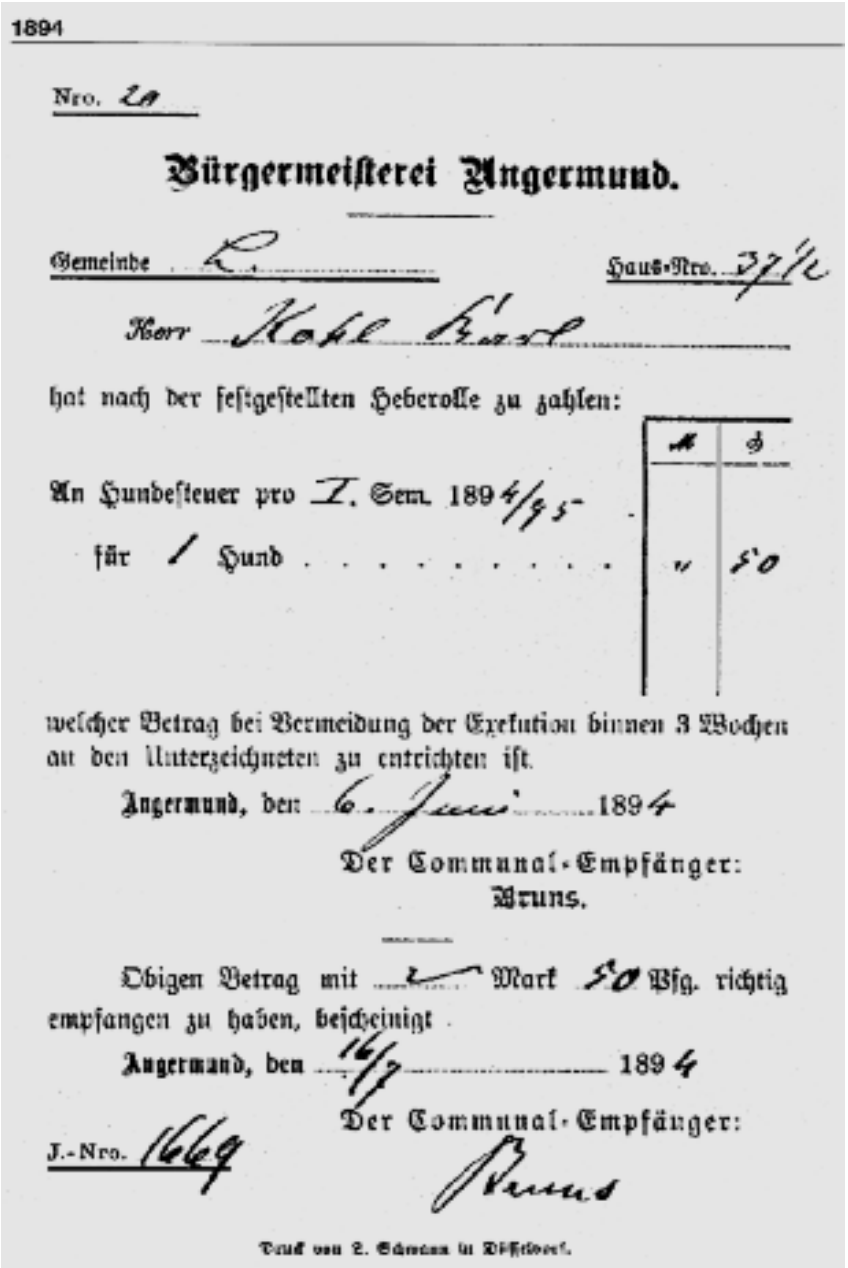
Die Inflation nahm 1923 ihren Lauf, und der Geldwert nahm rapide ab. Dem ehemaligen Gemeinderentmeister Bruns II waren für den Monat Juli noch 300.000 Mark an Ruhegehalt zu zahlen. Für August wurden bereits 2.700.000 Mark ausgezahlt.

Inzwischen wurde die Anfertigung von Notgeld in Höhe von 20.000.000.000 Mark von der Bürgermeisterei-Vertretung beschlossen.

Josef Bruns II starb am 20. Oktober 1925 im Alter von fast 75 Jahren und wurde auf dem katholischen Friedhof in Angermund beigesetzt. Josef Bruns I starb, wie bereits erwähnt, 14 Monate später und wurde in unmittelbarer Nähe zu Josef Bruns II bestattet.

Heribert Schmitz

(Erstabdruck in „Jahrbuch des Angermunder Kulturkreises “, 8. Band, 1986)



1894

Nro. 2a

Bürgermeisterei Angermund.

Gemeinde L. Haus-Nro. 37½

Herr Kohl Karl

hat nach der festgestellten Heberolle zu zahlen:

	M	Pf
An Hundesteuer pro I. Sem. 1894/95 für 1 Hund	"	50

welcher Betrag bei Vermeidung der Exekution binnen 3 Wochen an den Unterzeichneten zu entrichten ist.

Angermund, den 6. Juni 1894

Der Communal-Empfänger:
Bruns.

Obigen Betrag mit — Mark 50 Pfg. richtig empfangen zu haben, bescheinigt

Angermund, den 16/7 1894

Der Communal-Empfänger:
Bruns

J.-Nro. 1669

Druck von L. Schwann in Düsseldorf.

Von Rentmeister und Steuereinnehmer Josef Bruns I im Juni 1894 ausgestellte Rechnung über Hundesteuer für den Rechnungsführer des Lintorfer Bleibergwerkes, **Karl Kohl,** der damals in Lintorf im Haus Nr. 37½ wohnte

Jesus! Maria! Joseph! Agnes!

Zum christlichen Andenken

Josef Bruns,

Gemeinde-Rentmeister in Ruhe,

Inhaber des Kronen-Ordens IV. Klasse.

ruhe im ewigen Frieden.

Über 30 Jahre

Malermeister
Karl Kronen

DANKE!

Renovierung vom Fachmann

Wir danken unseren Kunden für mehr als 30 Jahre verwitterte Fassadenanstriche, abgewetzte Teppichböden, renovierungsbedürftige Wohnräume, Schimmelpilzbefall, Wasserschäden, sattgesehene Tapeten u.v.m.

Wir freuen uns, dass wir all das schon seit 1977 für Sie wieder in Ordnung bringen dürfen.

Herzliche Grüße

Karl Kronen

Am Potekamp 3
40885 Ratingen

Tel. 02102 - 34778
Fax 02102 - 399108
Mobil: 0171 - 5266853

– seit 1977 –

Giegling Zuhmann
GmbH + Co. KG

Fliesenleger-Meisterbetrieb

Bäder	Fliesen
Balkone	Marmor
Küchen	Granit

Siemensstraße 20
40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: (02102) 31286
Fax: (02102) 34798
Mobil: (0171) 7923676

Gegründet 1920

krönert

Dachdeckermeister für
Dach-, Wand- und Abdichtungstechnik

Munk

Bedachungen

Dachdeckermeister für
Dach-, Wand- und Abdichtungstechnik

Duisburger Straße 169 – 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 02102 / 73110 – Fax 02102 / 36568

E-Mail: walterkroenert@arcor.de – **Internet:** www.kroenert-munk-bedachungen.de

Die aktuelle
Internetzeitung
für Lintorf
und Umgebung

Lintorfer.eu

Herausgeber: Andreas Preuß

RPKmedia Sascha Lansen
Wedauer Straße 8
40885 Ratingen-Lintorf

www.RPK-MEDIA.com
Hotline: 02102 - 70 69 777

Agentur für
Marketingunterstützung
und Sonderwerbeformen

RPK MEDIA

RPKmedia ist die Full-Service-Agentur rund um Werbung und Marketingunterstützung mit Sitz in Ratingen-Lintorf.
Ob Konzeption, Grafikleistungen, Digitaldruck, Messe-/Eventunterstützung, Riesenposter, Folienbeschriftungen und Leuchtwerbeanlagen:

Wir setzen Ihren Firmenauftritt in Szene.

Seit 8 Jahren sind wir für Kunden wie VW, LANXESS, Unitymedia, ARAshoes, FDP, Injoy, TARGO-Bank, Michael-Schumacher-Motorsport, Bayer AG u.v.m. weltweit im Einsatz.

Vor Ort. Überregional. Deutschlandweit. International.
Wir unterstützen Sie dort, wo Sie unseren Service wünschen.

Wir sind die **MEDIA-AMBULANCE**

Wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts ohne Telefon und E-Mails kommuniziert wurde

Im Nachlass meiner Großeltern **Wilhelm und Maria Jüntgen,** geborene **Nickerl,** fanden meine Frau **Ello** und ich drei vom Alter gezeichnete Alben mit 161 Grußkarten aus den Jahren 1904 bis 1942 aus aller Welt. Grüße kamen aus Brasilien, Ungarn, Frankreich, Südtirol und Böhmen, die wie Ungarn damals beide zum Kaiserreich Österreich-Ungarn gehörten, Luxemburg, Indien, Niederländisch-Indien (heute: Indonesien), den Niederlanden und Belgien. Es sind Grußkarten von Familienangehörigen, Freunden und Geschäftspartnern. Einen kleinen Teil, vor allem die ältesten Karten, haben wir herausgesucht, um einen Einblick in diese Mitteilungen und Grüße zu geben. Es war damals ja noch nicht möglich zu telefonieren, dann wurde eben geschrieben, was wichtig war, und durch die Postkarten gab es immer eine Verständigung untereinander. Mit diesen Karten wurde vieles dokumentiert und aufbewahrt. Jede Karte hat ihre Geschichte.

In der heutigen Zeit wird überwiegend telefoniert. Nach Beendigung eines Telefonats ist der Inhalt des Gespräches nicht mehr präsent und kann schnell vergessen werden. Ein Leser der „Westdeutschen Zeitung“ schrieb in einem Brief am 8. Dezember 2011: „Die gute alte Karte oder der gute alte Brief sind in der Tat viel persönlicher. SMS sind mir, wie viele E-Mails auch, vielfach zu steril gehalten. Wer mir aber eine Karte schreibt, der hat sich dafür extra Zeit genommen und sich wirklich persönliche Gedanken gemacht, was er mir mitteilen möchte.“ [1)] In der Tat konnten meine Frau Ello und ich aus dem Nachlass der Großeltern erkennen, dass die gute alte Postkarte oder ein Brief persönlicher sind als alle technischen Errungenschaften der heutigen Zeit. Die schriftlichen Dokumente bleiben uns als Erinnerung erhalten, auch noch nach 100 Jahren. Eine SMS wird gelesen und gelöscht, ein alter Gruß aus dem Jahre 1904 an meine 17-jährige, noch nicht verheiratete Großmutter Marie Nickerl in Saaz (Böhmen, heute: Tschechien) von einem Freund aus Tirol kann heute noch gelesen werden. Beim Lesen der Karten aus vielen Städten und Ländern konnten wir erkennen, wie oft mein Opa Jüntgen auf Geschäftsreisen war. Er wollte in seiner Abwesenheit immer mit seiner Frau Maria und seinen Kindern **Maria und Fritz** in Verbindung bleiben, egal, wo er sich gerade aufhielt. Auch sind die Sorgen eines Vaters über das Verhalten seiner Kinder erkennbar („Seid lieb zur Mama“, „Was macht die Schule?“).

Ein paar interessante Karten möchten wir hier besonders erwähnen: Eine Grußkarte kam Anfang der 1920er-Jahre aus Paris von **Carl Blumberg sen.,** der 1925 das Betriebsgelände der kleinen „Rheinischen Drahtstiftfabrik“ meines Großvaters übernahm. Eine andere Karte sandte **Liesel Kaiser** (später **Arnold**) vom Sägewerk Kaiser aus Bad Kissingen an meine Mutter Maria Jüntgen. Sie waren Nachbarskinder und Freundinnen. Meine Mutter war damals 17Jahre alt. Eine weitere Grußkarte kam 1908 von einer Redaktion aus Rio de Janeiro. Wer der Absender war, ist nicht bekannt.

---

1) Leserbrief von Guido Esser aus Solingen in der „WZ“ vom 8.12.2011

Kurze Übersicht über die Lebensdaten und Wirkungsstätten meines Großvaters Wilhelm Jüntgen

1. 7. 1880	In Düsseldorf geboren
1887	Umzug mit den Eltern nach Saaz/Böhmen (Österreich-Ungarn)
1899 - 1901	Militärdienst als Eisenbahn-Pionier in Berlin
1901 - 1908	Arbeit als Schlosser in Saaz
1905	Trauung mit Marie Nickerl aus Saaz
1907	Geburt der Tochter Maria in Saaz
1909	Umzug mit der Familie zurück ins Rheinland nach Gerresheim bei Düsseldorf

1910	Geburt des Sohnes Fritz (Gefallen 1943)
1910	Umzug nach Lintorf und Arbeit als Werkmeister bei der Firma Körting
1914	als Soldat in Fouday (Vogesen/Elsass)
1915	vom Militärdienst befreit
1916 - 1918	Werkmeister bei der Firma Körting (Rüstungsbetrieb)
1918 - 1925	Besitzer eines kleinen Betriebes zur Herstellung von Drahtstiften
1925	Verkauf des Betriebes an Carl Blumberg sen.
1927	Umzug mit der Familie nach Den Haag (Niederlande), um dort zu arbeiten
1931	Umzug nach Amsterdam (Niederlande)
1934	Zusammen mit der jungen Familie seines Schwiegersohnes Johann („Schang“) Frohnhoff zurück nach Lintorf
9. 5. 1964	Tod in Lintorf

Hier nun eine Auswahl der Postkarten aus dem Besitz meiner Großeltern:

Grußkarte aus dem Jahre 1904 an meine noch unverheiratete Großmutter **Marie Nickerl** in Saaz (Böhmen) von einem Freund, der seinen Militärdienst in einer Kaserne in Trient (Südtirol) ableistet. Beide Städte und Regionen lagen damals in Österreich-Ungarn. Die Briefmarke zeigt daher den Kaiser Franz-Joseph.

Grußkarte aus dem Jahre 1908 aus Rio de Janeiro, der größten Stadt Brasiliens (Briefmarke: „Estados Unidos do Brazil"). Sie scheint von einer Verlagsredaktion verschickt worden zu sein und ist an meinen Großvater **Wilhelm Jüntgen** in Saaz gerichtet. Der eigentliche Absender ist unbekannt.

Grußkarte aus Paris vom Beginn der 1920er-Jahre. **Carl Blumberg sen.,** damals noch in Düsseldorf ansässig, schreibt sie an meinen Großvater in Lintorf. Wilhelm Jüntgen war seit 1918 Besitzer einer kleinen Drahtstiftfabrik (Nägel, die zum Besohlen von Schuhen benötigt wurden).

Im Jahre 1925 verkaufte er das Betriebsgelände an Carl Blumberg, der dort eine Fabrik für „Amorces“ (Zündplättchen) einrichtete. Die Firma Blumberg stellt heute System- und Spezialpapiere her und wird von Carl Blumberg jun., einem Enkel, geleitet.

Grußkarte aus Bad Kissingen an meine Mutter **Maria Jüntgen** in Lintorf, die damals 17 Jahre alt war. Die Karte wurde geschrieben von **Liesel Kaiser** (vom Lintorfer Sägewerk Kaiser, später verheiratete **Arnold**) im Jahre 1924. Liesel Kaiser und Maria Jüntgen waren Nachbarskinder und Freundinnen. Der Text der Karte lautet: *„Liebe Maria, ich habe Deine Karte erhalten, vielen Dank dafür. Wie geht es Euch denn in Lintorf, geht alles noch in alten Geleisen? Jetzt muß ich schließen. Viele Grüße an Dich, Vater und Mutter. Deine Liesel. Bitte Antwort.“*

Erster Weltkrieg. Einige Männer aus den Familien Jüntgen/Nickerl stehen als Soldaten an der Front. **Anton Nickerl,** eigentlich wohnhaft im böhmischen Saaz, schreibt seiner Schwester Maria Jüntgen in Lintorf auf einer Karte aus Wien am 17. Februar 1915: *„Liebe Schwester! Teile Dir mit, daß ich heute Abend in Wien angekommen bin und nach Heimbach fahre in Böhmen auf 14 Tage Erholung, dann nach Komotau. Es grüßt Dich Dein Bruder Anton“*

Wilhelm Jüntgen ist seit 1914 und Anfang 1915 als Soldat bei der „Königlich-Preußischen Festungs-Eisenbahn-Baukompagnie Nr. 7“ in Fouday in den Vogesen (Elsass). Anfang 1915 schreibt er eine Feldpostkarte an seine Familie in Lintorf: *„Liebe Frau und Kinder! Habe heute die Pfeife mit dem Tabak erhalten, sie schmeckt sehr gut. Schreibt mir an die alte Adresse, die Briefe kommen schneller an. Grüße mir alle Bekannten. Geht mir ganz gut, Herzliche Grüße Willi“*

Josef Jüntgen (Reserve-Fußartillerieregiment Nr. 13 in Montmédy-Lothringen) schreibt am 19. September 1915 eine Feldpostkarte an seinen fünfjährigen Neffen Fritz in Lintorf: *„Liebes Fritzchen, danke Dir für die Zeilen, die Du mir im Brief Deines Vaters geschrieben hast, wobei Dir wohl Vater geholfen hat, was? Freue mich, daß Du noch recht gesund bist. Und ziehe die Stiefel Deines Vaters an, wenn Dich die Hunde beißen wollen. Sei recht herzlich gegrüßt sowie Deine Schwester Maria. Auf Wiedersehen, Dein Onkel Josef“*

Am 25. September 1916 schreibt mein Großvater Wilhelm Jüntgen von einer beruflich bedingten Reise nach Dresden von der Zwischenstation Köln an seine Frau und die Kinder in Lintorf: *„Meine Lieben! Endlich nach schwerem Kampf habe ich meine Sachen in Ordnung. Man wollte noch ein Prüfungszeugnis von mir haben, nach längerem Hin und Her ging es dann doch. Kann 1,30 (Uhr) durchfahren bis Dresden, bin morgen Mittag da. Viele Grüße und Küsse, Vater“*

Im März 1922 unternimmt mein Großvater eine Reise nach Saaz, den Geburtsort seiner Frau und die Stadt, in der er selbst einen Teil seiner Jugend und die ersten Arbeitsjahre verlebt hat. 1905 heiratete er dort, 1907 wurde seine Tochter Maria geboren. Doch jetzt, nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, ist Saaz nicht mehr eine Stadt in Böhmen, das ein Teil des Kaiserreiches Österreich-Ungarn ist. Saaz (Žatec) ist jetzt eine Stadt in der neu entstandenen Republik Tschechoslowakei, und man benötigt einen Pass, um dort einzureisen, auch, wenn man dort lange zu Hause war. Von der Fahrt nach Saaz schreibt Wilhelm Jüntgen am 21. März 1922 an seine Frau in Lintorf: *„All Ihr Lieben! Sitzen hier in Leipzig, abgefahren in Cöln 1,30 Uhr Mittags, an Leipzig 1,00 Uhr (nachts). Ab hier 4,45 Uhr nach Dresden. Paß in Cöln sofort bekommen ohne Mühe, kostet 100 Mark. Sonst alles gut, nur der Schlaf kommt. Werden heute nachmittag in Saaz ankommen. Werde Dir von Saaz aus schreiben. Ist Fritz brav, Maria, ja? Mit tausend Grüßen, Euer Papa.“*

Am 31. Dezember 1925 sendet **Albert Karrenberg,** Sohn von Fritz Karrenberg und ein Freund Willi Jüntgens, Neujahrsgrüße aus Hamburg an die Familie Jüntgen in Lintorf: *„Zum neuen Jahre meine besten Glückwünsche, Albert Karrenberg.“*

Von einer weiteren Reise nach Saaz im Juli 1929 schreiben meine Großeltern Maria und Wilhelm Jüntgen, die seit 1927 wegen der Weltwirtschaftskrise und mangelnder Arbeitsmöglichkeiten in Deutschland in den Niederlanden leben, an ihre Kinder Maria (24 Jahre) und Fritz (19 Jahre) in Den Haag, Schenkstraat 4: *„All Ihr Lieben! Sind gut hier angekommen, waren um 10 Minuten vor 5 Uhr in Saaz. Mutter hat eine schwere Reise gehabt, es war ihr sehr schlecht. Sonst alles gut. Seid nur recht brav, auch Fritz soll gut folgen. Mit bestem Gruß, Vater und Mutter.“*

Viele solche Postkarten sind noch vorhanden, doch es ist nicht möglich, sie hier alle vorzustellen. Für mich und meine Frau ist es heute noch interessant, die Grüße und Worte zu lesen. Für uns ist es die Lebensgeschichte unserer Vorfahren zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Werner und Ello Frohnhoff am Kalter

Deutsche Sprache – schöne Sprache!

Was passiert nur mit unserer schönen deutschen Sprache? Merken wir es überhaupt noch, wie sie sich langsam aber sicher von uns verabschiedet?

Wie selbstverständlich besuchen wir Events. Wir shoppen – am liebsten „Sale“. Wir mailen und fahren zum Drive-in. Ich benutze Eyeliner und schmiere mir Foundation ins Gesicht – natürlich waterproof. Sogar zum 100. Geburtstag meiner Mutter sangen alle: Happy birthday to you – und Mutti sang kräftig mit, und sogar unser guter alter Hausmeister nennt sich neuerdings Facility Manager.

Wie schön deutsch waren wir doch noch zu Omas Zeiten. Da wurde noch so richtig deutsch gesprochen – altdeutsch – sozusagen.

Ach ja, de Omma. Wenn ich ihr et Trottoir fegte, durfte ich auf’m Chaiselongue schlafen. Dann kam se abends mit dem dicken Plumeau und deckte mich zu. Omma schlief nebenan hinter der Portiere, und so konnten wir noch en bisken erzählen. Am liebsten hörte ich die Geschichten über die Leut’ im Haus. Da war de Untermieter, oben in der Mansarde. Dat war ’ne Filou! Kein Geld im Portemonnaie, aber immer am Poussieren. Dat würde noch mal en Malheur geben. Vom Erzählen wurden wir immer so peu à peu müde, aber ich konnte manchmal lang nit schlafen, denn auf dem Stuhl stand Ommas Korsett. Ja, dat stand da, denn da waren Fischbeine drin, und wenn de Omma dat anhatte, würde se selbst de Fasson nit verloren haben, wenn se keine Knochen jehabt hätte.

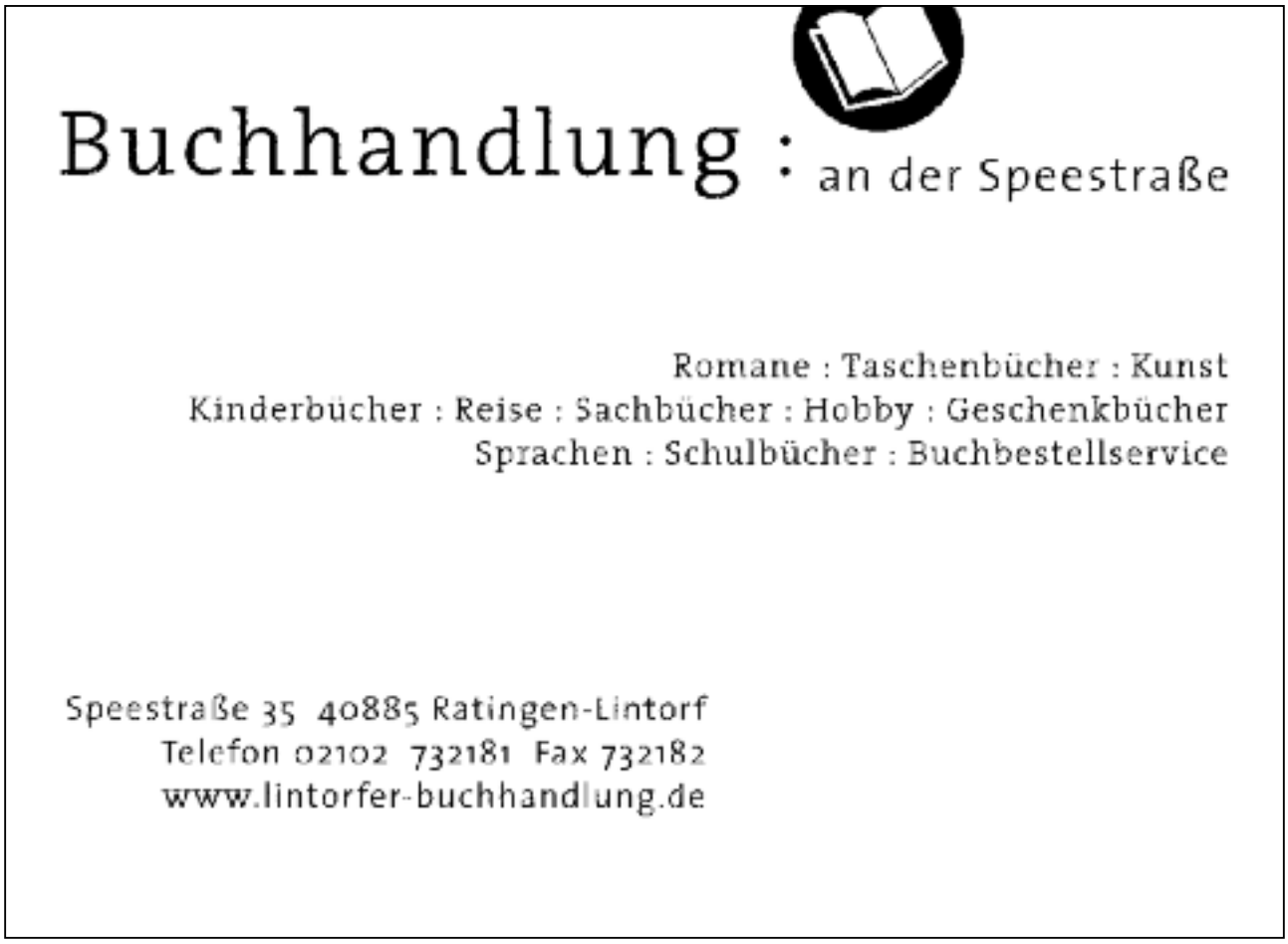
Wenn de Omma ausging, trug sie immer ihr gutes Complet mit dem weißen Chemisettchen. Dann sah se aus, wie ’ne Madam, aber dat Korsett trug se auch unterm Kittel. Gegenüber vonne Omma wohnte Tante Tinchen. Die konnte nit mehr gut laufen und ging deshalb sogar bei Sonnenschein mit ihrem Parapluie, um sich drauf zu stützen. Sie schimpfte immer über die Bagage von nebenan, die Penz rumorten immer die ganze Nacht rum, die müssten mal zur Raison gebracht werden, aber de Vater war schon am Morgen per pedes unterwegs.

De Omma wohnte an de Bahn. Da war natürlich immer de Barriere zu. Aber dat kannte man nit anders, und komischerweise hatte man ja viel mehr Zeit als heute.

Ach ja, was waren doch noch Zeiten. Wenig Geld im Portemonnaie, aber Zeit.

Und man sprach noch deutsch – oder??

Gerda Reibel



Die Fischers-Häuser

Nachtrag zum Artikel „Die Fischers-Häuser in Lintorf“ von Maria Molitor in der „Quecke“ Nr. 81 vom Dezember 2011

Ich habe in der „Quecke“ Nr. 81 vom Dezember 2011 den interessanten Bericht von Frau Maria Molitor über die Fischers-Häuser an der Duisburger Straße in Lintorf gelesen. Solch eine Häuserreihe mit der gleichen Vorderfront befindet sich auch in Rahm, An der Huf Nr. 3 bis 19. Man kann erkennen, dass es sich um einen einheitlichen Baustil handelt und die Häuser nach den gleichen Plänen gebaut wurden.

Zu Anfang des 20. Jahrhunderts benötigten die Hahnschen Werke in Großenbaum viele Arbeitskräfte. Dadurch war auch preiswerter Wohnraum für Arbeiter, die von auswärts zuzogen, sehr begehrt. So entstand in dieser Zeit eine rege Bautätigkeit. Die Fischers-Häuser in Rahm wurden daher hauptsächlich von Arbeitern der Hahnschen Werke bewohnt.

Ich weiß aus Erzählungen meiner Eltern, dass die Fischers-Häuser in Rahm und in Lintorf oft erwähnt wurden. Wenn wir in früheren Jahren mit dem Fahrrad in Lintorf oder in Rahm an diesen Häusern vorbeifuhren, wurde immer gesagt: „Das sind die Fischers-Häuser.“ Im Volksmund wurden sie auch oft „witte Hüser“ genannt, denn sie fielen in der damaligen Zeit durch ihren weißen Anstrich auf. Mein Vater erzählte mir oft: „Die witte Hüser, die hätt de Fischer jebaut.“

Wilhelm Fischer war Polier und Bauunternehmer und stammte aus Großenbaum. Er wurde 1866 geboren und verstarb 1953. Da Fischer kein guter Geschäftsmann war, ging das Baugeschäft später pleite. Die Familie Fischer wohnte bis zum Ableben in Großenbaum, Zu den Erlen 27.

In Duisburg wohnt ein Enkel Wilhelm Fischers, den ich gut kenne, da wir früher in unmittelbarer Nähe gewohnt haben. Nach dem Lesen des Berichtes in der „Quecke“ über die Fischers-Häuser habe ich den Enkel angerufen und ihm davon berichtet. Er bestätigte mir sofort, dass sein Opa diese Häuser gebaut habe.

Fritz Rolauffs

Die Fischers-Häuser oder „witte Hüser“ in Duisburg-Rahm, An der Huf Nr. 3 bis 19, auf einem Foto aus dem Jahre 1959

Grabstätte der Familie Fischer auf dem Friedhof in Duisburg-Buchholz

Beratung, Planung und Ausführung für

- **Bäder mit Ambiente**
- **Modernste Heiztechnik**
- **Kundendienst für Heizung und Sanitär**

VOGT
Sanitär - Heizung

Komplette Bäder Kundendienst
Gas-Öl-Brennwerttechnik
Solarheiztechnik

Duisburger Straße 84 · 40885 Ratingen · Telefon 02102-3 63 69 · Fax 02102-3 76 22

Die Frau em Pött

Fröher, en minner Kengertied, joef en Lengtörp noch kenn Wasserleitung, do hatt ji-edes Huus en Pomp oder ne Pött. De Pött wor emmer butte, wojejen die Pomp oft em Huus wor. Minne Jrußvatter hatt die Pomp em Flur, newer de Backstu-ef, he wor Bäcker. Die Buure hatten die Pomp em Stall, su konnten se dat Vieh besser dränke. Wir hatten de Pomp op em Hoff stonn, newer de Hoffdür. Wenn et Wenkterdaach wor, hätt de Vatter die Pomp deck met Strüh on aule Säck enjepackt, domet se nit enfriere konnt. Waater uut em Pött hole wor schwere Arbitt, be Wengk on Weeder mossten die Fraue noh butte. Te-iesch mossten se de schwere Holtdeckel anne Sitt schuwe, dann de Emmer, de an en Kett hing, erongerlote, dann de volle Emmer Waater met en Kurbel hu-ech driehne. Wor die Arbitt jedonn, mossten se de volle Emmer en et Huus drahre.

Dat Pött- on Pompewaater wor lecker on em Su-emer schün kault. Limo on Sprudelwaater kannten mer nit. We Du-esch hatt, de jing noh de Pomp. Anne Böscher Scholl stong die Pomp butte. We Du-esch hatt, de jing en de Puhs dohen, hätt sech de Häng jewäsche on uut de Häng jedronke.

En ji-eder Köch stong en Pottbank, ove stongen die volle Zenk-Waateremmer, dronger stongen die Kookpött. En eenem Emmer hing en Schepp, su hatten die Fraue emmer Waater, wenn se am kooke woren.

Nu kömmt et met der Frau em Pött. Et wor su jejen tien Uhr morjens, ne jonge Mann wor butte am arbeede, op emol huht he et laut schreie: „Hölp, hölp“. De Mann liep dohen, woher die Schreierei ko-em, sohr äwwer nömmes. Do huht he, dat die Schreie uut em Pött ko-eme. He kiek en de Pött, do lo-ech onge em Pött en Frau, merr de Kopp kiek noch uut em Waater eruut. Se krallden sech met de Fenger an die Steen fast, womet de Pött uutjemu-ert wor. Dobee wor se emmer laut am schreie. Do nohm de Mann de Emmer, de an de Kett hing, on hätt en eronger en de Pött jelote. Die Frau schnappten en Du-

Pumpe in einem alten Haus am Speckamp, das vor einigen Jahren abgerissen wurde

edesangst noh dem Emmer, hätt sech dodran festjehaule, on de Mann hätt se hu-echjetrocke. Als die Frau widder ove wor on kletschnaat do stong, seit de Mann: „Wat mackt ihr vonne Quatsch?“ Do seit die Frau: „Ech wor et Lewe le-id, ech wollt mech versuupe, äwwer als ech onge em kaule Waater loch, es et mech widder le-id jewoode, ju-et, dat ihr mech eruutjetrocke hatt.“ Drop de Mann: „Jetz verspreckt ihr mech be Jott on alle Hellije, dat ihr suwat nit mieh mackt.“ Drop seit die Frau: „Ech verspreck et öch.“

Am angere Daach hätt de Mann dat sinnem Nohber vertellt. De seit: „Dat meld ech op em Amt, dann kress du die Lebensrettungsmedaille, die häss du verdennt.“ „Nä, nä,“ seit de Mann, „dat well ech nit, dat hätt ji-ede angere och jedonn.“

Die Frau hätt noch lang jelefft on es speeder an Aulerdom (Altersschwäche) jestorwe. Do süht mer, wofür dat kaule Pöttewaater nit all ju-et es.

Maria Molitor

Agnes Rosendahl am „Pött“ (Brunnen) ihres Hofes „An der Heggen“ am Breitscheider Weg. Das Haus wurde 1979 niedergerissen, der Brunnen ist jedoch noch vorhanden

Die Lütt von hütt

Tesame sinn met jonge Lütt,
dat kann ech morje on och hütt,
weil ech völl Enkel on Urenkel hann
on se oft senn kann.
Do hüht mer, wat se donnt on denke,
wat se schü-en fenge on wat se schenke,
woröwer se kalle on lache,
on wat se dor janze Daach mache.
Mer süht, wat se antrecke on wat se för Autos lenke,
wat se jehn eete on drenke.
Dat es doch schü-ener wie enne Illustrierte lese
on senn, wat be de Promminenz jewese.
Met jonge Lütt tesame sinn, dat es Lewe,
dat kann enem kenne Fernseher jewe.
Do wü-ed oft öwer die Jonge jeschengt,
kenne Spass anne Arbed, merr em Vorjnüje nohjerennt.
Nee, die stonnt medde em Lewe drenn,
die jönne sech wat, wieten äwwer, dat Arbed mot sinn.
Die denken anne Jesongtheet, ruken nit on eete jesonk,
fahren met em Rad on loupe met em Honk,
die donnt jeen reese, sinn öwerall jewest,
äwwer se lieve Lengtörp on öhr Nest.
Ech merk su an allem, wie se enjestellt,
die jefallen mech, die passen enne Welt.

Maria Molitor

Zum 100. Geburtstag von Maria Molitor

Am Nachmittag des 30. Mai feierte **Maria Molitor,** das älteste und prominenteste Mitglied des Lintorfer Heimatvereins, im Kreise der Großfamilie ihren 100. Geburtstag. Vier Töchter, 18 Enkel und 25 Urenkel mit ihren Partnern hatten sich bei strahlendem Wetter im Garten von Tochter **Helmy** „An den Dieken“ versammelt, um den großen Tag gemeinsam zu begehen.

Hatten die Urenkel ein Jahr zuvor bei der Geburtstagsfeier „99 Luftballons“ steigen lassen, so ließen sie in diesem Jahr zu den Klängen des Liedes „Für dich soll’s rote Rosen regnen“ Hunderte von bunten Rosenblättern für ihre Urgroßmutter durch den Garten fliegen. Bei der anschließenden Gratulationscour hatte Maria Molitor wie Königin Elisabeth für jeden Urenkel ein paar persönliche Worte, erkundigte sich nach ihrem Fortgang, nahm kleine Geschenke entgegen und – kannte natürlich auf Anhieb alle Namen.

Da es sich um eine reine Familienfeier handelte, waren als weitere (Kurz-)Gäste nur Vertreter der Presse und der Heimatverein zugelassen. So durfte sich dann auch der Schriftleiter der „Quecke“ für einige Zeit zur Familie gesellen und die Glückwünsche der Heimatfreunde überbringen. Als besonderes Präsent schenkte der Heimatverein eine Kopie der „Ratinger Zeitung“ vom 1. Juni 1912. Zur damaligen Zeit erschien die „Ratinger Zeitung“ nur zweimal in der Woche, so wäre es ein Zufall gewesen, wenn es eine Ausgabe vom 30. Mai 1912 gegeben hätte. Leider war in der Rubrik „Besonderes“ der Geburtstag unserer Jubilarin nicht vermerkt.

Der Kolonialwarenladen von Heinrich und Louise Ehrkamp im Haus Duisburger Baum 84 ⅔. Die Aufnahme entstand um 1918

Maria Molitor wurde am 30. Mai 1912 als Tochter der Eheleute **Louise** (1874 -1966) und **Heinrich Ehrkamp** (1873 - 1937) im Haus Duisburger Baum 84 ⅔ in Lintorf geboren.

Am 30. Mai 2012 feierte Maria Molitor ihren 100. Geburtstag mit ihrer großen Familie im Garten einer ihrer Töchter. Die Lintorfer Heimatfreunde gratulierten

Ihre Eltern, deren Grab übrigens auf dem „Alten Friedhof“ an der Duisburger Straße noch erhalten ist, betrieben einen „Kolonialwarenladen“. Marias Elternhaus mit dem Geschäft befand sich an der Ecke Duisburger Straße (damals Duisburger-Baums-Weg) und Breitscheider Weg. Das Haus beherbergt heute einen Getränkeladen mit Kiosk.

Maria Molitor hatte sechs Geschwister. Ihr Bruder **Heinrich** starb im zarten Alter von vier Jahren, ihre unverheiratete Schwester **Paula** war schon als junge Frau sehr krank und verstarb ebenfalls früh, Bruder **Peter,** ein gelernter Bäcker, fiel als Soldat im Zweiten Weltkrieg.

In deutlicher Erinnerung dürften dagegen den Lintorfern die übrigen Geschwister geblieben sein. **Erich** führte das elterliche Geschäft weiter, **Kurt** gründete ein Lebensmittelgeschäft an der Speestraße und war lange aktiver Sänger beim MGV „Eintracht 02“ – er wurde 95 Jahre alt – und Schwester **Elisabeth** heiratete den Getränkegroßhändler und Spirituosenfabrikanten **Heinrich Doppstadt.**

Jugend und Elternhaus waren prägend für Maria Molitor. Als sehr aufmerksame Zuhörerin und Zuschauerin in der Familie und im Laden bei ihrer Mutter nahm sie vie-

les auf, das wir in ihren späteren Erzählungen in der „Quecke“ wiederfinden.

Von 1918 bis 1926 besuchte sie die „Katholische Schule II“, die „Büscher Schule“, an der Duisburger Straße, nicht weit entfernt von ihrem Elternhaus. Ihre Lehrer dort waren **Katharina Kaisers, Franz Mendorf** und **Hauptlehrer Heinrich Schmitz,** der Angerländer Heimatforscher, dessen Erzählungen und Erklärungen sie besonders gerne lauschte und dem sie ihr heimatgeschichtliches Interesse verdankt.

Kochen und Hauswirtschaft lernte sie mit 18 Jahren von Ordensschwestern im Mädchenpensionat **„Maria-Hilf“** in Mönchengladbach.

Am 18. September 1934 heiratete sie den Schreinermeister **Willi Molitor,** der auf der Duisburger Straße eine Werkstatt betrieb. Drei Jahre später eröffnete das junge Paar eine neue Werkstatt mit Wohnhaus und Möbelgeschäft auf der damaligen Angermunder Straße, genau gegenüber dem „Männer-Asyl“ der Evangelischen Kirchengemeinde. Das von beiden Eheleuten gemeinsam geführte Geschäft entwickelte sich zu einem erfolgreichen Unternehmen.

Im Zweiten Weltkrieg musste Willi Molitor Soldat werden. Im Jahre 1943 wurde er in Russland schwer verwundet. Nach langem Lazarettaufenthalt war er nicht mehr „kriegsverwendungsfähig“ und kehrte nach Haus zurück.

Am 18. September 1994 feierten Maria und Willi Molitor ihre „Diamantene Hochzeit“

Dem Ehepaar Molitor wurden vier Töchter geboren: **Liesel, Irmel, Helmy** und **Marita.**

Im September 1984 konnte Maria Molitor mit ihrem Mann „Goldene“, im September 1994 sogar „Diamantene Hochzeit“ feiern. Willi Molitor war zu diesem Zeitpunkt schon krank und fast völlig erblindet. Er verstarb am 24. September 1995 im Alter von fast 90 Jahren.

Der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ verdankt seinem Ehrenmitglied Maria sehr viel. In den Jahren 1991 bis heute schrieb sie für unser Jahrbuch „Die Quecke“ nicht weniger als 65 (!) Beiträge in Hochdeutsch und in Mundart – Erinnerungen aus dem alten Lintorf, Anekdoten und Gedichte. Jahrelang erfreute sie ihre Zuhörer kurz nach ihrem Geburtstag am Mundartabend des VLH mit „Ditt on datt op Lengtörper Platt“.

Ihr erster schriftstellerischer Beitrag war das Gedicht „Die Wallfahrt“, mit dem sie 1982 den Ersten Preis beim „Senioren-Autorenwettbewerb des Kreises Mettmann“ gewann. „Die Wallfahrt“ – es handelte sich um eine Fußwanderung frommer Lintorfer zu den ausgestellten Gebeinen des hl. Suitbertus in Kaiserswerth, an der sie als junges Mädchen teilgenommen hatte – wurde zum ersten Mal im „Ratinger Wochenblatt“ am 27. Oktober 1982 veröffentlicht. Im Jahre 1984 erschien sie noch einmal in der Ausgabe Nr. 54 der „Quecke“. Anfang der 1990er-Jahre, als der erkrankte **Jean Frohnhoff** keine Mundartbeiträge mehr für die „Quecke“ schreiben konnte, fragten wir Maria Molitor, ob sie bereit sei, aus Busch und Dorf für unsere „Quecke“ zu erzählen. Ohne zu überlegen sagte sie spontan zu. Das Ergebnis war überwältigend.

Wir danken unserem Ehrenmitglied dafür und gratulieren noch einmal ganz herzlich zum 100. Geburtstag.

Wir wünschen uns natürlich, dass es ihr möglich sein wird, uns auch weiterhin noch viele schöne Geschichten zu erzählen und für uns aufzuschreiben.

Manfred Buer

ÜBER 30 JAHRE
HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND
IHR HOTEL IN LINTORF.
RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.
GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.
FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.
HOTEL ANGERLAND GARNI
IHR PERSÖNLICHES HOTEL
INH. MARIANNE BJELIC
LINTORFER MARKT 10
40885 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102) 3 02 40
FAX (02102) 3 64 15
Hotel Angerland

De „Drupnas“ en Lengtörp
De Wohrhe-it öwer en aule Lengtörper Wies

Emmer widder wüed jefrocht on erömjerätselt, woröm de Drupnas denn Drupnas he-ißt. Entösche es de Bejreff he en Lengtörp jo schon sujet wie e Kultwohd jewo-ede. Drupnas! Drupnas hüet sech jo och örjeswie ju-et ahn on lött sech och leicht uhtspreke. Och för „Nichtplattner“. Äwwer froch ens jömmes, wat et denn met dor Drupnas op sech hätt. Dann send de me-iste schonn am Aanfang am Eng. Ju-et, de Drupnas es de kle-ine Park tösche em Börjershoff on dor Helpenstein-Mühl. Dat we-iß entösche fast ji-eder Lengtörper. Och die Lütt, die neu noh Lengtörp jetrocke send, liere als I-eschtes, wo he de Apoti-eke send, wo et de leckerste Wu-esch on wo et he de jröttste Brü-etches jöwt. Natörlech och, dat Lengtörp en „Drupnas“ hätt. Spätestens noh em Weihnachtsmaat hant se dat eruht.

Jo, on wie isset denn nu werklech met dor Drupnas? Also, „Drupnas“ odder „Schnuffnas“ saiden die Lengtörper fröher för en Nas, wenn do vüre ne hartnäckije Droppe drahnheng. Also eine Tropf- oder Triefnase. Kinn Rotznas! Lütt, en Drupnas hätt met en Rotznas so ju-et wie nix te donn. En Rotznas es, wenn uht betsde Naselöeker Schnodder en Rechtung Schnüss ongerwechs es. Quasi tweispurich.

Wie ech schonn saiden, es en Drupnas dojeje jet jaaanz angisch: En Drupnas es en Nas, wo vüre anne Nasespetz ne dörchsechtije Droppe hengt, en demm sech schonnens wunderschü-en de Sonn drenn spiejelt. On ewe **de** Droppe mäckt uht en Nas en Drupnas! Mer saiden he en Lengtörp och schonnens Dröppelnas doför. On nu wüed sech de e-ine odder angere frore, wat en Drupnas odder Dröppelnas met uss „Drupnas“ te donn hätt. Ech will ens vorsöeke, öch dat mönkesmoht te maake.

Also met naate Füet on Schnupps hat dat nix te donn. „Äwwer use leewe Jong, use Baas, dor Manfred Buer, hätt us dat doch letztens so vortällt!“ weed ihr jetz saare. Mein Jott, Lütt! Watt soll he öch denn söns vortälle. He wosst et doch och nit be-eter. He hätt jo och jesaiht: „Vielleicht es dat so.“ He hätt öch dat vortällt, wie et doch hätt sinn könne, odder? Op ji-ede Fall passten sinne Vorzäll prima tösche Kaffee on Ku-eke be-i usem bongkte Nommedaach.

Ech meut öch ens vortälle, wie ech de Drupnas en minn Kengertied erlewt hann, on wat domols öwwer de Drupnas su vortällt wu-ed. Also en minn Kengertied, vielleicht och noch en der Tied, wo ech pubbertierend dörch et Dörp jestromert bön, wor de Drupnas en nutzlose, struppije naate Wies, die e beske di-eper lo-ech als de Stroot. Krütz on kwier dörch de Wies wore schmale, vielleicht schöppebre-ide Jräwes jetrocke, dörch die et Waater afloope sollt. Denn die Wies wor siepenaat. De Lütt saiden, dat dat Jrass so su-er wor, dat et för nix te jebruuke wor. Nit för te verfu-ere. Och als Heu nit. Äwwer jeschnie-ede weede mosst et. Ech jlöw, su twe-imol em Johr, weil die Wies söns total vorweldert wör. Wer dat mi-ek, we-iß ech nit mieh jenau. Vielleicht wore dat die Männer, die för de Jeme-inde de Stroote fleckden on dor Kerkhoff en Schuss hielden wie de aule **Brors** vom Breitscheider Wech. Ji-edenfalls, emmer, wenn mer hüerden, dat de Drupnas jemi-ent weede sollt, kickden mer stickum en dor Hemmel. De Jrongk doför wor, wat uss use Lehrerin, et **Frollein Blenkers,** en de Scholl vortällt hatt.

Drupnas mit Mühlenteich
Zeichnung: Walter Möser (1954)

Frollein Blenkers kannt sech nit merr meddem Rechne on Rellijon ju-et uht, sondern och met Jeschichte uhdem aule Lengtörp on Ömjewung. On die hatt uss ens Foljendes vortällt, wat öhr ne aule Lengtörper Bu-er ens vortällt hatt: Worömm de Drupnas Drupnas he-ite wüed. De Bu-er selwer wosst dat och widder von sinn Eldere. Also schonn domols, vör lange Tiede, hädde se en Lengtörp jemennt, dat et met dor Drupnas e beske jeheimnisvoll odder onheimlich wör.

Ob mer et nu jlöwe well odder nit, su wu-ed vortällt, äwwer et wor schonn domols denne Lengtörper opjefalle, dat emmer, wenn de Drupnas jemi-ent wu-ed, et kott drop ahnjefange hätt te rejene. De Reje wör noh em Mi-ene su secher jeku-eme, wie ne Nasedroppe öwwer kott odder lang och rongerfalle wü-ed. De aule Lütt hant fröher, wie ihr jetzt och, dat Janze natürlech jehn als Hokuspokus afje-

donn. Äwwer et fi-el op, dat emmer, wenn Erntetied wor on de Drupnas gemient weede sollt, de Bu-ere onruhich wu-ede on frochten, ob dat met demm Mi-ene denn onbedingt sinn mösst. Och op em Feil kickden se du-ernd bang noh bowe, ob nit doch Wolke optrocke. Do seht ihr et, Lütt, von weje Hokuspokus!

Ji-edefalls – su hätt ons et Frollein Blenkers dat vortällt. On Frollein Blenkers konnt onjlaublich ju-et on öwwerzeujend vortälle. On mer Kenger hadde kinne Jrongk, dat nit te jlöwe. On nu könnt ihr öch och vörstelle, wat mer en Panik hadde, wenn tom Beispell jenau enne Schollferien de Drupnas jemi-ent wu-ed! Am leewste hädde mer denn Kehls de Seis affjenohme on inne Beek jeschmi-ete. Denn mer wore fest öwwerzeucht, dat ons nu de Rest vonne Ferie vorrejene wüed.

Die Familie Martin Haselbeck vor ihrem Haus an der Duisburger Straße. Sitzend: Christine Haselbeck, geborene Steingen, und Martin Haselbeck. Davor der jüngste Sohn Franz. Hinter den Eltern die Söhne Walter, Paul, August, Hans und Willi (von links)
Die Aufnahme entstand Ende der 1920er-Jahre

HAUS FRANZEN

Rauchtabake
überragen
alle!

Durch gründliche, im Ausland erworbene Fachkenntnisse, bin ich in der Lage, den verehrten Rauchern einen vorzüglichen Rauchtabak herzustellen. / Meine Rauchtabake bestehen aus reinem Blattschnitt, ohne Zusatz von Rippen, sind aus edelsten Überseetabaken hergestellt und von hochfeinem milden Geschmack. • Die Preise sind äusserst kalkuliert — ohne jede Konkurrenz!

Ein Versuch ist lohnend!

Bei Sammelbestellungen durch Vereine pp. verlange man Sonderpreisliste!

Empfehle noch meinen großen Schlager:

Hamburger Fehlfarben-Riesen-Cigarre
15 Pfg. das Stück

HAUS FRANZEN

Rauchtabak - Verarbeitungsstelle und Rohtabak-Großhandlung

Lintorf (Kr. Düsseldorf) — Amsterdam

Duisburger Str. 151

Anzeige aus der Festschrift des MGV „Sängerbund“ Lintorf zum 50-jährigen Bestehen im Juli 1925

On dat he mott ech öch och noch vortälle: Minne Vatter hatt ens en Tied lang em aule **Franzen** anne Duisburger Stroot e beske em Jaade jeholpe. Dor Franzen hatt en kle-ine Zijarrefabrikation en sinnem Huus. Nix Jru-etet, äwwer emmerhen. Ji-edefalls fellden em de Tied för sinne Jaade. Deshalb ko-em de Vatter öm em te helpe. On eines Daachs ko-em he dobe-i meddem Nohber, dem aule **Haselbeck,** an dor Kall. Et jing, wie dat su jeht, öm ditt on datt em Dörp. Wie et fröher wor, wie et hütt es – na, dat kennder jo.

De aule Haselbeck wosst emmer ju-et Besche-id met allem, wat em Dörp on em Bosch passierden. On su ko-eme dor aule Haselbeck on dor Vatter op dat aule Lengtörp on de Drupnas te kalle. On wat soll ech öch sare, de aule Haselbeck vortällden em jenau die Jeschecht vonne Drupnas, wie se ons et Frollein Blenkers vortällt hatt. Wie wichtich et en dor Erntetied wor optepasse, ob de Drupnas jeschni-ede wu-ed odder nit! Wejen dem Reje!

Su janz mauden he do och nit dran jlöwe, wie dor Haselbeck vortällden. Äwwer su janz vonne Hank te wiese wor dat Janze och widder nit. Denn, wenn su völl Lütt drahn jlöwden, mosst do och örjensjet drahn sinn. Jau, su vortällden et dor aule Haselbeck domols. Te

Huus ko-em dor Vatter dann domet eruht, dat em die Jeschecht vom Elderehuus nit fremd wor. Dodrahn könnder senn, dat dat also schonn fröher on janz fröher öwwer de Drupnas vortällt wu-ed. On wie hammerd hütt met dor Drupnas?

Dat de Drupnas hütt nit mieh su wetterfühlich on wetterprophetisch reajiert, kann odder moss dodran lieje, dat de Lengtörper jo onbedingt ne Park hann mossden. Doför hanntse de „Ur-Drupnas“ met völl Ehd toujeschött on domet kapott jemackt. Wor übrijens nit et i-eschte Mo-el, dat e Stöck Lengtörp platt jemackt wu-ed.

Tja, nu mösse de Lengtörper bem Weeder dat jlöwe, wat et Fernsehen odder Radio önne vorbeiert. On do wisst ihr jo selwer, wat dat weed es. Denn wenn ihr ehrlich sitt, send denne öhr Wetterprophezeiunge och nit jenauer als domols die Aussicht op Reje odder nit, wenn die Drupnas jemi-ent wu-ed odder nit. Odder op ne Nasedroppe erongerfällt odder nit.

Ewald Dietz

Der Bürgershof (links), die St.-Anna-Kirche und die Gaststätte Holtschneider (Franzensgut) vor 1955.
Im Vordergrund die „Drupnas“, die zu dieser Zeit noch kein Park, sondern feuchtes Brachland war

Für kalte Tage – das Winterprogramm 2012/13

fleermann

Heinrich Fleermann GmbH

Hülsenbergweg 11-15 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 93 21-0 · www.fleermann.de

Schon zu Beginn der 1950er-Jahre wurde in Lintorf diskutiert, was mit der „Drupnas“, der Feuchtwiese zwischen der „Gaststätte Holtschneider“ (Franzensgut) und den Teichen der Helpensteinmühle geschehen sollte. Vorschläge gab es genug. Die einen wollten dort einen Kirmes- und Schützenplatz anlegen, andere waren für einen großen Parkplatz in der Ortsmitte.

Fritz Windisch, von 1950 bis 1952 und dann noch einmal von 1958 bis 1960 Bürgermeister der Gemeinde Lintorf, setzte sich vehement für einen Park mit Ruhebänken und ausgesuchten Gehölzen ein.

Zu Beginn des Jahres 1951 war auf einem Teil der Drupnas offensichtlich Bauschutt abgelagert worden. Ob zur Auffüllung der tiefer gelegenen Wiese oder nur als Zwischenlager, ist heute nicht mehr bekannt. In der Rubrik „He-i sprekkt dat Häzz sech ut“ („Die Quecke“ Nr. 3/4 vom April 1951) schreibt der Lintorfer W.S. dazu: „Könnte man nicht veranlassen, daß die unsaubere Schuttablagerung in der Drupnas durch eine Bretterwand verdeckt wird?“ Antwort der „Quecke“-Redaktion: „Das ist nicht unsere Aufgabe, sondern die der Kommunalbehörde. Vielleicht wird Bürgermeister Windisch in der nächsten Nummer der „Quecke“ erklären, wie die Neugestaltung der Drupnas gedacht ist.“ Tatsächlich äußerte sich Bürgermeister Fritz Windisch in der „Quecke“ Nr. 5/6 vom August 1951 ausführlich zu diesem Thema: „… Es ist eine altbekannte Tatsache, daß dort, wo etwas errichtet oder gebaut wird, es zunächst wenig schön aussieht … So auch beim Drupnas-Gelände.

Bürgermeister und Ratsherr
Fritz Windisch (1916 - 1985)

Bei meiner Amtsübernahme habe ich wahrlich mit dem Gelände ein nicht gerade verheißungsvolles Erbe angetreten. Aber ich war mir von vorneherein darüber klar, daß dieser an sich sehr schöne Winkel in Lintorf mit der malerischen Fleermann’schen Mühle nicht der Willkür derjenigen Lintorfer ausgeliefert sein darf, die Verständnis für Ordnungssinn nicht aufzubringen vermögen und in der Tätigkeit „wilder Müllkipper“ einen Beitrag zur Gestaltung Lintorfs sehen.

So war es denn auch eine meiner dringlichsten Aufgaben, dort Form und Gestalt hineinzubringen und heute sieht es schon etwas anders aus. Die gesamte Gemeindevertretung hatte volles Verständnis für meinen Wunsch und vertrat mit mir die gleiche Ansicht, hier zunächst wieder Grünfläche zu schaffen.

Die Frage der Verwendung steht jedoch entgegen meinem Wunsch nach schneller Klarstellung noch offen. Was die Mehrheit der Gemeindevertretung bewog, den Verwendungszweck noch nicht zu bestimmen, ist mir nicht recht einleuchtend … ist es doch so: wenn ich etwas gestalte, muß ich wissen, was ich gestalten will, und was bisher am Drupnas-Gelände geschehen ist und geschieht, sind Gestaltungsarbeiten. Ebenso muß ich bei der Hinzuziehung eines Planers auch diesem sagen, was ich plane. … Wäre man sich heute schlüssig, sähe man im nächsten Frühjahr schon die anlagemäßige Form … Bei allem Verständnis dafür, daß Lintorf einen Kirmesplatz benötigt, glaube ich nicht, daß er in einem der schönsten Winkel Lintorfs richtig liegen würde. … darf Lintorf nicht eine häßliche Industriekleinstadt werden, und es muß das Bestreben aller verantwortungsvollen Kräfte sein, nicht nur die Naturschönheiten zu erhalten, sondern sie auch zu pflegen und durch neue Anlagen zu bereichern. Die Drupnas kann unter Einbeziehung des einen Mühlenteiches, der Anlage naturschöner Wege mit Ruhebänken und Neuanpflanzungen der Lintorfer Park werden, bei dem durch das Hintergelände genügend Ausdehnungsmöglichkeiten offen gelassen sind.

Ich werde mich, auch als Heimatfreund, allen Bestrebungen die darauf abzielen, die „Drupnas“ als „Aschplatz“ oder betonierten Parkplatz zu verwenden … scharf widersetzen“.

Am 22. November 1955 genehmigte der Lintorfer Gemeinderat schließlich einstimmig die Pläne für eine Neugestaltung der Drupnas zu einem Park.

M.B.

rolf kögler augenoptik · contactlinsen

alles aus einer hand, von der augenglasbestimmung bis zur fertigen brille und individuellen contactlinsenversorgung

augeninnendruckmessung · augenfunktionstests

inh.
georg miskiw
augenoptikermeister
contactlinsenspezialist

lintorfer markt 7
40885 ratingen
telefon 02102-36003
fax 02102-733287
optik-koegler@t-online.de

Lengtörper Kall

Dussel / dusselig	Dummkopf / dümmlich
Taat, Prumetaat	Blechkuchen, z.B. Pflaumenkuchen
kasteie	abhärten, trimmen
Bluutschwere	Geschwüre
jebaschte	aufgesprungen, aufgerissen
verschreut	stark angebacken
alles Kühme batt nit	alles Stöhnen hilft nicht
plümerant	schwindelig, unwohl
Owe	Ofen
Heedplaat	Herdplatte
Boxepiepe	Hosenbeine
op de Baldere köhe	auf dem Zahnfleisch kauen
Spülwaater	Spülwasser
Kuhlmus	Grünkohl
bölk-riek	sehr reich
schnorre	sammeln, betteln
Mürkes-Spiesmaaker	Maurer
aule Beuz	alter Mann
schurregele	sich waschen, reinigen
Schorrmus	nicht gut aussehendes Obst, Obst mit kleinen Flecken
Wöhles	fleißige, starke und immer im Einsatz befindliche Person
schmachte	hungern
et jing dorch hatte Beng	eine anstrengende Verhandlung mit positivem Ende
Wiesnase	neugierige Personen
posch-beste Mankel odder Tüsch	besonders gute, sonntägliche Kleidung
dotösche	dazwischen
Plaggehack	Blatthacke
Pillhack	Kreuzhacke, Spitzhacke
Kopperjeld	Kupfergeld
Lappes	großgliedriger Mensch mit nachlässiger Haltung, jugendlicher Schlendrian
Wenn de Katz nit doh es, sprenge de Müs öwer Dösch on Bänk	Wenn die verantwortliche Person nicht anwesend ist, geht es über Tische und Bänke
Kies	Käse
Schwattbrut	Schwarzbrot
Kies-mies	Person mit fahler, grauer Gesichtsfarbe
Botterflitsche	Augenzwinkern bei Müdigkeit

Muthoop
(Komposthaufen)

Plaggehack

Pillhack

Lorenz Herdt

Der „Wenkel“

Der Enbejreff van ene „Wenkel“ es e Kolonialwarejeschäft, Aufschnittjeschäft on Delikatessejeschäft, och Feinkosthaus seid mer dovör. Son allerhand Spezialjeschäfte wie dat hütt Mode es, kannt mer fröher nit en Ratingen. För hongert Johr wor all dat tesahme einfach ne Wenkel. Wo hütt de elektrische Schell jeit, hing fröjer en Bandschell. Die klingelnden wallens, wenn de Dühr opjing, zwei Minüte an enem Stöck. Wenn einem dann dat Jebimmels e beske tu doll woht, dann deet mer ewes der Bessemstell en et Klöckske holde, dann wor et stell. Derekt newer de Husdöhr wor de Tiek, die wor woll lang, äwwer janz schmal. En de Medde von de Tiek wor et Jeldschot. Owe en de Tiek woren twei Schletze, dörch die mer dat Jeld schmeht, dörch eine et kleine Jeld, dörch de angere de Dahlere. Op jeder Eck von de Tiek wor ne jedrehde Stolle, on dodrahn wor en Querstang met Höek. Dodran henge en de Medde de Blose, reits de Hankstöwere on am Stolle henge de Schnürrehme. Dronger stonge der Kieß on et Botterfässke on der Hoetzucker. Lenks op de Stang heng de Speck on de Wuesch, dronger log et Brett mem Wueschmetz on der Teller met de Stömpkes drop. Son moderne Oelbehältere wie mer die jetz hätt för an de Wank te hange, wo mer et Kränche opdrient on der Liter Oel löpt direkt in de Fläsch, so jett jow et nit. Onger de Tiek, do stong e klei hölzere on verzenkt Keske, nit jrötter, als dat jrat zwei Emmere dren Plaatz hadde, eine för et Röwöl on eine för et Boumöl, on de Oelmöskes hadden ne lange Steel, domet woet dat Oel ut de Emmere jenohme. Donewer stong noch de Kann mem Schohnstrohn. En ein Eck stong noch et Faat mem Kruht on en de angere Eck et Faat mem Sank. En de Medde henger de Tiek wor et Rejal met de Schööt. Dat woren äwwer nit son jrote Rejale wie hütt; so völlerlei Sohte von bellech bös janz dühr, dat hat mer nitt; de Lütt wören och met ein Soht tefrede, de Houptzaak wor, sie wor joht. – Äwwer et Rejal met de Blotsche, dat felden en keinem Wenkel. Fröjer droren de Lütt jo bold all Blotsche. Äwwer hütt jont de Kenger doch op son ordinäre Denger nit mie no Scholl. Dat wor för de Pute jedesmol en wichtige Saak, wenn se nöie Blotsche anprobiere mosste, besongisch, wenn se fein schwatt lackiert wore, mit Blömkes dren jeschnetzt. – Oft stong em Wenkel och noch ne Dösch met Linge, Schamue on Jedröcks.

Schaufenster hatt mer ken nödig. Tösche de Fensterbacke wore einfach e paar Breeder. Onge op de Fensterbank stonge Blotsche on donewer ne Holländer Kieß. Op em ieschte Brett satten de Lütt e paar tulpeförmige Jläser met spetze Deckele, eins för de jebrannde Kaffeebohne, die angere för der witte on brunge Kandiszucker. Op em twedde Brett stong Ries, Jeesch on jedrüchte Prume, on op em öweschte Brett stong e schmal Bierglas met de iede Mütz, e Jlas met schwatte Dropp, Sötholz on Peffermönzstange ru-et on witt jestrippt. Dat wor dann et janze Schaufenster. Äwwer ech sag öch, dat wor janz jemütlich. Do hieß et nit, trotz der Einfachheit, wenn mer ens e besongesch Deil han wollt: „Das führen wir nicht“ oder „Das bekommen Sie nur im Spezialgeschäft“, o nä! Alles wor do. De Lüttches brukden nit hin on her te lope, se hadde so völl Ziet jespart. Dovör konnte se secher em Wenkel noch ene kleine Verzäll holde. Mer word jo söns nix jewohr. So völl Ziedung wie hütt jowen et noch nit te lese. Die Neuigkeite von de Welt breiten och de Hängler met.

De meeste Waar för de Jeschäftslütt besorgten der **Schnitzler.** De wor Boss tösche Duisburg on Ratingen. Op dem konnt mer sech verlote. E paar Mol em Johr kohm der Edemützmann von Jladbach on breit neue Mütz. Von Soest kom emmer ene Ware met Speck on Wuesch. Von Krewel (Krefeld) lewerten se de Stöcker Seep för et Jesecht te wäsche, on dann kohm noch ene Mann von Rheydt mem Zennejescherr: Kränchekann, Schössele, Pefferdose, Teller on Oelmöskes.

Propper wor et och em Wenkel, do könnt er öch drop verlote. Jiede Morje woht jeschruppt on jescheuert, on witte Sank för de Tiek jestreut. Dat sohch dann janz fresch ut. Dat jow för de Konde immer e joht Beld af. Merr wenn nem Kenk ens dat Krutbotterrämke en der Sank jefalle wor, dann fong dat Kenk an te hülle on de Motter an te schänge. Dann jow die Frau em e ru-et on wiss jestru-et Peffermönzstänke oder ne Balkezucker, on alles war widder ju-et.

De Blose dieden de Wenkelslütt selwer make, ut Ströhpapier. Dat Klewe mossten de Kenger donn; dat diet Spaß make, wenn mer met dem Papp-Pinsel hantiere konnt.

Alles en allem, et wor fröher schüen on jemütlich. Ech mot allerdengs neidlos jestonn, wie et hütt es, so es et och schüen, on sauber, on alles völl bequemer, besongesch för de Jeschäftslütt selwer.

Entnommen: „Ratinger Heimatbogen“, Heft 8 – „Ratinger Platt. Erzählungen, Plaudereien und Gedichte“
Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen
Auswahl und Bearbeitung: Hubert Fleckes

Mutters Lebensmittelgeschäft – Der „Tante-Emma-Laden“ am Löken

Es war Ende 1920, in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit. Als auch mein Vater seine Arbeitsstelle verlor, geriet unsere Familie in Not. Da entschied sich meine Mutter **Anna Füsgen** zu handeln: sie wurde Kauffrau. Dazu schloss sie mit einem Grossisten namens **Bölck** einen Vertrag, der unter anderem festhielt, was sie verkaufen durfte: Kaffee, Margarine und Plockwurst. Den Kaffee gab es in Packungen von ½ und ¼ Pfund. Meine Mutter Anna Füsgen wurde ausgerüstet mit einem sogenannten Geschäftsrad mit einem großen Gestell für den Korb über dem kleinen Vorderrad und einem breiten Ständer zum Runterklappen. Das Gefährt war schwer und instabil, man musste es mit großer Vorsicht steuern. Damit fuhr sie über Land bis nach Hösel, um ihre Waren auszuliefern.

Nach einiger Zeit kreuzte der Großhändler **Menne** aus Rath bei uns auf, der meine Mutter überredete, auf ihren Verkaufsfahrten doch einige Artikel mehr mitzunehmen. Als die Firma Bölck Wind davon bekam, kündigte sie meiner Mutter den Vertrag. Das Fahrrad samt Korb blieb in ihrem Besitz; sie hat es wohl abarbeiten müssen.

Das Ende dieser ersten Vertriebsvereinbarung gab den Anstoß, einen eigenen Laden aufzumachen, und zwar in unserem Reihenhaus Am Löken, mit der ursprünglichen Hausnummer 65 2/5, später 15. Neuer Lieferant wurde also die Firma Menne. Die Ware – Lebensmittel und Süßwaren – lagerte man in unserem trockenen Keller. Nach und nach weitete sich der Geschäftsbetrieb aus, und so wurde schließlich unsere große Wohnstube geopfert, um Platz für einen ordentlich eingerichteten Laden zu schaffen.

Die meisten Lebensmittel gab es nicht in festen Verpackungen: sie wurden ausgewogen und lose verpackt, zum Beispiel Mehl und Zucker. Die Preise wurden streng überwacht. Einmal ist es meiner Mutter passiert, dass sie für ein Ei einen Pfennig zu viel nahm. Dafür wurde prompt eine Geldbuße von fünf Mark fällig – ehe diese Strafzahlung ausgeglichen war, mussten also erst mal weitere 500 Eier verkauft werden.

Nach einigen Jahren gab meine Schwester Maria ihre Arbeitsstelle auf, um meiner Mutter im Geschäft zu helfen. Zum Einkaufen kamen fast nur Kunden aus der Nachbarschaft. Angelockt wurden auch deren Kinder, die es auf die Bonbons in den großen Gläsern abgesehen hatten; auch die gab es nur lose, und so kamen die Kleinen oft mit zwei oder fünf Pfennigen, um sich einige auszusuchen. Was hatte der Laden vor dem Krieg außer Bonbons noch anzubieten? Das waren: Margarine (und keine Butter), Sauerkraut, Marmeladen, Rübenkraut, drei Sorten Käse, Plockwurst, Kaffee, Malzkaffee, Salzheringe im Stückverkauf, Mehl, Salz, Zucker, Seifenpulver, Imi Waschmittel, Soda, Schuhwichse und Schuhriemen, Nähgarn und Nähnadeln, und natürlich Zigaretten (die gab es auch in kleinen Päckchen, zum Beispiel 3 Eckstein für einen Groschen).

Das Wohnhaus Am Löken 15 in den späten 1920er-Jahren.
An der Haustür: Anna Füsgen

Ein Foto aus den späten 1950er-Jahren.
Im Laden: Maria Sobottka, geborene Füsgen (links) und Anna Füsgen.
Es wird hier kein Staffelstab übergeben, sondern auf Geheiß des Fotografen ein Paket Makkaroni Marke „Sonnen“

Angeschrieben wurde zu dieser Zeit viel. Die treue Kundschaft zahlte brav ihre Rückstände, wenn die Männer am Ende der Woche mit der Lohntüte nach Hause kamen. Andere ließen immer einen Rest stehen, der mit der Zeit anwuchs. Wenn ungefähr 30 Mark als Außenstände aufgelaufen waren, mahnte meine Mutter das

Geld an. Einige kamen daraufhin nicht mehr wieder und gingen mit ihrem Lohngeld zu unserer direkten Konkurrenz. Zu **Kurt Ehrkamp** gleich um die Ecke auf der Speestraße war es ja nicht weit. Als Kind wurde ich an Freitagen losgeschickt, um Geld einzutreiben. Da war es schon ein Erfolg, wenn ich mit einer Mark oder 50 Pfennigen nach Hause kam – so manches Mal bekam ich nämlich gar nichts.

Dann kam der Krieg, der alles veränderte. Der Mangel war zu verwalten, und so wurden Lebensmittelkarten ausgegeben. Wir sammelten die bei uns abgegebenen Marken und ließen sie auf dem Amt an der Kalkumer Straße abrechnen; dort stellte man Einkaufsberechtigungsscheine aus, mit denen wir bei den Grossisten für den Laden neue Ware einkaufen durften, vor allem die Grundnahrungsmittel Mehl und Zucker. Wir mussten uns in dieser Zeit mehrere Lieferanten suchen, denn nicht immer war für unsere Scheine etwas zu bekommen. Einer der Lebensmittel-Grossisten war **Koch & Mann** in Elberfeld.

Als der Krieg mit all seinen Schrecken zu Ende ging, war der Laden leer. Der Neuanfang fand auf dem Amt statt: Die nicht eingelösten Scheine waren wieder amtlich gültig zu stempeln. Danach musste man zusehen, dass man auch etwas dafür bekam. Angeliefert wurde gar nichts. Mit einem gemieteten Pferdefuhrwerk ging es zunächst zu einem Großhändler am Höseler Bahnhof, von wo wir wieder ein paar Lebensmittel ins Geschäft schafften. In Lintorf sprach sich schnell herum, dass bei Füsgen auf Marken etwas zu bekommen war. Das zog auch Kunden an, die vorher noch nie bei uns eingekauft hatten; meine Mutter gab an jedermann ab, solange der Vorrat reichte, denn Hunger hatten alle.

Vorderansicht des Ladens 1960: Familientreffen am Schützenfest-Sonntag.
Ladenschild: „Obst Gemüse Lebensmittel, Inh. Frau Anna Füsgen".
Die Inhaberin steht mit ihren Töchtern vor dem Treppenaufgang.
An der Fassade Werbetafeln für Reinigungsmittel und Tabakwaren
(„Nimm's leicht mit Lux", „Perwoll", „Juno bitte" usw.)

Nach der Währungsreform 1948 füllte sich der Laden allmählich wieder, und mit dem Geschäft ging es einige Jahre lang aufwärts. Wer das Foto aus den späten 1950er-Jahren vom Innern des Ladens aufmerksam betrachtet, bekommt einen Eindruck davon, welche Waren auf engem Raum in den Regalen versammelt waren: Schinken, Wurst und Dosenfleisch, Diamant Grieß, Quäker Rapid Flocken, Glücksklee-Büchsenmilch, Einmachzucker der Firma „Kölner Zucker", „Schwan weiss selbsttätig für alle Wäsche", „Seiblank" – für das „Bohnern ohne Bücken", Pilo Schuhcreme, Palmin-Tafeln, Gemüsekonserven, „Koma Zappel-Philipp" (das war ein Konkurrenz-Produkt zu Dr. Oetkers „Götterspeise") und rechts davor, auf der Theke, der Aushang einer Brotfabrik mit „Brot-Richtpreisen".

Ab etwa Mitte der 1950er-Jahre ging das Geschäft immer schlechter: Zu groß wurde die Konkurrenz durch die modernen Selbstbedienungsläden, etwa der Edeka-Geschäfte; deren Sortimente waren deutlich größer und attraktiver. Da half es auch nicht, sich mit Fertiggerichten (u.a. fünf Sorten Knorr Suppentüten – Erbsen-, Tomaten-, Hühner-, Gemüse- und Fleischklößchensuppe) auf die neuen Zeiten einzustellen. Unter diesem Druck und auch wegen ihres Alters gab meine Mutter um 1960 das Geschäft auf. Geblieben sind mir die Erinnerungen – und die stabile, immer noch genau gehende Dezimalwaage, mit der im Gartenschuppen die Kartoffeln gewogen wurden.

Luise Braun, geborene Füsgen

Das Original-Hausnummernschild des Hauses Am Löken 15 aus Holz

Alfons **Weber** GmbH
Seit 1926
Heizung · Sanitär

Heizungsbau
Solar- und Brennwerttechnik
Sanitärinstallation
Raumklimageräte
Kundendienst

Angermunder Straße 9
40489 Düsseldorf-Angermund
Telefon: 0203 / 74 21 00
Telefax: 0203 / 74 21 021
www.alfons-weber-gmbh.com
e-mail: info@alfons-weber-gmbh.com

Lieber Kunde,
hier schafft
der Chef
noch selbst!

Schreinerei
Schlüter & Kögler
GmbH

Rund um's Holz

Wir erarbeiten gemeinsam mit Ihnen Ideen und Lösungen für kleine und große Projekte rund um's Holz

Schreinerei Schlüter & Kögler GmbH · Birkenstraße 7 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: 02102 - 89 33 16 · Fax: 02102 - 89 34 12 · www.schlueter-koegler.de

Hubertus Apotheke

Dr. Jons **Aßmutat** e.Kfm.
Speestraße 47 · 40885 Ratingen
Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468

maler kohl

freundlich
sauber
termingerecht

... mit uns fühlen Sie sich wohl!

Krummenweger Str. 173 • Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 - 1 75 93
mail@maler-kohl.de • www.maler-kohl.de

GARTENGERÄTE-SERVICE
STRACK GMBH

Verkauf, Vermietung und
Instandsetzung von Gartengeräten

Speestraße 61
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 9 31 40

Geschäftszeiten:
Mo., Di., Do., Fr.
9 - 13 und 14 bis 18 Uhr
Mi., Sa. 9 bis 13 Uhr

WERNER BUSCH GMBH
Karosserie + Lack PKW/LKW

Unfall • Reparatur • Autolackierung • PKW/LKW • PKW-Karosserie-Richtsystem

Zechenweg 21 • 40885 Ratingen (Lintorf) • Telefon 0 21 02 / 3 11 07
Telefax 0 21 02 / 3 37 16 • E-Mail: buschkarosserie@t-online.de

Metzgerei Bensberg

in 40885 Ratingen-Lintorf, Speestraße 5
Telefon 0 21 02 - 3 21 48

● Wurst aus eigener Herstellung · ● Partyservice
● Grillspezialitäten · ● Mittagstisch

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag 6:30 - 18:30 Uhr
und Samstag von 6:30 - 13:00 Uhr

Rickys Barbierstube

Frisiersalon
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02/ 3 42 83

Zigarrenhaus Hamacher

Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto

Rheinbahn-Tickets

...und Sie wissen Bescheid!
PRESSE Fachhandel

40885 Ratingen-Lintorf
Konrad-Adenauer-Platz 14
Telefon 0 21 02/3 33 12

Möbel
Innenausbau
Einbauschränke

Meisterbetrieb
Schreinerei Kleinrahm

Tel.: 0 21 02 - 3 64 62

40885 Ratingen-Lintorf, Am Heck 2

Die Altbausiedlung „Am Löken 3-33“

Die Häuser der Siedlung „Am Löken“ wurden in wirtschaftlich schlechter Zeit in den Jahren 1925/26 von der „Gemeinnützigen Baugesellschaft Huckingen“ als Sozialwohnungen errichtet. Es handelte sich um zwei Doppelhäuser und drei Vierfachhäuser, bei deren Gestaltung sich der Architekt viel Mühe gab. Er entwarf keine eintönige Reihenhaussiedlung, jede Hausgruppe bekam andere Giebel sowie Tür- und Fenstereinfassungen. Natürlich verfügten die Häuser über keine große Wohnfläche, sie waren auch nicht luxuriös ausgestattet, doch hinter den Häusern gab es herrlich große Gärten, ein Paradies im Grünen für die Mieter der Häuser, die zum Teil 60 Jahre und länger dort wohnten. Im Laufe der Jahre hatten die Mieter selbst einiges für die Verbesserung der Wohnqualität ihrer Häuser getan, moderne Badezimmer wurden eingebaut und im Dachgeschoss wurde zusätzlicher Wohnraum gewonnen.

Ende der 1990er-Jahre begann die Eigentümerin der Häuser, die „Rheinisch Heim“ (im Besitz der Gräflich von Spee’schen Vermögensverwaltung), die Bewohner der Häuser in andere Wohnungen der Gesellschaft umzusetzen. Einige Bewohner kamen dem Wunsch der Gesellschaft nach, und die ersten Häuser standen leer. Das ließ nichts Gutes ahnen. Offensichtlich war geplant, die Siedlung zu veräußern oder sie abzureißen und das Gelände neu zu bebauen. Die verbliebenen Bewohner wurden bewusst im Unklaren gelassen, Anfragen an die Wohnungsbaugesellschaft blieben unbeantwortet. Ein Versuch des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“, die gesamte Siedlung unter Denkmalschutz stellen zu lassen, um sie zu erhalten, scheiterte. Das Rheinische Amt für Denkmalpflege beim Landschaftsverband Rheinland sah die Denkmalwürdigkeit deshalb nicht gegeben, weil es sich nur um eine Aneinanderreihung von Doppelhäusern handle und zudem die städtebauliche Gesamtsituation durch die mehrgeschossigen Neubauten in der Umgebung stark gestört sei. Auch eine 2003 von den verbliebenen Mietern eilig ins Leben gerufene „Initiative zur Erhaltung der Altbausiedlung Am Löken“ konnte die alten Häuser nicht mehr retten. Nach dem abschlägigen Bescheid der Denkmalbehörde im Januar 2004 beeilte sich die Stadt Ratingen, der Gesellschaft „Rheinisch Heim“ die beantragte Abrissgenehmigung zu erteilen. Ohne die noch in den umliegenden Häusern verbliebenen Mieter zu benachrichtigen, wurde der Komplex „Am Löken 15 - 21“, der schon eine Zeit lang völlig leergestanden hatte, Ende Juni 2004 in einer Eilaktion niedergerissen.

Das gesamte Terrain wurde von der „Rheinisch Heim“ an eine Immobilien- und Baugesellschaft verkauft. Doch der Abriss der alten Häuser verzögerte sich durch mancherlei Schwierigkeiten. Erst um die Mitte des Jahres 2009 fielen die letzten Häuser dem Bagger zum Opfer. Die betagte Mieterin des Hauses Nr. 29, die seit ihrer Hochzeit in den 1930er-Jahren dort gelebt hatte, zog erst aus, als alle anderen Häuser bereits verschwunden waren. Mit dem Abriss der Altbauten begann parallel der Neubau einer Siedlung von Doppelhäusern, die sich in ihrer äußerst dichten Bebauung nur wenig von ähnlichen „marktgerecht“ erstellten Wohngebieten unterscheidet. Durch eine nachträgliche Änderung des Bebauungsplanes wurde dem Bauträger der Bau eines Ärztehauses ermöglicht, obwohl es auf der gegenüberliegenden Straßenseite bereits ein Hochhaus mit vielen Arztpraxen gab.

An die schöne Altbausiedlung „Am Löken 3-33“ erinnern heute nur noch Archivfotos und Berichte von Bewohnern, die dort einmal gern und glücklich gelebt haben. Wie viele andere charakteristische Bauten ist sie leider aus dem vertrauten Ortsbild von Lintorf verschwunden.

Manfred Buer

Die Häuser Am Löken 15 - 21 im Jahre 2000. Die beiden mittleren Häuser 17 und 19 sind bereits unbewohnt. Im linken Haus mit der Nummer 15 befand sich einst der „Tante Emma“-Laden von Anna Füsgen

Abriss der Häuser Am Löken 15 - 21 im Jahre 2004. Nur das Haus Nr. 15 steht noch

Das letzte Kriegsjahr und die Zeit danach

Erlebnisse und Erinnerungen eines Lintorfer Jungen

Es lag Krieg in der Luft - Ende der 1930er-Jahre. Meine Eltern hatten in Düsseldorf-Derendorf ein Feinkost- und Milchgeschäft und wohnten dort auch. Doch sie wollten weg von dort mit ihren zu der Zeit drei Kindern. Raus aus der Stadt in einen ruhigeren Vorort. In Lintorf, in der sogenannten Ratinger Siedlung, auf der Eichendorffstraße, die damals noch Hindenburgstraße hieß, wurde ihnen ein Grundstück angeboten. Sie griffen zu, bauten unser Elternhaus, und die Familie war in Sicherheit. Das Geschäft in Düsseldorf führten sie weiter. So war mein Vater etwas, was man heute Pendler nennt.

Jeden Morgen in aller Herrgottsfrühe fuhr er mit seinem kleinen alten Motorrad über den Zubringer, wie man die A 52 damals nannte, nach Derendorf. Den ganzen Krieg über.

1944 wurden die Luftangriffe auf Düsseldorf immer heftiger. Besonders Derendorf mit dem Rüstungsbetrieb Rheinmetall und dem wichtigen Güterbahnhof waren Ziele alliierter Bomberverbände. Als mein Vater sich am 24. April morgens um halb sieben unserem Geschäft auf der Geistenstraße näherte, bot sich ihm ein schreckliches Bild. Viele Häuser lagen in Trümmern. Volltreffer einer Fliegerbombe. Auch unser Geschäft wurde zerstört und damit die Lebensgrundlage unserer Familie. Gott sei Dank: Sie war in Lintorf in Sicherheit.

Das wären viele Derendorfer auch gerne gewesen. 123 von ihnen haben das Inferno der Nacht nicht überlebt. Mein Vater kannte sie alle. Sie waren unsere Kunden. Daher riefen auch die Behörden ihn zu Hilfe, um die durch Brand und andere schwerste Verletzungen entstellten Menschen zu identifizieren. Ein Erlebnis, das ihn noch lange Jahre danach zutiefst entsetzte und belastete.

Was nun? Die Existenz war vernichtet, Frau und Kinder mussten

Wohnhaus der Familie Schmidt mit Ladengeschäft an der Eichendorffstraße, um 1947

versorgt werden. Geblieben war unserem Vater nur ein Milchwagen, handgezogen. Ihn machte er am Eingang des Milchhofs an der Münsterstraße zu einem Milchverkaufsstand. Die Bevölkerung war dankbar. Es gab pro Person und Woche etwa zwei bis drei Lebensmittelmarken für jeweils 0,25 Liter Milch. So konnte die sehr schlechte Versorgung, vor allem für Kinder, etwas aufgebessert werden.

Gut erinnere ich mich an eine Begebenheit in Lintorf, die für viele ein Geschenk des Himmels war. Es war Ende 1944. Die Wehrmacht baute am Waldrand aus Eisenbahnschwellen eine Sperre, die Panzer aufhalten sollte. Ein Panzer kam nicht, aber einige Tage später ein Wehrmachts-LKW mit Anhänger. Seine Ladung: Kommissbrote und kistenweise Fleischkonserven. Dazu Blechschüsseln und Essbestecke. Wir Kinder, die wir daneben standen, liefen sofort zu unseren Müttern, um Bescheid zu sagen. Alle kamen und holten sich Brot und Fleisch.

Wie auch anderen Hausbesitzern teilte die Wehrmacht meinen Eltern 18 Soldaten im Hause zu. In den beiden Kellergaragen richteten sie ein Verpflegungs- und Munitionslager ein. Im Treppenhaus wurden Hunderte von neuen Fahrradreifen gelagert. Für unsere Familie wurde es zu eng. Unsere Mutter und wir drei Söhne kamen nach Velbert-Hespertal. Dort gab es einen großen Erdbunker, den wir aus Schutz vor Luftangriffen aufsuchten. Bei Kriegsende kehrten wir wieder nach Hause zurück.

Jetzt musste eine neue Existenzgrundlage her. Da unser Geschäft in Düsseldorf nicht wieder aufgebaut wurde, beantragte mein Vater beim damaligen Amt Angerland eine Genehmigung für ein Lebens-

mittelgeschäft in den Kellergaragen unseres Hauses. Die Einrichtung baute mein Vater selbst. Am 6. Dezember 1945 wurde das Geschäft auf der heutigen Eichendorffstraße 6 eröffnet. Die gesamte Bevölkerung aus der Ratinger Siedlung hat das gerne angenommen. Ein ganzer Ortsteil hatte wieder ein Lebensmittelgeschäft in der Nähe. Fünf Jahre lang, die ganze sogenannte schlechte Zeit über, versorgten meine Eltern die Menschen aus einer Garage. Doch dann wurde es zu eng. Immer mehr Menschen kamen nach Lintorf, viele von ihnen Flüchtlinge aus dem Osten. Neue Straßenzüge entstanden. Auch die Ratinger Siedlung und angrenzende Gebiete wuchsen. Das war für den Lebensmittelkaufmann Ernst Schmidt aus der Garage heraus nicht mehr zu schaffen.

Und so kaufte er ein Grundstück an der Tiefenbroicher Straße, Ecke Uhlandstraße und errichtete ein neues Wohn- und Geschäftshaus. Am 16. Dezember 1950 öffneten sich die Türen zu dem schönen und großzügigen Geschäft zum ersten Mal. Das Provisorium in der Garage hatte ein Ende und unsere Familie, mittlerweile mit vier Kindern, eine neue Zukunft.

Das neue Geschäft an der Tiefenbroicher Straße
Eheleute Ernst und Anna Schmidt und Sohn Manfred, um 1953

Manfred Schmidt

Holzofenbäckerei
Steingen
Tradition seit 1833

„Hier wird noch mit Liebe gebacken“

Landesehrenpreisträger BÄCKEREI STEINGEN
mit ihrem goldprämierten Stollen

Ratingen-Lintorf · Speestraße 24 · Telefon 0 21 02 - 3 12 90
Ulenbroich 5 · Telefon 0 21 02 - 20 44 963

Sechzig Jahre Familie Melchert auf Ulenbroich

Zehn Jahre Renovierung

Hinter der St.-Anna-Kirche in Lintorf steht ein kleines Fachwerkhaus. Es ist von der Hauptstraße kaum zu sehen. Die Kirche und die großen Kastanienbäume verdecken es. Man sieht es von der Straße „Lintorfer Markt“ am bes-

Haus Ulenbroich vom Lintorfer Markt aus gesehen

ten im Herbst und Winter, wenn die Bäume ohne Laub sind. Geht man aber näher heran, an der Kirche vorbei oder über die Straße Ulenbroich, erkennt man die Schönheit dieses gepflegten Fachwerkhauses. Nicht nur das Haus spricht einen an, auch der mit viel Liebe angelegte Vorgarten. Man steht hier vor einem der ältesten Häuser Lintorfs. In alten Urkunden steht geschrieben, dass schon 1460 **Heinrich von Ulenbroich** an dieser Stelle mit seiner Frau **Margarethe** wohnte. Nach Angaben im Bruderschaftsbuch der St.-Sebastianus-Bruderschaft wurden beide 1464 in die Bruderschaft aufgenommen. Die Familie von Ulenbroich war freiadelig. Damals wird das Haus, oder das ganze Anwesen, wohl anders ausgesehen haben als heute. Das Haus in der heutigen Bauart wurde vermutlich Anfang des 18. Jahrhunderts gebaut. Nach vielen verschiedenen Besitzern wurde das Haus kirchliches Eigentum. Die Kirche vermietete in dem Haus Wohnungen und nutzte es auch selber teilweise als Lagerraum für Prozessionsfahnen und Ähnliches und brachte dort auch alte Kirchenurkunden unter. Diesen bekam die Lagerung in den nicht dafür geeigneten Räumen überhaupt nicht. Man musste sie später mit aufwendigen und teuren Verfahren von Spezialisten herrichten lassen. Zeitweise war in dem Haus auch eine Leihbücherei untergebracht.

Vor sechzig Jahren, im Jahre 1952, bezog **Wilhelm Melchert** mit seiner Frau **Maria,** geborene Meyer, und den drei Kindern **Margarete, Josef** und **Maria** eine Wohnung im Haus Ulenbroich. Zu dieser Zeit wohnten die Herren Ropertz und Liebergesell und Frau Ebeling ebenfalls in diesem Haus und es befand sich dort eine Leihbücherei. Bei 130 m² Gesamtwohnfläche war der Wohnraum für acht Personen sehr eng. Hinzu kam eine Wasserstelle für das ganze Haus. Für alle Bewohner gab es zwei Plumpsklos im Haus. Die Wohnung der Familie Melchert hatte eine Wohnfläche von 60 m², für fünf Personen bestimmt nicht unser heutiger Standard. Die Familie Melchert besaß die Gartennutzung und hielt sich auch einige Hühner. Eine für die damalige Zeit typische Selbstversorgung.

Josef Melchert kann sich noch gut an die Wohnung bei ihrem Einzug erinnern, er war damals acht Jahre alt. Nach seinen Angaben war die Wohnung in einem sehr schlechten Zustand. Man musste vieles in Selbsthilfe reparieren, und alle Türen mussten erneuert werden.

Haus Ulenbroich im März 2012

Das Haus Ulenbroich um 1955. Auf der Giebelwand erkennt man das Schild der Bücherei, und zwischen der Kirche und dem Haus ist ein Zaun. Vorne rechts sieht man noch etwas von dem Restaurant Holtschneider

Zur Zeit des Einzugs in das Haus Ulenbroich waren die Umgebung und die Straßenführung ganz anders als heute. So stand dem Haus gegenüber das Restaurant Holtschneider. Dieses wurde zu Beginn der 1970er-Jahre abgerissen. In dieser Zeit wurde auch die Straßenführung geändert. Im Saal des Restaurants Holtschneider war einige Zeit nach dem Krieg, bis zum Bau des neuen Rathauses, die Verwaltung des Amtes Angerland untergebracht. Das Restaurant Mecklenbeck besaß damals ein Kino. Im nahen Restaurant „Zum Kothen“ waren eine Kegelbahn und ein großer Saal mit Bühne. Hier fanden viele Veranstaltungen statt. Nach dem Abriss des Hauses übernahm das neugebaute Haus Anna diese Veranstaltungen.

Rechts die Gaststätte Holtschneider (1946) gegenüber dem Bürgershof.
Vor der Kirche beginnt nach rechts die Krummenweger Straße, heute Ulenbroich.
Links vor der Kirche sieht man die Gaststätte Mecklenbeck.
Das Fuhrwerk gehörte Josef Jostkleigrewe, bekannt als der „Wilde Mann“
Foto: Willy Hübers

Der Wochenmarkt wurde zu dieser Zeit auf einem Platz neben dem Restaurant Mecklenbeck vor dem Dickelsbach abgehalten. Auf diesem Platz stand ein kleines Häuschen, in dem die Bäckerei Steingen eine Filiale hatte. Die Familie Melchert richtete sich im Ulenbroich ein. Der Garten war eine Pracht, und Melcherts Hühner konnten sich glücklich preisen, sie hatten einen Hahn. Dieser krähte natürlich, wie es Hähne eben tun. Einem lieben Nachbarn ging das fröhliche Krähen auf die Nerven, er beschwerte sich. Der Hahn sollte bis zu einer bestimmten Zeit am Morgen eingesperrt bleiben. Von da an waren Melcherts Hühner dann nicht mehr so glücklich. Es war das Todesurteil für ihren Freund und Beschützer.

Im Jahre 1988 feierten Maria und Wilhelm Goldene Hochzeit. Wie es hier noch heute Brauch, kamen Nachbarn und Freunde zum Kränzen. Das Ganze endete mit einem Umtrunk.

Im Jahr 1968 heiratete Josef Melchert seine **Elisabeth,** geborene Kühne. Die Trauung fand auch in St. Anna statt, und man feierte im Haus Ulenbroich. Die beiden haben drei Kinder: **Christian, Andrea** und **Matthias.** In der Zwischenzeit tummeln sich insgesamt fünf Enkelkinder in dem Häuschen hinter der Kirche.

Oft sah man Wilhelm Melchert den Platz um die Kirche fegen. Die Fruchtbarkeit seines Gartens führte er auf den Segen bei den Messen zurück, da sein Garten davon immer etwas mitbekam.

Im Jahre 1994 starb Frau Maria Melchert. Josef Melchert bemühte sich um den Erwerb des Hauses, um mit seinem Vater gemeinsam

Von links: Tochter Margret,
Maria Melchert mit Tochter Maria,
Josef und Wilhelm Melchert

Goldhochzeit Maria und Wilhelm Melchert. Die Nachbarn und Freunde kränzen

Hochzeit 1968:
Elisabeth und Josef Melchert
vor dem Haus Ulenbroich

darin zu wohnen. Er sprach mit dem damaligen **Pfarrer Franz Mezen** und einigen dafür zuständigen Mitgliedern des Kirchenvorstandes von St. Anna in Lintorf. Er bekam keine erschöpfende Antwort. Die vorgeschlagenen Lösungen waren nicht zufriedenstellend. Josef Melchert verlor die Lust, da er von Seiten der Pfarre hingehalten wurde. Nach dem Wechsel des Pfarrers und der Zusammenlegung von St. Anna und St.

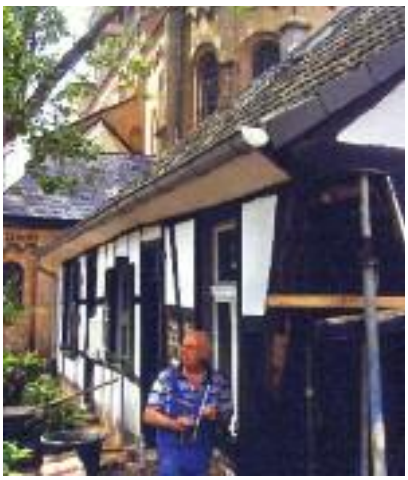
Frau Maria Melchert auf ihrem
Lieblingsplatz auf dem Hof
vor dem Garten

Johannes in Lintorf ergab sich eine neue Situation. Man suchte seitens der Pfarre eine Lösung für das Haus Ulenbroich, da das Haus immer mehr verfiel. Man stellte Josef Melchert die Frage, ob er noch an dem Kauf des Hauses interessiert sei. Nach Verhandlungen mit dem Pfarrer, **Pater Chris Aarts,** und dem Kirchenvorstand kam 2002 der Kauf zustande. Josef Melchert erwarb das Haus als Eigentum und das Land in Erbpacht.

Morsche und faule Balken

Nun wurde geplant und gesichtet. Was müssen wir machen, um das Haus wieder richtig bewohnbar zu machen. Es war von Anfang an geplant, das Haus selber zu renovieren. Nur die notwendigsten Arbeiten sollten vergeben werden, so u.a. die Installationsarbeiten.

Im April 2002 begann man mit den Arbeiten, dabei hatte man sich das Ziel gesetzt, zu Weihnachten in dem renovierten Haus zu wohnen. Schon die ersten Freilegungen zeigten große Schäden an der Bausubstanz. Man fand abgefaulte und morsche Balken, Bausünden aus vielen Umbauten aus der Vorzeit des Hauses, und vieles mehr. Man hatte viele Helfer, den Skatklub, andere Freunde und Verwandte und die guten Fachkenntnisse des Sohnes **Matthias,** eines gelernten Schreiners. Da das Haus unter Denkmalschutz steht, begleitete das Amt für Denkmalpflege die ganzen Renovierungsarbeiten. So konnte man die verfaulten Balken nicht durch frische neue ersetzen. Es wurden alte Balken verlangt. Diese waren nur schwer und teuer zu beschaffen. Im Internet fand man Quellen. In Höxter und Münster gab es passende Balken aus alten Häusern. Damit diese nach Lintorf kamen, waren weite Fahrten notwendig. Auch die Fenster, Türen und Dachpfannen mussten den Vor-



Josef Melchert bei der Arbeit

stellungen der Denkmalschützer entsprechen. Aber Melcherts mit ihren Helfern haben auch diese Probleme gelöst. Man kam gut voran, so dass man im Oktober eine Art Richtfest feiern konnte. Hierzu erschienen außer den Helfern und Freunden auch die Arbeitgeber von Elisabeth und Josef Melchert, **Graf und Gräfin von Spee** auf Heltorf. Es wurden viele Reden gehalten und selbstverfasste Gedichte und Ähnliches vorgetragen, Edi Tinschus las die traurige Geschichte des zu gut versteckten Testaments der Grete von Ulenbroich vor.

Man hatte sich Weihnachten 2002 zum Ziel für den Einzug gesetzt, und tatsächlich zogen Elisabeth und Josef Melchert am 20. Dezember 2002 in das renovierte Haus ein. Natürlich waren innen und außen noch einige Arbeiten zu

erledigen, aber im Sommer 2003 war auch das Amt für Denkmalschutz zufrieden und brachte das Schild mit dem Wappen von NRW und der Aufschrift „Denkmal“ am Haus an.

Natürlich findet man das Haus Ulenbroich auch in der Broschüre des Lintorfer Heimatvereins „Auf den Spuren der Ortsgeschichte, Historischer Ortsrundgang durch Lintorf“. Eine Tafel mit den entsprechenden Daten wurde angebracht. Auch Künstler der besonderen Art wollten das Haus verschönern, sie brachten ihr Zeichen an, auf das wir aber gerne verzichten. Ein altes Sprichwort sagt: „Narrenhände beschmieren Tisch und Wände“. Viel besser wäre es, eine Sonderbriefmarke mit einem Sonderstempel zu diesem Ereignis herauszugeben. Allerdings ist nicht bekannt, ob die Post mitmacht.

Zusammenfassend sei gesagt: Dank der Familie Melchert und allen ihren Helfern. Durch ihre Initiative und ihren Bürgersinn wurde aus einem vom Verfall bedrohten Baudenkmal ein Schmuckstück.

Der Familie Melchert Glück und noch viele Jahre in dem schönen Häuschen hinter der Kirche.

Edi Tinschus

Eine unendliche Geschichte – die Bahn

Prolog

Wir **haben** in Lintorf eine vielbefahrene Güterzugstrecke, die unseren schönen Ort teilt. Wir **hatten** vier Bahnübergänge mit den dazugehörenden Stellwerken und Wärterhäuschen. Wir **hatten** mal einen Bahnhof mit Bahnhofsvorsteher, Bahnbeamten und Fahrkartenschalter. Ja, wir **hatten** sogar einen Güterbahnhof.

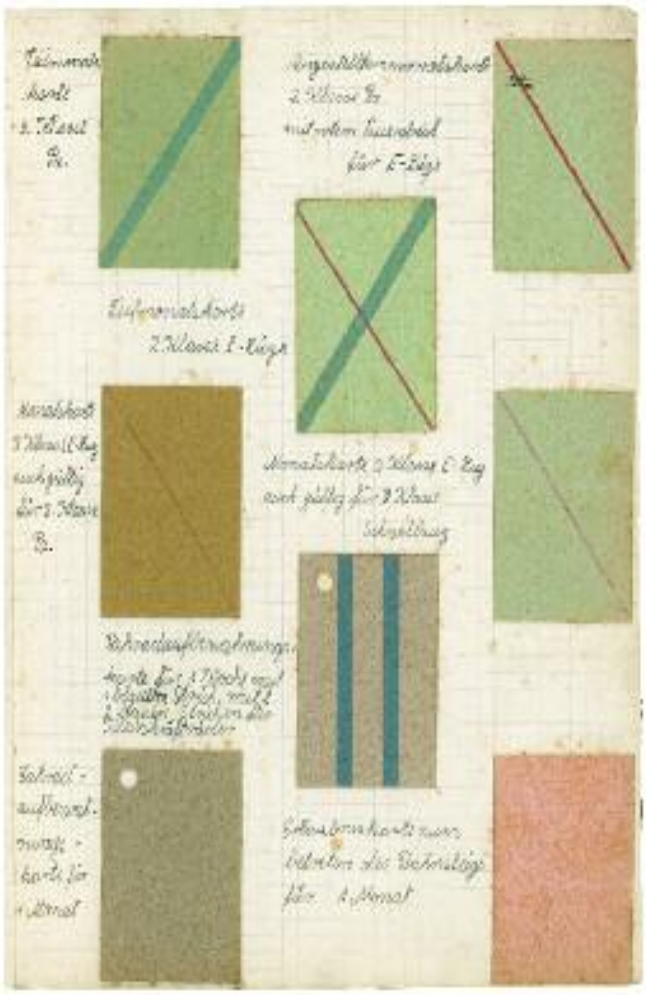
Was ist davon geblieben? So wie aus der Deutschen Reichsbahn zunächst die Deutsche Bundesbahn und jetzt die Deutsche Bahn AG geworden ist, so hat sich auch im Lintorfer Raum alles geändert. Wir haben zwei Brücken über die Bahn, wir haben ein vermietetes Bahnhofsgebäude, der Güterbahnhof wird von mehreren Gewerbefirmen genutzt. Stellwerke und Wärterhäuschen sind abgerissen oder stehen leer herum.

Viel wurde geschrieben und diskutiert: Über die neuen Brücken, über die Möglichkeit der Wiedernutzung der Strecke für den Personenverkehr, und, und, und … Gerade diese Heimatzeitschrift hat in den letzten Jahren verschiedenen Autoren die Möglichkeit eingeräumt, sich zur Strecke, zum Bahnhof, zu den Brücken zu äußern.

Vor 60 Jahren

Heute bestellt man seine Fahrkarten oder Fahrausweise, wie sie auch heißen, im Internet. Ich will mich in meinem Aufsatz einmal auf die **Fahrkarten** der Bundesbahn im Jahre **1952** beschränken. Ich habe nach meiner Schulentlassung am 1. April 1952 bei der Bundesbahn eine Lehre als Jungwerker begonnen. Wegen eines Unfalles am 8. November 1952 wurde das Lehrverhältnis seitens der Deutschen Bundesbahn noch im ersten Lehrjahr aufgelöst. (Siehe dazu auch in der Quecke Nr. 73 vom Dezember 2003, Seite 168: „Verwaltungslehrling beim Amt Angerland“)

Ich besuchte die Berufsschule in Düsseldorf an der Färberstraße in der dort eingerichteten Klasse für Eisenbahn-Jungwerker. Das nebenstehend abgedruckte Zeugnis für das Schuljahr 1952/53 weist aus, dass ich von 192 Unterrichtsstunden wegen Krankheit (mein Unfall!) 96 Stunden versäumt habe.



Berufsschulen der Stadt Düsseldorf

Industrie-Berufsschulen

Zeugnis

für das Schuljahr 19[illegible]

braun	=	*3. Klasse* *Sie staunen! Die gab es wirklich damals*
grün	=	*2. Klasse*
gelb	=	*1. Klasse*

Und in diesem Unterricht nahmen die **Fahrkarten** der Deutschen Bundesbahn einen breiten Raum ein. Die Karten wurden nach **Farben** eingeteilt.

Das Format der Karten, welche es gab (einfache Fahrkarte, Rückfahrkarte usw.) und die Angaben, die ein Fahrausweis enthalten musste, lernten wir ebenso kennen wie die Zuggattungen.

Die **26 Fahrausweise,** die 1952 gängig waren und so wohl auch am Fahrkartenschalter des Bahnhofes Lintorf bereit gehalten wurden, drucke ich nachstehend ab. Und zwar so, wie ich es in der Berufsschule gelernt habe und mit der Handschrift eines damals 15-jährigen Jungen.

Personenzug (Pz.)	=	*hält auf allen Stationen*
Eilzug (E)	=	*für mittlere Verkehrsentfernungen*
D-Zug (D/S)	=	*Durchgangszug, Schnellzug, der nur an wichtigen Stationen hält*

Nachwort

War es eine gute alte Zeit, als man bei den Fahrkarten sogar nach Arbeitern und Angestellten unterschied? War es gut, dass man für den Gang auf den Bahnsteig eine Karte (gegen Entgelt) benötigte? Beurteilen Sie es.

Ich sage dazu, so wie ich es im vorigen Jahr bei dem Interview zu dem Film „Ratinger erleben Geschichte“ (als DVD erhältlich) den fragenden jungen Damen des Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Gymnasiums erklärte: „Ich möchte nicht die alte Zeit verdammen. Damals war das gut. Heute ist eben dies gut. Jedes hat seine Zeit.“ Die Frage nach der Wiederbelebung des Bahnhofes Lintorf lasse ich dabei offen.

Joachim Zeletzki

ZAUBERFLÖTE
Der phantasievolle Kinderladen
Gutes von Anfang an
Schenken · Feiern · Spielen
Speestr. 26 · Ratingen-Lintorf · ☎ 0 21 02 / 7 06 97 34

Juwelier Steingen
Uhrmachermeister
Jürgen Steingen
Speestraße 11
40885 Ratingen
Telefon 02102/31578
www.juwelier-steingen.de

Post Apotheke
Seid Hosaini, Apotheker für Offizin-Pharmazie
Speestraße 33, 40885 Lintorf, Tel. 0 21 02 / 3 73 83

**Unser Service für Sie,
auch Mittwoch nachmittags**

- Diabetikerberatung
- Reise-Impfberatung
- Krankenpflegeprodukte
- Meßgeräte für Cholesterin, Blutdruck und Diabetes
- Großes Kosmetiksortiment

... und vieles mehr

**Beratung ist unsere Stärke
Wir freuen uns auf Ihren Besuch**

FUJIFILM
Express-Fotoservice
Passbilder, Bewerbungsfotos und Ihre digitalen Fotos sofort zum Mitnehmen
Foto Marx
Speestraße 33 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 - 39 91 02

Neuraltherapie
Homöopathie
Ozontherapie
Irisdiagnose
Chiropraktik
Akupunktur
Ohrakupunktur
Sportmedizin

Naturheilpraxis
LUDWIG F. MEURER
Heilpraktiker
Sprechzeiten nach Vereinbarung
Am Speckamp 16 · 40885 Ratingen
Telefon 02102-35349 · Telefax 02102-399640

Hören – Verstehen – Mitreden!

Hörgeräte-Akustik Witteck

Rund ums Ohr

Meisterbetrieb für moderne Hörsysteme

Ralf Witteck
Hörgeräteakustikermeister
Pädakustiker · Audiotherapeut

- Kostenloser Hörtest
- Unverbindliche Hörberatung
- Tinnitus (Ohrgeräusche) Beratung und Therapie
- Hausbesuche
- Eigenes Labor und eigene Werkstatt
- Vorträge und Schulungen
- Rollstuhlgerechter Eingang

Speestraße 27 · 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon 0 21 02 / 15 58 80

Öffnungszeiten: Mo, Die, Do + Frei 9-13 Uhr und 14-18 Uhr · Mi + Sa 9-13 Uhr und nach Vereinbarung

Wir bieten u.a. kostenlose Hörgeräte-Versorgungen (bei Vorlage einer Ohrenärztlichen Verordnung zzgl. 10 € gesetzl. Zuzahlung / Hörgerät)

PANASONIC · AEG · MIELE · SIEMENS · SHARP · METZ · SONY · ONKYO · LOEWE

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher, Waschmaschinen, Trockner, Herde, Kühlschränke und Küchen-Kleingeräte

SP: Baltzer

Audio, Video, Satellit, TV
Telekommunikation…persönlich.

40885 Ratingen
Speestraße 32
Telefon Verkauf: 0 21 02 / 3 52 87
Fax 0 21 02 / 3 39 33

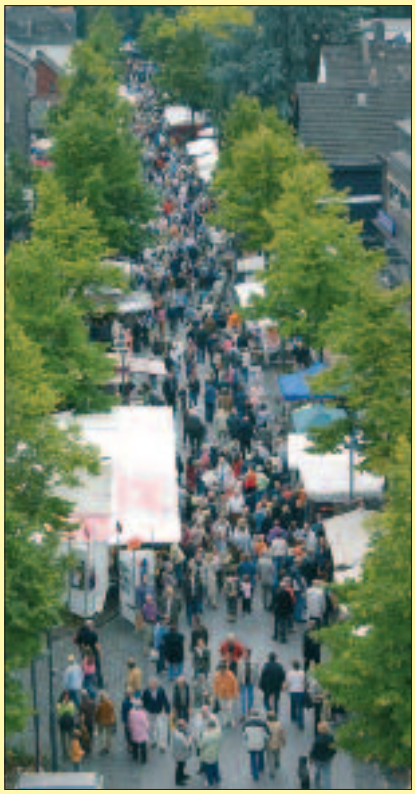
Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher

ServicePartner

Lintorf hat, was viele auswärts suchen.

Der Zusammenschluss Lintorfer Einzelhändler und Handwerks-Betriebe
macht durch gemeinsame Aktivitäten und ein attraktives, vielseitiges Angebot
das Leben und Einkaufen in Lintorf zum Erlebnis.

Weinmarkt 9. bis 12. Mai 2013



Dorffest 7. bis 8. September 2013

Bayerisches Wochenende 5. und 6. Oktober 2013

Weihnachtsmarkt am 1. Wochenende
im Dezember 2013

Shopping auf der Speestraße

Die Werbegemeinschaft Lintorf hat von der
Ortsarbeitsgemeinschaft der Verbraucher Ratingen e. V. (OAGV)
die kunstgewerblich gestaltete „Ratinger Einkaufstasche des Jahres 2010“ erhalten.

„Einer der Gründe für die Verleihung war aus Verbrauchersicht, dass die Werbegemeinschaft Lintorf seit 1976 mit dazu beigetragen hat, dass sich Lintorf innerhalb Ratingens zu einem Stadtteil mit besonderem Flair und eigener Einkaufsatmosphäre entwickeln konnte“.

Vorsitzende der OAGV, Anita Esper
Stellvertreter Dr. Friedrich Ahrens

Werbegemeinschaft Lintorf e.V.
Siemensstr. 10, 40885 Ratingen-Lintorf
www.werbegemeinschaft-lintorf.de

„Besucher sonnten sich im Wohlbefinden“ Erstes Lintorfer Dorffest war ein voller Erfolg

Am 1. und 2. September 2012 fand in Lintorf zum zehnten Mal in ununterbrochener Reihenfolge das beliebte, von der Werbegemeinschaft Lintorf organisierte Dorffest mit Handwerkermarkt statt. Seit 2003 verwandeln sich die Speestraße und ein Teil der Krummenweger Straße jedes Jahr am ersten Septemberwochenende in einen riesigen Markt mit mehr als 150 Ständen, an denen modernes und historisches Kunsthandwerk zu sehen ist, an denen sich aber auch Ratinger Handwerksbetriebe mit ihren Leistungen präsentieren. Es gibt viele Mitmachangebote und Vorführungen für Kinder, für das leibliche Wohl der zahlreichen Besucher, die mittlerweile auch schon aus der weiteren Umgebung zum Dorffest nach Lintorf kommen, ist bestens gesorgt, und die Lintorfer Einzelhändler halten auch am Sonntag ihre Geschäfte geöffnet.

Wer erinnert sich aber noch an das erste Lintorfer Dorffest mit Kunst- und Handwerkermarkt, das genau vor 25 Jahren, am 19. und 20. September 1987, stattfand. Organisiert wurde es von vier mutigen Mitgliedern der Lintorfer Werbegemeinschaft, die damals erst 35 Mitglieder zählte (heute sind es bereits 100!). Zwar wurden die vier Hand-

0,2-l-Altbierglas der Hannen-Brauerei zur Erinnerung an das erste Lintorfer Dorffest

1. Lintorfer Dorffest

LINTORF

Kunst- + Handwerkermarkt mit großer Tombola

19. und 20. September 1987

Samstag, 19.9.

10.30 Eröffnung mit dem Lintorfer Tambourcorps
12.00 Lintorf aktiv
13.00 Mülheimer Puppenbühne Fantasie an Fäden
14.00 Kinderchor
15.00-18.00 Rolf Lebeda and his Rock'n Rolf Band

An beiden Tagen fährt kostenlos der Speestraßen-Expreß!

Sonntag, 20.9.

11.00-14.00 Jazz-Frühschoppen mit den Bierhaus Stampers
14.30-15.00 Kölner Bewegungstheater „MOBILE“ Synthese aus Tanz und Akrobatik
15.30-16.00 Theater und Bewegung mit „MOBILE“
17.00 Bauchklanz Janin Fee

Zum Ausklang: Verlosung der Tombola

Peter Wagner und Sohn
Tapeten - Farben - Fußbodenbelag
Apotheke - Damenmoden
Plagmann
Glas - Keramik - Porzellan
Pizzeria „Milano“
Optik Reinhardt
Jürgen Steingen
Uhren - Juwelen - Schmuck
Micki Kindermoden
Annelies Steingen
Schlaraffenland
Lindgrüne Schränken u. Wandbetten
Kjeldsens Rolls
Landbäckerei Vogel
Frohnhoff und Kroll
Holzbauarbeiten
Reisebüro Stoffel
Schneider - Herrenmoden
Ginger
Weber und Tischler
Sportbekleidung
Damenmoden Doris König
Johnke und Wittmer
HiFi - Video - Antennentechnik
Deutsche Bank
Jeans-Shop Nikoleit
Optik Rolf Kögler
Sport Rotermund
AOK Allgemeine Ortskrankenkasse
Schuhhaus Stoke
Sahn Lintorf
Haarstudio Herchenröder
Dresdner Bank
Eiscafé Lido Torrigiani
Bäckerei Steingen
Mieder-Moden, Gritta Schwartz
Blumen Falk
Gebäude und Post
Didinger Pfeil KFZ-Werkstatt
Reisebüro Rheinland
Sahn Eagen
Apotheke Lintorf

Plakat im Format DIN-A4 zum ersten Lintorfer Dorffest (Archiv des Heimatvereins)

werker und Einzelhändler von der Speestraße durch die Werbegemeinschaft unterstützt, doch die Ideen, die Zusammenstellung des Programms, die Einladungen an die Standbetreiber und die Theater- und Musikgruppen sowie die Organisation der Tombola waren ihr Werk. Der Erfolg gab ihnen Recht und Genugtuung. Die Hannen-Brauerei ließ übrigens zur Erinnerung an das damalige Dorffest sogar 0,2-l-Altbiergläser mit dem Aufdruck „1. Lintorfer Dorffest 1987“ herstellen.

Am Montag, dem 21. September 1987, erschien in der „Rheinischen Post“ ein Bericht des RP-Mitarbeiters **Ulli Tückmantel** über das erste Lintorfer Dorffest unter dem Titel „Besucher sonnten sich im Wohlbefinden – Erstes Lintorfer Dorffest war ein voller Erfolg“. Ulli Tückmantel war damals Mitglied der Lokalredaktion Ratingen (Redaktionsleiter war **Dr. Richard Baumann**), heute gehört er zur Hauptredaktion der „Rheinischen Post“ in Düsseldorf und ist verantwortlich für das Ressort „Report“.

Wir veröffentlichen hier seinen Artikel von 1987 im Wortlaut:

Lintorf – Wer die schlaflosen Nächte vor einer Premiere – gleich welcher Art - kennt, der mag ermessen, wie den vier Organisatoren des ersten Lintorfer Dorffestes zumute gewesen sein muß, bis auch in den Augen kritischer Betrachter feststand: „Ein voller Erfolg." Allein die Besucherzahlen belegten eindrucksvoll, wie begeistert die Lintorfer die Initiative von ***Peter Herchenröder, Heike Kleine, Jörg Meinhardt*** *und* ***Brigitte Stoffel*** *aufnahmen. Über viele Stunden vergnügten sich die Einwohner der heimlichen Angerland-Metropole auf der abgesperrten Speestraße zwischen dem ehemaligen Rathaus und „Am Kohlendey" bei einem gut sortierten Programm.*

Ein buntes Treiben herrschte auf der Straße an und neben den stark frequentierten Ständen des Kunst- und Handwerkermarktes, wo die Besucher sich über Techniken althergebrachter Handwerkskunst informieren konnten und auch den ein oder anderen Tip für das private Hobby mitnahmen. Was in Lintorf Rang und Namen hat, war ebenfalls auf den Beinen. ***Hans Lumer,*** *Chef der St.-Sebastianus-Bruderschaft, bummelte über das ausgewachsene Volksfest und beglückwünschte die Organisatoren zu der gelungenen Veranstaltung. Beeindruckt zeigte sich* ***Günter Vogel,*** *Vorsitzender der Werbegemeinschaft, und stellte für die Vereinigung der Einzelhändler fest: Ein wenig Anteil habe man schließlich auch an diesem Erfolg. Keinen Hehl aus seiner Begeisterung machte CDU-Ortsverbandsvorsitzender* ***Rolf Blumenkamp.*** *Wenn es nach ihm ginge, so der Ratsherr, könne man die Speestraße ruhig einmal im Monat sperren, damit die Lintorfer sich an so etwas schnell gewöhnten.*

Jörg Meinhardt für die Organisatoren: „Es hat toll geklappt und die Lintorfer haben einmal mehr ‚Dorfgemeinschaft' demonstriert. Wir selbst haben schon jetzt eine Menge gelernt, und vielleicht gelingt uns bis zum nächsten Dorffest noch eine kleine Steigerung." Tatsächlich war das Dorffest nicht nur dem allmächtigen Faktor „Wetter" nahezu schutzlos auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Ein angrenzender Trödelmarkt zwischen Konrad-Adenauer-Platz und dem Beeker Hof sorgte für nicht unbeträchtliche Konkurrenz – beides konnte dem Gelingen keinen Abbruch tun.

Wohl kaum jemand hätte sagen können, was nun „der" Höhepunkt des Festes war. Allen Alters- und Interessengruppen wurde ein besonderes Bonbon geboten, so daß die ganze Familie auf ihre Kosten kam, sei es nun bei der Modenschau der Lintorfer Textil-Häuser, der gelungenen Aufführung der Mülheimer Puppenbühne, den zahlreichen Ständen und Buden oder einfach nur beim „Klönen" auf der Straße. All das erzeugte ein Flair, in dem sich die Besucher mit sichtlichem und spürbarem Wohlbefinden sonnten. Noch bis zum gestrigen Abend dauerte das Dorffest auf der Speestraße an, von dem zumindest ein Ergebnis für die Besucher schon am Morgen des ersten Tages feststand: Lintorf ist mehr als nur der Ortsteil Ratingen vier.

M. B.

Der Kotten Achterwinter mit Ziehbrunnen und Scheune an der Krummenweger Straße um 1950

KRUMMENWEG

Gourmet-Restaurant und Bistro im romantischen Ambiente.

Restaurant KRUMMENWEG · Am Krummenweg 1 · 40885 Ratingen · Fon: 0 21 02 / 70 06 70 · www.krummenweg.de · info@hotel-krummenweg.de

Die Gaststätte „Zur Grenze“ (Gerlings) um 1920

Die Gaststätte „Zur Grenze“ liegt auf dem Gebiet der alten Gemeinde Breitscheid. Sie wurde noch im 19. Jahrhundert erbaut.

Ein ganz früher Besitzer namens **Scherpenbach** betrieb neben der Wirtschaft eine Dachziegelei. Diese wurde 1895 abgerissen und Scherpenbach ließ an ihrer Stelle einen Saal für über 200 Personen errichten.

Von 1897 bis 1907 besaß der Fuhrunternehmer **Johann Pönsgen** das Anwesen. Er hatte 14 Pferde und war für die Brauerei Unterhössel am Krummenweg und für das Tonwerk „Gewerkschaft Christinenburg“ am Lintorfer Bahnhof tätig. Im Jahre 1907 zog er an die Bahnstraße nach Ratingen und wurde dort bahnamtlicher Spediteur.

Ein weiterer Besitzer war **Wilhelm Ruhrort** (von 1907 bis 1920).

Im Jahre 1920 übernahm **Clemens Gerlings** die Wirtschaft, die in den 1950er-Jahren von seiner Witwe weitergeführt wurde.

Während des letzten Krieges belegte die in Düsseldorf ausgebombte Rüstungsfirma **Schloemann** den Saal, die außerdem die Gaststätte „Krummenweg“ angemietet hatte.

Heute befindet sich im ehemaligen Saal der „Grenze“ der **Biomarkt Helm**, während die Gaststätte auch weiterhin besteht.

M.B.

Eggerscheidt in meiner Erinnerung

Ich wurde in Hösel auf dem Gut Groß-Allscheidt geboren. Dort ist heute die Autobahnraststätte Hösel. Schon in frühester Kindheit verband mich vieles mit Eggerscheidt. Die Ortsmitte von Eggerscheidt war für uns näher als die von Hösel. Eine Schwester meines Großvaters **Wilhelm Poßberg** war mit dem Bauern **Wilhelm Esser** verheiratet. Sie wohnten auf der Burg Gräfgenstein in Eggerscheidt. In meiner Kindheit verkehrten noch keine Autobusse nach Ratingen. Da der Bahnhof Hösel etwa eine halbe Stunde Fußweg von unserem Hause entfernt war, bevorzugte man für Besuche in Ratingen den Fußweg oder, wenn vorhanden, ein Fahrrad. Der Weg führte dann durch Eggerscheidt. Vor dem Bau der Autobahn ging man den Weg an unserem Nachbarn **Gumm** vorbei durch den Wald bis zur Straße nach Eggerscheidt. Nach dem Bau der Autobahn wurde dieser Weg im letzten Stück ausgebaut. Man sieht ihn, wenn man von Hösel kommt, kurz hinter der Autobahnbrücke auf der rechten Seite. Damals war dort ein Fuhrweg, der zur nahen Kalkstraße führte. In seiner Nähe im Wald befand sich eine Quelle, die auch in trockenen Sommern noch Wasser führte. Meine Großeltern holten hier in der trockenen Zeit Wasser, um das Vieh zu tränken. Eine mühselige Arbeit, da man das Wasser in Eimer und Kannen füllen musste, um es dann mit dem Fuhrwerk nach Hause zu bringen. Nach dem Tod meines Großvaters hatte meine Großmutter kein Pferd zur Verfügung. Da wurde das Wasser zum Allscheidt geschleppt. Gute Alte Zeit! Nach dem Bau der Autobahn musste man über die Autobahnbrücke nach Eggerscheidt. Kurz hinter der Autobahnbrücke findet man noch heute auf der linken Seite die Einfahrt zur Deckersweide. Am Waldrand standen damals zwei Häuser. Über die Straße in Richtung Eggerscheidt erreichte man nach wenigen Schritten auf der rechten Seite eine Stelle, die das „Hölz“ genannt wurde. Das war eine Grasfläche zwischen großen Kiefernbäumen. Im Sommer lagerten hier oft Spaziergänger, um sich auszuruhen oder ein Sonnenbad zu nehmen.

Wir Kinder gingen, wenn der Platz sich geleert hatte, dorthin, um nach Verlorenem zu suchen. Wir fanden selten etwas, aber ich hatte einmal Glück und fand ein Fünfzigpfennigstück. Das war damals viel Geld. Einen Stundenlohn in der Höhe hatten nur wenige. Wollte man in das Dorf, folgte man der Straße. Heute heißt diese Straße Hölenderweg. Wo sich jetzt ein Wohnviertel befindet, war noch bis weit nach dem Krieg Acker- und Weideland. Das erste Haus auf der rechten Seite war der Bauernhof Oberlünenschloß und auf der linken Seite ein Backsteinhaus, in dem unter anderem eine Familie Habicht wohnte. Dann folgte die Gastwirtschaft „Kessel am Pött“. Das kleine Eggerscheidt hatte damals drei Gaststätten in der Ortsmitte: „Kessel am Pött“, „Zum alten Fritz“ (heute Landgasthaus Eggerscheidt) und am Dorfende den Gasthof Ehme. Alle Gaststätten hatten eine Kegelbahn und Biergärten. Die Eggerscheidter waren, da es nur wenige Einwohner gab, wie eine Familie. Man feierte ausgiebig Kirmes und und auch Fastnacht. Noch bis weit nach dem Krieg wurde in Eggerscheidt „Eggisch“, wie man das Platt nannte, gesprochen.

In Eggerscheidt begann man erst spät mit der Bebauung. Hierbei achtete man sehr auf das Dorfbild, es fielen nur wenige Fachwerkhäuser dem Bauboom zum Opfer. Es gibt nur wenige Orte, wo man noch so viele schöne alte Häuser findet. Gegenüber „Kessel am Pött“ befindet sich ein großes Haus mit einem schönen Fachwerkgiebel. In diesem Haus befanden sich früher ein Lebensmittelgeschäft und eine Bäckerei mit Konditorei, beide Geschäfte gehörten der **Familie Zimmer.** In der Konditorei gab es im Sommer auch Eis. Wir haben beim Bäcker Zimmer oft Brot gekauft. Rechts von der Bäckerei, getrennt durch die Straße Zum Schwarzebruch, stand damals die evangelische Volksschule, später ab etwa 1936 war sie die Schule für beide Religionen. Die katholischen Kinder besuchten bis dahin die Berger Schule kurz vor Ratingen.

Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, stand damals ein kleines, altes Bruchsteinhaus. Es war das Spritzenhaus der Eggerscheidter Feuerwehr.

Über dieses Haus erzählte man uns folgende Sage vom **„Wilden Pitter vom Gräfgenstein“:**

Das beschriebene Feld vor der Bebauung

Oberlünenschloß, erst Bauernhof, dann Laden

„Kessel am Pött“

Die Bäckerei und Konditorei Zimmer befand sich früher in diesem Fachwerkhaus gegenüber der Gaststätte „Kessel am Pött“

Das ehemalige „Spritzenhaus“ der Eggerscheidter Feuerwehr in der Dorfmitte

Auf der Burg Gräfgenstein hauste vor vielen Jahren der Ritter Peter vom Gräfgenstein. Wegen seiner Tätigkeit als Raubritter und seiner wilden Art nannte man ihn nur den „Wilden Pitter“. Er raubte die Kaufleute, die von Ratingen oder nach Ratingen durch das Angertal zogen, aus. Keiner konnte ihn daran hindern. Die Eggerscheidter Bauern störten sich nicht an ihm. Da aber immer weniger Kaufleute den gefährlichen Weg durch das Angertal nahmen und lieber über Homberg oder Eggerscheidt zogen, verlegte der Pitter sein Revier. Jetzt kam er den Eggerscheidtern ins Gehege. Als er begann Bauern auszuplündern, warnten ihn die Eggerscheidter. Der Pitter lachte sie aus und verhöhnte sie, konnte ihm doch nicht einmal der Landesherr, der Graf von Berg, etwas anhaben. Er hatte nicht mit der Bauernschläue gerechnet. Als er wieder einmal von einem Raubzug Richtung Gräfgenstein ritt, trieben die Bauern eine Schweineherde zwischen die Reiter. Dabei wurden die Pferde scheu und rannten wild davon. Der Pitter, nicht ganz nüchtern, stürzte dabei mit seinem Pferd. Einige beherzte junge Männer zogen ihm einen Sack über den Kopf und banden diesen zu. So brachten sie den Pitter in das kleine Bruchsteinhaus. Dort ließ man ihn zunächst hungern, um ihn dann an den Ratinger Richter auszuliefern. Bevor man den Pitter in Homberg hängte, legte man ihm die berühmten Ratinger Daumenschrauben an.

Wir Kinder glaubten natürlich die Geschichte. Beim Anblick des kleinen Häuschens lief uns ein Schauer über den Rücken. Das ist heute nicht mehr möglich, das Häuschen wurde abgerissen. Heute stehen an seiner Stelle Wohnhäuser und Garagen.

Folgen wir dem Hölenderweg in Richtung Ratingen, kommen wir an vielen schönen Fachwerkhäusern vorbei. Man kann Eggerscheidt wirklich das Rothenburg Ratingens nennen. (Bilder dazu auf einer besonderen Seite)

Wie schon beschrieben, befand sich die Schule in der Dorfmitte. Ende der Fünfzigerjahre baute man der alten Schule gegenüber eine neue Schule für alle Kinder. Die alte Schule wurde abgerissen. Heute befindet sich keine Schule mehr in Eggerscheidt. Die Eggerscheidter Kinder besuchen, je nach Alter und Schulform, Schulen in Hösel, Lintorf oder Ratingen. Das Schulgebäude beherbergt heute den Jugendtreff Eggerscheidt und eine Seniorenbegegnungsstätte. Folgt man dem Hö-

Hier stand das Spritzenhaus

Die neue Schule

Am Schwarzebruch

Am Schwarzebruch

lenderweg, erreicht man nach wenigen Schritten den Wald. Von dort geht es recht steil den Hölender Berg hinab bis zur Bahnstrecke Essen - Düsseldorf. Direkt dahinter war früher die Berger Schule. Auf der rechten Seite im Wald befinden sich auf einer großen Waldlichtung noch die Häuser Spielheide, Fahrenkothen, Kellersdiek und Kopperschall. Diese Häuser gehören noch zu Eggerscheidt. Folgt man dem Weg dorthin, erreicht man am Langen Berg die Straße, welche vom Krummenweg nach Ratingen führt. Biegt man nach rechts ab, erreicht man am Fuße der Anhöhe auf der linken Seite das Haus Am Schwarzebruch. In diesem Haus befand sich früher ein Restaurant. Dieses Haus und einige andere, die man ebenfalls auf der gleichen Seite sieht, gehören auch noch zu Eggerscheidt. Aber zurück zum ehemaligen Dorf Eggerscheidt. Kurz hinter dem Dorf, am Waldrand, führt ein Weg in das Angertal. Früher lag der Weg näher zum Dorf und führte über das Feld den Berg hinab. Im Tal erreicht man die Auermühle. Darin befindet sich schon seit langer Zeit ein Restaurant. Nach dem Krieg war in dem großen Saal an den Wochenenden Tanz. Wir zogen damals bei jedem Wetter dorthin. Viele Paare haben sich dort kennengelernt und den Bund für das Leben geschlossen. Auf der rechten Seite der Auermühle befand sich die Papierfabrik Bagel, der einzige Industriebetrieb in Eggerscheidt. Heute haben sich auf dem Gelände Kleinindustriebetriebe und Künstlerateliers angesiedelt. Von der Auermühle angeraufwärts kommt man zunächst zu dem Haus Kickenau und weiter auf der Anhöhe links zur Burg Gräfgenstein. Hier bin ich als Junge oft gewesen. Es wohnten dort mein Onkel Willi und meine Tante Elisabeth Esser. Die Burg war für einen Jungen hochinteressant. Es gab immer wieder etwas Neues zu entdecken. Das Schönste war aber eine Schnitte selbstgebackenen Stutens aus dem alten Backofen. Tante Elisabeth backte einmal in der Woche. Mir war der Tag bekannt. Ich fuhr dann, wenn es mir möglich war, mit dem Fahrrad zum Gräfgenstein und erhielt dort eine Schnitte Stuten mit selbstgemachter Butter und Aprikosenmarmelade aus eigener Herstellung. Noch nach über siebzig Jahren habe ich den Geschmack dieser Köstlichkeit in Erinnerung.

Zu Eggerscheidt gehört auch die „Eule“. Früher waren hier Kalköfen, später ein Ausflugslokal, dann ein Hotel, und heute befindet

Der Turm der Burg Gräfgenstein

In diesem Haus war der Gasthof Ehme

Die Auermühle

Der Lengelshof

Der Teich am Lengelshof

sich hier ein Club. Ging man über den Parkplatz und hielt sich dabei an der linken Seite, so erreichte man nach wenigen Schritten einen ehemaligen Mühlsteinbruch. In einer Schlucht mit steilaufragenden Steinwänden hat man früher Mühlsteine gebrochen. Die Steine müssen dort an Ort und Stelle hergestellt worden sein, es lag bei meinem letzten Besuch vor über zwanzig Jahren noch ein beschädigter Mühlstein am Eingang des Steinbruchs. Ob man heute noch zu diesem Steinbruch gelangen kann, weiß ich nicht.

Für mich ist Eggerscheidt eine Erinnerung an meine Kindheit und Jugend. Man kannte fast alle in Eggerscheidt wohnenden Familien. Mit den Kindern aus Eggerscheidt spielten wir oft im Wald zwischen dem Allscheidt und Eggerscheidt. Beim Bau der Autobahn waren durch die Erdarbeiten unsere Wiesen häufig überschwemmt. Im Winter froren sie zu und bildeten ideale Eisflächen, die wir zum Schlittschuhlaufen und Schlindern benutzten. Häufig spielten wir Eishockey Eggerscheidt gegen Hösel. Dabei ging es manchmal hart zur Sache wie bei richtigen Spielen.

Da wir oft nach Ratingen mussten, benutzten wir meist einen kürzeren Weg, der hinter dem Dorf an den Gärten vorbeiführte. Kam man von Hösel, begann der Weg hinter der Oberlünenschloß-Scheune und mündete hinter dem Dorf, dort wo heute der Friedhof ist, auf den Hölenderweg. Im Jahr 1942 kam ich in Ratingen bei der Firma CALOR-EMAG in die Lehre. Am Anfang, als ich noch ein brauchbares Fahrrad hatte, fuhr ich jeden Tag zweimal durch Eggerscheidt. Dabei musste man aufpassen, dass einem kein Huhn oder Hund in das Rad lief. Die kleineren Eggerscheidter Jungens machten sich gerne einen Spaß daraus, Höseler Jungens mit einem Stock, zwischen die Speichen gesteckt, zu Fall zu bringen. Nachdem ich einen erwischt hatte und ihm eine Ohrfeige verpasste, habe ich Ruhe gehabt. Viele Jahre später gestand mir der amtierende **Bürgermeister Hugo Schlimm,** dass er es war, der mir den Streich gespielt hatte und von mir eine Ohrfeige bekommen hatte! An der Auermühle war ein großer Teich. Darauf konnte man Kahn fahren. Für eine halbe Stunde Fahren musste man, wenn ich mich richtig erinnere, 20 Pfennige bezahlen. Um die Zeit auszudehnen, ruderten wir immer an das äußere Ende des Teiches, dort verdeckte eine kleine Insel die Sicht. Meist hat uns das nicht viel eingebracht.

Beim Bau der Autobahn wurde eine große Brücke über das Angertal gebaut. An der Baustelle lagen große Mengen gebrauchter Einschalbretter in allen Größen herum. Daraus bauten wir uns ein Floß. In unserer Fantasie sahen wir uns damit schon die Anger hinunter bis zum Rhein treiben. Natürlich sollte es dann noch bis nach Holland weitergehen. Am ersten Tag kamen wir bis zur Kickenau. Dort versteckten wir das Floß im Ufergestrüpp an der Anger. Am nächsten Tag sollte es weiter gehen. Unser Floß war weg. Wir suchten weiter bachabwärts, aber ohne Erfolg. Die Suche stellten wir ein, als wir an der Kickenau viele Bretter in der Nähe des gestapelten Holzes liegen sahen. Adieu Rhein, Holland und Abenteuer.

Vor einigen Tagen besuchte ich nach langer Zeit Eggerscheidt. In der Dorfmitte hat sich nicht viel verändert, aber am Ortsrand weitet sich die Bebauung nicht so stark aus wie in den anderen Stadtteilen Ratingens. Eggerscheidt besitzt noch einige Bauernhöfe, vor allem gibt es in Eggerscheidt einige Reitställe. Der Lengelshof, er wurde lange von einem Cousin bewirtschaftet, scheint jetzt auch ein Reitstall zu sein. Mein Cousin betrieb seinerzeit Ackerbau, hielt Milchkühe und hatte einen angekörten Bullen und Eber auf dem Hof. Der Teich ist ganz zugewachsen, man kann nur ahnen, was sich hinter dem Gestrüpp verbirgt. Es ist wirklich ein besonderes Glück, dass vor Jahren die Bürger des Dorfes auf die weitgehende Erhaltung des Ortskernes geachtet haben. Dadurch ist Eggerscheidt das geblieben, was es schon immer war: „Ein liebenswertes Dorf."

Möge es immer so bleiben.

Edi Tinschus

Eggerscheidt von den Höfen aus gesehen

Bilder aus der Eggerscheidter Dorfmitte

Alle Bilder von Edi Tinschus

Wo in Homberg evangelischer Gottesdienst stattfand

Anlässlich des Jubiläums der Christuskirche in Homberg, die vor hundert Jahren eingeweiht wurde, soll in diesem Artikel der Frage nach den bisherigen Gottesdienststätten der evangelischen Christen in Homberg nachgegangen werden.[1)]

Über die Anfänge der Reformation in unserem Raum wissen wir wenig. Das gilt umso mehr, als die Landesherren, die Herzöge von Jülich-Kleve-Berg, lange einen mittleren Weg einhielten und Änderungen an den bestehenden Formen (z.B. Abendmahl mit Brot und Wein, deutschsprachige Gottesdienste) zuließen.

Brinkmann[2)] berichtet, noch **Henricus Kocks** (Pfarrer in Homberg 1607-1609) habe zunächst heimlich gepredigt und erst später öffentlich. Zu seiner Zeit bekannten sich die meisten Christen in Homberg zum reformierten Glauben.[3)] Angesichts der Größe der Gemeinde in einem Dorf übersichtlicher Größe scheint der Gedanke, die Gemeinde sei bis dahin nur heimlich in Privathäusern zusammengekommen, schwer verständlich. Möglicherweise ist auch eine andere Vorstellung denkbar.

In der Entwicklung des neuen Glaubens in Homberg spielten die **Herren von Bernsau** als Inhaber des Hauses Anger eine wichtige Rolle. Sie hatten das Recht, den Vikar der Liebfrauen-Vikarie in der Homberger Kirche zu bestimmen. Spätestens seit sie selbst sich ab der Mitte der 1560er-Jahre ausdrücklich zur Reformation bekannten[4)], haben sie ihrem Glauben Nahestehende auf diese Vikarie berufen. Die Vikarie war so stark mit der Entwicklung des neuen Glaubens verbunden, dass noch die ersten bekannten Pfarrer der reformierten Gemeinde Anfang des 17. Jahrhunderts ihr Gehalt aus den Einnahmen dieser Vikarie bezogen und im Vikarshaus neben der Kirche wohnten.[5)]

Von einem der Vikare, **Johann Wischmann,** der 1567 nach Homberg kam, wissen wir, dass er auf seiner vorigen Stelle als Vikar in Ratingen regelmäßig in der katholischen Pfarrkirche reformiert predigte. Für seine Entfernung aus der Ratinger Stelle waren vorrangig Besetzungsrechte und nicht sein Bekenntnis verantwortlich.[6)] Über seine Homberger Zeit heißt es in einem Protokoll über die Visitation der katholischen Gemeinde von 1577, er habe „daselbst nie mis gehalten".[7)] Das kann heißen, er sei seinen Pflichten in der Kirche überhaupt nicht nachgekommen, aber auch, dass er wie in Ratingen in der Kirche gepredigt, aber eben keine Messen nach altgläubigem Verständnis gehalten hat.

Der Gedanke, der katholische Pfarrer und der reformierte Vikar hätten beide in der einen Dorfkirche ihre jeweiligen Gemeinden betreut, ist nicht so abwegig, wie es zunächst erscheinen mag. In jener Zeit kam es sogar vor, dass ein und derselbe Geistliche am einen Ort nach katholischem Ritus eine katholische Gemeinde und an einem anderen Ort eine reformierte Gemeinde nach deren Erfordernissen versorgte, oder dass selbst eindeutig katholische Klöster für Gemeinden, die zum protestantischen Glauben übergegangen waren, protestantische Pfarrer beriefen.[8)] Ein weiterer Hinweis könnte die Vermutung einer Parallel-Nutzung der Dorfkirche stützen. In einem Bericht heißt es, die Reformierten in Homberg hätten die von den Spaniern (vermutlich beim Einfall des Admirals Mendoza 1598[9)]) zerstörte Kirche wieder aufgebaut.[10)] Welches Interesse hätten sie daran haben sollen, wenn sie die Kirche nicht mitgenutzt hätten? Am fortdauernden Dienst des katholischen Pfarrers **Johann Boden** in der Kirche gibt es keine Zweifel.[11)]

Hinweise auf konfessionelle Auseinandersetzungen gibt es in Homberg bis Anfang des 17. Jahrhunderts nicht. Die konfessionell wenig restriktive Haltung des alten, 1609 ausgestorbenen Herrscherhauses scheint eine friedliche Koexistenz der beiden Konfessionsgemeinden im Dorf begünstigt zu haben. Das änderte sich unter dem neuen Landesherrn. Er war zunächst noch lutherisch, trat aber 1614 zum katholischen Glauben über. Für die Homberger Gemeinde bedeutete dies kurzfristig die Hoffnung auf öffentliche Anerkennung, anschließend aber eine fast 200 Jahre dauernde Phase als heimliche, dann als geduldete Gemeinde.

1610 beantragte die reformierte Gemeinde offiziell, ihr stundenweise die Nutzung der Kirche zuzusprechen. Dieses Gesuch wurde von den landesherrlichen Beamten abgelehnt. Die reformierten Gottesdienste fanden dann für einige Zeit auf dem Söller, dem Dachboden, des Hauses „In der Meusen" unmittelbar neben der Kirche statt.[12)] Das ehemalige Vi-

---

1) Die bibliographischen Angaben zur zitierten Literatur finden sich am Schluss des Artikels. Sofern weiterführende Literatur bereits bei Brinkmann oder dem parallelen Werk von Weidenhaupt zur katholischen Gemeinde berücksichtigt wird, wird nur auf diese beiden Werke verwiesen.

2) Brinkmann S. 53

3) Weidenhaupt S. 79. Nur noch etwa 30 Einwohner sollen sich zum alten Bekenntnis gehalten haben (Weidenhaupt S. 77), nur fünf Erbgesessene (ebd. S. 79) bzw. nur vier Hausleute (Brinkmann S. 61) heißt es an anderen Stellen.

4) Klueting S. 261. Sie bekannten sich seit den 1660er-Jahren eindeutig zum reformierten Bekenntnis.

5) Weidenhaupt S. 79; Brinkmann S. 55f, S. 269. Zur Ausstattung der Vikarie hieß es 1552 „Hait der vicarius zo Hombergh bie der kirchen gelegen huis, hof und garden, item dat Schroeders gutgen gnant der Vygenkothen mit seinem zugehoir" (Redlich S. 12).

6) Brinkmann S. 43f , Weidenhaupt S. 73

7) Redlich S. 13

8) Schumacher S. 14-21

9) Weidenhaupt S. 78

10) Keller S. 205. Weidenhaupt sieht als andere mögliche Grundlage für diesen Bericht eine Instandsetzung der Kirche im Zusammenhang mit einer einmonatigen Besetzung der Kirche durch die Reformierten 1611 (Weidenhaupt S. 79).

11) Weidenhaupt S. 77

Das 1552 erstmals erwähnte Haus „Meus“ (‚In der Meusen’) diente den Homberger Reformierten im 17. Jahrhundert zeitweise als Ort für ihre Gottesdienste, als Wohnhaus des Pfarrers und als Schulhaus

karshaus diente den nunmehr als reformierte Pfarrer bezeichneten Geistlichen in den ersten Jahren weiterhin auch als Wohnhaus, in dem sie zudem den Schulunterricht abhielten[13]. Das änderte sich bald. 1624 musste der reformierte Pfarrer die „Meus“ räumen. Und 1625 verbot der landesherrliche Richter in Ratingen jeglichen reformierten Gottesdienst in Homberg. Homberg wurde damit zu einer Gemeinde „unter dem Kreuz“.

Reformierte Gottesdienste mussten heimlich stattfinden. Allerdings erzwangen vor allem die hessischen und „statischen“[14] Truppen als Besatzungsmächte im 30-jährigen Krieg auch immer wieder für einige Zeit die Duldung reformierter Gottesdienste.[15] Aus einer Regelung von 1644 erfahren wir, wo die Gottesdienste in diesen schwierigen Zeiten vermutlich stattgefunden haben. Damals wurde vereinbart, dass der Homberger Geistliche sonntags früh zunächst auf Haus Anger für die Homberger Gottesdienst halten sollte, ehe er anschließend um 9 Uhr auf Haus Romeljan (heute Rommeljans) den Gottesdienst für die Ratinger Reformierten hielt, denen der Gottesdienst in der Stadt ebenfalls verboten worden war und die damals keinen eigenen Geistlichen hatten.[16] Wie bei der Entstehung der Gemeinde sicherte offenbar auch jetzt der Rückhalt an adligen Glaubensgenossen den Fortbestand der Gemeinde.

Da die Homberger Gemeinde nachweisen konnte, dass im Stichjahr 1624 in Homberg eine reformierte Gemeinde bestanden hatte, die öffentlich Gottesdienst gehalten hatte, wurde sie als eine von wenigen Gemeinden offiziell anerkannt.[17] Allerdings wurde sie damit nur zur geduldeten Gemeinde.

Die Auswirkungen dieser Unterscheidung zeigten sich bald. Die Gemeinde beschloss nämlich 1649, ein eigenes Haus zu bauen, das zugleich als Wohnhaus des Pfarrers und Predigthaus dienen sollte. Die Obrigkeit belegte aber Spenden für den Bau mit Strafe, legte 1654 den begonnenen Bau still und verbot der Gemeinde, das bereits beschaffte Bauholz zu verkaufen; sie musste es verrotten lassen.[18] Nicht anders erging es einige Jahre später der benachbarten Ratinger Gemeinde 1668 bei ihrem Versuch zum Kirchenbau. Die Anerkennung als Gemeinde beinhaltete nicht das Recht auf eine eigene Kirche. So blieb es dabei, dass die Gemeinde weiterhin die „Meus“ pachtete und, wenn dies nicht gelang, auf andere Orte ausweichen musste. Um und nach 1655 fand der Gottesdienst in einer Scheune statt[20] und scheint dort bis Anfang der 1680er-Jahre geblieben zu sein.[21]

Diese Nachricht bringt uns zugleich den ersten Hinweis auf die Ausstattung der Predigtstätten. Denn 1658 bekamen die Homberger von ihren Düsseldorfer Glaubensbrüdern einen Predigtstuhl (in der Funktion einer Kanzel ähnlich) geschenkt, der in der Scheune aufgestellt wurde.[22] Reformierter Gottesdienst war streng auf die Predigt ausgerichtet. Es bedurfte keiner speziellen Einrichtung. Dennoch scheint es bereits in der „Meus“ auch Kirchenbänke gegeben zu habe, denn für die große Familie von **Pfarrer Mirkenius** wurde dort eine eigene Kirchenbank aufgestellt,[23] und 1683 gab es Sitze und Bänke in der als Predigtraum genutzten Scheune.[24] Demnach müssen wir uns auch den Gottesdienst in der Scheune wohl kaum zwischen Heu- und Strohgarben vorstellen, sondern wie auf dem Dachboden der „Meus“ in einem hinreichend großen, entsprechend hergerichteten Raum, der der Gemeinde genügend Platz bot. – Aber es war eben keine Kirche.

Was dazu führte, dass die Homberger Gemeinde dann 1682/1683 doch eine eigene Kirche bauen durfte, wissen wir nicht.[25] Ein Gemeindemitglied hatte sein Grund-

12) Brinkmann S. 269, Weidenhaupt S. 79

13) Brinkmann S. 55 - 57

14) die Truppen der vereinigten Staaten der Niederlande, die gegen die habsburgische Herrschaft revoltierten

15) Brinkmann S. 61f, Weidenhaupt S. 84f

16) Brinkmann S. 70, S. 271

17) Insgesamt waren es im Herzogtum Berg 25 Gemeinden (Schumacher S. 103).

18) Brinkmann S. 73, Weidenhaupt S. 88

19) Groß Bd. 1 S. 42

20) Brinkmann S. 74

21) Die Kirchenbänke wurden 1683 von dort abgeholt (Brinkmann S. 273). Parallel war die „Meus“ 1680 auf sechs weitere Jahre gepachtet worden (Brinkmann S. 85). Sie diente vermutlich als Ersatz für die verloren gegangene bisherige Pfarrerwohnung, in die während einer Pfarrvakanz der katholische Pfarrer eingezogen war (Brinkmann S. 85).

22) Brinkmann S. 74

23) Brinkmann S. 68. Mirkenius war 1643-1669 Pfarrer in Homberg.

24) Brinkmann S. 273

Die in den Jahren 1682/83 erbaute erste Kirche der Reformierten in Homberg lag unterhalb der katholischen Kirche St. Jacobus „Im Grund“ (heute: Am Dorfkrug). Rechts daneben das alte Pastorat, das heute noch steht

stück „Im Grund“, unterhalb der katholischen Kirche, zur Verfügung gestellt und die Gemeinde durch Geld- und Sachspenden den Bau ermöglicht. Durch die Lage „Im Grund“ abseits der Dorfstraße und eine das Grundstück umgebende „Reihwand“[26] als Sichtschutz entsprach der Bau der Forderung an die geduldeten Gemeinden, ihre Kirchen dürften im öffentlichen Raum nicht als solche in Erscheinung treten. Mit dem 1694 errichteten kleinen Glockenturm mit einem Hahn auf der Spitze bekam das nach außen eher einem Wohnhaus ähnelnde Gebäude das erste äußere Attribut einer Kirche. Eine erste kleine Glocke von 1695 wurde 1705 gegen zwei größere getauscht und 1708 eine Kirchenuhr angeschafft.[27]

Obwohl sie erst vor knapp hundert Jahren abgerissen wurde, gibt es kaum Informationen über die Ausgestaltung dieser Kirche. Sie wurde als zweigeschossiger Fachwerkbau errichtet, das benötigte Bauholz gestiftet.[28] Besonders wertvoll war die Bereitstellung von großen Bäumen, die als tragende Elemente dienten. Der ursprünglich aus Düsseldorf stammende Predigtstuhl, der bisher in der als Predigtstätte genutzten Scheune gestanden hatte, wurde in der neuen Kirche auf einen eichenen Ständer gesetzt, allerdings bereits 1700 durch eine regelrechte Kanzel ersetzt. Eine aus Meiersberg gestiftete Eiche diente als Stütze für die Galerie. Kirchenstühle und Bänke konnten aus der bisher genutzten Scheune mitgenommen werden. Einige Aspekte können wir noch dem Bericht des Landeskonservators entnehmen, der die Kirche vor ihrem Abriss besichtigte.[29] Die Kirche sei sehr sauber gezimmert. Auf der noch freiliegenden, nicht verschieferten Außenwand fänden sich „sehr hübsch geschnittene Schwellen“. Im Inneren befinde sich an beiden Schmal- und einer Längsseite eine umlaufende, gut konstruierte Empore. Die Unterzüge seien mit „interessanten, spätrenaissancen Ornamenten in Stuck versehen“. Es handelte sich also keineswegs um einen kleinen, einfach bis spartanisch gehaltenen Kirchenraum, wie manche Beschreibungen aus dem 19. Jahrhundert vermuten lassen.

Gewisse Unzulänglichkeiten gab es aber doch, die zugleich ein Schlaglicht auf die Nutzung der Kirche werfen. Trotz Ofen blieb es im Erdgeschoss der Kirche, das außer den Presbytersitzen und wenigen vermieteten Bänken von den Frauen benutzt wurde, wintertags empfindlich kalt, so dass 1898 den Frauen erlaubt wurde, die wärmeren Emporen mitzubenutzen.[30] Der Anspruch auf einen Sitzplatz für jeden Gottesdienstbesucher setzte sich erst allmählich durch.[31]

Sobald die Landesherrschaft nach dem Wiener Kongress (1815) an das evangelische Haus Brandenburg-Preußen gekommen war, wurde der Wunsch nach einem Kirchenneubau laut, „da die Gemeinde seit ihrer Entstehung zur Zeit der Reformation sich noch keiner zweckmäßigen Kirche zu erfreuen gehabt“ habe, wie es in einem Schreiben des Presbyteriums hieß.[32] Andererseits waren Schule und vor allem das Pfarrhaus seit Jahrzehnten marode und es war klar, dass ein Neubau von Kirche, Schule und Pfarrhaus die Gemeinde finanziell überfordern würde. In dieser Situation schuf **Pfarrer Hesselmann** Fakten, indem er 1826 zu einer Kollektenreise aufbrach, um Gelder für einen Neubau des Pfarrhauses zu sammeln.[33] Die gesammelten Gelder boten den Grundstock zum Bau des stattlichen Pfarrhauses neben der Kirche, das heute noch als Wohnhaus an der Marktgasse besteht. Sie waren aber auch einer der Gründe für eine mehrjährige harte Auseinandersetzung mit Gemeindemitgliedern, die nahtlos in den Widerstand der Gemeinde gegen den Beitritt zu der von der preußischen Regierung geforderten Union zwischen lutherischer und reformierter Kirche überging.[34]

Dennoch verlor die Gemeinde das Projekt des Kirchenbaus nicht aus den Augen. Der Kirchenbaufonds wurde seit Mitte des 19. Jahrhun-

25) Die Ansicht von H. Ackermann, (Düsseldorf-) Urdenbach, Geschichte der evangelischen Gemeinde und des Ortes, Düsseldorf 1933, S. 140, der die Regelungen im Rheinberger Rezess von 1682 und der Neusser Konferenz von 1683 zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg als Grundlage für mehrere Kirchenbauten sieht, scheint für Homberg angesichts von Spenden für einen Kirchbau seit 1680 nicht zutreffend. Die Ratinger Gemeinde durfte ihren Kirchbau nach einem Bittgesuch an den brandenburgischen Kurfürsten als Herren von Kleve-Mark 1683 beginnen (Groß, Bd. 1 S. 42).

26) Trennwand oder Trennzaun

27) Brinkmann S. 87, S. 274ff

28) Brinkmann S. 86

29) Hauptstaatsarchiv Düsseldorf (HStAD), Regierung Düsseldorf Nr. 27402

30) Brinkmann S. 278

31) Archiv d. Ev. Kirche im Rheinland, 1 OB 008, Homberg 14, Bd. 1

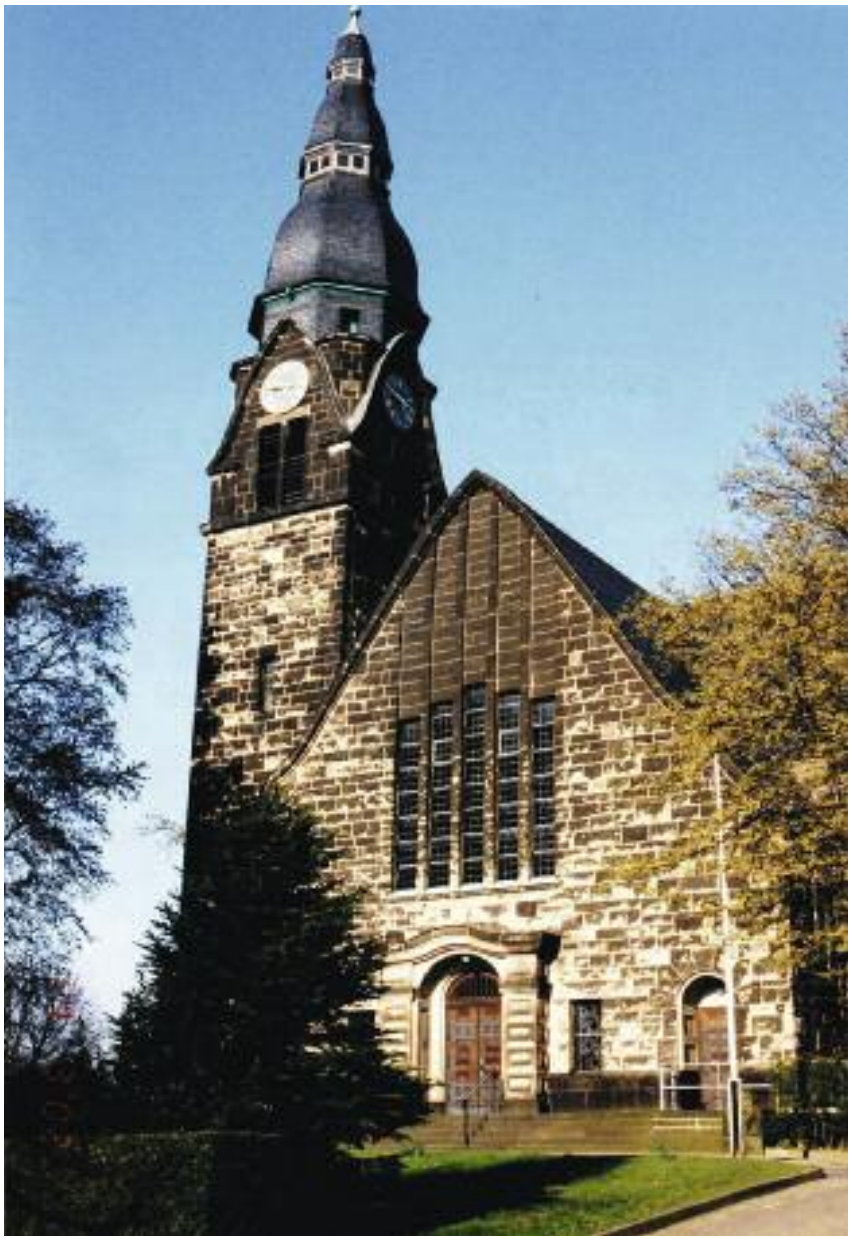
32) HStAD, Reg. Düsseldorf 20858, Schreiben des Presbyteriums vom 10. Oktober 1822

33) Brinkmann S. 85

34) HStAD, Reg. Düsseldorf 20858

derts systematisch aufgestockt und die Kirchensteuer, die damals noch jede Gemeinde selbst festlegte, wurde zeitweise auf bis zu 75% der staatlichen Steuer erhöht, um neben den regulären Aufgaben der Gemeinde hinreichende Kapitalien für den Kirchenbau ansammeln zu können.[35] Bereits in den 1820er-Jahren stand fest, dass die neue Kirche nicht wieder „Im Grund“, sondern an einer „schicklicheren“ Stelle, einem besser sichtbaren Platz im Ortsbild, errichtet werden sollte.[36] 1898 wurde schließlich ein zwei Morgen großes Grundstück an der Dorfstraße am oberen Rand der bisherigen Bebauung erworben. 1907 lagen erste Bauskizzen vor, die in den folgenden Jahren mit der Gemeinde weiterentwickelt wurden[37]. So wurde der Kirche auf der Ostseite ein Kirchensaal angegliedert als Versammlungsort für die diversen kirchlichen Gruppen und Gremien. Einzelne Mitglieder der Gemeinde setzten sich mit zum Teil erheblichen Spenden für spezielle Elemente ein, die ihnen besonders wichtig erschienen. Dazu gehörten neue Glocken, eine Turmuhr und der große Kronleuchter sowie eine Orgel.[38] Aus der alten Kirche wurde schließlich nur die Kanzel, Kernstück reformierten Gottesdienstes, übernommen. Der Gemeinde war es offenbar wichtig, die neue Kirche als Ausdruck ihres Selbstverständnisses neu zu gestalten. Die Außenverkleidung mit massivem Ruhrkohlensandstein passte ebenso dazu wie der Kirchturm. Auf gleicher Höhe gut sichtbar grüßen seither die beiden Homberger Kirchen als „Homberger Wiesnasen“ weit ins Land.

Die beiden Homberger Kirchen, auch „Homberger Wiesnasen“ genannt, in den 1950er-Jahren



Die 1912 fertiggestellte Christus-Kirche aus Ruhrsandstein mit ihrem markanten Turm, jetzt in gleicher Höhe gut sichtbar und weit ins Land schauend wie die katholische Kirche

35) Gemäß einer Visitation 1902 ging ein Drittel der Kirchensteuer in den Kirchbaufonds (Archiv d. Ev. Kirche im Rheinland, 1 OB 008, Homberg 14, Bd. 1, 5. November 1902, Bericht des Superintendenten.

36) HStAD, Reg. Düsseldorf 20858

37) Dazu wurden verschiedene neuere Kirchen besichtigt, allerdings eher zur Anregung denn als Übernahme. Zu der 1910 fertiggestellten Velberter Kirche gibt es starke Ähnlichkeiten hinsichtlich der Giebelgestaltung und der Ausführung in Ruhrkohlensandstein; in anderen Elementen dagegen nicht. Die Annahme von Brinkmann (S. 165), beide Kirchen seien vom selben Architekten errichtet worden, trifft nicht zu. In Homberg war der Düsseldorfer Architekt Moritz Korn tätig, in Velbert waren es der aus Velbert gebürtige Carl Krieger und Frantz Brantzky aus Köln (Franzen, Bd. 1, S. 550).

38) Aus der erst 1889 eingeweihten Orgel der alten Kirche wurden nur sechs Register in die neue Orgel, die heute unter Denkmalschutz stehende Romantische Orgel, übernommen.

Im äußeren Erscheinungsbild ist die Kirche seither unverändert geblieben, ebenso das dunkel gebeizte Holzwerk in der Kirche. Die Wand- und Deckengestaltung hat sich dagegen deutlich verändert. Obwohl die Homberger Gemeinde sich bis nach dem Zweiten Weltkrieg in reformierter Tradition sah, wich sie in der Wand- und Deckengestaltung deutlich vom reformierten Ideal einfacher Wandgestaltung ab, die keine Ablenkung vom verkündeten Wort Gottes bieten sollte. Die Tonnengewölbe über den Seitenbänken und dem Altarraum waren mit einer Schablonenmalerei versehen und in den Spitzen zwischen Seiten- und Tonnengewölbe von einem breiten farbigen Fries eingefasst. Auch die Wände der Presbyterlogen hatten ein schablontiertes Muster. Die Frontwand hinter dem Altar, mit den beiden die Kanzel rahmenden griechischen Buchstaben Alpha und Omega, war mit einem Rankwerk ausgeschmückt, das ein Düsseldorfer Kunstmaler angefertigt hatte. Als besonders eindrucksvoll wird von denen, die sich noch daran erinnern, die Ausgestaltung der Kuppel in einem tiefen Blau beschrieben. Zusammen mit dem vielflammigen Kronleuchter sei ein Eindruck wie von einem Sternenhimmel entstanden.[39)]

Das Innere der Christus-Kirche mit der „rheinischen Einheit“ von Altar, Kanzel und Orgel. Das Foto zeigt noch die ursprüngliche Ausgestaltung der Kirche mit bemalter Altarwand und Schablonenmalerei im Tonnengewölbe

Zitierte Literatur:

Heinrich Brinkmann, Geschichte der evangelischen Gemeinde Homberg im Bergischen Land, Ratingen 1983

Werner Franzen, Gottesdienststätten im Wandel, 2 Bde, Düsseldorf 2004

Wera Groß, Protestantische Kirchenbauten des 16. bis 18. Jahrhunderts am Niederrhein und im Bergischen Land, 2 Bde., Düsseldorf 1999

Ludwig Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein, 3. Teil: 1609 – 1623, Leipzig 1895

Harm Klueting, Protektoren des Protestantismus …, in: B. Dietz, St. Ehrenpreis (Hrsg.), Drei Konfessionen in einer Region, Köln 1999, S. 229 – 288

Otto R. Redlich, Jülich-bergische Kirchenpolitik …, Bd. 2 Visitationsprotokolle, ND d. Ausg. Bonn 1915 Düsseldorf 1986

Karl Schumacher, Die konfessionellen Verhältnisse im Herzogtum Berg, in: Beiträge zur Geschichte des Niederrheins 24 (1912) S. 1-104

Hugo Weidenhaupt, Die Geschichte der Pfarre St. Jacobus der Ältere in Ratingen-Homberg, Düsseldorf 1997

Dr. Margarete Bruckhaus

39) Die farbige Gestaltung wurde anlässlich einer Renovierung 1955 beseitigt; kleine Reste finden sich noch an versteckten Stellen.

Gärten zum Träumen …
… Ideen für kleine Paradiese

- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung

Garten- und Landschaftsbau Hanke

Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Am Rosenbaum 31a
40882 Ratingen
Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

100 Jahre evangelischer Kirchenchor Homberg

Bei der Einweihung der Christuskirche in Homberg am 4. Dezember 1912 sang ein gemischter Chor. Vorher gab es auch schon Chöre, allerdings nach Männern und Frauen getrennt.

Evangelisch Gemischter Chor von 1912 bis 1914

Otto Isenbügel, Lehrer an der Meiersberger evangelischen Schule, leitete den Chor. Mündlich ist überliefert, dass bei der Einweihung der Kirche 36 Chormitglieder mitsangen. Zu kirchlichen und weltlichen Festen wurde gesungen. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges endete der erste Chor.

Evangelisch Gemischter Chor von 1920 bis 1939

Am 20. Mai 1920 feierte der damalige Pfarrer **Julius Holtey-Weber** sein 50-jähriges Amts- und Ortsjubiläum in Homberg. Aus diesem Anlass trafen sich die noch lebenden Chormitglieder, um beim Jubiläum zur Ehre Gottes zu singen. Der Homberger Lehrer und Organist **Karl Beumer** leitete den Chor. Nun wurde der Chor offiziell gegründet mit dem Motto

Im Takte fest, im Tone rein,
soll unser Tun und Singen sein!

Der Aufgabenbereich war die Pflege des geistlichen Liedes und des Volksliedes. Die Proben fanden im Kronenbergschen Saal (heute Jacobussaal am Markt) statt. Es herrschte eine strenge Ordnung, wer zu spät kam oder unentschuldigt fehlte, musste Strafe bezahlen.

Evangelisch Gemischter Chor Homberg im März 1914

Neben dem Singen in der Kirche zu Festen des Kirchenjahres spielten die Familienabende eine bedeutende Rolle für den Chor und das ganze Dorf.

Theatergruppe des Chores in den 1920er-Jahren

Familienabende

Zweimal im Jahr gestaltete der Chor einen kulturellen Abend mit großen Theaterstücken zu bestimmten Themen. 1927 war es „Mutterliebe“. Auch die Chorlieder, Gedichte und Reden vertieften das Thema. Es wird von 250 Besuchern, bei 800 Einwohnern, berichtet, die „vor Ergriffenheit nicht ihre Tränen zurückhalten konnten“. Am Ende des Abends erhielt jede Mutter einen Blumenstrauß. Die großen Theaterrollen wurden bei der Hausarbeit oder hinter dem Pflug gelernt, so steht es im Jahresbericht von 1928. Die Kostüme wurden vom Düsseldorfer Opernhaus ausgeliehen, die Kulissen malten die örtlichen Maler. Die großen Erfolge („alles rief und jubelte uns zu“) schweißten die Chormitglieder zusammen und motivierten sie zu immer größeren Stücken. Goethe- und Schubertabende folgten. Der Chor mit dem Volksschullehrer als Chorleiter war die Bildungszentrale des Dorfes.

Vaterländische Feiern

Immer wieder wird von Volkstrauertagen berichtet, bei denen „die

Helden, die ihr Leben fürs Vaterland, für Heimat und Familie in dem großen Völkerringen geopfert haben“ im Mittelpunkt standen. „Wie sind die Helden gefallen im Streit“, „Es liegt in fremder Erde ein Heldengrab“, das wurde auch in der Kirche gesungen. Im Ersten Weltkrieg sind viele Homberger gefallen. Der verlorene Krieg mit dem für Deutschland harten Versailler Vertrag und die nachfolgende Wirtschaftskrise hat viele verbittert. Konzerte, deren Erlös für die Erwerbslosen der Gemeinde waren, fanden jährlich statt. Zur Armut kam 1923 die Franzosenbesatzung, die auf Einhaltung des Versailler Vertrages pochte. Eine Ruhrepidemie forderte viele Opfer. Alles zusammen förderte das Nationalgefühl. 1928 veranstalteten der katholische und der evangelische Kirchenchor ein Konzert für ein Kriegerdenkmal. Ein Rezitator verherrlichte den „Stahlhelm“ mit Gedichten wie „Die Rheinlandbesetzung“, „Die Separatistenzeit“.

Hitlerzeit

In der Chorchronik von 1933 steht geschrieben:

„Auf Grund der engen Beziehungen unserer Chorarbeit mit dem öffentlichen Leben kann ein Tag nicht unerwähnt bleiben, der bedeutendste Tag in der deutschen Geschichte der Nachkriegszeit. Der Tag der Berufung Adolf Hitlers zum Reichskanzler durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg. Es ist an dieser Stelle noch nie etwas Politisches erörtert worden, und das ist gut so und soll auch nicht geschehen. Aber diese nationale und soziale Revolution, die am 30. Jan.1933 mit der Machtübernahme durch Adolf Hitler begann, und wie wir sie aufbauend und gestaltend alle miterlebt haben, ist mehr als Politik und Wirtschaft. Heute ist es jedem guten Deutschen feste Zuversicht und Gewissheit, dass es kein Zurück mehr gibt in den Zustand der schmachvollen 14 Nachkriegsjahre, sondern nur ein Vorwärts für das neue Deutschland geben darf. Wir wollen mit dem vollen Einsatz unserer Herzen unserm unvergleichlichen Führer mithelfen in seinem Kampf um Gleichberechtigung und Frieden nach außen, und um Ehre, Arbeit und Brot in unserm geliebten Vaterland. Mit diesem Einsatz des ganzen Volkes wird, so Gott will, der deutsche Wert wieder zu seiner vollen, inneren Größe aufblühen. Heil Hitler!“

Chorfahrt zum Deutschen Eck in Koblenz

In den nachfolgenden Jahren wurde der Chor immer öfter gebeten, zu weltlichen Feiern zu singen: Hitlers Geburtstag, 1. Mai, Heldengedenktag, Erntedankfest … Bei der Feier zu Hitlers Geburtstag sang der Chor 1935: “Herr unser Gott segne den Führer“. Im Original steht für „Führer“ den „König“. Immer häufiger waren die politischen Feiern am Sonntagvormittag. Die Chormitglieder mussten sich zwischen Kirche und Politik entscheiden. Viele konnten diesem Druck nicht standhalten und haben ihre aktive Chormitgliedschaft in eine passive umgewandelt. Ende 1938 gab es noch 15 aktive und 30 passive Chormitglieder. Der letzte Choreintrag lautet: *„Wir sind ein ganz kleines Häuflein geworden und fragen uns, wie soll es werden? Aber hoffen wir das Beste!“*

Chorausflüge

Auf die jährlichen Chorausflüge freuten sich die Chormitglieder besonders. Bis 1926 wanderte der Chor zu Fuß in die nähere Umgebung, zum Beispiel zur Auermühle und nach Neviges.

Danach wurden die Ziele weiter gesteckt. Auffällig oft ist der „Vater“ Rhein das Ziel: Rheinfahrt bis Asmannshausen, Wanderung durch das Rheintal bei Heisterbach, Fahrt zum Niederrhein nach Wesel. Die Liebe zur Natur der zumeist aus der Landwirtschaft stammenden Chormitglieder ist in fast allen Berichten zu finden: *„Einzigartig schön war das Tal zwischen Koblenz und Bingen, in dem links und rechts vom Rhein auf den Anhöhen die prachtvollen Rheinburgen oberhalb des langsam steigenden Nebelschleiers, der über dem in tiefer Stille ruhendem Tale lag, sich majestätisch vom Horizonte abhoben.“* (1928) Für die Chorausflüge wurden monatelang

„Gemütlicher Abend“ mit Kaffee und Kuchen in den 1930er-Jahren

in jeder Chorstunde bis zu 50 Pfennig eingesammelt.

Gemütliche Abende

Bis auf den heutigen Tag hat sich die Tradition gehalten, dass der Chor in der ersten Januarhälfte ein Fest feiert. Heute heißt es Chorfest und findet im Luthersaal statt. Früher war es der gemütliche Abend im Kirchsaal. Vor Weihnachten werden Zettel mit Namen der Chormitglieder verlost. Den, den man gezogen hat, muss man bedichten und beschenken. Früher war der „Sinn für Poesie“ (1930) ausgeprägter als heute. In letzter Zeit weigern sich manche Chormitglieder, Gedichte zu verfassen. Heute ist der Chor doppelt so groß (60), es ist nicht mehr so intim wie früher, man kennt sich nicht mehr so genau. Heutige Chorfeste werden mit Wein und einem großen Büfett gefeiert, früher gab es Kaffee und Kuchen.

Evangelischer Kirchenchor Homberg 1946 bis 2012

Nach dem Krieg wurde der Chor wieder zusammengerufen. Es waren größtenteils neue Chormitglieder, die dem Ruf des früheren Chorleiters und des **Pfarrers Heinrich Brinkmann** folgten. Wie vor dem Krieg schloss sich der Chor erneut dem Evangelischen Sängerbund aus Wuppertal an. Das Liedgut ist im Gegensatz zum Christlichen Sängerbund sehr fromm mit pietistischer Prägung. Auf den jährlichen Kreis- und Landesfesten begegneten wir wenig Kirchenchören, die meisten Chöre gehörten zu den Freikirchen.

1958 wurde Karl Beumer als Lehrer pensioniert. Sein Nachfolger **Engelhardt** führte die Tradition weiter, dass die Homberger Lehrer gleichzeitig Organist und Chorleiter waren. **Hans-Joachim Voortman,** der heute stellvertretender Chorleiter ist, leitete den Chor von 1963 bis 1965. **Esther Kröber** leitete den Chor von 1965 bis 1970. Von 1970 bis 1993 war ich Organistin und Chorleiterin. Mein Nachfolger **Heinrich Arndt,** damals noch Schulleiter der Christian-Morgenstern-Schule in Homberg, leitet bis heute den Chor. Unter seiner Führung ist der Chor auf 60 aktive und 33 passive Mitglieder gewachsen.

Name des Chores

Erst 1961 wurde aus Evangelisch Gemischter Chor der Evangelische Kirchenchor Homberg. Seit 2010 führen wir den Namen Chor der Christuskirche Homberg.

Ökumene

Schon in den Jahresberichten vor dem Zweiten Weltkrieg ist zu lesen, dass beide Homberger Kirchenchöre gemeinsam einen Kulturabend im Saal „Zur Krone“ gestaltet haben. Aber erst seit 1972 finden regelmäßig ökumenische Konzerte am 1. Advent, jährlich wechselnd in der Kirche St. Jacobus d.Ä. oder in der Christuskirche, statt. Nach und nach beteiligten sich immer mehr musikalische Gruppen der beiden Kirchengemeinden. Nach dem Konzert wird ein großes ökumenisches Fest gefeiert. Im Laufe der Jahre haben sich auch durch andere gemeinsame Aktivitäten wie Offenes Singen auf dem Marktplatz und „Tanz in den Mai“ Freundschaften entwickelt.

Aufführung des Haydn-Oratoriums „Die Schöpfung“ mit Chor und Orchester unter der Leitung von Kirchenmusikdirektor Jürgen Schmeer im Juli 2012

Freundeskreis des Chores

Bis 2008 war der Chorleiter Angestellter der Evangelischen Kirchengemeinde Homberg. Jetzt leitet Herr Arndt den Chor ehrenamtlich. Wir gründeten 2008 einen Freundeskreis, der unserem Chor die Möglichkeit eröffnet, unabhängig von der finanziellen Situation der Kirchengemeinde größere Oratorien zu singen.

Der Chor im Jubiläumsjahr 2012

Unser Chorleiter hat den ehrgeizigen Plan, dass im Jubiläumsjahr jeder Gottesdienst musikalisch besonders gestaltet werden soll. Neben Posaunen-, Familien- und Flötenchor musizieren Instrumentalkreise und auswärtige Chöre. Jede Lücke füllt der Kirchenchor, das bedeutete viermal Singen in zwei Sommermonaten. Bis Ende Juni haben wir mit einem Projektchor die Schöpfung von Joseph Haydn geprobt. Jetzt üben wir, wieder mit vielen Gastsängern, das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach. Unsere traditionellen Aufgaben wie regelmäßige Singen im Wichernheim oder Treffen mit dem Partnerchor aus der Mark Brandenburg vergessen wir darüber nicht.

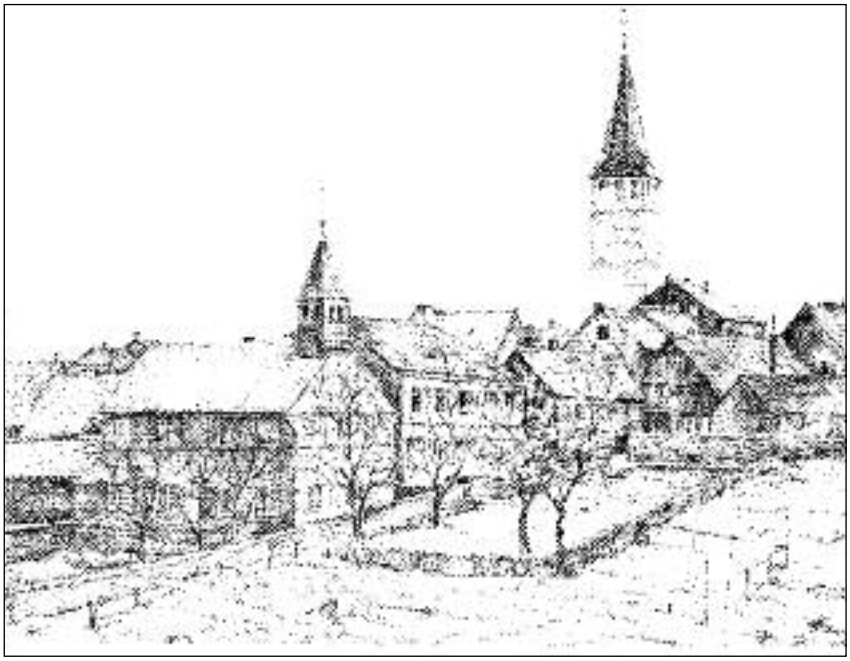
Die 60 Chormitglieder sind fast alle im Rentenalter. Trotzdem sind wir voller Zuversicht, dass der Chorgesang in der Christuskirche nicht verstummen wird. Der Familienchor unter Leitung von **Anita Liersch** ist schon jetzt auch ein Kirchenchor.

Rosel Schroeder
Vorsitzende des
Chores der Christuskirche

Die jährlichen Chorberichte und meine fast 50-jährige Zugehörigkeit zum Chor waren meine Quellen.

De Evanjele on de Kathole en Homberch

Öm de Jahrhongertwend vom nüngziehnte en et twintichste Johrhongert hadde de Evanjele noch nitt so völl Jläubige wie se hütt hant. Et wor sech äwwer langsam am entweggele, et wu-ed emmer mie. Jenau su, wie dat hütt en Dütschland met de Moslime jeht. De Hommerische Evanjele hadde onge „Im Grund“ am Pickseeplatz e kleen Jebäude als Notkerk on als Predechtroom. De Picksee wor de Diek, wo de Freiwillije Füerwehr dat Löschwaater eruutpompe dät. De Kathole hadde schon ör jru-ete Kerk, so wie mer se hütt süht. De Stimmung tösche de katholische on de evanjelische Lütt wor emmer e beske aanjespannt. Be nem schwore Jewitter es emol dr Bletz en de Kerketu-en von de Jakobuskerk enjeschlare. En de Kneipe wor dat et Thema, öwwer dat jru-et on breed jemullfecht wu-ed. Eene Evanjele säät: „Wenn dat Katholische dat Rechtije wör, wo se draan jlöwe, dann wör doch nit de Bletz en denne öhre Tu-en enjeschlare“. Do säät ne Buur am Dösch, dem die Mullfechtere-i langsam op em Driss jing, für de Evanjele: „Hatt ihr denn schon emol erleft, dat dr Bletz ene **Driethüske** enjeschlare es?“



Homberg um 1900. Links die kleine evangelische Kirche „Im Grund“, rechts daneben das Pfarrhaus. Weiter oben die katholische Kirche St. Jakobus d. Ä.

De Pastur von de Evangele hieß **Holtey-Weber,** äwwer all seiden se merr dr Weber. De wohnden em Pfarrhuus newer de Kerk, bes 1912 de nö-ie jru-ete Christuskerk jebout wu-ed, so wie se hütt noch steht on hongertjöhrech Jubiläum fiert. De Pastur wohr e spirrich Männeke on hatt äwwer dat lauteste Orjan wiet on breed. Sin Frau brukten am Sonndach, wenn se am ko-eke wohr, merr dat Köchefenster opmaake, dr Jottesdienst on de Predicht kräch se mönkesmoht met. Tom Huus jehürden och ne jru-ete Jaade met völl Obsböm. De Hommerische Blare hadde nit sonne Penn em Kopp, wenn et öm et Jlöwe jing. Se spelden emmer friedlech tosame. Als de Äppel riep wohre, sind se öwwer dr Zung jestieje on hant paar leckere Äppel jeklaut. Eene Jong hätt dor Pastur erwischt, on dat wohr och noch ne Evanjelische. Dann hätte de Jong tosamejestaucht: „Dass du meine Äpfel klaust, ist schon schlimm genug, aber musstest du das auch noch zusammen mit den **Römern** machen?“ Su hieße be öm de Kathole.

Friedel Bonn
nach Erzählungen von alten Hombergern

De flöcke Bri-efdräjer

En Hommerich jo-ef et en de foffzijer Johre ne Bri-efdräjer, dat wor e janz nervös Hemp on ne Onruhstefter wie he em Bu-ek steht. Wenn he de Post noh de Buure brenge mossten, do nohm he sech dat Motorrad, em Dörp jing he to Fu-et. Emol, et wor em Fröhjohr, wor he sinne Jaade am ömjrawe, als sinn Schöpp, onge wo de Stell drennsett, enjeri-ete wor. Domet konnte no nit mieh jrawe, dat mosst jeschweißt weede. Laut bölkten he en Rechtung Huus noh sie Wief, on als se ko-em, seit he för se, dat de Schöpp kapott wör on se domet nohm „Diemer“ fahre mösste, dat mösst jeschweißt weede. De „Diemer“ wor en Schlooterei an de Bracht, e Stöck henger em „Huus Kronenthal“.

De Frau trock sech e Kamesol aan, on de Kehl holden dat Motorrad uut em Schobbe. He stiech op de Bock, on sinn bessere Hälfd, met de Schöpp en de Hank, hätt sech henger öm op de Sozius jesatt. Leider hadden de Motorräder fröher noch keene elektrische Aanloeter. De Bri-efdräjer, hektesch wie he wor, vorsökten no em Stonn, de Kar töschen de Been, de Maschin aanzotradde. Dat Bi-est sprong nit aan, on he tradden emmer widder on welder de Kickstarter noh onge. Plötzlech sprong de Motor aan! Jang renn, Jaas, on ab en Rechtung Ratinge. Bem „Diemer“ aanjeko-eme, röppt he, sinn Frau sollt rennjonn on de Schöpp schweiße lo-ete, he wollt de Maschin so lang loope lo-ete on waade. Et verjinge fönf Minüdde, et wu-eden tien Minüdde, noh en Viedelstond wu-ed de Motor to heit, on he hätt em uutjestellt. Vordammt noch emol, wo blieft dat Wief denn? De Kehl dät de Kar opbocke on es stracks en de Betrieb erennjejange öm te kieke, woröm dat beske Schweiße so lang duurt. Kenn Frau te senn on och kenn Schöpp, de Meister säät, et wör och kenn Frau erennjeku-eme. Do esse op sinn Kar jespronge on noh Hommerich eroppjebraust.

Do stung sie Wief am Strooterank on wor met de Schöpp am wenke. He fröcht se janz jeftich: „Woröm stehs du denn he eröm on ech waad bem „Diemer“ op dech?“ Dodrop sie janz wehleidich: „Als de Kar nit aansprong on du emmer welder wu-eds, ben ech vörsechtshalver erongerjestieje, on als se aansprong, beste einfach losjebraust ohne mech.“ Donoh send se bets noch ens losjejöckt. Ongerwes hätte äwwer emmer widder jeföhlt, ob sie Wief noch dropso-et.

Friedel Bonn

»Jedes Wort ist ein Lied, jeder Schritt ist Tanz,
Und die Flöte, die Freundin Krischnas,
Tönt an seinem Mund,
Und Zeit, die hier so schnöde uns verläßt,
Eilt dort nicht fort für einen Augenblick.
Nur wenige Weise, die auf Erden wandeln,
Kennen dies Land...«

Aus einem Hymnus Brahmas, des Weltschöpfers, an Krischna

BRAHMASAMHITA

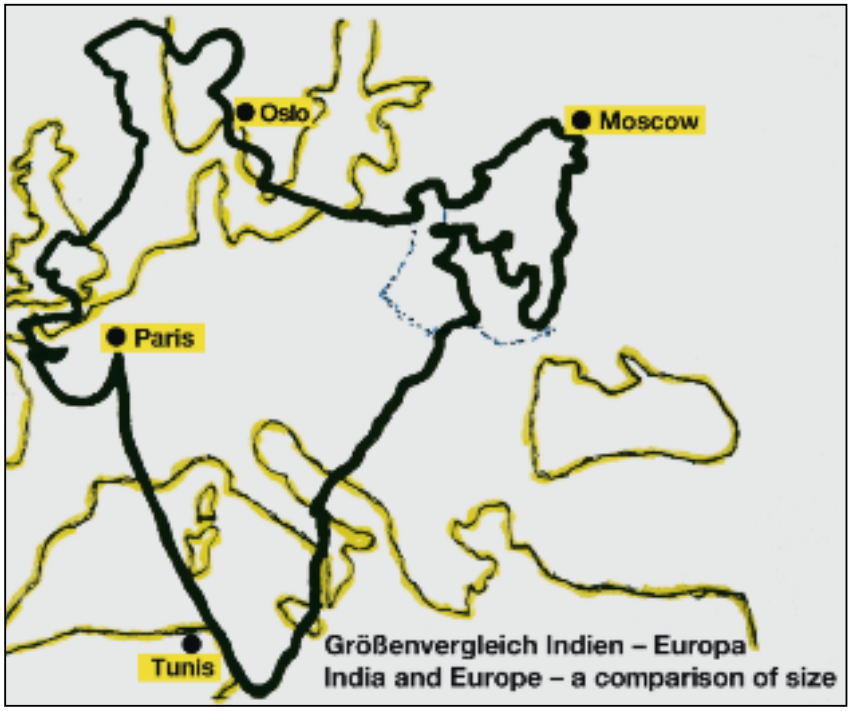
*Im Jahr 2010 berichtete der Inder **Nishit Bhattacharya** in der „Quecke“, wie er nach seiner Ausbildung zum Weberei- und Maschinenbautechniker in Indien im Jahre 1960 nach Ratingen kam, um bei der Firma Brügelmann GmbH ein Praktikum zu absolvieren und seine Kenntnisse über deutsche Textilmaschinen zu erweitern. Nach einer zusätzlichen Ausbildung zum Meister an einer Textilschule in Reutlingen trat er 1962 eine Arbeitsstelle bei der Firma Schlafhorst in Mönchengladbach an, einem der größten deutschen Textilmaschinenhersteller. Dort war er bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1993 beschäftigt. Als Spezialist für Spulmaschinen war er für seine Firma auch im Handel mit Indien unentbehrlich und unternahm während seiner Tätigkeit für das Unternehmen Schlafhorst und Co. mehrfach Reisen in seine alte Heimat Indien. Im Jahre 1966 heiratete er die Schweizerin **Maria Herger.** Mit seiner Frau und den Familien der beiden Töchter **Nisha** und **Krishna** verbringt Nishit Bhattacharya seinen Lebensabend in Mönchengladbach, das zu seiner zweiten Heimat wurde. In der jetzigen Ausgabe der „Quecke“ liefert er uns einen spannenden Bericht über seine Kindheit und Jugend in Indien während der britischen Kolonialzeit und über das Entstehen der Republik Indien nach langem Kampf um die Unabhängigkeit.*

Meine Kindheit, Jugend und Ausbildung in meiner Heimat Indien und das Leben auf dem Subkontinent unter der ehemaligen britischen Kolonialherrschaft

Bevor ich diesen Beitrag beginne, versuche ich zunächst, aus den Erzählungen meiner Mutter **Amia Debi** (verstorben), meiner Verwandten und aus selbst erlebten Erfahrungen für die „Quecke“-Leserinnen und -Leser einen kurzen Rückblick über Britisch-Indien und meine Abstammung zu geben.

Indien ist seit 1947 unabhängig und seit 1950 eine Republik. Die Föderation aus 28 Bundesstaaten gilt als größte Demokratie der Welt. Mit mehr als einer Milliarde Einwohner ist es nach China der volkreichste Staat der Erde.

Eine Skizze zeigt den Größenvergleich des heutigen Indien (das siebtgrößte Land der Erde) mit Europa. Der Subkontinent Indien war schon lange als Land sagenhafter Reichtümer bekannt. Viele Eroberer drangen daher nach Indien ein, einige, um das Land zu plündern, andere, um es zu beherrschen.



Es ist zwar sehr lange her, dass ich in Indien im Schulfach „History“ die indische, die islamische und auch die britische Geschichte lernen musste, doch sind davon heute noch einige Ereignisse in meiner Erinnerung haften geblieben. (Weitere Angaben stammen aus meinem Bücher-Archiv und meiner Literatur-Sammlung.)

Etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts gründeten die Briten unter dem Schutz ihrer Krone die Handelsgesellschaft **East India Company** und annektierten aggressiv die damalige Provinz **Bengalen** (am Golf von Bengalen). Sie gründeten die Stadt **Kalkutta** als Hauptstadt von Britisch-Indien. Bengalen war und ist das Tor zum exotischen Osten, ein Land voller Leidenschaft, Poesie, Tanzkultur und natürlicher Schönheit. Die damaligen Maharadschas und Fürsten in Indien reagierten freundlich, ja begeistert auf

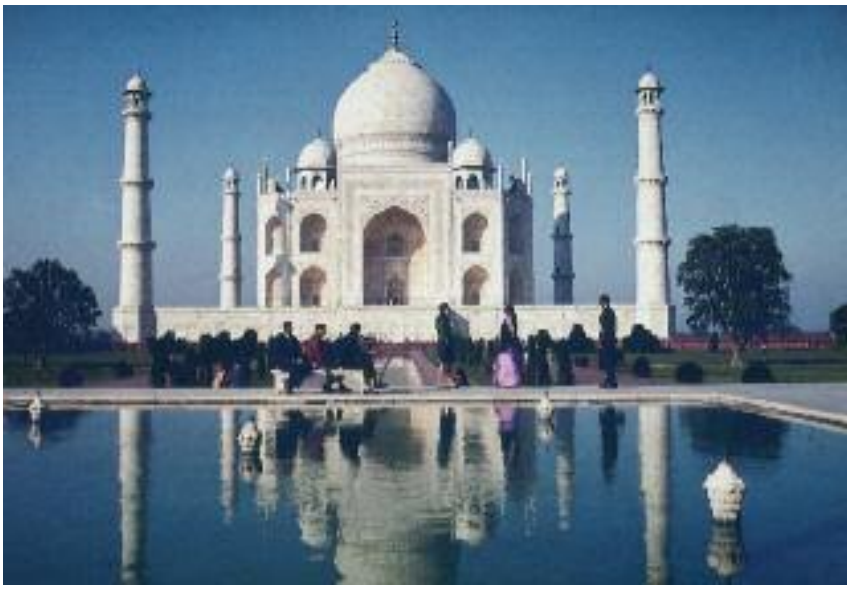
Eine klassische Tänzerin aus Bengalen von bezaubernder Schönheit

Das Victoria Memorial ist das von den Briten erbaute Wahrzeichen von Kalkutta. Es sollte mit der alten indischen Baukunst (Taj Mahal) wetteifern

die „Sahibs“ (Herren), weil sie sehr viel Silber ins Land brachten. Aber gleichzeitig schlossen die Briten Bündnisse mit den einzelnen Maharadschas und Fürsten und spielten sie gegeneinander aus.

1757 bis 1858: Großbritannien dehnte seinen Einfluss aggressiv von Bengalen über ganz Indien aus und machte den Subkontinent in den folgenden Jahrzehnten zu einer britischen Kronkolonie. Die Briten errichteten das **Victoria Memorial,** ein gewaltiges Bauwerk aus Marmor, das zum Wahrzeichen Kalkuttas wurde. Auch in Bombay wurde das Wahrzeichen **Gateway of India** anlässlich des Besuchs von **König Georg V.** im Jahre 1911 erbaut. Nicht zu vergessen, es gibt aber auch das weltberühmte Mogul-Bauwerk **Taj Mahal** in Agra, das Grabmal der ewigen Liebe aus Marmor, das **Kaiser Shah Jahan** für seine Frau **Mumtaj-i-Mahal** von 1631 bis 1651 erbauen ließ.

Das „Gateway of India“ in Bombay, 1911 anlässlich des Besuchs von König Georg V. errichtet



Das Taj Mahal in Agra, ein Grabmal aus der Zeit der Mogul-Herrscher (17. Jahrhundert)

1857: Der indische Sepoy (Soldaten)-Aufstand wurde durch die Engländer blutig niedergeschlagen. Danach zwangen die britischen Kolonialherren den letzten Mogulherrscher zur Abdankung. Um 1905 erfolgte die unglückliche Entscheidung des britischen Vizekönigs, die zu mächtig gewordene gemischt muslimisch-hinduistische Provinz Bengalen zu teilen in Ost- und Westbengalen. Sie löste eine massive antibritische Protest-

Das Durga-Puja-Fest der Hindu-Bengalen, bei dem die mächtige Göttin Durga angebetet wird

Das von den Briten gebaute Parlamentsgebäude in New Delhi

welle aus, die von den Briten brutal mit militärischen Aktionen erstickt wurde. Die Briten hatten es geschafft, in Bengalen eine Spaltung zwischen Hindus und Muslimen herzustellen mit dem Resultat, dass diese sich nun feindselig gegenüberstanden. Trotzdem feierten die Hindus in Bengalen weiter das alljährliche **Durga-Puja-Fest** (Anbetung der mächtigen Göttin Durga).

Um 1912 wurde die Hauptstadt von Kalkutta nach Delhi verlegt, das nun die Hochburg der britischen Herrschaft wurde. Der durch die wirtschaftliche Ausbeutung Indiens erzielte Reichtum stärkte die Stellung Englands. Die Briten bauten sich eine ruhige Gartenstadt, genannt **New Delhi.** Die Architekten waren **Lutyens** und **Baker.** Die neue Stadt, wie sie von den Briten gestaltet wurde: breite Prachtstraßen, unberührte Gärten, weit verstreute Sommerhäuser im Kolonialstil, schattige Alleen, das imposante **Parlamentsgebäude** und der Palast für die Vizekönige, die **Königliche Residenz** (heute der **Rashtrapati Bhawan** für den indischen Staatspräsidenten). In der Bergstadt Simla, einst die Sommerhauptstadt Britisch-Indiens, und in den nördlichen und östlichen Bergregionen (Dalhousie, Mussoorie, Nainital, Ranikhet, Darjiling) bauten die Briten für sich Sommerferienhäuser und Bungalows. In den Großstädten wurden die roten Doppeldeckerbusse aus London eingeführt.

Die wahren Machthaber damals waren die britischen Offiziere. Die Inder wurden mit sozialer Herablassung behandelt, hatten keinen Zugang zu leitenden Berufen. Auch wenn sie einen höheren Bildungsgrad besaßen, mussten sie eine untergeordnete Rolle spielen und hatten kein Mitspracherecht. Die Inder wurden nicht zur Mitarbeit in der Regierung Indiens ausgebildet, sondern als Untertanen der Briten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die westlich ausgebildete indische Elite politische Gleichheit forderte.

Soweit ich erfahren habe, war mein Großvater **Rai Sahib Sri Harihar Bhattacharya** im 19. Jahrhundert noch Besitzer eines Gutes mit Landwirtschaft im Distrikt Mirpur bei Dacca im Osten von Bengalen. Seine „Mitarbeiter“, wie er sie nannte, waren friedlich zusammenlebende Hindus, Muslime, Christen und Perser. Die Engländer hatten meinem Großvater den Titel „Rai Sahib“ (edler Herr) verliehen, damit sie in der Lage waren, von ihm Steuern zu kassieren. Aber er erkannte diese heuchlerische Aktion der Briten und auch die aufkommende Gefahr für die Zukunft durch die muslimische Mehrheit im Osten von Bengalen. Er löste das Gut schweren Herzens langsam auf und stiftete sein Haus für eine

Der frühere Palast der britischen Vizekönige von Indien ist heute Residenz des indischen Staatspräsidenten

Mein Großvater stiftete sein Haus in Ostbengalen für eine Schule.
Sie wurde 1917 als „Sidhanta School“ eingeweiht

Schule, die am 27. Januar 1917 als **Sidhanta School** (Schule der Weisheit) eingeweiht wurde. Danach musste er mit seiner Familie zunächst nach Westbengalen, dann in den Bundesstaat Uttar Pradesh umsiedeln. Ein Foto aus dem Jahre 1910 beweist, dass mein Vater **Jamini Ranjan Bhattacharya,** der älteste Sohn meines Großvaters, damals in Mirpur noch vor der Umsiedlung Rollen in historischen Theaterstücken gespielt hat.

Der Rechsanwalt **Mohandas Karamchand Gandhi,** der in England Jura studiert hatte und später als „Mahatma“ (große Seele) der Führer des indischen Freiheitskampfes und „Bapu“ (Vater) der Nation wurde, konnte seinerzeit die Diskriminierung, Unterdrückung und Arroganz der Briten nicht länger ertragen. Schon ab 1914 begannen unter seiner Führung in ganz Indien Aktionen des gewaltlosen Widerstandes. Er und viele seiner vertrauten Mitstreiter aus der Kongresspartei wurden mehrmals inhaftiert und wieder freigelassen. Trotz der Inhaftierung Gandhis forderte eine Massenbewegung in seinem Namen die volle Unabhängigkeit Indiens. Jahrezehntelang kämpften Gandhi und **Jawaharlal Nehru,** der auch in England studiert hatte, ausdauernd für die Befreiung Indiens.

Winston Churchill hat Gandhi einmal als „halbnackten Fakir“ bezeichnet, ohne die Qualität seiner Weisheit, Bescheidenheit und Loyalität kennengelernt zu haben. Es gab aber auch Engländerinnen und Engländer, die Gandhis Bewunderer und Anhänger waren.

Zwei Kämpfer für die Unabhängigkeit Indiens: **Jawaharlar Nehru**
(später der erste Premierminister Indiens) und **Mohandas Karamchand Gandhi**

Eine Laientheatergruppe in Mirpur (Ostbengalen) im Jahre 1910. Mein Vater steht ganz rechts im Bild. Die Frauenrollen wurden von Männern in Frauenkleidern gespielt

Im Jahre 1919 ließ **General Dyer** in der nordindischen Stadt Amritsar das Feuer auf eine Menschenmenge eröffnen, die einem der Anhänger Gandhis zuhörten, der zum friedlichen Protest gegen die Kolonialherren aufgerufen hatte. Es wurden 379 Männer, Frauen und Kinder getötet, 1137 Menschen, darunter zahlreiche Kinder, wurden zum Teil schwer verletzt.

Während der Unabhängigkeitskampf der Kongresspartei weiter anhielt, wurde ich am 28. Juli 1930 als elftes von vierzehn Kindern im

Mein Geburtshaus an der Croswet Road in Allahabad im Jahre 1993

Haus meiner Eltern **Jamini und Amia Bhattacharya** an der Croswet Road in Allahabad geboren. Meine Eltern waren „Arya Brahmanen“.[1)]

Allahabad liegt am Zusammenfluss der Flüsse Ganges, Jamuna und des unterirdischen Saraswati und ist ein beliebter Wallfahrtsort für Hindu-Pilger. Auch **Jawaharlal Nehru,** der erste Premierminister des unabhängigen Indiens, wurde in Allahabad geboren. Unweit von seinem Geburtshaus befand sich an der Malvia Road 8 das Haus meines Onkels **Dr. D. R. Bhattacharya,** der in England studiert hatte und damals Vizekanzler der Allahabad Universität war. Als Kinder haben wir oft da gespielt. Hier wurde damals auch jedes Jahr die „All India Music Conference“ veranstaltet.

Meine Kindheit war englisch beeinflusst. Die Vorbereitung auf die Grundschule geschah durch Privatlehrer zu Hause, gemeinsam mit den beiden nächstälteren Schwestern **Manuj** und **Anuj.** Wir mussten drei Sprachen, Englisch, Hindi und unsere Muttersprache Bengali lernen und das Einmaleins möglichst auswendig beherrschen. (Das Wort Taschenrechner war damals noch ein Fremdwort). Mit sieben Jahren wurde ich in die 3. Klasse der Grundschule geschickt. Zusammen mit meinen beiden Schwestern wurde ich mit einem von Ochsen gezogenen Schulwagen zur Schule gebracht. Ich ärgerte mich zunächst, weil in der Schule fast nur Mädchen waren und nur zwei Jungen. Die Lehrerin war Frau **Kiron,** eine liebe Christin. Wir redeten sie mit „Didimoni“ an, das heißt „Verehrte Erzieherin“.

Ach ja, die große Familie wurde gut versorgt, aber wir lebten nicht in Saus und Braus. Sechs ältere Geschwister lebten bereits durch Beruf und Heirat nicht mehr

Das Geburtshaus Nehrus in Allahabad ist heute ein Museum

Ganz in der Nähe, in der Malvia Road 8, stand das Haus meines Onkels. Architekt war mein Vater. Beide Aufnahmen entstanden im Jahre 1993

1) arya (altindisch) „Edler“. Das davon abgeleitete deutsche Wort „Arier“ bedeutet ursprünglich: Angehöriger frühgeschichtlicher Völker mit indogermanischer Sprache in Indien und im Iran (Duden). Die „Brahmanen“ bildeten im indischen Kastenwesen die höchste Kaste (Priesterkaste)

1937: Ein mit Ochsen bespannter Schulwagen bringt die Kinder in Allhabad zur Grundschule Zeichnung: N.B.

im Elternhaus. Unsere Erziehung durch die Eltern war liberal, zeitgemäß und geschah mit pädagogischer Disziplin. Wir sollten tugendsame Menschen werden. Taschengeld kannten wir nicht, Reisen in den Schulferien gab es nicht. Spielsachen waren Mangelware, deshalb improvisierten wir sie gemeinsam selber. Es gab nur zwei Fahrräder, ein Radio und ab und zu einen Kinobesuch. Uns wurde beigebracht, dass die Eltern, ältere Menschen und die Lehrer zu respektieren sind und dass man alle Menschen mit einer Begrüßungsgeste ehren muss. Alle diese Dinge empfanden wir nicht als strenge Regeln, sondern sie waren eher selbstverständlich, um das eigene Ansehen und Selbstwertgefühl zu wahren.

Meine weitere Schulzeit in Allahabad (4. bis 10. Klasse) verbrachte ich von 1939 bis 1946 an der **Jamuna Christian High School.** Die Schüler waren Hindus, Christen und Muslime. Wir mussten im Schulfach „Sprachen“ Englisch, Hindi und die Moslemsprache Urdu lernen. Unsere Muttersprache Bengali wurde zu Hause weiter gelernt und gesprochen. Es gab dort einen lieben Englischlehrer, **Mr Thakur Charan,** der uns nach guten Diktaten in der Pause mit Erdnüssen belohnte. In die Schule kam auch der „Father Christmas“ (Weihnachtsmann) und es wurde gefeiert und alle Schüler bekamen Geschenke (meist Schreibwaren). Die Schule existiert heute noch am Fluss Jamuna, deshalb der Name Jamuna Christian High School. Auch der Frischgemüse-Markt auf dem Bürgersteig in Allahabad, auf dem wir damals unser Gemüse kauften, existiert noch heute. Während der Schulzeit wurde mir klar, dass die Engländer in meiner Heimat das Sagen hatten.

Mein Vater hatte ein Auto Marke Ford (Baujahr 1936). Bei diesem Auto musste man vorne eine Kurbel einstecken und kräftig drehen, um das Auto zu starten. Im Sommer machten die Holzspeichen der Räder ein ratterndes Geräusch, deshalb musste der Chauffeur sie mit Wasser bespritzen.

Im Jahre 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus, bald danach wurden die Lebensmittel rationiert. Wir zogen von der Croswet Road nach Bai-Ka-Bagh um. Der Krieg war auch in Indien spürbar. Die

Meine weiterführende Schule, die Jamuna Christian High School, existiert heute noch

Das Auto meines Vaters, ein Ford (Baujahr 1936) mit Holzspeichenrädern

Hochzeit meines ältesten Bruders wurde 1940 in Allahabad unter strengen Maßnahmen gefeiert. In der Kriegszeit hatten die Briten Schutzmaßnahmen gegen Luftangriffe vorbereitet: neben den Straßen verliefen etwa 70 bis 80 cm breite und zwei Meter tiefe Zickzack-Gräben, die Straßenleuchten waren gedämpft und die Fenster mussten zu zwei Dritteln verdunkelt sein. Der Zweite Weltkrieg schwächte die britische Kolonialmacht bis 1945 erneut. Im Hafen von Diamond Harbour bei Kalkutta hatten die Japaner ein britisches Marineschiff mit einem Kamikaze-Flugzeug zerstört.

Mein Vater rauchte in seinen Ruhestunden nicht nur Zigarren, sonder auch die „Hukka“ (Wasserpfeife). Wenn der Diener nicht da war, habe ich ihm gerne die Wasserpfeife angerichtet. Zu meinem Vater kamen oft hellhäutige Männer, für uns waren sie alle die „Goras“, die „Bleichgesichter“.

Meine Mutter richtete zweimal im Monat in unserem Garten ein Essen für alle Armen der Umgebung aus.

Als ich zwölf oder dreizehn Jahre alt war, spielten wir während der Schulferien einmal in unserem Garten. Mein Bruder **Pronit** zeigte mir reife Papayas an einem Baum und wollte sie mit einem langen Stock herunterholen. Ich wollte schneller sein und kletterte auf die Mauer, fiel dann aber unglücklich herunter in die Straßenrinne und brach mir meinen rechten Unterarm. Die sechs Wochen Schulferien waren damit ins Wasser gefallen. Während meiner Schul- und Ausbildungszeit bastelte ich in der Freizeit gerne Fabrikmodelle aus Pappe und Holz, später auch ein Webstuhl-Modell aus Metall und Holz, an dem man das System des Webstuhls vorführen konnte.

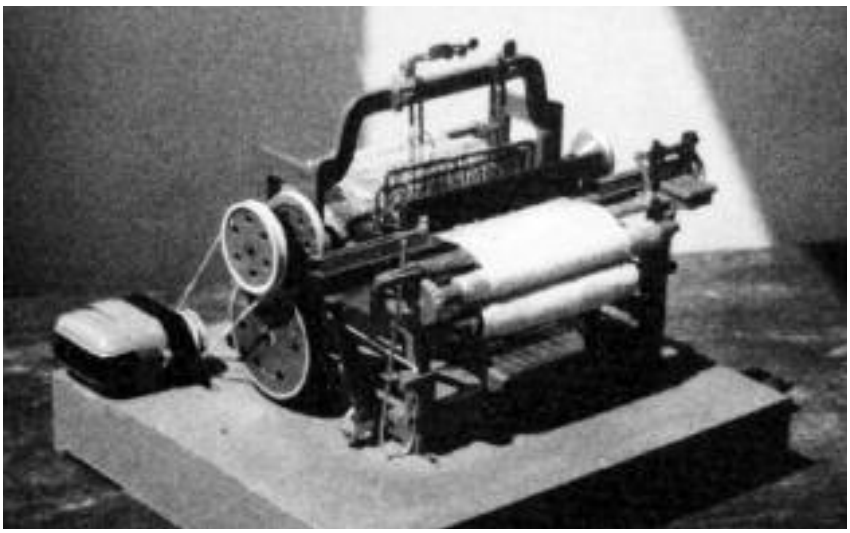
Ein Familienbild aus der Zeit um 1939.
Obere Reihe von links: meine ältere Schwester Pankaj, meine Mutter und meine Schwägerin Protibha. Mittlere Reihe von links: meine ältere Schwester Manuj, meine jüngste Schwester Jalaj, meine ältere Schwester Anuj.
Untere Reihe von links: Nishit, meine jüngeren Brüder Binit und Pronit. Meine kleine Schwester Jalaj machte später ihren Dr. phil. in Hindi und übersetzte Werke des bengalischen Dichters **Tagore** (Thakur) in die Hindi-Sprache, ebenso Arbeiten **Albert Einsteins** aus dem Englischen in Hindi

Im Laufe der Zeit wurde Gandhis nationalistische, aber gewaltlose Kongressbewegung zur Befreiung des ganzen indischen Volkes immer intensiver. Ursprünglich hatte **Mohammad Ali Jinnah (Dschinnah),** Gründer der mit britischer Hilfe entstandenen „Moslemliga“, den Freiheitskampf Gandhis, Nehrus und Patels unterstützt. Aber dann drehte er sich um 180 Grad und forderte einen Islamstaat „Pakistan“ durch Teilung Indiens. Gandhi war zutiefst empört. Schließlich gaben die Engländer nach. Im August 1947 teilte Vizekönig **Lord Mountbatten** Britisch-Indien in Indien und Pakistan (West und Ost) und entließ die beiden Länder in die Unabhängigkeit. West- und Ostpakistan waren durch die indische Landmasse 2000 Kilometer voneinander entfernt. 1971 wurde aus Ostpakistan der unabhängige islamische Staat Bangladesch.

Für die Bevölkerung war die Teilung ein Desaster. Gemetzel zwischen fanatischen Hindus und Moslems hatten zur Folge, dass etwa eine Million Inder getötet wurden und 26 Millionen Menschen die Flucht ergriffen. Hindus flohen aus den beiden Teilen Pakistans nach Indien und umgekehrt Moslems aus Indien nach Pakistan.

Zu dieser Zeit war ich bei meinem ältesten Bruder **Sunit** und seiner Familie in der nordindischen Stadt Chandausi. Wir mussten uns bei Hindufreunden in Sicherheit bringen, bis sich die Lage normalisiert hatte, da mein Bruder aus sicherer Quelle erfahren hatte, dass radikale Moslems einen Angriff planten. Ich arbeitete im Chandausi-Kohlekraftwerk als Lehrling. Eines Tages passierte etwas: Ich sollte bei Wartungsarbeiten, auf einem schmalen Geländer stehend, an einem dicken Dampfrohr, das mit einem Holzzapfen abgedichtet war, den Ventilflansch reinigen. Plötzlich flog der Zapfen weg und nasser Dampf strömte aus. Ich sah nichts mehr, hielt mich nur am Geländer fest und musste das Dampfbad ertragen.

Eines Tages lernte ich bei meinem Bruder einen Herrn **Amar Sen** kennen, der Chef eines Eisen-



Ein Webstuhlmodell aus Metall und Holz, das ich als Jugendlicher gebastelt habe

bahn-Lokomotivschuppens war. Er hat mir alles über Lokomotiven, ihre Technik und das Fahren erklärt und beigebracht. Ich war so begeistert, dass ich sogar eine Lokomotive gefahren habe, um Güterwaggons zu rangieren. Beinahe wäre ich Lokführer geworden. Kurze Zeit später musste ich mit meinem Bruder in den 15 Kilometer entfernten Ort Bilari umziehen und nun mit der Eisenbahn zur Arbeit pendeln. Einmal am Wochenende hatte ich die Bahn verpasst, danach fuhr keine mehr. Ich wollte aber nach Hause, also marschierte ich an der Bahnlinie entlang. Zuerst war es hell genug, dann kamen Dämmerung und Dunkelheit und mich packte die Angst. Ich überwand sie singend. Der liebe Gott schenkte mir hellen Mondschein, ohne Uhr wusste ich nicht, wie spät es war. Irgendwann flimmerten Lichter, ich war da. Mein Bruder hatte sich Sorgen gemacht, weil es schon gegen 22 Uhr nachts war.

Fünf Monate nach Erreichen der Unabhängigkeit und der Teilung Indiens wurde Gandhi am 30. Januar 1948 von dem fanatischen Hindu **Nathuram Godse** in New Delhi erschossen. Gandhis letzte Worte waren: „Hei Ram, Hei Ram!“ (Oh Gott, oh Gott!). Für die junge Nation war es ein schwerer Schlag.

In den 1950er-Jahren ging ich zur Weiterbildung nach Delhi. Ich wollte beruflich Fuß fassen. Von meinem selbst verdienten Geld kaufte ich mir nach und nach eine Armbanduhr, einen Fotoapparat und ein Fahrrad. An Wochenenden machte ich manchmal zusammen mit Freunden Fahrradtouren bis zu 40 Kilometern und mehr in die Dörfer der Umgebung, um das Leben auf dem Land kennenzulernen. Die Bauern und Dorfbewohner hatten selber nicht viel, waren aber sehr gastfreundlich und haben uns Städter liebevoll bewirtet.

Landkarte des heutigen Indien nach 1971

Man muss schon zugeben, dass die Spuren der britisch-indischen Vergangenheit in Indien heute noch spürbar sind. Die Hauptverständigungssprache in Indien ist nach wie vor neben der Landessprache „Hindi“ das Englische. Im Bildungswesen wird auf den Universitäten in englischer Sprache gelehrt. In vielen Bereichen wird weiterhin nach von den Briten eingeführten Systemen gearbeitet. Indien hat weltweit die größte englischsprachige Bevölkerung und ist die zweitgrößte englischsprachige Gemeinschaft.

Mit der Berufsausbildung und der Aneignung von Fachwissen verbrachte ich einige Jahre in Delhi, im Juni 1959 habe ich dann meine Heimat Indien verlassen und mich ins Ausland begeben. Darüber habe ich bereits in der „Quecke“ Nr. 80 im Jahre 2010 berichtet (Titel: „Vom Ganges an den Rhein“). Natürlich war ich danach beruflich und privat öfter wieder in Indien.

Nun werde ich meine Geschichte über die Kindheit und Jugend in Indien hier beenden. Die alten Bilder haben auch zu wertvollen Erinnerungen beigetragen.

Eine Anmerkung über die Lage im heutigen Indien möchte ich doch nicht unerwähnt lassen. Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist die Bevölkerungszahl Indiens auf etwa 1,13 Milliarden angewachsen (1959 waren es 446 Millionen!). Indien ist trotzdem mittlerweile eine aufstrebende Wirtschaftsmacht geworden, aber ziemlich einseitig für den westlichen Markt. Durch spekulative Geschäftemacher aus Indien und dem Ausland sind erstens die Korruption und zweitens die verbleibende Armut für über 250 Millionen Menschen bereits seit Jahren vorprogrammiert, was sehr bedauerlich ist.

Um 1955 machte ich mit Freunden Fahrradtouren in die Umgebung von New Delhi, um das Leben in den Dörfern kennenzulernen

Nishit Bhattacharya

Von Indien wollen wir erzählen

Der Verein „Paten Indischer Kinder e.V.“

Viele Jahre fahren wir nun schon nach Indien – seit 2000 jedes Jahr –, um die von uns unterstützten Projekte zu besuchen, und haben große Hochachtung vor der langen Geschichte, der großartigen Kultur und den vielen Religionen, die in diesem Land ihren Ursprung hatten. So bezeichnet man die Induskultur als die älteste der Welt. Philosophische Streitgespräche gab es in Indien schon vor Hunderten von Jahren. Die Zahlen, die wir arabisch nennen, stammen ursprünglich auch aus Indien und wurden von den Handel treibenden Arabern mitgebracht; auch die „Null“ ist eine geniale indische Erfindung. Wenn man dann auf den Götterhimmel der Hindus schaut, findet man mit Brahma = höchster kosmischer Geist, Vishnu = höchster Gott und Shiva = Glücksgott, ein Gott mit sehr menschlichen Zügen, eine Dreieinigkeit, die schon an die christliche Vorstellung denken lässt. Neben den berühmten Baudenkmälern der Mogulzeit gibt es Tempel aus der Maura- und Cholazeit; der Taj Mahal zieht jedes Jahr Millionen von Besuchern aus aller Welt an. So gibt es auch für uns immer wieder viel zu bestaunen in diesem riesigen Land, das als größte Demokratie der Welt gilt. Indien als Staat gibt es aber erst seit der Unabhängigkeit im Jahre 1947. Zuvor hatten die Briten die vielen Fürstentümer unter ihre Herrschaft genommen und „geeint“. Sie hinterließen den Indern ein gut eingespieltes Verwaltungssystem, das englische Schulsystem – beginnend mit der obligatorischen Vorschule ab vier Jahren –, eine Infrastruktur in Form eines leidlich ausgebauten Schienennetzes und, was sich derzeit als äußerst günstig erweist, die englische Sprache als Verständigungsmittel in einem Riesenland mit vielen unterschiedlichen Sprachen. Das heutige Indien ist eine Föderation, in etwa vergleichbar mit der EU, nur dass es dort eine Zentralregierung mit entsprechenden Kompetenzen gibt. In einigen wenigen Bundesstaaten gibt es wirtschaftlichen Aufschwung, der sich meist nur auf die Großstädte beschränkt; der weitaus größere Teil Indiens ist immer noch sehr ländlich, dort leben 80 % der Bevölkerung in noch sehr dürftigen Verhältnissen.

Unser enges Verhältnis zu Indien und die Gründung unseres Vereins haben sich aus dem Kontakt mit Steyler Missionaren ergeben, die sich seit 1947 im Bundesstaat Madhya Pradesh um die Bildung der armen Landbevölkerung kümmern. Insbesondere bei dem Bistum Jhabua handelt es sich um ein sehr trockenes ländliches Gebiet ohne größere Ansiedlungen, das überwiegend von Ureinwohnern Indiens aus dem Stamme der Bhils bewohnt wird. Nach einer BBC-Studie sind die Ernährungsprobleme dieser Region vergleichbar mit denen von Äthiopien und dem Tschad, die Analphabetenrate liegt hier immer noch bei etwa 90%. Die Bhils leben in Hütten aus Weidengeflecht, das mit Lehm bestrichen ist, mit Dächern aus Schindeln, Stroh oder Plastikfolien. Es gibt keine Fenster, nur sehr niedrige Türen, damit die Hitze im Sommer nicht so schnell eindringen kann. Die Familien schlafen auf dem Boden (fest gestampfter Lehm), die wenigen Kleidungsstücke werden an Nägeln aufgehängt. Im einzigen Wohnraum gibt es eine Ecke mit Vorräten, auch eine offene Feuerstelle für die Regenzeit. Aus Angst vor Dieben holen die Bhils nachts ihre Tiere mit ins Haus. So ergab es sich einmal, als wir auf Einladung einer Frau ihr Haus besuchten, dass wir in völlige Dunkelheit traten; erst mit Hilfe des Blitzlichtes unserer Fotoapparate sahen wir plötzlich, dass wir uns unmittelbar vor dem Kopf einer Kuh befanden, während wir vom Dachbalken neugierig von Hühnern bestaunt wurden. Die Frau lebte mit ihren drei Kindern alleine in der Hütte; ihr Mann hatte sich irgendwo als Tagelöhner verdingt und würde erst nach der Erntezeit zurückkommen. Ohne sein Zubrot konnte auch diese Familie nicht von dem Ertrag ihres kleinen Feldes überleben. Hier konnten wir sehen, was Armut wirklich bedeutet.

Die Bhils gehören nicht dem indischen Kastenwesen an, das heißt, sie liegen in der Wertschätzung noch weit unter der untersten Kaste der Unberührbaren. Aus diesem Grunde finden sich nur wenige Hindus bereit, diese Menschen zu unterrichten. Auch die Großgrundbesitzer, die von der Armut der Bhils durchaus Nutzen ziehen, indem sie ihnen zum Beispiel Kredite mit einem Zinssatz von 150 bis 200 % etwa zum Kauf von Saatgut nach einer schlechten Ernte anbieten, mit dem Zusatz, dass die Bauern bei Nichterfüllung des Vertrages als Leibeigene auf den Feldern dieses Großgrundbesitzers arbeiten müssen, haben überhaupt kein Interesse daran, dass diese Bhils

Landarbeiter auf dem Weg zur Arbeit (Bundesstaat Madhya Pradesh)

nun Bildung erhalten sollen. So sind die Schulen und Internate der Bischöfe praktisch die einzigen Einrichtungen, in denen die Kinder der Bhils eine adäquate Ausbildung erhalten können. Und wie gut diese Bildungsmaßnahmen sind, zeigt sich sehr deutlich am Beispiel des neuen Bischofs von Jhabua, **Bischof Ganawa.** Er ist selbst Bhil und lebte mit seinen Eltern in einem kleinen Hof unmittelbar neben der Schule von Panchkui, einem Dörfchen in der Nähe von Jhabua. Wegen seiner Begabung und seines Fleißes erreichte er die Hochschulberechtigung, studierte Theologie und war mehrere Jahre persönlicher Referent des Bischofs von Udaipur, bis er 2009 zum Bischof von Jhabua ernannt wurde.

Gehörlose und normale Dorfkinder in der von uns gebauten integrativen Schule

Über die Jahre haben erst deutsche Missionare und danach ab 1959, als diesen ihre Arbeit vom indischen Staat verboten wurde, indische Priester sich darum bemüht, die Lebensumstände dieser Bhils zu verbessern. Dazu wurden zunächst vorrangig Schulen, Internate und Kindergärten gebaut. Natürlich werden für solche Maßnahmen Gelder benötigt, und zwar regelmäßige Zahlungen, insbesondere für die Schulen und Internate. So kam die Idee, über Patenschaften die Kosten zu decken. 1965 haben wir unsere erste Patenschaft übernommen nach der Devise: „Für jedes unserer Kinder, das hier alle Möglichkeiten einer Ausbildung hat, die Finanzierung des Schulbesuchs eines indisches Kindes!“ Und dann hatten wir 2000 selbst Gelegenheit, die Kinder in den Internaten zu besuchen. Das Erlebnis dieser fröhlichen Kinder und der über die Maßen engagierten Lehrer und Ordensleute war so überwältigend, dass wir spontan beschlossen, uns von nun an selbst mit Eifer und Begeisterung der Sache zu widmen. In Indien haben wir mit den indischen Bischöfen **Chacko** (Bistum Indore), den viele in Ratingen schon von seinen diversen Besuchen bei uns kennen, und **Ganawa** (Bistum Jhabua), die beide dem Steyler Orden angehören, starke und zuverlässige Partner mit einem unglaublich engagierten Team von Mitarbeitern, die sich um die Bildung der Kinder bemühen. So haben sie in den letzten Jahren in beiden Bistümern eine große Zahl von Grund- und weiterführenden Schulen gebaut, und daneben Internate für Jungen und Mädchen, weil die Kinder ja aus weit verstreuten Dörfern stammen und die Schulen über einen täglichen Weg nicht erreichen könnten. Außerdem gibt es in den kargen Hütten keine Möglichkeit, Schulaufgaben zu machen, und die Kinder müssen, wenn sie zu Hause sind, bei der Feldarbeit mithelfen oder auf ihre Geschwister aufpassen. Internate haben den weiteren Vorteil, dass am Nachmittag der Unterrichtsstoff mit den Kindern intensiv aufgearbeitet wird, und dann bekommen die Kinder hier auch drei volle Mahlzeiten, während zu Hause nur einmal morgens früh vor Sonnenaufgang gekocht und gegessen wird. Bleibt etwas von der Mahlzeit übrig, gibt es den Rest dann vielleicht am Abend. So sind viele Kinder unterernährt und leiden an Krankheiten der Mangelernährung.

Mit fast 300 Patenschaften, zumeist aus Ratingen, können wir nun diese wichtige Arbeit der Bischöfe unterstützen. Daneben ergeben sich immer wieder andere kleinere Aktionen, wie der Kauf von Schuhen für das Internat Jamli oder die Anschaffung von Schulmöbeln für die Schule in Badi Dhamini. Bis vor fünf Jahren wurden fast alle Schulen nämlich gleichzeitig als Internate genutzt. Während des Unterrichts sitzen dann die Kinder auf dem Fußboden, eng an eng gedrängt, bis zu 100 Kinder in einem Klassenraum. Abends werden Matten ausgelegt, worauf die Kinder schlafen. Am Morgen werden die Matten aufgerollt und in einem Regal abgelegt, in dem sich auch die Köfferchen mit den wenigen Habseligkeiten der Kinder befinden. Inzwischen wird versucht, separate Internate dazu zu bauen und die Klassenräume zu möblieren, weil damit doch eine bessere Konzentration im Unterricht erreicht werden kann. Auch hierzu konnte unser Verein finanziell des Öfteren beitragen. Mit Hilfe der Kindermission und des Bundesministeriums für Entwicklung und wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) haben wir schon mehrere Schulen und Internate mitfinanziert. Bei der Konzeption dieser Bauten durften wir auch ein wenig Einfluss nehmen. Natürlich wissen die Inder viel besser, was nötig und angebracht ist. Aber wir Deutschen lieben nun mal das, was wir mit erschaffen haben und wollen es auch längerfristig „sauber“ sehen. So gefiel uns dann gar nicht, dass die schönen weiß getünchten Wände der neuen Schulen und Internate nach wenigen Wochen die gleiche rotbraune Farbe aufwiesen, wie die Erde der Schulhöfe vor dem Gebäude. Nun haben wir erreicht, dass Wände bis zur mittleren Höhe mit brauner Lackfarbe gestrichen werden, das sieht jetzt sauberer aus; die Inder können uns da nur mitleidig belächeln: Die Gebäude sind schließlich doch funktionsfähig! Auch unsere so gute Idee, den chronischen Wassermangel in den

Dieser Raum im Internat ist Schulzimmer und Schlafraum zugleich

Internaten mit dem Bau von Brunnen zu beheben, erwies sich als nicht weit genug gedacht: Nachdem ringsum auch in den Dörfern ständig neue Brunnen geteuft werden, ist der Grundwasserspiegel von zuvor 30 m auf derzeit 150 m gesunken, die Brunnen also trocken; als wesentlich besser erwies sich die Maßnahme, in den Flüssen und Bächen Betonbarrieren zu errichten, die einen großen Teil des abfließenden Wassers während der Monsunzeit zurückhalten. Ebenso werden derzeit rings um die Felder tiefe Gräben gezogen, die ebenfalls Regenwasser auffangen, das dann allmählich in das Erdreich versickert. Eine weitere Maßnahme, mit der wir helfen konnten, war die Aufstellung einiger Solaranlagen an den Internaten, die uns von Ratinger Sponsoren finanziert wurden. Damit können die Kinder am Abend nun auch noch lesen und lernen; in Madhya Pradesh wird es jeden Tag um 19 Uhr dunkel, und Strom gibt es nur in den größeren Orten und dann auch nur stundenweise.

Begeistert unterstützen wir auch die von den Diözesen ins Leben gerufenen Selbsthilfegruppen, Nähschulen für Mädchen und Witwen, Kükenaufzucht- und Gewürzherstellungs-Projekte. Am besten gefällt uns das Bio-Kompost-Projekt. Dort wird in so genannten „Betten“ Kompost mit Würmern besetzt und eifrig bewässert. Die Würmer zersetzen innerhalb kurzer Zeit den Kompost zu wertvollem Dünger, dabei wird das abfließende Wasser aufgefangen, weil es sich bestens als Pflanzenschutzmittel bewährt hat. Die Ordensschwestern, die dieses Projekt leiten, weisen die Bauern der Umgebung ein, damit sie selbst diese Mittel verwenden und auch zum Teil an andere Bauern verkaufen können. So können sie biologisch die Ernte verbessern, ohne für viel Geld chemische Produkte einkaufen zu müssen. Dies ist besonders wichtig in Anbetracht der Tatsache, dass – über den indischen Staat empfohlen – viele Bauern in den letzten Jahren genmanipuliertes Saatgut zusammen mit dem zugehörigen Dünger gekauft haben. Die erzielten Ernten fielen aber weitaus schlechter aus als versprochen. So konnten die Bauern auch ihre Kredite für dieses Saatgut nicht zurückzahlen, und schlimmer noch, sie mussten wiederum genmanipuliertes Saatgut kaufen, da das Korn aus der Ernte sich nicht als Saatgut eignet. Wie man aus der Presse erfahren konnte, haben Tausende von Bauern wegen ihrer großen Verschuldung verzweifelt ihrem Leben ein Ende gesetzt und ihre Witwen und Kinder in einer unbeschreiblichen Lage zurückgelassen.

Bei unserem Aufenthalt 2011 hatten wir einmal Gelegenheit, auch einen Steinbruch zu besuchen. Dort angekommen empfing uns eine ganze Reihe mit Gewehren bewaffneter Ordnungskräfte, um uns zu begleiten und aufzupassen, dass wir wirklich auch keine Fotos machten. Das war strengstens verboten. Allerdings hätten wir dann doch allzu gerne Fotos gemacht, denn was wir da zu sehen bekamen, hat uns völlig überwältigt. Über ein weitläufiges Gebiet wird dort Gestein abgebaut, in den oberen Schichten schieferartiges silbriges Gestein, tiefer hauptsächlich Basalt. Überall wimmelte es von Frauen und Kindern, die mit Hämmern Steinbrocken in vorgegebene Größen für den Straßenbau zerschlugen. Schlimm anzusehen, wie die größeren Kinder zu dieser harten Arbeit herangezogen wurden. Noch schlimmer war der Anblick der kleineren, die zwar auch einen kleineren Hammer hatten, aber ebenso stundenlang Gesteinsbrocken zerschlagen mussten. Sicherlich haben wir solche Szenen schon im Fernsehen anschauen können, aber es ist etwas völlig anderes, wenn man dort inmitten der Menschen steht und zusieht, wie die Kinder in Lärm, Hitze und Staub schuften müssen, und das jeden Tag. Der Anblick tut dann körperlich weh; unfassbar, wenn man sich vorstellt, die eigenen Kinder oder Enkel an dieser Stelle zu sehen. Und als wir dann entdeckten, wie auch noch die Allerkleinsten mit ihren winzigen Fingerchen die zerkleinerten Brocken auf eine Schütte schoben, damit die Großen sie dann in einen Korb entleeren konnten, schnürte der Anblick uns die Kehle zu. Das war ausbeuterische Kinderarbeit der schlimmsten Form. Die Arbeiter kämen zum Teil aus den Dörfern der Nachbarschaft, wurde uns mitgeteilt. So verdingen sich ganze Familien für die Arbeit im Steinbruch. Da nach der Menge des abgelieferten zerkleinerten Steinmaterials bezahlt wird, müssen auch die Kinder mitarbeiten, damit der äußerst niedrige Lohn zum notwendigsten Unterhalt der Familie ausreicht. Abgerechnet wird nach Anzahl und Füllmenge der Drahtkörbe. Keines dieser Kinder hat bisher an einem Unterricht teilgenommen und hätte auch in der Zukunft wegen der weiten Entfernung zur nächsten Schule keine Chance dazu.

So ist uns nun die Verbesserung der Situation im Steinbruch, wo nach Aussage des in dieser Region arbeitenden Paters um die 350 Kinder aus den umliegenden Dör-

fern schuften müssen, eine Herzensangelegenheit. Der Bischof hat uns ein Gelände des Bistums unmittelbar am Steinbruch angeboten. Dort gibt es bereits einen kleinen Konvent und einige Schwestern, die als Lehrerinnen arbeiten. Dort ist auch ausreichend Platz für einen großen Schulbau vorhanden. Durch die unmittelbare Nähe zum Steinbruch bleibt für die größeren Kinder damit auch die Möglichkeit, nach dem Unterricht noch einige Stunden bei ihren Eltern mitzuarbeiten, was für die Familie sicherlich erforderlich sein wird. Wir planen nun, auf diesem Grundstück eine Schule zu bauen für alle Klassen vom Kindergarten bis Stufe 12. Dies wird nach Fertigstellung des derzeit im Bau befindlichen Internats für Mädchen dann unser nächstes Projekt mit dem BMZ werden. Wir wollen erreichen, dass die Kinder besser qualifiziert sind, damit sie selbst später einer höherwertigen Arbeit nachgehen und einen für den Lebensunterhalt auskömmlichen Lohn erhalten können. Dazu wird für die größeren Kinder ein besonderes verkürztes Lehrprogramm entwickelt.

Der Neubau dieses Mädchenpensionates wird Ende 2012 fertig sein

Ein Viertel der Kosten für solche Projekte muss jeweils von unserem Verein bereitgestellt werden. So besteht unsere weitere Aufgabe darin, Mittel einzuwerben. Daher sind wir bei vielen Gelegenheiten, wie Fest der Kulturen, Ehrenamtsmeile, Weihnachtsmärkte usw. mit unserem Stand anzutreffen, wo wir mit selbst gebastelten Dingen die Menschen zum Kauf animieren und dabei von unseren Projekten berichten, getreu unserem Motto: Bildung ist die beste Entwicklungshilfe.

Rita Brazda
Paten Indischer Kinder e.V.

BAUCONCEPT

Das Concept für den Hausbau

Bauausführung von:

- Neubauten aller Art
- Um- und Anbauten
- Fliesenarbeiten
- Fassadensanierung
- Altbausanierung
- Trockenbauarbeiten
- Rohbau- u. Putzarbeiten
- und vieles mehr

BAUCONCEPT Planungs- und Bauleistungs GmbH
Duisburger Str. 21
40885 Ratingen

Telefon: 02102-55 89 14
Telefax: 02102-55 89 16

Mobil: 0163-26 46 100
E-Mail: info@bauconcept-bau.de

Initiator und Betreiber von: www.handwerker-in-ratingen.de

www.bauconcept-bau.de

Faszination Kalk
Begegnung mit einem unbekannten Gestein

Auch im Lintorfer und Ratinger Raum gab es jahrhundertelang ein Kalkgewerbe (Schluss)

Das Gebiet der alten bergischen Stadt Ratingen war früher nicht zuletzt durch seine reichen Kalklagerstätten bekannt. In unserer Heimat wurde Kalkstein nicht nur für den Eigenbedarf gebrochen und gebrannt, sondern auch an den Rhein zur Verschiffung gebracht. Über die Angermunder Kalkgilde und das „Blaue Loch“ – heute Blauer See genannt – wurde in der Ausgabe Nr. 80 (2010) der „Quecke“ berichtet.

Neben diesen Spee’schen Kalksteinbrüchen gab es südlich der Stadt in der Nähe des Schwarzbachtales ebenfalls große Kalklager. Hier lagen im Bereich von Neander- und Formerstraße, am Voisweg, an der Voismühle und der Straße „Marmorbruch“ zwei Steinbrüche, das „Griese Loch“ und das „Schwarze Loch“. Am bedeutendsten war hier das „Schwarze Loch“, auch „Marmorbruch“ genannt. Hierüber soll nun berichtet werden. Dabei gingen die Geschäftsverbindungen beim Kalkabbau im 19. Jahrhundert ins Ruhrgebiet hinein, und niederländische Investitionen der 50er-Jahre des 19. Jahrhunderts haben nicht nur beim Aufbau der Industrie im Ruhrgebiet, sondern auch beim Kalkabbau im Ratinger Süden eine Rolle gespielt. Ein Ausblick auf den heutigen Kalkabbau in unserer Nachbarstadt Wülfrath schließt die Serie „Faszination Kalk – Begegnung mit einem unbekannten Gestein“ ab.

Die Kalksteinbrüche im Ratinger Süden

In den beiden südlichen Ratinger Steinbrüchen, dem „Griesen Loch“ und dem „Schwarzen Loch“, wurden die sogenannten Massenkalke abgebaut. Dieser Massenkalk ist auch in Wülfrath oder im Neandertal anzutreffen.[1] Das „Schwarze Loch“ (Schwatte Look) beim Voishof im Schwarzbachtal ist nach Jakob Germes schon um 1500 nachzuweisen.[2] In

Der frühere Marmorbruch an der Neanderstraße, das sogenannte „Schwarze Loch“, in den 1970er-Jahren

diesem Bruch wurde fast vier Jahrhunderte hindurch bis 1880 ein blauschwarzer Kalkstein gewonnen und in geschliffenem Zustand als sogenannter Marmor vertrieben. 1621 hatte Heinrich Koppenschar bei Erlass der Pacht von drei Reichstalern das Recht, hier Steine zu brechen, „solang Ihre Churfürstliche Durchlaucht des steinbrechens vonnöten“ sei. 1656 war dieses Recht an einen Mann namens Casmus verliehen. Seit 1689 betrieb Dr. Deuren, Mitunterzeichner der Gildeordnung von 1722, diesen Bruch und brannte zeitweilig auch Kalk. 1748 weigerte er sich jedoch, die mit sechs Reichstalern angesetzte „Recognition“ zu bezahlen. Im darauffolgenden Jahr brannte der Kalkkaufmann Philipp Wilhelm Schwartzbach in der „Steinkaulen“.[3] Aus einem umfangreichen Aktenstück wird ersichtlich, dass er auch noch 1752 Kalk brannte. Er hatte einen Kalkofen im Schwarzbachtal bei Ratingen, was 1756 ausdrücklich als zum Voishof liegend, ausgewiesen ist.[4] 1761 ging die Kalkbrennerei an **Johann Degreck** über, dem drei Jahre später auch die Konzession zugesprochen wurde. In der Amtsrechnung von 1764 heißt es, dass er Bürgermeister zu Ratingen und Eigentümer des Ofens am Voishof sei und sechs Reichstaler an „Recognition“ zahle, weil er den Kalk an die Gilde liefere. Diese Eintragungen wiederholen sich bis 1806. 1768 pachtete er für einen jährlichen Betrag von 110 Reichstalern die von den Kalkschiffern für jede Ladung zu zahlenden Gebühren und wird in dieser Eigenschaft als Admodiator der Kalkgilde zu Wittlaer bezeichnet. 1831 war die Witwe Karl Degreck Besitzerin des Bruches am Voishof.[5]

---

1) Wilfried Rosendahl, Die allgemeine Geologie und Paläontologie des Blauen Sees bei Ratingen, S. 5-21, in: Manfred Fiene, Wilfried Rosendahl, Klaus Thelen, Der Blaue See in Ratingen, Natur, Kultur, Mythos, Gelsenkirchen/Schwelm 1996

2) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1965, S. 95

3) Walter Heikaus, Auf den Spuren der Kalkstraße, Uraltes Kalkgewerbe im ehemaligen Amt Angermund, in: Angerland Jahrbuch, Bd.1, Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde von Angermund, Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Lintorf, Wittlaer, Lintorf 1968, S. 51

4) Ebd, S. 42

5) Ebd, S. 51f

Im Jahr 1832 zählte die „innere und äussere“ Stadt Ratingen folgende Gewerbe: „2 bedeutende Kalksteinbrüche und Kalköfen, 1 Eisenhammer, 1 Salmiakfabrik, 1 Papiermühle und 50 Ziegeleien“. Ziegeleien und Kalkbrennereien traten damit als gewerbliche Schwerpunkte Ratingens deutlich hervor. Während der Kalkbrand im Ratinger Raum und der Kalkexport auf eine lange Tradition zurückblicken konnten, war der starke Ausbau des Ziegelgewerbes auf die beginnende Industrialisierung zurückzuführen.[6] Legt man die vorhandenen Zahlen zugrunde, so blieb das Kalk- und Ziegelgewerbe bis zum Ende der 1860er-Jahre das Hauptgewerbe in Ratingen. 1861 werden noch neun Ziegeleien als „Hauptnahrungszweig“ Ratingens genannt.[7]

Nach der Witwe Karl Degreck erwarb die Familie Linden den Steinbruch am „Schwarzen Loch“. Durch den Erwerb der Kalksteinbrüche am Voisweg wurde die Unternehmerfamilie Linden Besitzerin des „Schwarzen Loches“ und des „Griesen Loches“. 1839 gehörten dem Gutsbesitzer Linden sieben Kalköfen am Voishof, und er hatte später noch einen Ofen auf dem ehemaligen Gelände der Keramag an der heutigen Sandstraße.[8] Kalkstein, wie er am Voishof gebrochen wurde, war ab den 1830er-Jahren ein wichtiger Zuschlagstoff bei der Verhüttung von Eisenerzen. Somit lag die Exportausrichtung für Kalkstein, aber auch für Ziegel ab den 1830er-Jahren im Ruhrgebiet.

Die Familie Linden saß seit etwa 1710 nachweisbar auf dem Gut Görsenkothen. Um 1500 entstanden die Ansiedlungen Görsenkothen, Frommeskothen, Beerenkothen und Grünewald. Die älteste davon war der Görsenkothen mit 400 Morgen Land, Eichen-, Erlen- und Tannenwald. Eigentümer war bis 1880 die Familie Linden. „Der Linden’sche Besitz reichte von Haus Zimmermann-Kronenthal über die Sandberge, Oststraße, Schwarzbachstraße, Voisweg bis zur Neanderstraße.“[9] Auf dem Gelände der Firma Ratinger Tonindustrie G. Linden & Cie. stehen heute die Gebäude von Balcke-Dürr, Nokia, Coca Cola und weiterer Firmen. Auf dem Gelände des Kalkofens an der Sandstraße stand später die Firma Keramag. **Stephan Linden** (1780-1857) und sein Sohn Heinrich Josef, genannt „Gustav“ (1828-1884) waren vielseitige Unternehmer und nannten sich auch Gutsbesitzer. Der Begründer des sogenannten „Lindenschen Etablissements“, das neben der größten lokalen Dachziegelei, Kalköfen, einen Marmorbruch, Steinbrüche, Straßenbau, Landwirtschaft und eine Branntweinbrennerei umfasste, war Stephan Linden. Im Jahre 1850 übernahm sein Sohn Gustav, 22 Jahre alt, das Unternehmen. Bis etwa dahin hatte sich das Unternehmen auf Dünge- und Baukalk beschränkt. Er entwickelte es zu einem Großunternehmen.

Die Kalkbrennerei entwickelte sich in Ratingen um 1850 allgemein gut. Zehn Kalköfen waren vorhanden, welche jährlich 600.000 Zentner Kalk lieferten. **Gustav Linden** konzentrierte sich bald auf die Kalksteinbrüche im Schwarzbachtal.[10] Er organisierte die Kalk- und Marmorindustrie neu und nahm eine Massenproduktion vor, um die schnell wachsenden Städte und die Eisenverhüttung zu beliefern. Zum besseren Abtransport des Kalkes kaufte Gustav Linden von den Anliegern Geländestreifen auf, verbreiterte den Weg „An der Industrie“, die heutige Industriestraße, und versah die Fahrbahn 1853/54 mit einer Steindecke.[11]

Gustav Linden sah in der 1846 neu gebauten, von Elberfeld über Düsseldorf nach Duisburg weitergeführten Köln-Mindener-Eisenbahn, die zu diesem Zeitpunkt auch Anschluss an das Ruhrgebiet gefunden hatte, die Möglichkeit, die im Schwarzbachtal produzierten Erzeugnisse über den Bahnhof Kalkum diesem Markt zuzuführen. Den Transport zum fünfeinhalb Kilometer entfernten Bahnhof Kalkum sollte eine von ihm zu erbauende auf Gleisen geführte und von Pferden gezogene Schleppbahn übernehmen.[12]

---

6) Viebahn, Statistik Bd. 1, S.182, siehe auch: Walter Heikaus, Die Kalkgilde des Amtes Angermund, in Romerike Berge 7, 1957/58, S.170-177

7) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1985, 5. Aufl., S.105

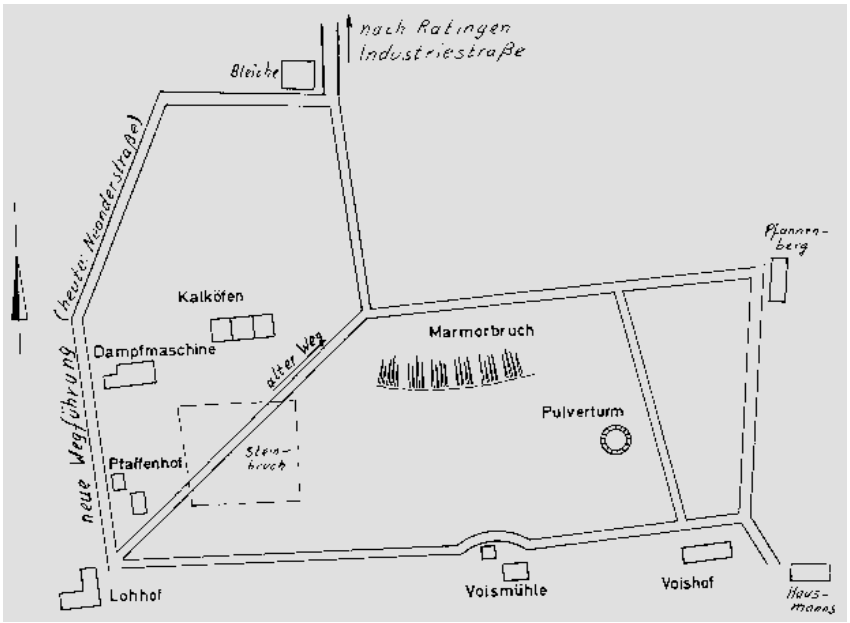
8) Walter Heikaus, 1968, S. 52

9) Siehe hierzu die Zeitungsartikel von Jakob Germes aus der Ratinger Zeitung: „Pannschoppen und Marmorbrüche, Der Görsenkothen war lange Ratingens bedeutendstes Gut“ und „Der Name Linden ist völlig vergessen, Ratingens bedeutendster Politiker im 19. Jh.“, Stadtarchiv Ratingen

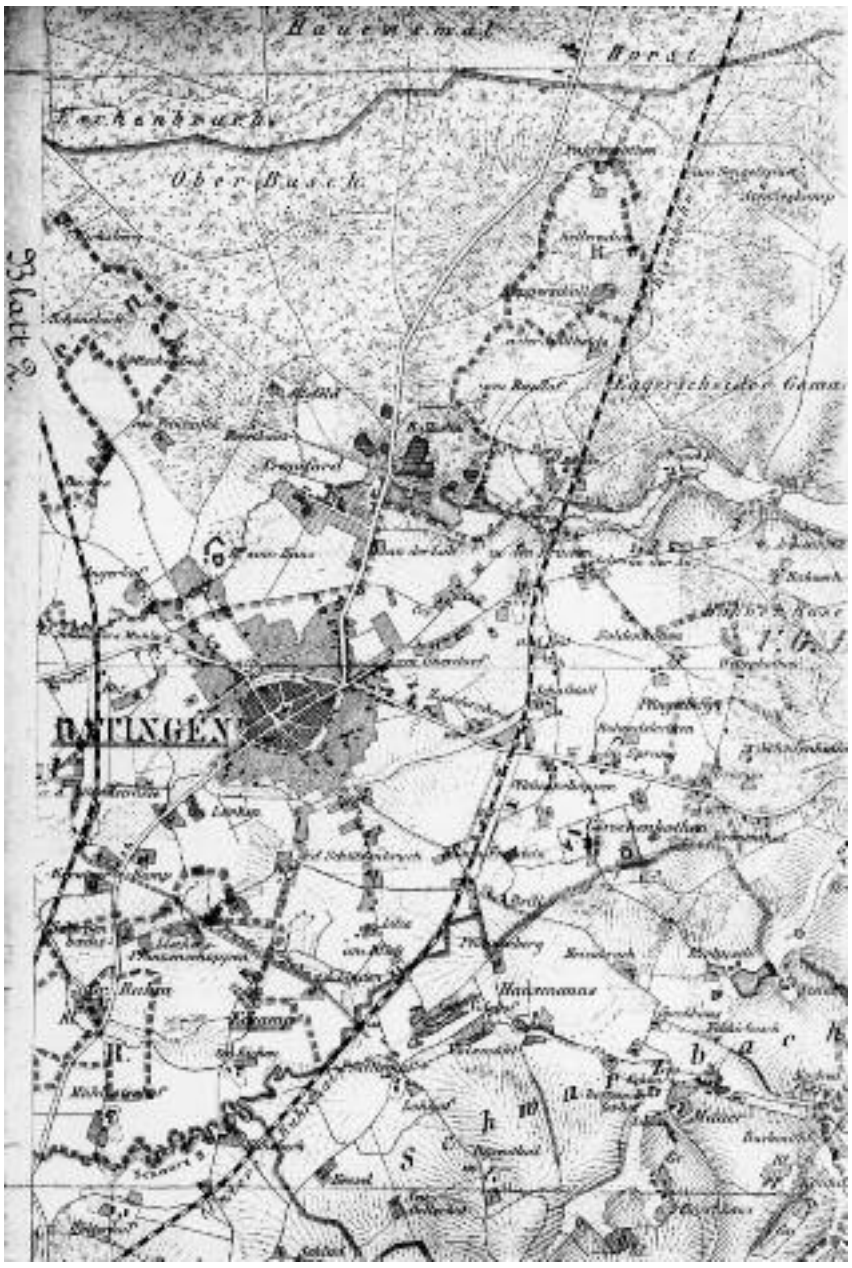
10) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1965, S. 101

11) Hermann Tapken, Im Vorfeld der Industrialisierung: Kalkproduktion, Wegebau und Dachziegelherstellung im Ratinger Süden vor 1885, in: Ratinger Forum, Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Heft 10, Ratingen 2007, S. 87 u. 114

12) Ebd., S. 92



Um die Steinbrüche erweitern zu können, musste die Straße in Richtung Gerresheim verlegt werden. Die hierfür erstellte Situationsskizze ist im Stadtarchiv erhalten geblieben (Erstellungsdatum unbekannt) und hier nachempfunden worden. Die Verlegung der Straße entspricht dem Straßenverlauf der heutigen Neanderstraße



Karte um 1875, Stadtarchiv Ratingen: Zu erkennnen sind die beiden Ratinger Eisenbahnlinien „Untere Ruhrtalbahn“ und Ratinger Westbahn der „Rheinischen Eisenbahngesellschaft“ mit der dazwischenliegenden Pferdebahn im Ratinger Süden, die ihren Ausgangspunkt am „Schwarzen Loch“ in der Nähe der Höfe Pfaffenhof, Lohhof, Voismühle, Voishof hatte. Ebenfalls ist weiter nordöstlich der Görsenkothen zu erkennen

So schlossen „im Juli 1856 Caspar Höltgen und Anton Scherpenbach einen Privatvertrag mit Gustav Linden als Bevollmächtigtem der Handelsgesellschaft „Ratinger Kalkstein-, Kalk- und Marmorindustrie“ ab, worin sie der genannten Gesellschaft kleine Grundstücke verkauften, die für den Bau einer Schleppbahn benötigt wurden.[13] Diese Pferdebahn wurde von Gustav Linden begonnen, dann von der **Firma Carl Remy** ausgebaut, und auch die Firma Julius Herold & Co. hatte sich hier eingebracht. Nach Germes war der Gutsbesitzer Linden daran zur Hälfte beteiligt. Vom Kalkstein- und Marmorbruch – auch Industrie genannt, daher der heutige Name Industriestraße – an der jetzigen Neanderstraße und am Voishof führte der Weg der Schleppbahn über die Zieglerstraße und Plättchesheide zum Kreuzerkamp (Ecke Sandstraße und Düsseldorfer Straße) und von dort bis zum späteren Gelände der Keramag, zu dem dort vorhandenen Kalkofen. Über Vohlhausen, Brunshof, An der Schlepp und Kremershof gelangte sie zum Bahnhof Kalkum.[14]

Linden wird sicherlich bald eingesehen haben, dass ein solches Großprojekt von ihm alleine nicht durchgeführt werden konnte und ihm dazu die nötigen Mittel fehlten. Darum wurde ein neues Unternehmen, die „Kalk-, Kalkstein- und Marmorindustrie“, gegründet, in dem Gustav Linden zumindest nicht mehr aktiv vertreten war.[15] Er besaß allerdings noch zu diesem Zeitpunkt eigene Gebäude, die für den Kalkabbau benötigt wurden. Sicherlich verkaufte er die Kalksteinbrüche nicht aus freien Stücken. Doch blieben ihm nach dem Verkauf der Kalksteinbrüche weiterhin sein landwirtschaftlicher Betrieb, der traditionelle Wegebau, und er widmete sich vermehrt dem Ausbau der Dachziegelherstellung.

In einem Brief an den Bürgermeister des Amtes Hubbelrath, Dürselen, (die Kalksteinbrüche gehörten damals zum Amt Hubbelrath) teilte Remy weitere Einzelheiten zur Schienenbahn mit: Ausgangspunkt der Schleppbahn waren die Voishöfer Kalksteinbrüche, und sie führte zum Bahnhof Kalkum. Nur in der Nähe des Marmorbruchs gab es mehrere Gleisstränge nebeneinander und an zwei Stellen Weichen, sonst wurde die Bahn bis nach Kalkum einspurig geführt.[16]

Nach der Veräußerung seiner Kalksteinbrüche und Kalköfen am Voishof und am Pfaffenhof erwarb sie im Mai 1856 eine Gruppe von sechs niederländischen Geschäftsleuten unter der Leitung von **Friedrich Wilhelm Julius Brewer,** Generaldirektor der Gesellschaft „Vulkan“, wohnhaft zu Pempelfort bei Düsseldorf. Beauftragter vor Ort, technischer Leiter und Geschäftsführer wurde im Sommer 1856 der „Inspector“ Friedrich Carl Remy, der das Un-

13) Ingrid Höltgen, Das Leben einer Eckamper Familie in zwei Jahrhunderten, Ratingen 1982, in: „Beiträge zur Geschichte Ratingens“, Herausgegeben vom „Verein für Heimatkunde und Heimatpflege“ Ratingen, Band 10, S. 24

14) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten 1985, S. 105; Jakob Germes, Pannschoppen und Marmorbrüche, Der Görsenkothen war lange Ratingens bedeutendstes Gut, in: RZ, StA Rtg.

15) Hermann Tapken, 2007, S. 205f

16) HSTAD Reg. Ddf. 13066, Schreiben vom 31.3.1858

ACTIE

Kalk-, Kalkstein- und Marmor-Industrie-Commandit-Actien-Gesellschaft,

unter der Firma

Friedrich Carl Remy & Comp.

bei Ratingen.

über Zwei Hundert und Fünfzig Thaler Preußisch Courant.

Aktie der „Kalk-, Kalkstein- und Marmorindustrie-Commandit-Actien-Gesellschaft“ aus dem Jahre 1857

ternehmen im Auftrag der Eigentümer leitete.[17] **Friedrich Carl Remy** wohnte zeitweise in Ratingen an der Düsseldorfer Straße.

Doch es gab verschiedene Schwierigkeiten. Darum scheint es, dass erst ein von Brewer Ende Februar 1857 vorgelegter notarieller Vertrag die Bedenken der Aufsichtsbehörden zerstreuen konnte. Der Gesellschaftsvertrag trat zum 1. März 1857 in Kraft und im Mai erfolgte die Ausgabe der Aktien, die auf den Namen des jeweiligen Käufers ausgestellt waren.[18] Die niederländischen Eigentümer blieben im Hintergrund und waren namentlich nicht aufgeführt. Unbekannt ist auch, in welchem Umfang Aktien ausgegeben wurden. Eine dieser Aktien ist im Ratinger Stadtarchiv vorhanden. Diese Aktie der „Kalk-, Kalkstein- und Marmorindustrie-Commandit-Actien-Gesellschaft“ unter der „Firma Friedrich Carl Remy & Comp. bei Ratingen“ hat die Aktien-Nummer 603 und ist „über zwei Hundert und Fünfzig Thaler Preußisch Courant“ am 16. Mai 1857 für Herrn Adriaan Jan **Hockwater,** Advocat in S´Gravenhage, ausgestellt worden. Hier wird das Objekt „Voishofer Bruch bei Ratingen“ genannt.[19]

Über den Umfang der Produktion und Verlauf des neu gegründeten Unternehmens ist ebenfalls wenig bekannt. Vorrangiges Ziel des Unternehmens blieb aber der Bau der Schleppbahn zum Kalkumer Bahnhof mit Anschluss an die Köln-Mindener Eisenbahn. Es traten aber mehrere Probleme auf, so dass sich die Fertigstellung und die offizielle Zulassung um mehr als zwei Jahre verzögerten.[20] Doch wird die Schleppbahn von den Steinbrüchen über den Kalkofen zum Bahnhof Kalkum 1859 verwirklicht.[21]

Ein Jahr zuvor hatte man an der Sandstraße in der Nähe des späteren Westbahnhofs, wo auch die Schleppbahn vorbeiführte, zwei Kalköfen errichtet, und 1859 erfolgte der Bau eines dritten Kalkofens.[22] In der für die Jahre 1859, 1860, 1861 herausgegebenen „Statistik des Kreises Düsseldorf“ hieß es zur Kalkindustrie am Voishof: In der Bürgermeisterei Hubbelrath sind „eine Kalk-, Kalkstein- und Marmor-Industrie mit drei Kalköfen, 73 Arbeitern, 1 Dampfmaschine und 1 Wasserrad mit einem Gestänge zum Wasserpumpen. ... Auf einer eigens angelegten einspurigen Pferde-Eisenbahn von 1460 Ruthen Länge (1460 Ruthen sind ca. 5,5 km) wird der Kalk zur Kalkumer Eisenbahnstation transportirt und meistens in der Umgegend abgesetzt, theils auch weithin versandt“.[23] Die Kalk- und Marmorindustrie lieferte 1863 auf dieser Pferde- oder Schleppbahn täglich 16 Waggons Kalksteine, führte auf dem Rückweg einen Waggon Kohlen zu und beschäftigte in diesem Jahr 55 Arbeiter.[24]

Weiterhin heißt es in der Statistik des Kreises Düsseldorf: „Es darf noch besonders erwähnt werden, daß die in der Nähe von Ratingen befindlichen Kalkbrennereien und Dachziegeleien in gutem Rufe stehen, namentlich die Dachziegel wegen der Dauerhaftigkeit ihrer Glasur bekannt sind und gesucht werden. Deshalb haben diese Anlagen fortwährend guten Absatz, der sich noch durch die in den benachbarten Städten gestiegene Baulust und der dort aufgeführten großen gewerblichen Etablissements nicht unbedeutend vermehrt hat.“[25]

1876 hatte die Firma Ratinger Kalk-, Kalkstein- und Marmor-Industrie ihren Namen in Kalk- und Kalksteinindustrie abgeändert, weil zu diesem Zeitpunkt die Marmorindustrie längst keine Rolle mehr spielte.[26]

Wie schon erwähnt, waren sechs niederländische Geschäftsleute an dem Unternehmen beteiligt. Niederländisches Geld hat besonders während der sogenannten ersten Gründerzeit zwischen 1850 und 1857 bei der Industrialisierung des Ruhrgebiets eine Rolle gespielt. Die Industrialisierung im Deutschen Reich erfolgte zwar lange nach der industriellen Revolution in England. Sie war auch später als die Industrialisierung in Frankreich und Belgien, lag aber viele Jahre früher als die in den Niederlanden. Darum investierten die Holländer u.a. in die deutsche Industrie.

---

17) „Inspector“ Remy an die Regierung Düsseldorf vom 3.9.1856, HSTAD Reg. Ddf.13066, siehe auch: Hermann Tapken, 2007, S. 93

18) HSTAD Reg. Ddf. 13066, 15.9.1856

19) StA Rtg. Aktienslg. Nr. 1

20) Genaue Betrachtung und Beschreibung über den Bau und die Fertigstellung der Schleppbahn, siehe Hermann Tapken, 2007, S.94ff

21) Walter Heikaus, 1968, S. 52

22) Ebd.

23) Statistik des Kreises Düsseldorf für die Jahre 1859, 1860, 1861, S. 95

24) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1965, S. 101; Jakob Germes, Pannschoppen und Marmorbrüche, Der Görsenkothen war lange Ratingens bedeutendstes Gut, RZ, StA Rtg.

25) Statistik des Kreises Düsseldorf , S. 95

26) Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, Ratingen 1965, S.102

Bei den niederländischen Investitionen werden einige Betriebe, wie die Vulkan AG in Duisburg, dessen Generaldirektor Julius Brewer auch in die Ratinger Kalksteinindustrie involviert war, und die Bergbaugesellschaft Holland in Wattenscheid genannt. In beiden Fällen nahm **Jan Jacob van Braam** eine zentrale Stelle ein. Ebenso war **C.J.A. den Tex** daran beteiligt. Van Braam und den Tex traten bei einigen deutschen Unternehmungen gemeinsam auf.[27)]

Am Beispiel von Jan Jacob van Braam kann man verdeutlichen, warum eine neue Industrie und eine Gesellschaft privater niederländischer Investoren sich damals gerade im Ruhrgebiet zusammenfand. Van Braam muss als Bindeglied dieser grenzübergreifenden Initiativen gelten.[28)] C.J.A. den Tex wiederum war in welcher Form auch immer in die Ratinger Kalk-, Kalkstein- und Marmorindustrie eingebunden.

Cornelius Jacob Arnold (Koo) den Tex (1824 – 1882), der als junger Mann eine nicht allzu gut florierende Anwaltskanzlei betrieb, widmete sich mit Energie und Enthusiasmus als Geschäftsführer den deutschen Unternehmungen seines Schwiegervaters Gerrit Vriese. Nachdem Vriese 1860 gestorben war, arbeitete den Tex als Partner von van Braam, aber auch selbstständig weiter. Drei Jahrzehnte pflegten beide regelmäßigen Kontakt miteinander. Cornelius Jacob Arnold den Tex war von 1869 bis zum Jahre 1880 auch Bürgermeister von Amsterdam.[29)] Burg Steinhausen mit den dazugehörigen Minenanteilen gegenüber der Stadt Witten war seit 1860 Ausgangspunkt für die weiteren Unternehmungen von den Tex in Deutschland.[30)]

Den Tex hatte sich einen soliden Ruf als Geschäftsmann erworben, wie dies aus einer Anfrage aus dem Jahre 1860 von einem gewissen Herrn J.N. van Nes aus Doesburg deutlich wird. Van Nes bittet ihn, in die Leitung der Ratinger Kalk- und Kalksteinindustrie einzutreten.[31)] Spätestens seit 1860 wusste somit den Tex von den Ratinger Kalksteinbrüchen am Voishof und hat vermutlich auch in sie investiert.

Van Nes schreibt den Tex, dass es um eine gute Sache gehe, welche sich auf gute Berechnungen stütze und gute Gewinne bringen könne. Aber eine dauerhafte Aufsicht fehle, welche für eine neue Geschäftsgründung so notwendig sei. „Du erkennst in mir einen alten akademischen Freund deines Vaters .... , für den die Zeit mit Kraft und Energie zu arbeiten vorbei ist. Du besitzt diese Kraft und die Energie, du bist im vollen Besitz davon. Du kennst die Administration dieses Geschäftes, du bist der Sprache mächtig, du hast einen Wohnsitz in Deutschland (Steinhausen) und zwar direkt in der Nähe dieser Kalksteinbrüche. Dadurch bist du imstande, fortwährend eine Kontrolle auszuüben.“ Van Nes verspricht den Tex reichliche Gewinnanteile. Der Brief befindet sich heute in der Universitäts-Bibliothek Amsterdam, Abteilung „Handschriften“, „correspondentie C.J.A. den Tex.“[32)]

Ob er wirklich in die Leitung der Ratinger Kalkindustrie eingetreten ist, kann bisher nicht beantwortet werden.[33)] Doch lässt sich mehr finden, so schreibt seine Urenkelin Ursula den Tex. Eine Anzahl deutscher Namen in der Korrespondenz von C.J.A den Tex aus den Jahren 1850 bis 1864 deuten auf weitere Zusammenhänge und geben Anlass für weitere Untersuchungen. In einem Brief von Ursula den Tex vom 2.11.2000 an Michael Lumer schreibt sie: „Die erwähnten Namen: Gutsbesitzer Linden zu Görsenkothen und Firma Friedrich Carl Remy habe ich auch in der Korrespondenz, die sich nunmehr in der Universitätsbibliothek von Amsterdam befindet, angetroffen.“ Und zu van Braam: „Es ist möglich, dass dieser van Braam das Glied ist zwischen Vulkan und der Ratinger Kalkindustrie.“

1855 wurde die Bergbau-Gesellschaft Holland AG in Wattenscheid gegründet. Van Braam war erheblich daran beteiligt und C.J.A. den Tex wurde der erste Vorsitzende der Holland AG. Neun Jahre nach ihrer Gründung 1855 und acht Jahre nach Abteufung des ersten Schachtes schüttete die Holland AG zum ersten Mal Dividende aus. Die Holland AG hatte sich etabliert.[34)]

Ein zweites Unternehmen, das mit niederländischem Kapital errichtet wurde, war die Vulkan AG in Duisburg.[35)] In einem niederländischen Prospekt für Aktienanlagen aus dem Jahre 1855 spiegelte die Gewerkschaft Hochofengesellschaft Vulkan aus Duisburg den Anlegern erstaunliche Gewinnchancen vor. Der Prospekt fährt mit der Aufzählung von vielversprechenden Faktoren fort: „Besitz eines günstigen Grundstücks am (Ruhrorter) Hafen und an der Station der Köln – Mindener Eisenbahn ..., geringe Transportkosten ...“ etc.[36)] Doch 1859 legte man das Werk wegen Konjunkturschwierigkeiten still,

---

27) Ursula den Tex, Anlagefieber und Risikobereitschaft bei Jan Jacob van Braam. Niederländische Investitionen im Ruhrgebiet zwischen 1850 und 1880, in: Märkisches Jahrbuch für Geschichte, 104. Band, hrsg. von Heinrich Schoppmeyer, Dietrich Thier im Auftrage des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark (Witten), Dortmund 2004, S. 197; Niederländischer Titel: Ursula den Tex, Van Braams bevlieging. Nederlanders investeren in het Ruhrgebiet, 1850-1880, in: De negentiende Eeuw 27/3, 2003, S. 145-167.

28) Ebd., S. 108; Am 21. März 1847 zog der Großgrundbesitzer Jan Jacob van Braam mit seiner Familie aus Batavia (heute: Djakarta auf Java/Indonesien) fort. Van Braams Traum war es, in Deutschland eine Burg oder ein Schloss zu erwerben. 1851 kaufte er das schlossartige Herrenhaus Steinhausen in Bommern am Oberlauf der Ruhr gegenüber dem Städtchen Witten. Außer Steinhausen erwarb van Braam u.a. Bergwerksanteile der Zeche Nachtigall. Das Gebiet um das Haus Steinhausen mit der Zeche Nachtigall galt als ältestes Grubengebiet an der Ruhr. Hier gelangten die Flöze an die Erdoberfläche. (Siehe: Ursula den Tex, S. 111ff)

29) Ebd., S.115f

30) Ursula den Tex, Erfgenamen, Het vehaal van een Nederlandse familie van aanzien en vermogen, Amsterdam 2009, S. 133

31) Ebd., S. 135

32) Ebd.

33) Brief von Ursula den Tex vom Februar 2011 an Michael Lumer in Bezug auf die Leitung der Ratinger Kalkindustrie: „Ich habe aber keine Spur gefunden, dass den Tex das auch getan hat.“

34) Ursula den Tex, Anlagefieber und Risikobereitschaft bei Jan Jacob van Braam, S. 117ff.

35) Ebd. S. 118; siehe auch: Günter von Roden, Geschichte der Stadt Duisburg, Teil I, Das alte Duisburg von den Anfängen bis 1905, Duisburg 1984, S.192f.

36) Ursula den Tex, Anlagefieber und Risikobereitschaft bei Jan Jacob van Braam, S. 106, 119

um die noch vorhandenen Gelder für den Ausbau der Zeche „Java“ verwenden zu können. Diese dem „Vulkan“ gehörige Zeche kam aber gar nicht zum Fördern, da man auf Treibsand stieß. 1860 ging sie in die Liquidation.[37)]

Die Prospekte anderer Unternehmen versprachen Dividenden von 20 - 40%; niemand hinterfragte die Entwicklung.[38)] Daher kommt es nicht von ungefähr, dass niederländische Gesellschaften Kapital in den Steinkohlenbergbau im Ruhrgebiet sowie in die Anfänge der rheinischen Sand- und Kiesbaggerei steckten und sich auch bei der Bleierzförderung in Lintorf und in die frühere Kalksteinindustrie Ratingens einbrachten.[39)]

Dass überhaupt neues Kapital durch die niederländischen Geschäftsleute in Ratingen eingesetzt werden konnte, lag nicht zuletzt an dem veränderten Miteigentümergesetz. Nach der preußischen Bergordnung von 1737 war der Staat Bergbauunternehmer. Seine Beamten bestimmten auch in den privaten Gruben. Mit dem Miteigentümergesetz von 1851 gab er die Befugnis zur Förderung, Preisgestaltung und Personalbestimmung an die privaten Miteigentümer ab und öffnete sich so dem freien Markt. Dadurch wurden für die Aktiengesellschaften die Möglichkeiten, sich „frisches“ Kapital zu beschaffen, vergrößert. Der Staat setzte allerdings wenig Vertrauen in Eigentümer, deren Verantwortungsbewusstsein nicht weiter reichte, als ihre Aktienwerte zu steigern. Daher stellte der preußische Staat Bedingungen für Aktiengesellschaften auf. Die Mehrheit der Anteilseigner und der Vorstand mussten sich aus Einheimischen zusammensetzen. Darum traten die Holländer häufig nicht als Gesellschafter, sondern nur als Miteigentümer auf.[40)]

Das Hüttenwerk Vulkan AG, dessen Direktor der schon genannte und in die Ratinger Kalkwerke involvierte Julius Brewer war, wurde mit Hilfe von niederländischem Kapital in Betrieb genommen. Die Vulkan AG und die Ratinger Kalk- und Marmorindustrie wurden allerdings später als die Beispiele für „schlechte Leistungen niederländischer Unternehmer“ genannt. So schreibt die Essener Zeitung schon am 4.12.1868: „Im allgemeinen prosperierten die Engländer besser als die Holländer. .... Mit Ausnahme der nach dem lieben Vaterlande Holland benannten Zeche bei Wattenscheid sind die Erinnerungen an Vulkan bei Duisburg, an die Kalk-, Kalkstein- und Marmorindustrie bei Ratingen, ... völlig geeignet, im Lande der Tulpen manche Stirn in Falten zu legen.“[41)] Damit wird deutlich, dass es schon einige Jahre vor dem eigentlichen Zusammenbruch der Ratinger Kalk- und Kalksteinindustrie um sie nicht gut bestellt war.

1874 war das Projekt der Rheinischen Eisenbahngesellschaft für die Strecke Troisdorf – Eller – Rath – Ratingen (West) – Lintorf – Speldorf fertiggestellt. Die Niveau-Kreuzung mit der Pferdebahn der Ratinger Kalkstein- und Marmor-Industrie-Gesellschaft an der Sandstraße wurde nur „in der Voraussetzung zugelassen, dass eine Verständigung mit der genannten Gesellschaft bezüglich der Anlage von Ladegleisen auf dem Bahnhof Ratingen erzielt und dadurch die möglichste Entlastung der Niveaukreuzung herbeigeführt“ wird.[42)] Es stellt sich hier die Frage, warum überhaupt eine „Niveaukreuzung“ benötigt wurde und man nach Fertigstellung dieser Eisenbahnstrecke nicht die Pferdebahn am Ratinger Westbahnhof enden ließ. Eine Einsparung des Weges um etwa zwei Drittel wäre die Folge gewesen.

Auch nach H. Tapkens Ansicht „ist es aus heutiger Sicht unverständlich, warum die Aktiengesellschaft ... 1874 nach der Eröffnung der Rheinischen Eisenbahn am Westbahnhof den Weg nicht verkürzten und weiter am Bahnhof Kalkum festhielten.“[43)] Neben der verkürzten Strecke, die in der Nähe des Ratinger Westbahnhofs vorbeiführte, hatte die Kalk-, Kalkstein- und Marmorindustrie hier ja auch einen eigenen Kalkofen. Möglicherweise führte die Köln-Mindener Eisenbahn an den Abnehmern des Eisen- und Stahlgewerbes vorbei und erleichterte zumindest das Ausladen der Kalkprodukte. So lag z.B. die Vulkan AG, die später zwar mit vorwiegend englischem Kapital in Betrieb genommen wurde, an der Köln-Mindener Eisenbahn.

Linden, der an dem Kalkabbau nicht mehr direkt beteiligt war, erlitt weitere wirtschaftliche Rückschläge, die ihre Ursache nicht allein in der Wirtschaftskrise von 1873 bis 1879 haben können. Der Bau der Eisenbahn Düsseldorf-Essen zerschnitt z. B. seinen Besitz und brachte Erschwernisse für seine Betriebe. Dies alles führte zu Prozessen.

Im Januar 1876 kündigte der Notar Portmans in der Ratinger Zeitung an, dass am 15. Januar 1876 Immobilien „auf Anstehen des Gutbesitzers Herrn Gustav Linden zu ‚Görsenkothen’ bei Ratingen“ verkauft würden. Sie sollten „unter günstigen Zahlungsbedingungen öffentlich versteigert“ werden. In fünf Lose aufgeteilt wurde u.a. das Gut „Voishof“, mit 110 Morgen „Ackerland und Wiesen bester Qualität“ mit der Bemerkung angeboten, dass dieses Gut sich wegen seiner Lage in unmittelbarer Nähe des Bergisch-Märkischen Bahnhofs gut zu „gewerblichen Anlagen“ eigne. Außerdem wurde das „Gütchen am Rommelsberg“, Ackerland am „Freistein“ sowie Ackerland am „Hombergerdick“ versteigert. Zumindest der Voishof scheint von der Ratinger Kalk- und Kalksteinindustrie ersteigert worden zu sein, denn am 11. März 1876 erschien in der Ratinger

37) Günter von Roden, 1984, S.192

38) Ursula den Tex, Anlagefieber und Risikobereitschaft bei Jan Jacob van Braam, S. 119

39) Hans Seeling, Belgische Ziegel-Wallonen und Feldbrand-Ziegelei am Niederrhein. Eine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Studie, in: Düsseldorfer Jahrbuch, Band 51, hrsg. vom Düsseldorfer Geschichtsverein, Düsseldorf 1963, S.228

40) Ursula den Tex, Anlagefieber und Risikobereitschaft bei Jan Jacob van Braam, S. 114

41) Essener Zeitung vom 4.12.1868, Nr. 288 - Dargestellt in: Kurt Bloemers, William Thomas Mulvany (1806 – 1885), Veröffentlichungen des Archivs für Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsgeschichte, Band VIII, Essen 1922, S. 57f

42) Jakob Germes, Vor 100 Jahren: Bau der Eisenbahn, Vier Jahre später fuhr der erste Zug, RZ, StA Rtg.

43) Hermann Tapken, 2007, S. 101

Die Voismühle im Ratinger Süden wurde um 1960 niedergerissen.
Zeichnung: Karl Granderath

Zeitung die Anzeige: „Mehrere Wohnungen von drei oder mehr Räumen nebst Gartenland sind zu miethen von der Ratinger Kalk- und Kalksteinindustrie in Schwarzbach.“[44]

Am 12.1.1878 teilte die Ratinger Zeitung dann die Zahlungsunfähigkeit von Lindens Unternehmen mit. Im April 1880 erschien in den Zeitungen folgende Notiz: „Das frühere Lindensche Etablissement ist von einem neuen Konsortium in Betrieb genommen worden. Die Besitzungen gingen an mehrere Firmen und Familien über. Der Görsenkothen kam mit einem Teil der Ländereien in den Besitz der Familie Scheemann.“[45] Somit gerieten die Linden´schen Unternehmen trotz des großen Grundbesitzes in Zahlungsschwierigkeiten, es kam zu Forderungs- und Wechselklagen mit einem Strafverfahren, in dessen Verlauf Linden verurteilt wurde. Am 15. November 1880 erklärte das Landgericht den Angeklagten Linden „ in 45 Fällen der Fälschung von Privaturkunden für überführt“ und verurteilte ihn zu „vier Jahren Gefängnis und vier Jahren Ehrverlust“ (bürgerliche Ehrenrechte). Auf die Strafe angerechnet wurden sechs Monate der Untersuchungshaft.[46] Linden starb 1884 im Alter von 56 Jahren noch im Gefängnis.

Auch die Firma Ratinger Kalk-, Kalkstein- und Marmor-Industrie geriet 1879 durch einen schweren Wassereinbruch am „Schwarzen Loch“ in Konkurs. Dieser Wassereinbruch war bei dem Vordringen in die Tiefe irgendwann zu erwarten gewesen, so dass das Unternehmen seine Existenzgrundlage verlor. Damit war auch das Schicksal der Pferdebahn, die neben der Kalkproduktion ohnehin schon seit 1876 durch die Wirtschaftskrise in Mitleidenschaft gezogen war, besiegelt.[47]

Die Konkurseröffnung „ueber das Vermögen der zu Schwarzbach, Bürgermeisterei Hubbelrath, unter der Firma: ‚Ratinger Kalk- und Kalkstein-Industrie‘ domizilirten Liquidation befindlichen Aktien-Gesellschaft“ fand am 12. April 1880 im Ratinger „Königlichen Amtsgericht“ statt. Zum Kursverwalter wurde der zu Düsseldorf in der Steinstraße wohnende **Rechtsanwalt Dr. Alfred Klein** ernannt. Er setzte den Termin zur „Beschlußfassung über die Wahl eines anderen Verwalters sowie über die Bestellung eines Gläubigerausschusses“ für Mittwoch, den 12. Mai, fest und forderte alle Personen auf, „welche eine zur Konkursmasse gehörige Sache in Besitz haben oder zur Konkursmasse etwas schuldig sind, ..., nichts an den Gemeinschuldner zu verabfolgen oder zu leisten.“ Auch Konkursforderungen sollten beim Konkursverwalter bis zum 5. Mai 1880 zur Anzeige gebracht werden, damit beim allgemeinen Prüfungstermin am 12. Mai 1880 im Ratinger Gerichtsgebäude darüber befunden werden konnte. Rechtsanwalt Dr. Klein wurde in dieser Sitzung als offizieller Konkursverwalter bestätigt.[48]

Am 17. Juni 1880 verkündete der **Notar Anton Portmans** auf Grund eines Beschlusses des Königlichen Amtsgerichts zu Ratingen vom 4. Juni 1880 den Konkurs der Ratinger Kalk- und Kalkstein-Industrie. Es folgte eine Auflistung der Immobilien, die versteigert werden sollten und alle im Kreis Düsseldorf in den Gemeinden Schwarzbach und Ratingen lagen. In fünf Lose aufgeteilt, sollten diese Immobilien „bei brennendem Lichte an den Meistbietenden öffentlich versteigert“ werden. In der Aufzählung finden wir neben den Kalksteinbrüchen folgende Höfe einschließlich Hofraum, Hofgarten, Weide und Ackerland wieder: den „Böllert“, den „Pfaffenhof“ mit Teich, die „Voismühle“ und den „Voishof“. Zur Voismühle gehörten noch weitere Wohngebäude und die Fabrikgebäude einschließlich der sich darin befindlichen Dampfkessel, Dampfmaschine und Waage. Außerdem gehörte die sogenannte Wasserkraft von circa 18 Pferdestärken nebst dem hierfür errichteten Gebäude dazu. Neben dem Besitz im Schwarzbachtal kam noch der „Kreuzerkamp“ mit den errichteten Kalköfen, die an der Düsseldorf-Ratinger Chaussee und dem Bahnhof West an der Rheinischen Eisenbahn lagen, hinzu.[49] Aus der Auflistung ist zu ersehen, dass neben dem Gelände, den Gebäuden und Fabrikanlagen für die Kalkproduktion auch Immobilien waren, die nicht direkt mit der Kalkindustrie in Verbindung zu bringen sind. Das ist darauf zurückzuführen, dass die Kalk- und Kalkstein-Industrie viele

44) Ratinger Zeitung, erschienen am 5.1.1876, 8.1.1876, 12.1.1876, 15.1.1876

45) Jakob Germes, Der Name Linden ist völlig vergessen, Ratingens bedeutendster Politiker im 19. Jh., RZ, StA Rtg.

46) Hermann Tapken, 2007, S. 149f

47) Jakob Germes, Der Name Linden ist völlig vergessen, Ratingens bedeutendster Politiker im 19. Jh., RZ, StA Rtg.

48) Ratinger Zeitung, 5.1.1876, erschienen am 14.4.1880, 21.4.1880

49) Ratinger Zeitung, erschienen am 19.6.1880, 14.7.1880

Objekte des ehemaligen Linden'schen Landbesitzes mittlerweile in ihren eigenen Besitz übernommen hatte.

Bei der offiziellen Konkurserklärung im April 1880 belief sich die Schuldsumme der „Ratinger Kalk- und Kalkstein-Industrie" auf etwa 45.000 Mark. Durch die Zwangsversteigerung sollte ein Erlös von 29.165 Mark zustande kommen, was immerhin fast zwei Drittel der Schuldsumme ausmachte.[50)]

Die öffentliche Versteigerung der Konkursmasse der „Ratinger Kalk- und Kalkstein-Industrie" durch den „Königlich Preußischen Notar Anton Portmans" fand „am Donnerstag, den 15. Juli (1880) Nachmittags 3 Uhr im Wirthslocale der Wittwe Gottfried Strucksberg" in Ratingen statt.

Die Ratinger Zeitung berichtete darüber und schrieb lediglich: „Bei der gestern stattgehabten Versteigerung der Kalk- und Kalkstein-Industrie wurde das ganze von einem Herrn Dendex aus Holland angekauft."[51)] Bei dem Namen Dendex wird es sich um einen Schreib- oder Hörfehler handeln; denn laut Liegenschaftsbuch der Gemarkung Schwarzbach 125, Artikel 18 und 41 ging die Firma an den Niederländer **Jacob Cornelius den Tex** aus Amsterdam über.[52)] Den Tex ging es, wie sich bald herausstellte, nicht darum diese Immobilien für sich zu nutzen, sondern sie möglichst gewinnbringend wieder abzustoßen. Schon im November präsentierte sich ein neuer Besitzer der Voismühle, ein Müller Namens Overkamp.[53)]

Am 5. Januar 1881 versuchte der Düsseldorfer **Julius Herold,** der auch mit der „Ratinger Kalk-, Kalkstein- und Marmorindustrie" verbunden war, einige von den durch Tex erworbenen Immobilien zu verkaufen oder zu vermieten. Das Gut Voishof wollte er „unter sehr günstigen Bedingungen" im Mai 1881 verkaufen oder verpachten; ferner eine schöne Wohnung mit 10 bis 12 Morgen Garten und Ackerland. Darüber hinaus den im Schwarzbachtal bei Ratingen gelegenen Pfaffenhof mit aufstehenden Gebäuden und Wassergefällen, sowie ein am Rheinischen Bahnhof in Ratingen gelegenes Grundstück mit den darauf stehenden Kalköfen der früheren Marmor-Industrie. Sie wurden von ihm zum Verkauf oder zur Pacht angeboten.[54)] Anzunehmen ist, dass Julius Herold diese Immobilien gerade von den Tex gekauft hatte oder sie in seinem Namen zu veräußern oder verpachten suchte.

H.J. Muller schreibt im „De Economist" vom Januar 1883 über den Tex, dass er nicht auf seinem Geld sitzen geblieben ist, sondern in Kultur, Schifffahrt und Bergbau investiert hat, wenn ihm das Geschäft gewinnbringend erschien. Den Tex hatte 65.450 Gulden geerbt und es am Ende seines Lebens auf 4 Millionen Gulden vermehrt. Koo den Tex starb 1882.[55)]

Zum Ende des 19. Jahrhunderts war das Kapitel Kalkgewinnung am Marmorbruch endgültig abgeschlossen. Die zunehmende Unwirtschaftlichkeit, verbunden mit einem Grundwassereinbruch, legten 1880 den Abbaubetrieb still. Am 1. April 1932 ging auch das viel kleinere benachbarte „Griese Loch" verloren. Somit gehört das Kalkgewerbe in Ratingen und im ehemaligen Amt Angermund der Vergangenheit an.

Kalkbahn und Wülfrather Kalk

Mit „der verkehrsmäßigen Erschließung der wertvolleren devonischen Kalke" aus der Wülfrather Gegend verloren die Ratinger Kohlenkalklager immer mehr an Bedeutung. Bis ins 19. Jahrhundert hatten die niederbergischen Kalkvorkommen nur eine eher lokale Bedeutung gespielt. Wegen der schlechten Verkehrsanbindungen war der Absatz räumlich beschränkt. Dies änderte sich mit den Plänen Gustav Lindens, Kalk für die Industrie als Massenprodukt zu liefern. Doch der richtige Durchbruch kam erst durch **August Thyssen,** der einen eigenen und nahe gelegenen Zulieferer für seine Stahlwerke im Ruhrgebiet brauchte.[56)] Auch das Entstehen der Kalkbahn ging auf eine Initiative August Thyssens zurück, der 1903 in Wülfrath die „Rheinischen Kalksteinwerke GmbH" gründete. Für den Abtransport des Wülfrather Kalks wird bis heute die Angertalbahn genutzt, die von Wülfrath durch das Angertal bis Ratingen-Tiefen-

Die heutige Sicht auf das „Schwarze Loch", von der Straße „Marmorbruch" aus gesehen. Im Hintergrund sieht man den mit Grundwasser gefüllten Teil des Steinbruches und den Schornstein der ehemaligen Geldschrankfabrik Adolphs

50) Ebd.

51) Ratinger Zeitung, 17.7.1880

52) Liegenschaftsbuch der Gemarkung Schwarzbach 125, Artikel 18 (Kalksteinindustrie) und 18 (Jacob Cornelius den Tex); siehe auch: Jakob Germes, Ratingen im Wandel der Zeiten, 1965, S.102

53) Siehe hierzu: Hermann Tapken, 2007, S. 147f

54) Ratinger Zeitung, 5.1.1881

55) Ursula den Tex, Anlagefieber und Risikobereitschaft bei Jan Jacob van Braam, S. 119ff.

56) Adolf Schüttler, Der Landkreis Düsseldorf-Mettmann, Band 1, Düsseldorf 1952, S. 146

broich fährt und hier Anschluss nach Norden Richtung Duisburg hat. Sie wurde am 28. Mai 1903 eröffnet.

Auf der 17 Kilometer langen Strecke wird Kalk zu den Industriegebieten an Rhein und Ruhr befördert. Im August 1895 hatte die Stadt Wülfrath einen Plan für die Angertalbahn erarbeiten lassen. Am 24. Mai 1897 genehmigte der Minister für öffentliche Arbeiten in Berlin den Entwurf und stellte die Mittel bereit. Die Gesamtkosten beliefen sich auf die damals ungeheure Summe von zwei Millionen Mark. Die Angertalbahn war damit eine der teuersten Eisenbahnen im Reichsgebiet. Die Strecke hätte auch anders verlaufen können. Denn die damalige Gemeinde Homberg-Bellscheidt-Bracht hatte alternativ eine Strecke durch den Pfingsberg hindurch zum Bahnhof Ratingen-Ost geplant, was aber nicht zustande kam.[57)]

Heute baut die Rheinkalk GmbH in Wülfrath, Tochter der belgischen Lhoist-Gruppe, pro Jahr rund 10 Millionen Tonnen Kalkgestein ab, verarbeitet es zu einer Vielzahl von Produkten und machte 2010 damit etwa 190 Millionen Euro Umsatz. Das Kalkwerk Flandersbach der Rheinkalk in Wülfrath ist das größte Kalkwerk Europas. 60% der Transporte werden über die Angertalbahn abgewickelt.[58)]

Michael Lumer

---

57) Norbert Opfermann, Schwere Fracht rumpelt den idyllischen Flusslauf entlang, 100 Jahre Angertalbahn, Bis heute für den Kalktransport unersetzbar, RP, 19.4.2003

58) Christiane Gibiec: Rheinkalk: Kalkgewinnung für die regionale Industrie, VDI, 1.7.2011, Nr. 26/27, S. 33

UDO WOLFF
Wohn- und Bausanierung
Fliesenarbeiten
Marderweg 3 • 40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: 02102 - 31808 • Fax: 02102 - 5792635
Mobil: 0172 - 2032245 • wolff.udo@arcor.de

MoVi

Be-E-Mobil

TÜNKERS

Innenstadt
Erfahren
Umweltfreundlich

TÜNKERS® GmbH
Am Rosenkothen 4-12 · DE-40880 Ratingen
Tel. 0800 4517121
mobil@tuenkers.de · www.tuenkersscooter.de

PEOPLEMOVER

50 Jahre TÜNKERS Maschinenbau GmbH
Erfindergeist serienmäßig

Das bekannte Ratinger Unternehmen „TÜNKERS Maschinenbau GmbH“ feierte in diesem Jahr sein 50-jähriges Bestehen. Unter dem Motto „50 Years – United in Automation / 50 Jahre – Verbunden in Automation“ konnten der Firmengründer **Josef Gerhard Tünkers** und seine beiden Söhne **Olaf** und **André Tünkers** als Geschäftsführer des heute weltweit agierenden Unternehmens am 28. Juni 2012 an ihrem Stammsitz in Ratingen-Tiefenbroich 300 Gäste – Mitarbeiter und Geschäftsfreunde aus Asien, Afrika, Australien, Nord- und Südamerika – begrüßen und mit ihnen auf den runden Geburtstag anstoßen. Am 29. Juni wurden die Feierlichkeiten mit einem „Tag der offenen Tür“ fortgesetzt, zu dem die Firmenchefs vor allem ihre Ratinger Mitarbeiter mit ihren Familien eingeladen hatten. In einer Hausmesse konnten die Gäste die Hauptprodukte der Firma TÜNKERS bestaunen. Auch zahlreiche Tochterunternehmen des Ratinger Betriebes beteiligten sich an der Ausstellung.

Die aus bescheidenen Anfängen entstandene „TÜNKERS Maschinenbau GmbH“ beschäftigt heute 700 Mitarbeiter an Standorten in aller Welt, 280 Mitarbeiter sind am Hauptstandort Ratingen tätig.

Firmengründer Josef Gerhard Tünkers wurde im Januar 1939 in Ratingen geboren. Nach Abschluss seiner Ausbildung im Jahre 1957 arbeitete er weiter als Konstrukteur und spezialisierte sich in den darauffolgenden Jahren auf die Planung und Konstruktion von hydraulischen Zylindern. Vor allem hydraulische Anlagen für Gießereien und Ofenbaufirmen gehörten zu seinem Aufgabengebiet. Schon früh trug sich Josef Gerhard Tünkers mit dem Gedanken, eine eigene Firma zu gründen. Bestärkt wurde er darin durch Anfragen verschiedener Unternehmen, die ihm signalisierten, ihn im Falle einer Firmengründung mit Aufträgen zu bedenken.

Margarete und Josef Gerhard Tünkers zur Zeit der Firmengründung

Zusammen mit **Friedrich Funk** und **Walter Lohmann** als Teilhaber gründete Josef Gerhard Tünkers am 1. April 1962 die **Tünkers GmbH.** Friedrich Funk arbeitete zuvor ebenfalls viele Jahre als erfolgreicher Konstrukteur und wurde nun als ehemals geschätzter Kollege Partner des Firmengründers und ein Gewinn für das junge Unternehmen. Revierförster Walter Lohmann, ein väterlicher Freund, bot als stiller Teilhaber seine finanzielle Unterstützung an.

Gegenstand des neuen Ratinger Unternehmens waren „die Projektierung, Konstruktion und Herstellung von Maschinen und hydraulischen und pneumatischen Anlagen“. Das Startkapital betrug 21.000 DM.

Als Firmensitz diente zunächst ein angemieteter 16 m^2 großer Raum an der Mülheimer Straße 75 (heute: Zum Blauen See) in dem Haus, in dem Josef Gerhard Tünkers aufgewachsen war und in dem die Familie seit vielen Jahren lebte. Es handelte sich um die ehemalige Ölmühle der Grafen von Spee am Bahnübergang vor dem Haupteingang zum Freizeitgelände „Blauer See“. Das Konstruktionsbüro wurde mit zwei Zeichenbrettern und zwei Schreibmaschinen ausgestattet. Ein Wasserrad, das gleichzeitig für den Firmensitz, aber auch als technisches Symbol für Hydraulik steht, wurde als Firmen-Logo ausgewählt.

Während Friedrich Funk sich in der jungen Firma vor allem um Konstruktion und Technik kümmerte, war Josef Gerhard Tünkers neben der Entwicklung und Konstruktion neuer Produkte vor allem auch mit dem Verkauf und Vertrieb dieser Produkte beschäftigt.

Margarete Plattes, die Josef Gerhard Tünkers während ihrer kaufmännischen Ausbildung kennengelernt hatte und die später seine Frau wurde, arbeitete von Anfang an in dem jungen Unternehmen mit. Sie war für die Buchhaltung und alle Büroarbeiten verantwortlich. Im Jahre 1974 wurde Margarete

Tünkers auch Teilhaberin und Gesellschafterin der Firma. Sie war die Seele des Unternehmens. Die Fürsorge für die Mitarbeiter lag ihr stets besonders am Herzen. Viel zu früh verstarb sie im Jahre 2010.

Die erhofften und zugesagten Aufträge von Ofenbaufirmen aus dem Düsseldorfer Raum blieben zunächst einmal aus. Nur mit Ausdauer, Mut und viel Glück gelang es den Jung-Unternehmern allmählich, auf dem Markt Fuß zu fassen. Ihren ersten Auftrag erhielten sie von der Firma **Höhne und Molz** aus Mülheim: hydraulische Anlagen zur Betätigung schwerer Ofentüren. Da die Firma TÜNKERS zu dieser Zeit noch nicht über eigene Produktionsanlagen verfügte, ließ sie die ersten hydraulischen Zylinder und Hubbühnen bei der Lintorfer Maschinenfabrik **Wolfsdorf** fertigen. Hermann Wolfsdorf und sein Sohn Ehrenfried produzierten auf dem elterlichen Hof An den Banden 94 zunächst im ehemaligen Hühnerstall. Später wurde der Betrieb erweitert. Er befindet sich noch heute am gleichen Standort. Ehrenfried Wolfsdorf war schon damals mit Josef Gerhard Tünkers befreundet.

Erst nach der Anmietung einer Fabrikhalle von 400 m² an der Mülheimer Straße 58 im Oktober 1963 konnte die Firma TÜNKERS eine eigene Produktion aufbauen. Dazu mussten neue Mitarbeiter eingestellt werden. Zu diesen Mitarbeitern der „ersten Stunde“ gehört auch **Herbert Hirsch,** Chef der Lintorfer St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft, der von 1964 bis zum Eintritt in den Ruhestand bei der Firma TÜNKERS beschäftigt war.

Die folgenden 50 Jahre TÜNKERS waren aus heutiger Sicht kein einfacher und vor allem kein gerader Weg. Die Entwicklung war immer verbunden mit der Suche nach möglichen Beschäftigungsfeldern und neuen Nischen, in denen sich TÜNKERS als neuer Anbieter positionieren konnte. Vielleicht gehört deshalb das Wort „nein“ nicht zum Wortschatz der Firma, wenn zum Teil auch exotische Kundenanfragen beantwortet werden mussten.

Firmenfahrzeug vor der angemieteten Halle der Firma Vogt auf der Mülheimer Straße

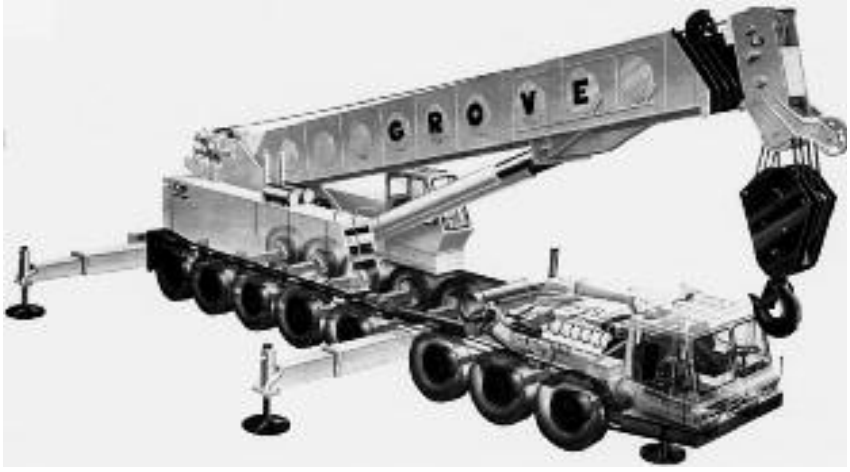
Beginn mit Sondermaschinenbau

Aus dieser Situation heraus wurden in den Anfangsjahren die unterschiedlichsten Produkte gefertigt wie hydraulische Hubbühnen für Elevatoröfen, Herdwagen-Verfahrmaschinen, Einschubmaschinen für Tunnelöfen, Hubbalkenantriebe und Deckelverfahrmaschinen. Aber auch komplette Anlagen wie Fassreinigungssysteme, die oftmals die Kapazitäten und die Möglichkeiten des noch kleinen Unternehmens an den Rand der Leistungsfähigkeit brachten.

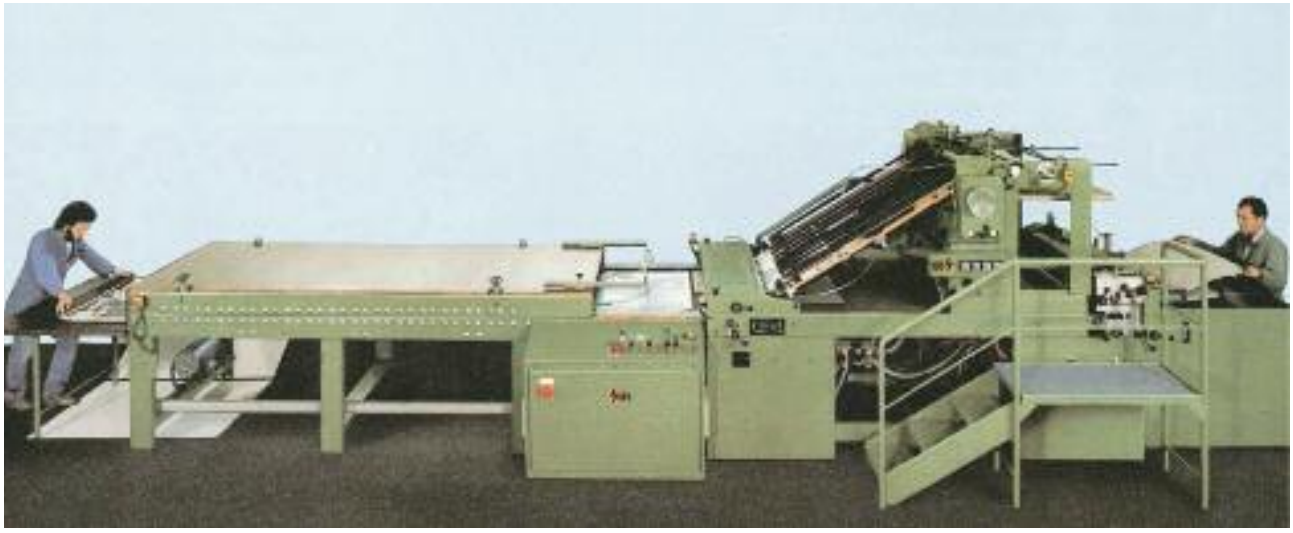
Durchbruch mit Serienprodukten

Der Durchbruch ergab sich mit dem Zuschlag bei einem Ausschreibungswettbewerb der Bundeswehr für einen Achsblockierungszylinder. Aus diesem Kontakt wurde der Einstieg in das Geschäft mit Zylindern für Kranfahrzeuge und später Betonpumpen. Die in Serie hergestellten Hydraulikserienzylinder bildeten das erste wichtige Rückgrat des jungen Unternehmens, das in der Folge expandierte und neue Räumlichkeiten an der Neanderstraße, in der ehemaligen Geldschrankfabrik Adolphs, anmietete.

Ende der 1960er-Jahre entstand aus dem Kontakt zu den Fordwerken in Köln der Einstieg in die Automobilindustrie. Entwickelt wurde ein mit Druckluft betätigter Kniehebelspanner, der die bis dahin üblichen Handspanner ersetzte. Der patentierte Spanner war ein erster wichtiger Automationsbaustein, mit der die Karosseriefertigung in der Automation rationalisiert wurde. Die Spanner entwickelten sich zu einem weiteren wichtigen Standbein der TÜNKERS-Gruppe.



Abstützzylinder für Kranfahrzeuge



Kaschiermaschine für die Papierverarbeitung

Rückschläge

Der Zusammenbruch des Marktes der Kranfahrzeughersteller, verbunden mit dem plötzlichen Ausstieg des wichtigsten Kunden FAUN, führte dazu, dass die Unternehmensstrategie in Frage gestellt wurde. Es wurde deutlich, dass die Abhängigkeit von einem Kunden oder einem Markt langfristig die Existenz des Unternehmens bedrohen konnte. Auch als Reaktion auf diesen Einschnitt wurde in den folgenden Jahren das Ziel verfolgt, das Unternehmen stabiler auf mehrere Standbeine mit mehreren Produktsegmenten unterschiedlichster Branchen zu stellen.

Die Erträge aus der positiven Entwicklung der Pneumatikspanner für die Automobilindustrie wurden in der Folge dazu genutzt, neue Produktsegmente zu erschließen. 1975 gelang über den Erwerb der Sparte Anleim-und Kaschiermaschinen von der Firma Jagenberg der Einstieg in die Papierverarbeitung. Später wurde dieses Produktsegment durch den Zukauf der Kaschieranlagen der Firma Karma erweitert und bildete zu diesem Zeitpunkt eine wichtige neue Säule des Unternehmens.

Durch den Kontakt zur Bauindustrie gelang der Einstieg in den Bereich des Tiefbaus mit Vibrationsrammen. Fast gleichzeitig entstand das Produktsegment Elektrorollstühle aus der Kooperation zu Ratinger Behinderten.

Die Expansion machte die Anmietung weiterer Räumlichkeiten im Ratinger Stadtgebiet erforderlich, so zunächst an der Lintorfer Straße und später am Voisweg.

Die räumliche Zergliederung an insgesamt drei Standorten führten Ende der 1970er-Jahre zu der Überlegung, die verschiedenen Produktsegmente an einem Standort in Ratingen zusammenzufassen. Anfang der 1980er-Jahre wurden alle Geschäftsbereiche im Neubau Am Rosenkothen 8 untergebracht und damit ein gemeinsamer Firmenverbund geschlossen.

Die internationale Expansion der Automobilindustrie, besonders in den 1980er- und 1990er-Jahren, führte zu einem Aufschwung im Geschäftsbereich Spanner. Verstärkt wurde diese Entwicklung durch die Ausweitung der Pro-

Prototyp des Kniehebelspanners

Schweißstraße in einem Automobilwerk mit Kniehebelspannern der Firma Tünkers

Vibrationsbär zum Einrammen von Spundbohlen im Kanal- und Tiefbau

Neubau der Firma Tünkers im Tiefenbroicher Industriegebiet Am Rosenkothen

Szene aus dem Bond-Film „Die Another Day“

duktpalette mit Stanz-, Präge- und Fügesystemen und später mit Robotergreifsystemen, wobei der populärste Vertreter dieser Art der James-Bond-Greifer im Film ‚Die Another Day’ ist, auf dem das Bond-Girl **Halle Berry** festgebunden war. Deutlich konnte man in einer Szene mit James Bond – **Pierce Brosnan** auf dem Greifer die Firmenaufschrift „Tünkers“ erkennen.

Nach 2000 wurde die Expansion in den Auslandsmärkten durch die Gründungen von Niederlassungen unter anderem in Frankreich, Brasilien, China, USA vorangetrieben und später durch den gezielten Zukauf von zum Produktprogramm passenden Unternehmen ergänzt.

TÜNKERS heute

Die TÜNKERS Maschinenbau GmbH ist ein Fabrikausrüster und bietet zusammen mit den Tochterunternehmen EXPERT-TÜNKERS in Lorsch, SOPAP in Tournes, Frankreich, TÜNKERS Ibericá / APM in Barcelona, Spanien, und HELU in Dreieich ein breites Produktprogramm, das im Umfeld des Industrieroboters mit den Themen Spannen, Positionieren, Verfahren, Umformen, Fördern, Greifen, Drehen, Schweißen und Transportieren die Automationstechnik im Karosserieau prägt.

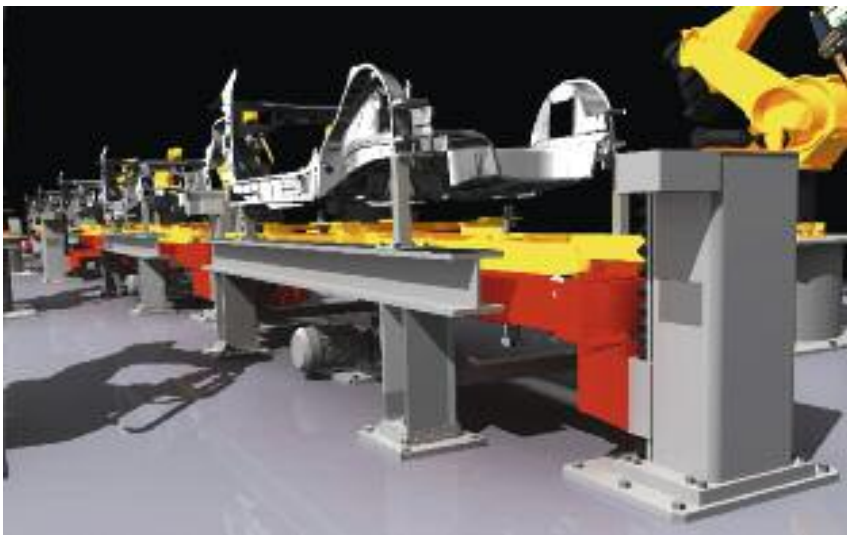
Aber TÜNKERS heute steht auch für Elektromobilität, denn nach wie vor werden Behindertenrollstühle, Kleinelektromobile für das Einsammeln von Gepäckwagen an den Flughäfen und der MoVi produziert, ein Kleinfahrzeug, das vielleicht

Zu den für die Automationstechnik im Karosseriebau wichtigen Produkten gehören:

Kniehebelspanner, die die Karosserie während des Schweißprozesses fixieren

Punktschweißzangen, die die Karosserieeinzelteile verbinden

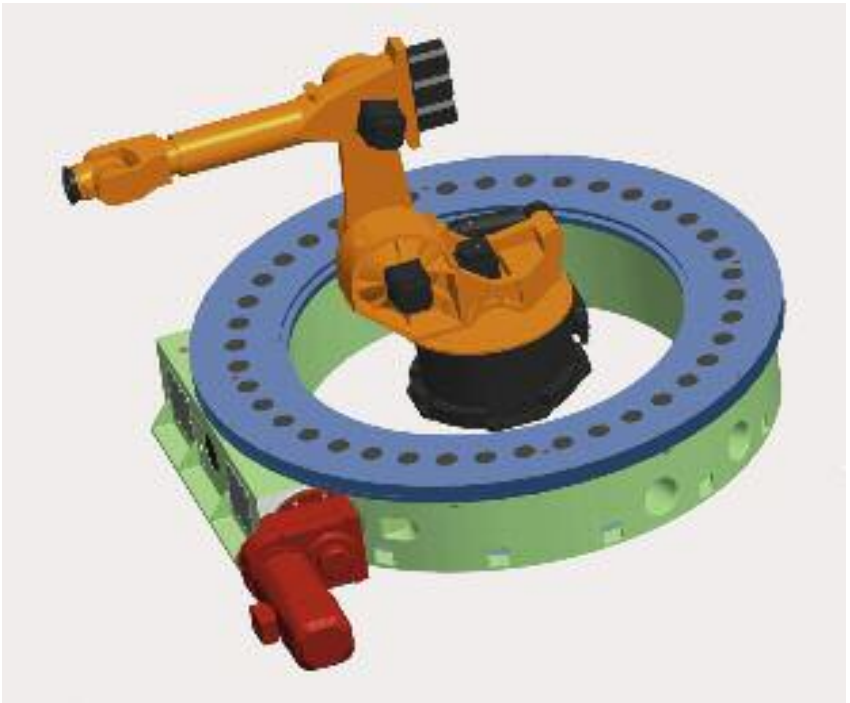
Verfahrschlitten und Schwenker, die einzelne Baugruppen in der Vorrichtung stellen und positionieren



Shuttleanlagen, mit dem die fertige Karosserie abtransportiert wird

Greifersysteme, mit denen der Industrieroboter das Bauteil greift, handelt und positioniert

Stanz- und Prägezangen, die zum Beispiel Löcher für die Antenne oder Dachreling in die Karosserie einbringen



Rundtaktdrehtische, die komplette Förderanlagen in Position bringen

Antworten auf die Fragen der Mobilität von morgen in großen Werken, am Flughafen oder in den Städten gibt und sich vielleicht dann auch zu einem neuen Standbein der TÜNKERS-Gruppe entwickelt.

TÜNKERS heute – das sind 700 Mitarbeiter, verteilt auf neun Fertigungsstandorte: Ratingen, Lorsch bei Bensheim, Birmingham (England), Tournes (Frankreich), Barce-

Die Leitung des Familienunternehmens TÜNKERS:
(von links) Olaf Tünkers, André Tünkers und Firmengründer Josef Gerhard Tünkers

Iona (Spanien), São Paulo (Brasilien), Detroit (USA), Shanghai (China), Pune (Indien), also überall dort, wo die Automobilindustrie stark vertreten ist.

TÜNKERS heute, das ist immer noch ein Familienunternehmen in der jetzt zweiten Generation, geleitet von dem Geschäftsführer und Gründer **Josef Gerhard Tünkers** und seinen Söhnen **Olaf** und **André Tünkers.**

TÜNKERS heute ist immer noch ein Unternehmen, das stets auf der Suche ist nach neuen Märkten und neuen Produkten. Nach dem firmeneigenen Slogan „Erfindergeist serienmäßig“ wird jeden Tag eine neue Produktidee geboren und jede Woche ein neues Produkt entwickelt. Dafür stehen auch die mehr als 300 Patente im In-und Ausland, mit dem das Know-how der Unternehmensgruppe abgesichert ist.

Quellen:

1) Festschrift der Firma „TÜNKERS Maschinenbau GmbH“ zum 50-jährigen Bestehen. Ratingen 2012

2) Pressemitteilung der Firma „TÜNKERS“ zum 50-jährigen Bestehen im Juni 2012

3) Olaf Tünkers
„Tünkers – ein Ratinger Maschinenbauunternehmen“ in „Die Quecke“ Nr. 73 (Dezember 2003)

Dr. Sabine Tünkers
Olaf Tünkers

Ohne Verschleiß durch die Kurven!

Die bewährte Spurkranzschmieranlage von REBS ist seit über 25 Jahren die Lösung für verschleißfreie Kurvenfahrten bei Schienenfahrzeugen aller Art. Einmal eingebaut, sorgt sie für längere Standzeiten von Rad und Schiene und reduziert so erheblich die Kosten.

REBS Zentralschmiertechnik GmbH
Duisburger Straße 115 • D-40885 Ratingen
Telefon 02102 9306-0 • Telefax 02102 9306-40
Internet www.rebs.de • E-Mail info@rebs.de

REBS
Zentralschmiertechnik

Paass
Spedition GmbH

Paass
LOGISTIK UND SPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung

Industriestraße 16 ● 50735 Köln

Telefon 02 21 / 77 09 62 18 ● Fax 02 21 / 77 09 62 20

Tischlerei Frey — Möbel und Innenausbau

● Neuanfertigung ● Ergänzung ● Reparatur

- Nach eigenen und gegebenen Entwürfen
- Echtholz oder Kunststoffdekor
- In massiver, furnierter oder farbiger Ausführung
- Oberflächen geölt, gewachst oder lackiert

Manfred Frey
Tischlermeister
Telefon 02102-39 96 72
Fax 02102-482 60 64
abends Tel. 02102 - 37240
Breitscheider Weg 115
40885 Ratingen-Lintorf

- Individuelle Maßanfertigung
für alle Räume Ihres Hauses
- Innentüren
- Möbel aller Art
- Wand- und Deckenvertäfelung
- Fertigparkett und Laminat
- Treppenrenovierung

- Wartung und Reparatur
von Kunststoff- und Holzfenstern
sowie
Erhöhung der Sicherheitsklasse
durch Umrüstung der Beschläge

- Holzarbeiten an Haus und Hof

- und vieles mehr

Fragen Sie uns - Wir beraten Sie gerne

manfred-frey@tischlerei-frey.de ····· www.tischlerei-frey.de

HEIZUNG • SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG

Breitscheider Weg 115 — Tel. 0 21 02 / 70 31 28
40885 Ratingen-Lintorf — Fax 0 21 02 / 70 31 34

Heiko.Balster@t-online.de
www.balster-haustechnik.de

KUNDENDIENST

für Waschmaschinen,
Trockner, Kühlgeräte,
Herde + Geschirrspüler

Elektro Manteufel
Meisterbetrieb

Tel. 3 43 55 · Fax 12 78 82

KAROSSERIEBETRIEB
G. KRAUSE
UNFALLREPARATUREN
UND LACKIERUNG

Ratingen-Lintorf · Breitscheider Weg 136 · Fax 89 31 43

Karosserie

Fachbetrieb

89 32 89

Das Ratinger Brauhaus

Ein Haus mit rustikalem Flair

Das nur hier erhältliche Ratinger Alt und herzhafte rheinländische Gerichte laden alle ein, die die zünftige Atmosphäre dieser Gaststätte lieben.

Sportlich wird es auf unseren Kegelbahnen.

Zusätzlich bieten wir insgesamt fünf getrennte Räume für Ihre Feierlichkeiten an. Unser Spiegelsaal ist für bis zu 180 Personen ausgelegt. Mit eigener Bar, Tanzfläche, Licht- und Tonanlage stehen wir ohne zusätzliche Kosten zu Ihrer Verfügung.

Besichtigung ist jederzeit möglich, keine zusätzlichen Raumkosten.

Info und Reservierung unter: **www.poensgen.net**

Bahnstraße 15
Ratingen-Mitte
Telefon 02102/21981
Fax 0211/4089557

Öffnungszeiten:
Die.-Fr. ab 16.00 Uhr,
Küche ab 16.00 Uhr
Wochenende und Feiertage
ab 11.00 Uhr,
Warme Küche ab 11.00 Uhr durchgehend

Auch im Jahre 2011 verlieh der Heimatverein „Ratinger Jonges“ die Dumeklemmer-Plakette an einen verdienten Ratinger Bürger. Mit der hohen Auszeichnung geehrt wurde diesmal ***Erich von Gersum,*** *als Ehrenvorsitzender von Ratingen 04/19, als Ex-Karnevalsprinz des Jahres 1981 und als Ehrenvorstandsmitglied der Wilhelm-Tell-Kompanie der Ratinger Bruderschaft im Sport und im heimischen Winter- und Sommerbrauchtum vielfach ehrenamtlich tätig und daher vielen Ratingern als unermüdlicher Organisator bekannt.*

Die Feierstunde zur Verleihung der Plakette fand am 3. Dezember 2011 im Ferdinand-Trimborn-Saal der Städtischen Musikschule statt. ***Vizebaas Leo Schleich*** *verlas den Text der Ehrenurkunde, während* ***Baas Georg Hoberg*** *dem 23. Dumeklemmer-Plakettenträger die Auszeichnung überreichte.*

Jonathan Dangelmeyer *(E-Gitarre),* ***Max Hilpert*** *und* ***Pietro Keller*** *(Jazz-Piano) sowie* ***Kai Weiner*** *(Kontrabass) von der Städtischen Musikschule Ratingen gaben der Feierstunde mit flotten Jazz-Rythmen einen lockeren, aber würdigen Rahmen.*

Die Laudatio hielt ***Gero Keusen,*** *Chef der St.-Sebastiani-Schützenbruderschaft Ratingen, ein langjähriger Freund des Geehrten. Er bewies in seiner umfangreichen, aber sehr kurzweiligen Würdigung, dass er (fast) alles über Erich von Gersums Leben und Taten und über sein Wirken für Ratingen weiß:*

Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2011.
Von links: Jonges-Baas Georg Hoberg, Erich von Gersum, Vizebaas Leo Schleich und Laudator Gero Keusen

Verehrter designierter „Dumeklemmer-Plaketten“-Träger Erich von Gersum, liebe Lore als Gattin, werte Töchter mit Familien, sehr geehrte Dumeklemmer-Plaketten-Träger vergangener Jahre, lieber Baas Georg Hoberg, Vorstand und Mitglieder der „Jonges“, verehrter Herr Bürgermeister Harald Birkenkamp und stellvertretender Bürgermeister David Lüngen, verehrter Herr Peter Beyer als MdB, liebe Sportsfreunde von Ratingen 04/19 mit dem 1. Vorsitzenden Jens Stieghorst und Heinz Schneider, lieber Dr. Hubertus Brauer als Vorsitzender des Karnevalsausschusses, liebe Ex-Prinzen-Kollegen und Winterbrauchtumsvertreter, Freunde des Sommerbrauchtums, verehrte Kollegen im Vorstand der St.-Sebastiani-Bruderschaft, liebe Schützen, verehrte Gäste weiterer Vereine und Vertreter aus Politik, Wirtschaft und der Presse, meine sehr geehrten Damen und Herren,

der Baas Georg Hoberg hat mich gebeten, heute die Laudatio auf den Menschen-, Sports- und Brauchtumsfreund Erich von Gersum zu halten, und ich habe gerne und mit Freuden zugesagt, Ihnen heute den neuen Dumeklemmer-Plaketten-Träger des Jahres 2011 etwas näher vorzustellen.

Ganz am Anfang darf ich direkt sagen, dass es mich persönlich sehr gefreut hat, dass du, lieber Erich, diese Auszeichnung, die man sicher getrost als das „Verdienstkreuz der Ratinger Bürgerschaft“ bezeichnen darf – und die heute zum 23. Mal verliehen wird – , erhalten wirst. Ich gratuliere der Findungskommission, bestehend aus Hans Willi Poensgen, Friedel Bonn, Dr. Hubertus Brauer und dem Baas und Vizebaas der „Jonges“, zu dieser Wahl, und ich darf wörtlich den Vorschlag zitieren:

„Die Findungskommission hat dem Vorstand der „Jonges“ vorgeschlagen, Erich von Gersum für sein vielfältiges ehrenamtliches Engagement in Ratingen, sei es im Bereich der Schützenbruderschaft, des Ratinger Karnevals oder des Sports – der Ratinger Spielvereinigung Germania 04/19 – mit der Dumeklemmer-Plakette 2011 auszuzeichnen.“

Ich darf auch feststellen, dass aufgrund der Eindeutigkeit um die Verdienste von Erich von Gersum wir somit in diesem Jahr wieder mit Freude der Verleihung entgegensehen dürfen. Die Anwesenheit von unserem Bürgermeister und seinem Vertreter – wenn ich das anmerken darf – freut mich bei der Gelegenheit ganz besonders, und ich halte diese auch für geboten angesichts des Engagements, welches der neue Würdenträger hier in und für unsere herrliche Ratinger Heimatstadt an den Tag gelegt hat, und es zeigt auch den

Respekt für die Arbeit der „Ratinger Jonges“. Vielen Dank, Herr Bürgermeister Birkenkamp und Herr Lüngen, dass Sie sich die Zeit genommen haben.

Bevor ich aber näher auf die Verdienste und die Person Erich von Gersums eingehen darf, gilt der erste Dank am heutigen Tag dir, liebe Lore von Gersum, als Gattin. Was wäre der Erich nur ohne deine sanfte Führung, Wegweisung, wo nötig, und liebevolle Hingabe. Wie wäre es mit seiner Gestaltungskraft, was sein Vereinsleben und seine Hobbys angeht, wärst du nicht mit soviel Toleranz und liebevollem Verständnis ausgestattet. Dass du ihm über viele Jahrzehnte die berühmte „lange Leine“ gelassen hast, dürfen wir dir heute dankbar wertschätzen. Du hast Erich dahin gebracht, wo er heute steht, denn ohne deine Unterstützung im Familiären, Beruflichen, aber auch gerade jetzt, wo ihn hin und wieder etwas zwackt, wäre Erich heute nicht hier in der ersten Reihe, und wir hätten heute morgen alle frei.

Liebe Lore, dir gilt das erste und besonders herzliche Dankeschön in dieser Laudatio für deine immerwährende Unterstützung, die du Erich zum gemeinnützigen Wohle vieler Nutznießer in unserer Heimatstadt gewährt hast.

Liebe Lore, der Applaus ist ein kleines Dankeschön und hoffentlich ein wenig Wiedergutmachung für viele Entbehrungen.

Seit 1959 seid ihr verheiratet und habt aus der Ehe die Kinder Susanne, Sabine (zurzeit mit dem Mann in Indien), Ulrike, und gemeinsam mit Vera kommt Erich somit auf vier Töchter. Lieber Erich, ich denke, alle Töchter haben dir bewiesen, dass es keinen Stammhalter braucht, um auch in stürmischen Zeiten sich im Leben und im Beruf zu behaupten. Das Autohaus, welches du gemeinsam mit Lore aufgebaut hast, ist bei Susanne und Ulrike in guten Händen, und das bereits seit zehn Jahren.

Kennengelernt habt ihr euch mit Hilfe der „Kuppelei“ von Freund Hans, der eines Tages zu dir sagte: „Ich kenne da eine Frau, die kann arbeiten.“ Lore half zu der Zeit im elterlichen Gasthaus – dem langjährigen Vereinslokal des traditionsreichen Duisburger Spielvereins –, und so verabredeten sich Hans und Erich, und man kreiste mit dem Auto langsam um das Lokal. Hans sagte plötzlich: „Ich glaube, da fährt uns jemand hinten drauf.“ Und schon rumste es. Naja, Sie können sich ja denken, wer das war: So lernten sich Lore und Erich bei einem „frauentypischen“ Autounfall kennen und später auch lieben.

Dass ihr aus der Erfahrung dann aber später auch eine Fahrschule gegründet habt, war euch da sicher noch nicht bewusst. Der kleine Vorfall gibt mir sicher auch Gelegenheit, einen aktuellen neuen Lieblingswitz von Erich hier einzubauen: „Warum haben Frauen eine um fünf Jahre längere Lebenserwartung? Weil der Herrgott den Frauen die Zeit nicht anrechnet, die sie zum Einparken länger brauchen.“

Unser Dank gilt auch den Kindern Susanne, Sabine, Ulrike und Vera mit ihren Familien. Auch sie haben sicher unter der unentwegt ruhelosen Art ihres Vaters „gelitten“ und ihn sicher hin und wieder vermisst, wenn er zwischen Trainerrausschmissen, Karnevalsausschuss-Klüngel managen und Zeremonienmeistertätigkeiten im „Bermuda-Dreieck“ des Ratinger Brauchtums- und Sportvergnügens abgetaucht war.

Liebe Vera, Susanne, liebe Sabine, liebe Ulrike, auch euch und euren Familien ein herzliches Dankeschön für eure Toleranz. Die Enkelkinder Hendrik, Kirsten und Leon sowie die Urenkel Paul, Max, Mia und Jule sind der ganze Stolz von Erich, und besonders Leon hat unseren Erich beim letzten Urlaub sportlich ja mächtig rangenommen.

Jetzt aber kommen wir zum eigentlichen Grund unserer heutigen Zusammenkunft. Wofür hat sich der Laudator jetzt eigentlich bei der Ehefrau und der Familie bedankt?

Kommen wir zunächst einmal zu den biografischen und beruflichen Daten von Erich von Gersum. Am 9. August 1930 wurde Erich von Gersum in Duisburg geboren, und er verbrachte hier am Dellplatz in der Innenstadt von Duisburg die Kindheit und die jungen Jahre seines Lebens. Bereits hier zeigten sich zwei seiner Talente. Er fuhr als Dreijähriger mit dem Tretauto auf dem großen Dellplatz, und schnell kamen Kinder, die auch fahren wollten, und er überließ ihnen das Tretauto gerne, nicht ohne ihnen einen Obolus abzunehmen. Autoverliebt und geschäftstüchtig war er also schon früh im Leben. 1935 (also mit fünf Jahren) ein erster Unfall mit dem motorisierten Dreirad seines Vaters. Die Fahrt endete in einer Kalkgrube.

1937 nahm Erich mit seinem jüngeren Bruder am ersten Rosenmontagszug in Duisburg teil. Der Vater war Vorsitzender einer klei-

Die Laudation hielt Gero Keusen, Chef der St.-Sebastiani-Bruderschaft Ratingen und langjähriger Freund und Weggefährte des neuen Plaketten-Trägers

nen Karnevals-Gesellschaft. Ob hier der Entschluss reifte, sich später im Karneval zu engagieren?

1948 verstarb der Vater unerwartet und früh, und so musste Erich in der elterlichen Firma Verantwortung übernehmen. Sicher kommt auch aus dieser Zeit die Eigenschaft, dass er gerne gearbeitet hat, mit Mut und Zielstrebigkeit neue Geschäftsideen angegangen ist und diese meist erfolgreich umgesetzt hat.

1950 kaufte sich Erich sein erstes Motorrad, eine 500er-BSA, und er trat in den Duisburger Motorrad-Sportclub ein. Bald wurde er 2. Vorsitzender. Mehrmals wurde er Clubmeister, und man ehrte ihn auch hier mit der „Goldenen Ehrennadel“ des Deutschen Motorsport-Verbandes. Trotzdem war es einmal auch „knapp“. Auf dem Nürburgring hat er wie viele andere das schöne Spiel gespielt „Hecke auf – Hecke zu“. Das Motorrad lag mit ihm im Graben.

1957 kehrte der ältere Bruder aus der Kriegsgefangenschaft zurück und übernahm das Geschäft.

1958 wurde Erich in Paderborn zum Fahrlehrer ausgebildet, und es folgte die erste Anstellung bei der Fahrschule Poscher in Düsseldorf.

1960 wechselte Erich als Angestellter mit der Fahrschule nach Ratingen, wo er sich 1965 mit einem Geschäft für Autozubehör und Reifen sowie der eigenen Fahrschule selbstständig machte.

1970 eröffnete das Autohaus Peugeot und Alfa Romeo auf der Homberger Straße, 1971 folgte ein weiteres Geschäft in Mettmann.

In den 1970er-Jahren trat Erich in den Fußballverein Ratingen 04/19 Germania ein, 1980 erfolgte sein Eintritt in die Wilhelm-Tell-Kompanie der Bruderschaft.

1981 wurde er Prinz Karneval als Erich I. mit seiner Lore I. Im gleichen Jahr folgte die Wahl zum Geschäftsführer des Karnevalsausschusses für nun folgende 24 Jahre und danach die Wahl zum Beisitzer nun bereits im sechsten Jahr. 2011 wurde er für weitere zwei Jahre wiedergewählt.

1983 organisierte er mit weiteren Brauchtumshelfern als Vertreter des Winterbrauchtums gemeinsam mit den Freunden aus der Bruderschaft und mit meinem Vater das große Benefiz-Fußballspiel zugunsten der „Lebenshilfe Ratingen“. 3000 zahlende Zuschauer sahen das Fußballspiel der Ex-Bruderschaftskönige gegen die Ex-Karnevalsprinzen. Ergebnis: 2:1 für die Könige. Schiedsrichter war damals Bürgermeister Ernst Dietrich.

So einen wie Erich von Gersum braucht man im Vorstand der Bruderschaft, dachten sich die Schützen und wählten ihn für 14 Jahre zum Zeremonienmeister, wo er gemeinsam mit dem Team um Hermann von der Bey, Hans Josef Kullmann und Eckhard Franken Hervorragendes leistete.

1984 erbaute die Familie von Gersum ihr Autohaus Renault an der Borsigstraße.

1988 wurde Erich von Gersum zum 2. Vorsitzenden von Germania 04/19 gewählt und 2007 übergangsweise zum 1. Vorsitzenden.

Verdienste:

Mehr als 100 Jahre sehr aktive Vereinszugehörigkeit komprimiert in 81 Lebensjahre, könnte die Überschrift für die heutige Ehrung sein. In der Reihenfolge seiner persönlichen Vereinszugehörigkeit möchte ich die Verdienste aufführen, und ich habe somit eine „neutrale“ Bewertungsmatrix für die Aufzählung der Verdienste gewählt. Beginnen wir mit Ratingen 04/19, früher auch Germania 04/19 genannt.

Bei der Herbstversammlung der „Ratinger Jonges“ wurde das Geheimnis um den Namen des neuen Dumeklemmer-Plaketten-Trägers 2011 gelüftet, und die Versammlung signalisierte hörbar Zustimmung. Bei der Nennung des Namens des vor Ihnen stehenden Laudators, kam wie aus der Pistole geschossen, von dem neben mir sitzenden namhaften mittlerweile im Ruhestand angekommenen Postbeamten, der immer ungestraft mit dem Postrad durch die Innenstadt gefahren ist und hier gegenüber auf der Poststraße wohnt, der deutliche Hinweis: „Ne jute Jong, aber hätt de denn Ahnung vom Fussball?“ Eine klare Antwort meinerseits: „Nä!“ Zumindestens nicht, und das möchte ich hier einschränkend sagen, von Ratingen 04/19. Ich gestehe, ich hatte bisher nicht ein Liga-Spiel im Ratinger Stadion gesehen. Das mag daran liegen, dass man da ja auf Sitzschalen von der Firma Vodafone sitzen muss, und ich mich als Telekom-Mitarbeiter darauf nicht wirklich wohlfühle. Nein, das war wirklich nicht der Grund. Als Fortuna-Düsseldorf-Fan in jungen Jahren war ich einmal zu einem ganzen Spiel im Stadion. Das war im DFB-Pokal, als Germania Ratingen gegen Fortuna Düsseldorf gespielt hat, gemeinsam mit meinem Vater und mit meinem Sohn. Natürlich bin ich dann zur Vorbereitung auf Erich von Gersums Ehrentag heute mit den geliehenen VIP-Karten von Bernd Teege zu einem Spiel gegangen. Nach anfänglicher Führung „unseres“ Teams gab es dann aber noch eine 1:2-Niederlage, und ich musste feststellen, ich tauge nicht als Glücksbringer. Aber als aufmerksamer Leser der Ratinger Sportpresse mit ihren Stilblüten habe ich schon mitbekommen, dass eigentlich zu jeder Saison die Mannschaft von 04/19 vorab schon als Champions-League-Teilnehmer gefeiert wird und dann der Aufstieg doch entweder knapp oder richtig weit „versemmelt“ wird. Naja, lieber Jens, lieber Heinz und Bernd. Eines weiß ich genau, an euch liegt es nicht. Bernd Teege hat ja den „Schießsport“ für sich entdeckt, da macht er stilecht in der Uniform der Reserve-Kompanie auch eine gute Figur, und er hat es bis zum König unserer altehrwürdigen Bruderschaft gebracht. Jetzt aber ist es auch schnell klar, warum ich die Herren hier so löblich erwähne. Hinweise und Detailwissen zu Ratingen 04/19 habe ich mir von euch geholt.

Die Verdienste von Erich sind:

Als begeisterter Fußballer begann Erich nach dem Krieg seine Karriere als aktiver Fußballspieler im Mittelfeld in der Mannschaft von „Kappes Serm“ in Duisburg. Geld gab es nicht! Ruhm und Ehre waren Ansporn genug, und Kappes und Kartoffeln – bei guten Ergebnissen auch einmal ein paar Scheiben Speck – waren der Verdienst.

Erich war noch keine 18 Jahre, als sein Vater plötzlich verstarb und er die Verantwortung für die Baustoffgroßhandlung übernehmen musste. Mit dem Fußball war da erst einmal Schluss. Doch die Begeisterung blieb!

Und so wurde er 1988 zum 2. Vorsitzenden von Germania 04/19 gewählt und zusätzlich ab 1992 sportlicher Leiter der Seniorenabteilung. Sein Hauptaugenmerk waren die Finanzen und das Anwerben von Sponsoren. Das war sehr erfolgreich – sicher später auch im Duett mit Bernd Teege.

Gerne und mit Leib und Seele war und ist er seinem Verein treu. Da mussten schon mal die Familie und die Gesundheit leiden.

Ein Auswärtsspiel stand an, und Erich wollte unbedingt dabei sein, doch seine Tochter feierte Geburtstag in der Auermühle. Konspirativ entwarf Erich einen Plan mit… Um keinen in die Pfanne zu hauen, habe ich den Namen vergessen. Erich bat Heinz also: „Komm mit dem Auto zur Auermühle, ich versuche mich herauszuschleichen.“ Natürlich ohne die Familie zu informieren! Erich war der Meinung: „Die merken schon nichts!“ Von wegen!

Gesagt getan: Erich kam zu seinem Auswärtsspiel und die Familie hat seine Flucht früh gemerkt und ihm erst viel später verziehen. Aber so ist Erichs Verbundenheit mit dem Sport.

Noch eine Geschichte, die aufzeigt, wie sportverrückt Erich ist und welchen persönlichen Einsatz er auch leistet: Es war wieder ein Auswärtsspiel in Hönni – SV Hönnepel-Niedermörmter, einem Ortsteil von Kalkar. Erich war zu dieser Zeit (2007) 1. Vorsitzender und Jens Stieghorst 2. Vorsitzender. Jens Stieghorst und Heinz Schneider machten sich in der Pause auf in das Clubhaus, um Kaffee zu trinken. Draußen regnete es. Erich blieb sitzen, und es fiel auf, dass seine Hose schmutzig war, er war gestürzt. Alle Maßnahmen der Vereinsmasseurin halfen nicht, und so wurde Erich, gestützt von seinen Freunden Heinz und Jens, zu Hause an der Gerhardstraße (kein Lift!) hochgeschleppt und zu Lore gebracht. Diese war völlig begeistert, und es gab einige freundliche und dennoch bestimmte Wortwechsel, und erneut wurden die drei Stockwerke bewältigt, diesmal nach unten. Dann der Weg ins Krankenhaus, die Untersuchung und dann der knappe Kommentar von Lore zu den doch wirklich sehr bemühten Sportsfreunden: „Meine Herren, Sie werden hier nicht mehr gebraucht.“

Ergebnis: Doppelter Knöchelbruch und doppelter Wadenbeinbruch, sechs Wochen Krücken und ein halbes Jahr Schmerzen. So etwas kann einem sogar passieren, wenn man ein Fußballspiel nur als Zuschauer besuchen möchte. Und das einem früher so eisenharten Mittelstürmer, der sogar Kumpels in der Nationalmannschaft hatte.

Nicht nur diese Geschichten zeigen die Fußballverrücktheit auf und das persönliche Engagement, welches Erich von Gersum für seinen Fußballverein entwickelte. So war es auch klar, dass er gerne half, als es aus verständlichen persönlichen Gründen einen Wechsel an der Spitze im Vorstand von 04/19 gegeben hatte. Trotz seines Alters übernahm er den Verein als 1. Vorsitzender, und er half auch, die Nachfolge zu regeln, was ihm mit Jens Stieghorst auch gut gelungen ist. Er hat damit gezeigt, dass er, wenn es darauf ankommt, nicht nur redet, sondern auch bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Erich von Gersum hat sich auch mit diesem Engagement um den Verein, der in Ratingen so populär ist und eine große Mitgliederzahl und Fan-Gemeinde hat, sehr verdient gemacht. Im Jahre 2000 wurde ihm zu Recht die „Goldene Ehrennadel des Westdeutschen Fußballverbandes“ verliehen. Um seine Verdienste entsprechend zu würdigen, hat der Verein mit großer Zustimmung seiner Mitglieder die Satzung geändert, um Erich nach der Ernennung zum Ehrenvorsitzenden auch als erstes Mitglied mit der Würde der Ehrenmitgliedschaft ausstatten zu können.

Dazu eine herzliche Gratulation, und im Namen aller Mitglieder von 04/19 und seinen Fans dir für deine Verdienste um den Ratinger Fußballsport ein herzliches Dankeschön.

An dieser Stelle darf ich auch Bernd Teege, unserem diesjährigen Bruderschaftskönig gratulieren, der aufgrund seines Engagements in diesem Jahr ebenfalls durch die Ehrenmitgliedschaft von Ratingen 04/19 ausgezeichnet wurde.

Jetzt kommen wir zum Karneval der „Neuzeit“. Eine Traumkonstellation für den Ratinger Karneval war in der Zeit von 1981 bis 2005. Karnevalsausschuss-Vorsitzende waren die unvergessene Hetti Wieler und später der umtriebige Hanno Paas. Erich von Gersum nannte sich Geschäftsführer – eigentlich sollte das Schriftführer heißen, aber das war für Erich nicht standesgemäß –, Kassenführer war Günter Vogel, und unser viel zu früh verstorbener Freund Wilfried Schwaßmann war 2. Vorsitzender. So richtig wusste der eine nie, was der andere vorhatte (oder vergessen hatte). Wer hat die Firma Ballonie zur kostenintensiven Dekoration der Stadthalle bestellt? Wer sollte das bezahlen? Wer hat mit den potenziellen Prinzessinnen geflirtet und wer sollte das den potenziellen Prinzen erklären? Wer konnte so gut Sponsoren melken, und wer konnte organisatorische Pannen so schön vertuschen.

Es war das „fünfblättrige Glückskleeblatt“ des Ratinger Karnevals: Vorneweg Hanno Paas und Erich von Gersum, dann Wilfried Schwaßmann, Günter Vogel und Werner Rohe. Die Restlichen waren auch noch da – aber wofür eigentlich? Die Fünf machten doch eh, was sie wollten, aber immer uneigennützig und zum Wohle des Ratinger Karnevals und der Stimmung in der Stadt.

Ein Beispiel für Erichs Talente:
55 Gäste eines Chores aus Kiew waren über Karneval für zwei Tage avisiert – sie blieben acht Tage. Erich war für die Unterbringung in

Lore und Erich von Gersum waren das Prinzenpaar 1981 im Ratinger Karneval

Hotels zuständig, und der Chor bedankte sich artig mit ein paar unverständlichen Liedern aus seiner Heimat. Auf die Frage der Hoteliers, an wen sie denn die Rechnung für die Übernachtungen adressieren sollten und was sie denn auf die Rechnung überhaupt schreiben sollten, kam Erichs Antwort: „Am besten das, was die anderen auch berechnet haben." Ja, und auf die Frage: „Was denn?" kam die prompte Antwort Erichs wie aus der Pistole geschossen: „Nichts!"

Dass er damit immer durchkam, ist nicht erstaunlich, wenn man seine charmante Art kennt, sein strahlendes Lachen, gepaart mit seinem heiteren, schlitzohrigen Humor, dem kaum einer widerstehen kann.

Dass Erich dann mit seiner Lore auch einmal das Karnevalsprinzenpaar stellte, war doch Ehrensache. Im Jahr 1981 waren sie als Prinz Erich I. und Prinzessin Lore I. mit dem Schirmherrn Kurt Schopshoff unter dem Motto „Märchenhafte Narretei" ein in Ratingen gefeiertes Prinzenpaar. Eigentlich hatte sich der „Prinzenmacher" Hanno Paas alles ganz anders vorgestellt. Wie so oft wurden die „Delinquenten" zuerst in das Wohnzimmer der Familie Paas geladen, dann kamen gutes Essen und köstliche Getränke auf den Tisch, und nach Erreichung des „richtigen Pegels" wurden dann die vertraulichen Einzelgespräche in der Küche geführt. Erklärtes Ziel: Kurt Schopshoff macht den Prinzen und Erich den Schirmherrn. Einige Getränke weiter lief Hanno das Ganze aus dem Ruder. Erich und Kurt lernten sich kennen und hatten gemeinsamen Spaß. So wurden die Personalien vertauscht. Plötzlich sollte Erich den Prinzen machen, lehnte aber grinsend ab, schließlich sei seine Lore in Umständen. Hanno war kurz davor aufzugeben, bis er das Grinsen in Erichs Gesicht bemerkte und verstand, dass er veräppelt wurde. Also wurde es am frühen Morgen beschlossen: Prinzenpaar sollten Erich und Lore von Gersum werden, und Kurt und Helma Schopshoff wurden Schirmherren. In dieser Konstellation feierte man eine fröhliche Session 1981.

Erichs Herz geht richtig auf, wenn er in unregelmäßigen Abständen seine Ex-Prinzen zusammentelefoniert, und wir uns dann unter seiner Leitung treffen.

Persönlich telefoniert er alle Ex-Prinzen ab, um ihnen dann zu erklären, wo der nächste Treffpunkt sei, um dann den Termin wieder zu verschieben, was dann immer eine neue Abstimmung notwendig macht. So kann er dann wieder mit jedem von vorne telefonieren. Die fröhliche Herzlichkeit, die dann aber bei diesen Treffen aus ihm spricht, und wie man sich dann in der Regel mit weltbewegenden Themen beschäftigt, um dann hin und wieder auch abzuschweifen in die herrliche Welt eines langen karnevalistischen Lebens mit vielen Geschichten – die auch mich „Rotzigen" in der Runde immer wieder staunen lassen – machen diese Abende mitten in der Woche immer so, dass es am nächsten Tag schwer fällt aufzustehen, wenn der Wecker klingelt. Lieber Erich, für deinen unermüdlichen Einsatz um die Ex-Prinzen danken wir dir alle sehr und wir wünschen uns noch mindestens 3 x 11 Jahre unter deiner Ex-Prinzen-Führer-Regentschaft. Du bist schließlich auch der Initiator dieses Kreises, den es in diesem Jahr nunmehr 30 Jahre gibt seit deinem Prinzenjahr 1981. Jetzt darf ich einmal alle anwesenden Ex-Prinzen freundlichst bitten, zu Erichs Ehren aufzustehen. Und wir rufen auf unseren Erich ein dreimaliges „Ex-Prinz".

Als kleine Erinnerung an diesen Tag schenken dir die Ex-Prinzen die gemeinsame Zeit für einen Frühschoppen oder ein Picknick im Poensgenpark nahe der Rhododendronallee, die auch auf deine Mitinitiative als Stiftung der Ex-Prinzen bis heute einen besonderen Schmuck im Garten des Poensgenparks darstellt. Vielleicht finden wir ja einen, der uns dazu einlädt.

Du bist auch immer verlässlich dabei, wenn die Ex-Prinzen unter ihrem Präsidenten Günter Vogel den Elferrat bei der Karnevalsfeier der „Lebenshilfe" stellen. Auch dieses Engagement für die gute Sache ist für dich eine Selbstverständlichkeit.

Auch die Anschaffung und Gestaltung des Ex-Prinzenwagens hast Du initiiert. Die Karnevalsvereine haben deine Arbeit im Karnevalsausschuss mit Ehrenkappen, Ehrenmitgliedschaften und Orden geehrt, und auch der Karnevalsausschuss hat dir neben dem Bajazzo-Orden hohe und höchste Ehrungen zugestanden.

Bei den Schützen der St.-Sebastiani-Bruderschaft Anno 1433 e.V. für Ratingen und Umgegend hat

sich Erich von Gersum bei seinem Eintritt 1980 die Wilhelm-Tell-Kompanie ausgewählt, und seine Bürgen waren seinerzeit Karl Peters, Chef der Bruderschaft, und Willy Beckmann, langjähriger Hauptmann der Tell-Kompanie.

Es war die Zeit, wo Erich noch im Prinzenfieber war und er doch so gerne direkt im Anschluss an sein Prinzenjahr Bruderschaftskönig werden wollte. So sprach er mich an und wollte wohl meine familiäre Vorkenntnis nutzen und wissen, wo man sich quasi anmelden könne und dass man jetzt gefälligst König werden wolle.

Na, ganz so einfach ist es nicht, und ich erkläre es hier gerne noch einmal: nicht der Schießmeister oder der Vorstand machen die Könige, sondern das Losglück bei der Ermittlung der Startnummern zu Beginn des Schießens, das richtige Wetter und damit die Geschwindigkeit beim Ausrufen der Schießnummern und dann natürlich das Quäntchen Glück und das beherrschen der „Knarre“. Wenn das alles passt, brauchst du noch Nerven und dann bist du König. Zu kompliziert, dachte Erich und suchte und fand sein Glück im Vorstand der Bruderschaft. Als Zeremonienmeister konnte er sein Organisationstalent einbringen und war 14 Jahre lang für die Bruderschaft ein Segen.

Ein besonderes Verdienst erwarb er gleich zum Antritt seiner Amtszeit. Als Zeremonienmeister hatte er 1983 die Aufgabe, den Thron im Schützenzelt neu zu gestalten. Gemeinsam mit Robert Wilkes – heute Ehrenhauptmann der Reserve-Kompanie – wurden hunderte Meter feinstes Tuch verarbeitet und der neu gestaltete Thron war das Meisterstück von Robert Wilkes und Erich von Gersum.

Gerne schaltete er sich im Bruderschafts-Vorstand auch in seiner schelmischen Art in die politischen Ränkespiele um „Pöstchen“ ein. Ein Geniestreich war sicher seinerzeit die interne, natürlich wie in Ratingen immer „geheime“ Aussprache zur Besetzung des Obristen-Postens. Namen flogen hin und her, manch einer sah sich schon mit blank geputzten Stiefeln auf wieherndem Ross eine Piaffe auf dem Ratinger Marktplatz reiten, und der Glanz in den Augen zeugte vom unbändigen Willen einzelner Kandidaten, Oberst werden zu wollen.

Da beendete Erich die Debatte kurzerhand mit der sehr ernsthaft übermittelten Bemerkung, er kenne einen Kandidaten, der Reitkünste aufweisen könne wie kein anderer, er könne nämlich rückwärts reiten. Respekt und ungläubiges Staunen ließen die weitere Diskussion verstummen. Das Thema war erst einmal vom Tisch. Doch Erich beließ es nicht dabei, er ging zur in Ratingen schnellsten Kommunikationsbörse und besuchte gezielt drei Innenstadtkneipen. Dort ließ er leise, aber für alle hörbar, verlauten, er selbst sei es, der Reitunterricht genommen habe. Man habe seine Qualitäten erkannt, und er sei ab jetzt in der Lage, rückwärts zu reiten. Ein Raunen ging durch die Ratinger Kneipenwelt, und für mindestens acht Wochen beherrschte er somit die Thekengespräche. Lange Zeit gab es danach keinen Kandidaten mehr für den Posten. Wer bitteschön kann denn schon rückwärts reiten?

Auch in der Tell-Kompanie, deren Mitglied Erich ist, merkt man ihm sein Alter nicht an. Wie gerne wäre er mit uns nach Schanghai gefahren, aber da hat die Gesundheit nicht mitgespielt. Doch in der Schweiz auf den Spuren Wilhelm Tells (die Tour wurde organisiert von „Jong“ Karl Heinz Dahmen – Danke dafür) und auch in diesem Jahr auf der Tell-Fahrt nach Finnland hat er gemeinsam mit Lore 2.600 km mit dem Bus ertragen und ein schönes Reiseerlebnis mit der Tellfamilie gehabt. An dieser Stelle darf ich eine persönliche Bemerkung machen und euch beiden dafür danken, dass ihr eine Woche lang in Gersau am Vier-

waldstätter See die Tischnachbarn von mir und meiner Frau wart. Für mich seid ihr beiden in euren Ansichten, in eurem Tatendrang und eurer Agilität weit weg vom biologischen Alter, welches ihr erreichen durftet, und für die schönen Tischgespräche in dieser gemeinsamen Woche danke ich euch sehr.

In der Tell war Erich von Gersum auch Schriftführer des legendären 100er-Clubs, in dem sich namhafte Ratinger Tell-Schützen sehr konspirativ bei Café Feit trafen, um sich bei guter Kost und alkoholischen Getränken gegenseitig zu unterhalten.

In der Sturm- und Drangzeit, als die Tell-Kameraden sich noch am Titularfest trafen um bei „Böckers-Dreikönige“ Haxe zu essen, danach bei Café Feit Pralinen zu probieren und dann zur Crevetten-Pfanne zu Hendrik Thelen sen. in die Knittkuhle fuhren, war auch die Zeit, wo mein Vater schon bemerkt hatte, dass ich zu den Rabauken in der Tell (dazu darf ich getrost auch dich, lieber Erich, zählen) eine besonders herzliche Beziehung hatte. Meinem Vater (obwohl in der Reserve-Kompanie) war nicht verborgen geblieben, dass sein Sohn als eigentlich anfänglicher Schützenmuffel bei den Herren Erich von Gersum, Klaus Stenmanns, Heiner Borges, Hans Jürgen Krier, Wilfried Link, Paul Maria Zimmermann, Wilfried Schwaßmann, Hans und Karl Oster, Peter Lepper sen, Pico Mons, Paul Kaiser, Clemens Steinbach und vielen weiteren agilen und auch sangeslustigen Herren der Tell besonders „locker“ drauf war. Und so beschloss mein Vater, der mich angesichts meiner damaligen jugendlichen, sehr geballten Lebensfreude mit seinen mahnenden Worten, mich etwas zurückhaltender zu verhalten, nicht mehr erreichte, seinen Freund Erich von Gersum um Rat zu fragen. Dieser holte mich dann sehr staatstragend, salbungsvoll und auch ein wenig väterlich an seinen Tisch (ich glaube, es war bei Café Feit), um mir dann zu erklären, dass ich nicht so lustig sein dürfe. Dass diese Worte ausgerechnet von dir, lieber Erich, kamen, hieß für mich nur, den Teufel mit dem Beelzebub austreiben. Es hat damals wie heute nichts genutzt!

Wir sind an dem Tag gemeinsam mit allen Kameraden in bester Stimmung bei Erich zu Hause gelandet, damals noch wohnhaft in Duisburg, und die Feier dauerte bis 6 Uhr morgens.

Danke lieber Erich, dass du es nicht geschafft hast, mir den Spaß auszutreiben, aber noch mehr danke ich dir, auch stellvertretend für viele Schützen, für viele gemeinsame schönen Stunden, die sich aber alle im Rahmen von „Glaube, Sitte, Heimat“ bewegt haben.

Die Wilhelm-Tell-Kompanie hat dich ausgezeichnet mit dem Rang eines Leutnants, und für die Verdienste in der Bruderschaft wurdest du zum Ehrenvorstandsmitglied ernannt. Und du trägst zu Recht das „Große Goldene Ehrenkreuz“ der Bruderschaft und die „Goldene Verdienstspange“ des Rheinischen Schützenbundes sowie weitere hohe Auszeichnungen des Rheinischen und des Deutschen Schützenbundes. Auch der Schützenchef dankt dir, lieber Schützenbruder Erich, an dieser Stelle für deine anpackende Art und kameradschaftliche Freundschaft, die du auch heute noch oft beweist.

Deine Geburtstage hast du immer gerne im Kreise der Familie und deines großen Freundeskreises gefeiert, deinen fünfzigsten beispielsweise noch im „Lindenhof“ in Lintorf. Da konntest du nach eigenen Angaben noch jede Frau zweimal „betanzen“. An dieser Stelle darf ich eine Lebensweisheit von Erich von Gersum zitieren: „Man wird so leicht verführt – man muss sich nur bemühen!“

Dann kamen die Geburtstagsfeiern zum Siebzigsten in Kaiserswerth im Festzelt an der Rheinfähre. Es erfolgte mit der Wiedereröffnung des „Krummenwegs“ dort die Feier zum 75. Geburtstag und dann, sicher ein Novum in Ratingen, der 80. Geburtstag im großen Saal der Stadthalle. Wie gerne hast du dort jeden Gast persönlich begrüßt, auch so zeigst du deine Freude im Umgang mit Menschen.

So langsam wird mir jetzt auch klar, warum wir die neue Bezirkssportanlage bauen und warum sich Erich von Gersum immer so vehement dafür eingesetzt hat. Eigentlich sucht der Erich nur noch einen größeren Platz zum Feiern des 85. Geburtstages. Ich darf Sie an dieser Stelle schon einmal bitten, sich den 9. August 2015 freizuhalten. (Ist allerdings ein Sonntag – vielleicht feierst du rein?)

Interessant finde ich persönlich auch die Mischung deiner musikalischen Lieblingsstücke:

„Warschauer Konzert“ von Richard Addinsell, „Rhapsodie in blue“ von George Gershwin und „Radetzkymarsch“ von Johann Strauß. Ich habe noch ergänzt: „Gute Freunde“ von Franz Beckenbauer, das Prinzenlied, den Präsentiermarsch und den Kaiserjäger-Marsch als Tell-Kompanielied. Da ist für jede Gefühlslage etwas dabei. Und als kleines Geschenk habe ich dir diese CD erstellt mit allen genannten Musikstücken.

Erich von Gersum mit seiner Frau Lore bei der Dankesrede

Lieber Erich, dein Engagement, welches du zum Wohle des Sports, des Karnevalsbrauchtums, der Ex-Prinzen und des Sommerbrauchtums und deiner elf Vereine, denen du angehörst, immer uneigennützig und mit zeitlichen, familiären und finanziellen Opfern auf dich genommen hast, ist aller Ehren wert und verdient die Anerkennung der Ratinger Bürgerschaft. Die „Ratinger Jonges“ haben mit der Vergabe der Dumeklemmer-Plakette und mit der Institutionalisierung dieser Auszeichnung hier – auch in diesem schönen Saal - einen würdevollen Rahmen geschaffen, einmal dieses Engagement und den Menschen dahinter zu würdigen und ihm Danke zu sagen.

Zwei prominente Ratinger Dumeklemmer-Plaketten-Träger:
Hans Willi Poensgen und Erich von Gersum

Es wird heute immer schwerer, Menschen zu finden, die sich uneigennützig in den Dienst der Sache stellen und ohne zu fragen, was es einem persönlich bringt, sich engagieren und mit anpacken. Eine Gesellschaft, die sich zunehmend und in unterschiedlichen Aspekten immer mehr aus der Verantwortung stiehlt, wird es schwer haben, zu sich zu finden und im Gemeinwohl wieder eine Tugend zu sehen. „Wie gut ist es, Gutes zu tun, und wie gut tut es einem auch selber“, hat einmal ein weiser Mann gesagt.

Das Ehrenamt hat ein hohes Ansehen in den Reden der Politik, gleichwohl vermisse ich oft die Unterstützung der Politik im Schaffen der richtigen Rahmenparameter dazu. Hier in Ratingen dürfen wir dankbar anerkennen, dass wir in der Regel im Rat und in der Verwaltung gute Unterstützung finden. Die Menschen, die sich im Brauchtum und im sozialen Bereich in unserer Heimatstadt engagieren, haben die Unterstützung der Stadt verdient und sollten diese trotz knapper Kassenlage nicht erbetteln müssen.

Die Mitglieder der Vereine mit allen Angehörigen, die unser Würdenträger hier auch ein Stück mitrepräsentiert, werden sicher in die Tausende gehen. Ein kleines Stück der Auszeichnung, die Erich von Gersum heute zu Recht erhält, gilt auch allen aktiven Mitarbeitern von Ratingen 04/19 und allen Ratinger Sportvereinen und den Aktivisten des Winter- und Sommerbrauchtums. Auch im Namen dieser Vereine und deren Mitstreiter danke ich dir, lieber Erich, auf das Herzlichste für Deine Verdienste, und du darfst mit Recht und mit Stolz die Auszeichnung entgegennehmen, die dir die Findungskommission und der Baas, Vizebaas und Vorstand der „Jonges“ im Namen der „Ratinger Jonges“ nunmehr verleihen werden.

Dir, lieber Erich, einen herzlichen Glückwunsch von uns allen zu dieser Auszeichnung. Eine persönliche Bitte habe ich noch, die mir sehr am Herzen liegt. Erhalte dir dein verschmitztes Lachen, was dich persönlich so sehr auszeichnet, pass auf dich und Lore auf und werde 33 Jahre älter als Jopie Heesters, der am Montag 108 Jahre wird.

Behalte dir deine jugendliche lebensbejahende Art. Denk an die Worte deiner Mutter: „Lachen macht gesund!“ Es war mir eine Ehre und eine Freude, diese Laudatio halten zu dürfen. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Musikschule Lintorf

Die Dorfmusikschule

Qualifizierter Musikunterricht für Kinder
Jugendliche und Erwachsene in den Fächern:
Klavier, Keyboard, Akkordeon, Gitarre, E-Gitarre, E-Bass
Schlagzeug, Blockflöte, Querflöte, Saxophon, Klarinette, Cello, Violine
Pop- und Jazzgesang, Klassischer Gesang, Musikalische Früherziehung ...

Telefon 02102 - 73 27 18
www. musikschule-lintorf .de

Am Dienstag, dem 11. September 2012, wurde die Ratingerin ***Erika Cebulla*** *vom Landschaftsverband Rheinland mit dem „Rheinlandtaler“ ausgezeichnet. Sie erfuhr diese Ehrung, weil sie sich viele Jahre in ihrer Heimatstadt Ratingen, im Kreis Mettmann und im Landschaftsverband „in besonderer Weise anregend und fördernd um die kulturelle Entwicklung und Bedeutung des Rheinlandes verdient gemacht hat“. In einer Feierstunde im LVR-Industriemuseum, Textilfabrik Cromford, in Ratingen überreichte ihr* ***Professor Dr. Jürgen Wilhelm,*** *der Vorsitzende der Landschaftsversammlung Rheinland, Urkunde und Medaille, welche ein römisches Medusenhaupt zeigt, die Nachbildung einer steinernen Medusa aus dem 3. Jahrhundert n. Chr., entdeckt 1952 in einer Brunnenstube der römischen Wasserleitung aus der Eifel nach Köln.*

In seiner Laudatio würdigte Professor Wilhelm die Verdienste der Ratingerin, die sich in vielfältiger Weise, als Politikerin und als ehrenamtlich in Vereinen Tätige, um die Förderung der Kultur bemüht hat:

Sehr geehrter Herr Landrat Hendele,
sehr geehrter Herr Stellvertretender Bürgermeister Lüngen,
sehr geehrte Abgeordnete des Landtages von Nordrhein-Westfalen,
sehr geehrte Damen und Herren aus der Landschaftsversammlung Rheinland,
sehr geehrte Frau Cebulla,
verehrte Gäste,

im Namen des Landschaftsverbandes Rheinland begrüße ich Sie herzlich zu dieser Feierstunde. Wenn wir heute Frau Erika Cebulla hier im LVR-Industriemuseum den Rheinlandtaler verleihen, so geschieht dies an einem Ort, der ihr bestens bekannt ist. Im Umkehrschluss ist Frau Cebulla bei der hiesigen Museumsleitung sehr gut bekannt und geschätzt. Denn über 15 Jahre hat sie sich im Vorstand der Freunde und Förderer des Industriemuseums Cromford engagiert. Sie hat das Museum über ihre zahlreichen Beziehungen bekannter gemacht und neue Mitglieder für den Verein geworben. Sie hat Sponsoren für das „Cromford-Parkfest“ aufgetan und Geld für einen neuen Museumsweg mobilisiert. – „Wege bereiten“, das konnte und kann sie. Frau Cebulla hat sich für die Kultur im hiesigen Raum umfassend eingesetzt. Als politischer Mensch hat sie Kultur dabei stets auch als eine soziale Aufgabe gesehen. „Neue Wege bereiten“ – dies charakterisiert ihr Engagement.

Sehr geehrte Frau Cebulla,

Sie wurden 1933 in Hannover geboren. Nach der Schule machten Sie eine Ausbildung als Industriekauffrau, damals noch ein Männerberuf. Neben Ihrem Beruf widmeten Sie sich vor allem der Musik, denn die Hausmusik spielte in der Familie schon immer eine große Rolle. Sie selbst erlernten bereits als Kind das Klavierspiel. Ihre Liebe zur Musik teilten Sie mit Ihrem Mann, und gemeinsam engagierten Sie sich in einem Chor für russische Kirchenmusik, der von dem bekannten Essener Domkapellmeister Karl Linke geleitet wurde. Hier in Ratingen traten Sie später fast zehn Jahre lang als Sängerin im Chor bei den damals gut besuchten Operettenabenden auf der Freilichtbühne am Blauen See auf. 1964 sind Sie mit der Familie nach Ratingen gezogen. Da die Musik Ihnen so sehr am Herzen lag, war es Ihr Wunsch, dass auch Ihre Kinder eine musikalische Erziehung erhalten. Dies erforderte allerdings einige Überzeugungsarbeit in den Schulen und in der Gemeinde. Letztlich war es die Sorge um die Musikausbildung der Kinder, die Sie auf Ihren kulturpolitischen Weg brachte.

Meine Damen und Herren,

erst in den letzten Jahren war von der Landesregierung der Slogan zu hören: „Jedem Kind sein Instrument“. Frau Cebulla vertrat diese Auffassung schon damals. Ballett zum Beispiel wird von Musikpädagogen als das klassische Zusammenspiel von Körper und Musik empfohlen. Frau Cebulla erkannte hierin ein eindeutiges Desiderat und gründete dann einfach selbst 1970 das Ratinger Kinderballett, das innerhalb kürzester Zeit einen großen Zulauf fand. 1973 ergriff sie erneut die Initiative und gründete einen gemischten Chor. Kulturelles Engagement braucht politische Unterstützung, und auch diese organisierte Frau Cebulla dann selbst. 1973 wurde sie Sachkundige Bürgerin in der CDU, damit begann ihr politisches Engagement auf kommunaler Ebene. Auch das ist bemerkenswert, bedenkt man den fast marginalen Anteil von Frauen in der Politik zu jener Zeit. 1979 wurde Frau Cebulla in den Kreistag gewählt, ging in den Kulturausschuss und wurde 1984 dessen Vorsitzende. Später wechselte sie in den Sozialausschuss. Damit gehörte sie zu den ersten Frauen in der Politik des Kreises Mettmann. Um darüber hinaus wirken zu können, engagierte sie sich in der „Kommunalpolitischen Vereinigung“ der Partei, die zu dieser Zeit unter dem Staatssekretär Horst Waffenschmied der entscheidende Transmissionsriemen zwischen kommunaler Willensbildung und Landes- und Bundespolitik geworden war. Hier fand Frau Cebulla, dass es stets zu wenig Schnittstellen zwischen Wirtschaft und Kultur gebe, und versuchte, in ihrem persönlichen Einflussbereich vorzuleben, was

sie auf höherer Ebene erwartete. Sie knüpfte Kontakte, stellte Verbindungen zwischen Kulturinstitutionen und der lokalen Wirtschaft her. Auf ihre Anregung hin wurde erstmals durch den damaligen Oberkreisdirektor Dr. Hentschel eine Kulturreferenten-Stelle im Kreis Mettmann geschaffen.

Sehr geehrte Frau Cebulla,

besonders auch für die Museen in der Region haben Sie sich eingesetzt. Als die Idee zu einem neuen Neanderthal-Museum konkrete Formen annahm, gehörten Sie zu dem Personenkreis – „Think Tank" würde man heute sagen – um den ehemaligen Landrat Müser, der sich für dieses Projekt stark machte. Für das Neanderthal-Museum haben Sie „jede Menge Klinken geputzt" und waren erneut Wegbereiter. Das Neanderthal-Museum, das fast zeitgleich mit dem Rheinischen Industriemuseum gegründet wurde, wies in der damaligen Zeit eine wegweisende Mischfinanzierung in Form einer Stiftung auf. Das Konstrukt dieser Stiftung und ihrer begleitenden Förderer, unter anderem die RWE, spiegelt exemplarisch das von Ihnen gewünschte Zusammenspiel von Kultur und Wirtschaft wider. Zwischen 1994 und 2004 waren Sie Mitglied in der Landschaftsversammlung Rheinland und im Kulturausschuss. Noch vor Ihrer Zeit beim LVR engagierten Sie sich gemeinsam mit der Landtagsabgeordneten Hildegard Mathäus aus Oberhausen für das Rheinische Industriemuseum, insbesondere für den Standort Ratingen. Als Vorstandsmitglied im Förderverein des hiesigen Industriemuseums haben Sie sich dafür eingesetzt, die Bedeutung der historischen Baumwollspinnerei Cromford – der ersten Fabrik außerhalb Englands – und die Bedeutung ihres Gründers Johann Gottfried Brügelmann für die Geschichte der Industrialisierung und für die Stadtentwicklung Ratingens wach zu halten. Noch ein drittes Museum ist zu erwähnen: das Oberschlesische Landesmuseum in Hösel. Es wurde 1998 mit einem Neubau eröffnet, geriet dann aber durch die Wiedervereinigung in schwieriges Fahrwasser, als eine Verlagerung und Zusammenführung der schlesischen Museen nach Görlitz erwogen wurde. Hier hatten Sie, sehr geehrte Frau Cebulla, maßgeblichen Anteil an dem entscheidenden Resolutionsentwurf an den damaligen Ministerpräsidenten. Der Resolutionsentwurf war wesentlich für die Entscheidung, das Museum in Hösel durch eine Hälfte/Hälfte-Finanzierung zwischen Land und Bund zu erhalten. 2009 sind Sie aus dem Kreistag ausgeschieden, aber als engagierte Bürgerin setzen Sie sich bis heute für die Kultur im Rheinland ein. Für Ihr langjähriges Engagement haben Sie schon manche Ehrung und 1998 das Bundesverdienstkreuz erhalten. Heute kommt eine weitere Ehrenmedaille hinzu: der Rheinlandtaler stellt allerdings eine Besonderheit dar. Als Mitglied des Kulturausschusses des LVR haben Sie von den Rheinlandtalerträgern immer wieder gehört, dass diese ihre Auszeichnung mit dem Rheinlandtaler sehr und auch höher als manche andere schätzen, weil sie das persönliche Wirken im konkreten „heimatlichen Umfeld" besonders hervorhebt. Wir hoffen, liebe Frau Cebulla, Sie sehen das ebenso. Aber ganz eindeutig sah der Ausschuss für die Vergabe des Rheinlandtalers im LVR das so. Liebe Frau Cebulla, wir freuen uns mit Ihnen.

Verleihung des Rheinlandtalers 2012 an Erika Cebulla.
Rechts Professor Dr. Jürgen Wilhelm, Vorsitzender der Landschaftsversammlung Rheinland, der die Laudatio hielt und die Ehrung vornahm

Im Namen des Landschaftsverbandes Rheinland danke ich Ihnen ganz herzlich für Ihr vorbildliches Engagement und darf Ihnen nun den Rheinlandtaler überreichen. Dazu verlese ich nun den Text der Urkunde.

Nach Grußworten des Landrates des Kreises Mettmann, ***Thomas Hendele,*** *und des stellvertretenden Bürgermeisters der Stadt Ratingen,* ***David Lüngen,*** *in denen sie vor allem Erika Cebullas Einsatz für die Kultur hervorhoben, wandte sich die mit dem „Rheinlandtaler" Geehrte in einer Dankrede an die zahlreich erschienenen Gäste. Sie betonte, dass die lange Zeit ihres kulturellen Engagements ihr nicht nur viel Arbeit und Überredungskunst abverlangt habe, sondern dass sie alles stets auch mit großem Vergnügen getan habe. Als Sachkundige Bürgerin wolle sie sich auch weiterhin für die kulturellen Belange Ratingens einsetzen. So freue sie sich jetzt schon auf die bevorstehende Wiedereröffnung des renovierten Stadtmuseums.*

Musikalisch umrahmt wurde die Feierstunde durch den jungen Musiker ***Fabian Otten,*** *der virtuos mit vier Schlägeln auf seinem Vibraphon einige Stücke moderner Unterhaltungsmusik vortrug und das Publikum akustisch und optisch begeisterte.*

Pünktlich zum Weihnachtsmarkt in Lintorf am ersten Dezember-Wochenende stellte der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ am 29. November 2011 sein neuestes Jahrbuch „Die Quecke“ vor. Doch nachdem Schriftleiter ***Manfred Buer*** *die zahlreich erschienenen Gäste begrüßt hatte, mussten sich die anwesenden „Quecke“-Autoren, Mitarbeiter, Vertreter der Ratinger Kulturinstitutionen und befreundeten Heimat- und Brauchtumsvereine sowie Offizielle aus Rat und Verwaltung der Stadt Ratingen und Vertreter der örtlichen Presse noch etwas gedulden, bevor sie Einzelheiten zur neuesten Ausgabe der „Ratinger und Angerländer Heimatblätter“ erfuhren. Die Vorsitzende des Heimatvereins „Ratinger We-iter“,* ***Hildegard Pollheim,*** *nutzte die Gelegenheit, um Schriftleiter Manfred Buer die Ehrennadel „Roter Hahn“ im Namen ihres Vereins zu verleihen. Damit sollten seine jahrelangen Bemühungen um die Erforschung und die Bewahrung der Ratinger Heimatgeschichte gewürdigt werden.*

Verleihung der Ehrennadel „Roter Hahn“ an Manfred Buer durch die Vorsitzende des Heimatvereins „Ratinger We-iter“, Hildegard Pollheim

Die Ehrennadel „Roter Hahn“ zeigt das schöne Fachwerkhaus „Zum Roten Hahn“ auf der Oberstraße, in dem heute die „Suitbertus-Stuben“ untergebracht sind. Nachdem Hildegard Pollheim Manfred Buer die Ehrennadel überreicht und angesteckt hatte, wandte sie sich in einer kurzen Laudatio an die Anwesenden:

Sehr geehrter Herr stellvertretender Bürgermeister Lüngen,
liebe Vertreter und Vertreterinnen aus Politik und Verwaltung,
liebe Heimatfreunde und Gäste des heutigen Abends,

ich möchte Sie heute Abend im Namen der „Ratinger We-iter“ herzlich begrüßen.

Nein, Sie sind nicht auf der falschen Veranstaltung - heute wird vom Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder einmal eine „Quecke“ vorgestellt – es ist die 81. – und alle warten gespannt auf den Lesestoff für die kommenden langen Winterabende.

Aber: Ein paar Minuten müssen Sie noch darauf warten. Dass wir, die „Ratinger We-iter“, uns heute vordrängen, hat seinen Grund, und der heißt: Manfred Buer.

Bereits am 4. Dezember 2006 wurde er von den „Ratinger Jonges“ mit der Dumeklemmerplakette geehrt, und eigentlich weiß jeder, der sich für unsere Heimatgeschichte interessiert, wer Manfred Buer ist. Deshalb werde ich Sie nicht mit Daten langweilen.

Die Frage ist: Warum möchten die „Ratinger We-iter“ Manfred Buer heute ehren?

Tragen wir etwa die berühmten Eulen nach Athen?
Oder machen wir den „Ratinger Jonges“ alles nach?

Nein! - Man kann nicht oft genug darauf aufmerksam machen, wie wichtig die Menschen sind, die sich um die Dokumentation unserer Geschichte, örtlicher Geschichten und Gedichte bemühen. Es ist eine mühevolle Arbeit, deren Ergebnis immer wieder Lücken füllt und anschließend den Lesern und Leserinnen viel Freude macht.

Dazu ist Engagement und viel Spürgeist erforderlich. Den bringt Manfred Buer mit. Ist er erst einmal einem Thema auf der Spur, lässt er nicht nach – und wenn er dafür in der ganzen Welt forschen muss. Er fügt ein Mosaiksteinchen ans andere, bis die Geschichte komplett ist – und das fundiert und nachweisbar.

Diese gefundenen Schätze hütet er nicht für sich, sondern macht sie durch die „Quecke“ – wie seine Vorgänger - allen zugänglich.

Dafür wollen wir uns beim Verein Lintorfer Heimatfreunde bedanken – und ganz besonders persönlich bei Manfred Buer.

Deshalb überreichen wir ihm heute unsere Ehrennadel, die ein Wahrzeichen unserer Stadt Ratingen zeigt: Das Haus „Zum roten Hahn“ – besser bekannt als „Suitbertusstuben“.

Sie wurde von **Gerd Schuster** angefertigt.

Wir verzichten auf eine Urkunde, weil wir uns darauf freuen, wenn Sie, lieber Herr Buer, unsere Nadel sichtbar tragen. So wie schon vor Ihnen **Hanni Schorn,** die herzlich grüßen lässt, **Wilfried Link** und **Heinz Hülshoff.**

Herzlichen Dank, dass wir diese Ehrung vor der Vorstellung der „Quecke“ vornehmen durften. Doch nun zur neuen „Quecke“, auf die wir alle mit Spannung warten.

Nach der kurzen Ansprache bedankte sich Manfred Buer für die Ehrung und betonte, dass er die Verleihung der Nadel „Roter Hahn“ durch die „Ratinger We-iter“ als Auszeichnung für seine ganze Mannschaft betrachte, denn die „Quecke“ sei ein Gemeinschaftswerk, zu dessen Gelingen viele Autoren, Mitarbeiter und Helfer beitrügen.

Hanni Schorn

Traditionell war Hanni Schorn jedes Jahr die erste Ratingerin, der ich am 26. November die neue, druckfrische „Quecke“ als Geburtstagsgeschenk überreichte, da unser Jahrbuch etwa zu diesem Termin aus der Buchbinderei kam, um Ende November der Presse vorgestellt und Anfang Dezember auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt verkauft werden zu können. Sie schätzte die „Quecke“ sehr und freute sich auf die Lektüre, obwohl es ihr in den letzten Lebensjahren schwer wurde sie selbst zu lesen, denn sie war lange bettlägerig krank. Zu ihrem 90. Geburtstag im November 2011 besuchte ich sie zum letzten Mal. Sie starb am 30. Januar dieses Jahres und wurde am 9. Februar 2012 in der Familiengrabstätte auf dem katholischen Friedhof in Ratingen beigesetzt.

Hanni Schorn war, obwohl Ur-Ratingerin, seit vielen Jahren auch Mitglied im Lintorfer Heimatverein. Seit 1994 war sie zudem eifrige Autorin unserer „Quecke“, die sie mit vielen interessanten Berichten, aber auch durch hervorragende Ideen und Vorschläge bereichtert und gefördert hat. So stammte von ihr die Anregung, in mehreren Ausgaben der „Quecke“ über altes Handwerk in ihrer Heimatstadt zu berichten. Sie schrieb selbst über das Stellmacher-Handwerk in Ratingen und vermittelte Autoren, die über ihre Küferei, ihre Gerberei, ihre Schmiede und ihre Seilerei in Ratingen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erzählten.

Aber auch über ihre eigenen Schuljahre in der NS-Zeit und ihre Tätigkeit als Lehrerin an Ratinger Schulen berichtete sie für unsere Leser. Unvergessen ist die hochpolitische, in vielen Passagen aber auch poetische Schilderung einer Fahrradtour in die Eifel im Kriegsjahr 1941, die sie mit mehreren anderen bekannten Ratinger Mädchen unternahm und die sie in einem Tagebuch festgehalten hatte. Wir veröffentlichten diese Aufzeichnungen in der „Quecke“ Nr. 78 im Jahre 2008.

Hanni Schorn bei ihrem Vortrag während der Mundartmatinee der Ratinger Heimatvereine am 27. November 2005 im Medienzentrum

Hanni Schorn wurde am 26. November 1921 als siebtes und jüngstes Kind des Stellmachers **Wilhelm Jakob Schorn** und seiner Frau **Elisabeth,** geborene Fergas, an der Düsseldorfer Straße in Ratingen geboren. Stellmacherei und Wohnhaus befanden sich neben der heutigen Hauptgeschäftsstelle der Sparkasse Ratingen. Von 1928 bis zur Schulentlassung Ostern 1936 besuchte sie die Katholische Schule I an der Minoritenstraße, die auf dem heutigen Rathausvorplatz stand. Ihre Lehrerinnen waren **Toni Iseke** und **Lucie Stöcker.** Die Zwangspensionierung von Lucie Stöcker aus politischen Gründen nach 1933 und der Zwang, der auf die Schülerinnen ausgeübt wurde, dem „Bund Deutscher Mädel“ beizutreten, bewirkten bei ihr eine kritische Distanz zum Nationalsozialismus. Diese Haltung setzte sich fort, als sie später im Krieg mit zwei Freundinnen aus der katholischen Mädchenjugend Briefe zu Ratinger Soldaten aus der Pfarre St. Peter und Paul an die Front schickten, denen sie die regimekritischen Predigten des Münsteraner Bischofs **Kardinal von Galen** beilegten. Die Mädchen wurden von der Gestapo verhört, der Vervielfältigungsapparat beschlagnahmt.

In den Jahren 1936/37 besuchte Hanni Schorn eine einjährige Handelsschule in Düsseldorf und trat danach eine Lehrstelle bei der Firma Dürrwerke AG in Ratingen an. Zehn Jahre war sie bei dieser Firma als Kontoristin tätig, ihr Chef war der Lintorfer **Karl Kuhles.**

Schwere und schicksalhafte Erlebnisse in der Kriegszeit waren der frühe Tod ihres Vaters im Jahre 1939 und der Verlust ihres Verlobten, der als Frontsoldat auf Heimaturlaub bei einem Bombenangriff ums Leben kam.

Schon vor und auch während des Krieges war Hanni Schorn Angehörige der katholischen Mädchenjugend von St. Peter und Paul. Sie war lange Gruppenführerin und nach dem Krieg sogar eine Zeit lang Dekanatsjugendführerin.

Anfang der 1950er-Jahre begann sie ein pädagogisches Studium und wurde Lehrerin. Ostern 1958 kam sie an die katholische Volksschule in Tiefenbroich, die spätere „Martinschule“. Dort unterrichtete sie, bis sie im Frühjahr 1965 an die bis dahin einklassige katholische Schule in Eggerscheidt abgeordnet wurde.

Bekannte Schüler in ihrer Tiefenbroicher Zeit waren **Hanno Paas, Willi Peter Bechen** und **Rüdiger Matyssek.**

Im Laufe des Jahres 1969 legte sie nach einem Zusatzstudium die Prüfung für das Lehramt an Realschulen ab. Sie unterrichtete danach an der Realschule Heiligenhaus die Fächer Deutsch und Religion, außerdem fünf Jahre an den Berufsbildenden Schulen in Ratingen.

Auch kommunalpolitisch betätigte sich Hanni Schorn in ihrer Heimatstadt. Von 1969 bis 1977 war sie für die CDU-Fraktion Mitglied im Rat der Stadt. Mit großem Sachverstand engagierte sie sich im Schulausschuss, im Jugendwohlfahrtsausschuss sowie im Sozial-

und Gesundheitsausschuss. Bei ihrer ersten Wahl kam sie über die Reserveliste in den Stadtrat. Kandidiert hatte sie im gleichen Wahlbezirk wie ihr Schwager **Walter Höpfner** von der SPD, gegen den sie aber nicht den Hauch einer Chance hatte, da dieser Bezirk sowieso immer an die SPD ging.

Da Hanni Schorn die Heimatpflege und die Ratinger Mundart sehr am Herzen lagen, gründete sie im Jahre 1982 mit einigen gleichgesinnten Frauen den Heimatverein „Ratinger We-iter" als Pendant zu den „Jonges". Lange war sie Vorsitzende, bis zu ihrem Tode Ehrenvorsitzende des Vereins, der in diesem Jahr sein 30-jähriges Bestehen feiern konnte. Als Sachverständige ihres Vereins arbeitete sie aktiv an der Herausgabe des Mundartwörterbuches „Von Aadelskar bis Zoppemetz" mit, das von den Heimatvereinen in Ratingen-Mitte gemeinsam herausgegeben wurde.

Ihr Traum, die große Gattersäge aus der Stellmacherei Schorn, die nach dem Abriss des Elternhauses in einer Scheune eingelagert worden war, noch einmal in einem Museum wieder laufen zu sehen, blieb leider unerfüllt.

Die Stadt Ratingen verdankt ihrer Mitbürgerin Hanni Schorn sehr viel. Sie war eine Persönlichkeit, die Spuren hinterlassen hat. Die Ratinger und Lintorfer Heimatfreunde danken ihr für die vielen schönen „Quecke"-Beiträge und die aktive und ideelle Unterstützung ihrer Vereine.

Ich persönlich werde ihre freundschaftliche Zuwendung und die vielen interessanten Gespräche vermissen, die ich mit ihr führen durfte und für die ich ihr ebenfalls herzlich danke.

Ihren Rat, ihre Erfahrung und ihre Kenntnisse der Ratinger Geschichte werden wir alle vermissen.

Manfred Buer

Alfred Junker (1923-2012)

Der heimliche sozialdemokratische Strippenzieher in 30 Jahren politischer Tätigkeit (1949 - 1979)

Am 18. Oktober 2012 begegnete mir **Verona Steinhoff** mit ihrem Vater auf dem Waldfriedhof im Ratinger Osten. Wir hatten beide den gleichen Grund, einen der schönsten Friedhöfe Ratingens zu besuchen. Am Geburtstag von Alfred Junker wollte seine Nichte Verona ihren Onkel und ich meinen sozialdemokratischen Weggefährten, der vor 88 Jahren geboren wurde, an seinem frischen Grab besuchen.

Alfred Junker, „eine der prägendsten sozialdemokratischen Persönlichkeiten der Nachkriegszeit", wie ihn **Elisabeth Müller-Witt,** SPD-Ortsvereinsvorsitzende und Landtagsabgeordnete, würdigte, war am 6. Juli 2012 unerwartet von uns gegangen. Die Kapelle am Waldfriedhof war am 12. Juli, dem Tag seiner Beerdigung, brechend voll. Unter großer Anteilnahme der Ratinger Bevölkerung waren vor allem viele Freunde, Parteiweggefährten, Prominenz und auch Vertreter der politischen Gegenseite gekommen, um Alfred Junker ein letztes Geleit zu geben und ihm damit ihrer Ehrerbietung Ausdruck zu verleihen.

Kurz vor seinem Tod hatte ich Alfred noch besucht und wir planten eine Fahrt nach Berlin, wo wir seinen Freund und Studienkameraden **Franz Slavik**[1] besuchen wollten. Zweck der Reise war es, Franz über sein Schicksal in seiner Ratinger Schulzeit während des Nationalsozialismus zu befragen, um darüber in der „Quecke" zu berichten. Dies muss ich nun wohl alleine vornehmen.

Auch Franz Slavik wollte, wie ich, mit Alfred Junker noch einiges gemeinsam unternehmen, wie aus seinem Beileidsschreiben an Alfreds Nichte Verona Steinhoff zu entnehmen ist. Hier der Wortlaut seines Schreibens:

Berlin, den 15. 7. 12.

Liebe Verona,

am Mittwoch erhielt ich erst nachmittags die traurige Nachricht von Alfreds Tod. Ich habe Ihnen sogleich mitgeteilt, dass die Zeit zu kurz war, um an Alfreds Beisetzung am Donnerstag früh teilnehmen zu können. So blieb mir nur, ihn in Gedanken auf dem letzten Weg zu begleiten.

Mit dem Ableben von Alfred endet jäh eine 65-jährige freundschaftliche Verbundenheit zwischen uns. Sie begann mit seiner Rückkehr aus englischer Gefangenschaft Ende 1946. Ein Höhepunkt war unsere Zeit während des Studiums 1948 an der Humboldt-Universität in Berlin mit gemeinsamer Unterkunft. […]Nach der Wende 1989 hatten wir über viele Jahre sehr

1) Professor Franz Slavik, *24.9.1927 in Ratingen, Festerstraße, war Studienkollege von Alfred Junker an der Humboldt-Universität in Berlin.

Das Familiengrab Alfred Junkers auf dem Ratinger Waldfriedhof
am 18. Oktober 2012, seinem 89. Geburtstag

engen persönlichen Kontakt bei zahlreichen gegenseitigen Besuchen in Berlin oder Ratingen. […] Unser letztes gemeinsames Vorhaben, einen Urlaub an der Algarve oder zumindest am Rhein zu verbringen,ist immer wieder verschoben worden und nun nicht mehr nachzuholen. So bleibt die Erinnerung an unser letztes Telefongespräch am 27. Mai.

Liebe Verona, ich bin von meiner Familie gebeten worden, Ihnen und der gesamten Familie Steinhoff zum Ableben von Alfred unsere aufrichtige Anteilnahme auszusprechen. Wir werden Alfred als lieben Freund, erfolgreichen Unternehmer und verdienstvollen Stadtverordneten, aber auch als intelligenten, vielseitig gebildeten, hilfsbereiten und liebenswürdigen Menschen stets in lieber Erinnerung behalten.

Ihr Franz Slavik

Alfred Junker war ein echter „Dumeklemmer“, er wurde im väterlichen Haus an der Weststraße groß. Im Zweiten Weltkrieg war er unter Erwin Rommel in Afrika Flieger und kehrte unter abenteuerlichen Bedingungen erst 1946 aus britischer Kriegsgefangenschaft nach Ratingen zurück. 1949 musste er sein Studium an der Humboldt-Universität in Berlin durch den plötzlichen Tod seines Vaters[2] abbrechen, um als gelernter Feuerungs- und Schornsteinbaumeister den väterlichen Betrieb[3] in der dritten Generation zu übernehmen.

Im gleichen Jahr begann er 25-jährig als eines der jüngsten Ratsmitglieder seine politische Karriere. 64 Jahre gehörte Alfred Junker der SPD und 30 Jahre (1949 - 1979) dem Ratinger Stadtrat an. Er war zeitweise Fraktionsvorsitzender und stellvertretender Bürgermeister. Aber auch in Mettmann war er als Kreistagsabgeordneter von 1952 bis 1956 und von1964 bis 1969 tätig.

Die Bereitschaft, die krisenhafte Wohnungssituation in Ratingen[4] in den Griff zu bekommen, gepaart mit der Fähigkeit in großen finanziellen und wirtschaftlichen Dimensionen denken zu können, machten Alfred Junker zu einem Gemeindevertreter, der auf seine Erfahrungen mit Industriegroßunternehmen, mit denen er beruflich zusammenarbeitete, zurückgreifen konnte.

Für viele seiner Ratsmitglieder war bei einem damaligen Finanzhaushalt der Stadt Ratingen von 38 Millionen DM ein Großprojekt wie Ratingen West, das voraussichtlich zweieinhalb Milliarden DM verschlingen sollte, völlig undenkbar.

So fädelte Alfred Junker hinter den Kulissen ein, dass mithilfe der damaligen Düsseldorfer Parteifreunde und dem SPD-Oberbürgermeister **Willi Becker,** das von der Stadt Düsseldorf heimlich erworbene Gebiet von Ratingen West zu äußerst fairen Bedingungen von der Stadt Ratingen zurückgekauft werden konnte.

---

2) Josef Junker, *1897, †1949, Schornsteinbaumeister, war mit Elise Junker, * 1895, † 1953, verheiratet.

3) Die Firma Baldeweg + Junker GmbH besteht heute noch in Düsseldorf am Heerdter Lohweg und hat sich auf Blitzschutz, Erdungs- und Elektroanlagen spezialisiert.

4) In den 1960er-Jahren herrschte in Ratingen eine große Wohnungsnot, die noch bis in die Mitte der 70er-Jahre andauerte.

Wir können dem Leben nicht mehr Tage, aber den Tagen mehr Leben geben.
nach C. Saunders

Hospizbewegung Ratingen e.V.

Wir begleiten schwerkranke Menschen aller Altersgruppen, ihre Angehörigen und Partner in der Zeit der Krankheit, des Sterbens und der Trauer

- **zuhause, im Krankenhaus, in Pflegeheimen, im Bereich „Palliative Pflege“ im St. Marien Seniorenheim**
- **unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer Kirche oder Glaubensgemeinschaft**
- **kostenlos**

Hans-Böckler-Str. 20, 40878 Ratingen, Tel.: 02102 / 23847
Bürozeiten: Montag-Mittwoch-Freitag von 9.00-11.00 Uhr

Alfred Junker (links) im Ratinger Bürgerhaus Frankenheim am Marktplatz am 3. Dezember 2008 anlässlich der Jubilarehrung für seine 60-jährige Mitgliedschaft in der SPD

Durch diesen Landerwerb wurden so die Grundlagen für den Bau des Stadtteils Ratingen West geschaffen, und als bei den Kommunalwahlen am 27. September 1964 die Sozialdemokraten die Mehrheit erreichten, wurde Ratingen West Wirklichkeit.

Auch bei der Schaffung der Gewerbeansiedlung „Heiderhof“ in Ratingen-Tiefenbroich hatte Alfred Junker die Fäden in der Hand. Zusammen mit der FDP im Stadtrat setzte die SPD gegen schärfste Kritik der politischen Gegenseite den Verkauf städtischer Immobilien durch und konnte mit dem Erlös den Kauf des Geländes „Heiderhof“ realisieren. Bald danach siedelte sich dort die Ratio an und alsbald flossen Steuereinnahmen in die Stadtkasse. Auch die 1965 gegründete Readymix AG,[5] ein weiteres wichtiges Unternehmen, verlegte ihre Firmenzentrale nach Ratingen-Tiefenbroich.

So hatte auch hier Alfred Junker hinter den Kulissen Einsicht in die Ratinger politischen Verhältnisse und großen Einfluss auf die von Sozialdemokraten gelenkten Geschehnisse. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, dass er sich auch über die Grenzen hinweg engagierte. Er setzte sich intensiv für die deutsch-französische Verständigung ein, indem er die Ratinger Städtepartnerschaft mit der französischen Stadt Maubeuge durch persönliches Engagement unterstützte. (Siehe auch den Bericht: „Eine deutsch-französische Freundschaft“ in der „Quecke“ Nr. 77, Seite 223 und Nr. 78, Seite 238 ff mit dem Interview des damals 85-jährigen Alfred Junker).

Da er aber stets bescheiden im Schatten agierte, blieb sein Handeln der Öffentlichkeit meistens verborgen. Selbst als er erfuhr, dass man ihn für die Verleihung des Verdienstkreuzes der Bundesrepublik Deutschland vorschlug, lehnte er diese Ehrung ab. Nicht ohne Grund wurde er mehrfach von der „Rheinischen Post“ in Anlehnung an den britischen Thriller aus dem Jahr 1949 als „Der Dritte Mann“ bezeichnet.

Ich erinnere mich gerne an die Zeit, in der ich mit Alfred in seiner Werkstatt an der Fliednerstraße Wahlplakate auf Pappe klebte. Damals gab es noch keine „städtischen Wahlplakattafeln“, und so haben wir die Plakate im Stadtgebiet zum Teil noch an Masten oder auch in die Bäume gehängt. In jener Zeit war dies noch eine sehr zeitaufwendige Arbeit, da die Plakate oft schon am nächsten Tag wieder abgerissen wurden. Besonders die provozierenden Wahlplakate von Klaus Staeck[6] wurden von der „Konkurrenz“ gerne zerstört, aber auch von einigen „Sammlern“ entwendet.

Die väterliche Formulierung aus meiner Jugendzeit: „Wie geht’s, liebe Jung?“, wie mich mein sozialdemokratischer Weggefährte Alfred noch bis zum Schluss nannte, werde ich vermissen.

Gunnar-Volkmar
Schneider-Hartmann

Literaturangabe:

Oliver Schöller, „Die Blockstruktur – Eine qualitative Untersuchung zur politischen Ökonomie des westdeutschen Großsiedlungsbau“, 2005, Verlag Hans Schiler, Berlin. In: Planung und Realisierung der Großsiedlung Ratingen-West.

Alfred Junker (rechts im Bild) zusammen mit den Ratinger SPD-Ratsmitgliedern Oberstudiendirektor Peter Schneider und Walter Höpfner (von links). Direkt neben Junker sein langjähriger Freund Yves Decaudin, Stadtdirektor von Maubeuge, bei der Besichtigung des Stahlwerks „Usinor“ in Louvroil, südwestlich von Maubeuge, am 13. November 1961

5) Die Readymix AG (Kerngeschäfte: Zement, Transportbeton und Betonzuschläge) wurde 2005 durch den drittgrößten Baustoffhersteller der Welt, die mexikanische Firma Cemex, mit Zentrale in Düsseldorf-Rath an der Theodorstraße, übernommen.

6) Klaus Staeck, *1938, ist Grafikdesigner, Karikaturist und Jurist, seit 1960 Mitglied der SPD,Gastdozent an der Kunstakademie Düsseldorf, seit 2006 Präsident der Akademie der Künste in Berlin, und erhielt 2007 das große Bundesverdienstkreuz.Zusammenarbeit mit den Künstlern Joseph Beuys, Dieter Roth, Nam June Paik, Wolf Postell, Daniel Spoerri und Sigmar Polke. Anfang der 70er-Jahre wurde Staeck durch seine satirische Auseinandersetzung mit der Politik bekannt. Ein treffendes Beispiel ist das ironisch-politische Plakat: „Deutsche Arbeiter! Die SPD will Euch Eure Villen im Tessin wegnehmen!“, das in einer Auflage von 70 000 Exemplaren bei der Bundestagswahl 1972 eingesetzt wurde. Heute umfasst sein Werk 300 satirische Plakate.

Erich Klotz

Gerade im Juni 1950 volljährig geworden, war **Erich Klotz** am 18. September 1950 dabei, als in der Gaststätte „Holtschneider“, nicht weit von seinem Elternhaus, der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ gegründet wurde. Doch war er nicht nur Mitbegründer unseres Vereins, er stellte sich bei den ersten Wahlen spontan als Schriftführer zur Verfügung und gehörte mit **Walter Ebenfeld** und **Theo Volmert** als Vertreter dem Gründungsvorstand an.

Nach zwei anstrengenden Aufbaujahren wurde er am 12. Januar 1952 für zwei weitere Jahre zum 1. Schriftführer wiedergewählt, Vertreter des angehenden Junglehrers war der Leiter der Evangelischen Schule, Hauptlehrer **Friedrich Wagner.**

Auch bei Veranstaltungen des jungen Heimatvereins trat Erich Klotz bisweilen auf. So trug er beim Heimatabend „Verzällches ut Bosch on Dörp“ am 27. Januar 1951 in der Gaststätte „Zur Post“ (Plönes) Geschichten und Anekdoten von Hubert Perpéet vor.

Aus alter Lintorfer Familie stammend, wurde Erich Klotz am 3. Juni 1929 im Haus seines Großvaters **Johann Klotz,** des letzten Lintorfer Holzschuhmachers, an der Karl-Beck-Straße (heute: Speestraße) geboren. Das kleine Anwesen der Großeltern lag neben dem „Haus Merks“ und wurde 1945 durch einen Artillerievolltreffer zerstört. Nach einigen Jahren zogen seine Eltern **Emil** und **Änne Klotz,** geborene **Oberheiden,** in die Wohnung der Tante **Ida Hülsbergen** an der damaligen Krummenweger Straße (heute: Ulenbroich), die sich im Haus des Bauunternehmers **Ickelrath** befand. Ida Hülsbergen wechselte in das alte Klotz-Haus an der Speestraße. Mit vielen Spielkameraden aus der Nachbarschaft verlebte Erich Klotz an der Krummenweger Straße eine glückliche Jugend. Beliebte Spielorte waren das feuchte Brachland der „Drupnas“ und das Papierlager der Druckerei Perpéet, die gegenüber in einem Anbau der

Erich Klotz
(1929 - 2011)

Gaststätte „Holtschneider“ betrieben wurde.

Im Haus an der Krummenweger Straße lernte er auch seine spätere Frau **Hannelore** kennen, die mit ihrer Mutter als Ausgebombte dort in einer winzigen Wohnung untergebracht war.

Ab 1935 besuchte Erich Klotz die evangelische Schule „Am Graben“, sein Lehrer war **Friedrich Kroll.** Nach der Auflösung der Konfessionsschulen kam er 1939 zur „Johann-Peter-Melchior-Schule“, der „Deutschen Schule I“, wo er, wieder bei Lehrer Kroll, die 5. Klasse absolvierte, bevor er zum Gymmnasium nach Ratingen überwechselte.

Friedrich Kroll hatte seine Eltern überreden können, den begabten Jungen zur höheren Schule zu schicken, obwohl es für Eltern mit kleinerem Einkommen damals nicht einfach war, Schulgeld und Fahrgeld für den Besuch einer solchen Schule aufzubringen.

Gegen Ende des Krieges war Erich Klotz mit seiner Gymnasial-Klasse zu Schanzarbeiten am Niederrhein eingesetzt, verpflegt wurden die Jungen von der Organisation Todt (OT).

Nach dem Abitur im Frühjahr 1950 – sein Klassenlehrer war **Dr. Richard Fitzen** – wollte Erich Klotz eigentlich sein Lehrerstudium an der Pädagogischen Hochschule in Kettwig beginnen. Doch da Spätheimkehrer aus dem Zweiten Weltkrieg bevorzugt einen Studienplatz erhielten, musste er ein Jahr warten, bis er an der Hochschule zugelassen wurde. In diesem Jahr arbeitete er bei der Lintorfer **Firma Paas und Co.**

Schon während seiner Lehrerausbildung leitete er in Lintorf zusammen mit **Walter Pioszyk** die Ortsgruppe des „Christlichen Vereins Junger Männer“ (CVJM). Er organisierte in dieser Zeit viele Zeltlager für die „Jungen Männer“, am liebsten im Oberbergischen, „weil die Leute dort alle evangelisch waren und uns daher gut aufnahmen.“ Später wurde die Lintorfer Ortsgruppe des CVJM mit der Gruppe in Ratingen zusammengelegt.

Als Erich Klotz nach der erfolgreich bestandenen ersten Lehrerprüfung an der PH Kettwig dem Schulamt der Stadt Essen zugewiesen wurde, erhielt er im Juni 1953 eine Anstellung als Junglehrer in der „Waldschule“ im sogenannten „Essener Lager“ am Sondert in Breitscheid. Er blieb dort fünf Jahre, bis er zum 1. Mai 1958 an die „Gerhard-Tersteegen-Schule“, die evangelische Volksschule in Ratingen-Tiefenbroich überwechselte.

Nach der großen Schulreform im Jahre 1969, bei der die alte Volksschule in zwei unterschiedliche Schulsysteme (Grund- und Hauptschule) aufgeteilt wurde, entschied sich Erich Klotz für die Hauptschule als selbstständige neue Sekundarschule und wurde zum 1. August an die „Gustav-Stresemann-Schule“, Städtische Gemeinschaftshauptschule Ratingen, versetzt, die zunächst an der Graf-Adolf-Straße, später im Gebäude des alten Gymnasiums an der Speestraße (heute: Poststraße) untergebracht war. Schon in Tiefenbroich war er am 1. Mai 1965 zum Konrektor ernannt worden. Als Schulleiter **August Nicola** 1983 pensioniert wurde, über-

nahm **Erich Klotz** nach seiner Ernennung zum Rektor am 1. Februar 1983 die Leitung der „Gustav-Stresemann-Schule“.

Seine letzte Phase als Schulmeister begann, als er zum 1. August 1988 als Rektor die „Elsa-Brandström-Schule“, Städtische Gemeinschaftshauptschule Ratingen Süd, übernahm. Dort blieb er Schulleiter bis zu seiner Pensionierung zum Schuljahresende 1992/93. Kurz vorher konnte er dort auch sein 40-jähriges Dienstjubiläum als Lehrer feiern.

Im Ruhestand widmete sich Erich Klotz vor allem seiner Familie. Doch blieb er stets ein eifriges und sehr interessiertes Mitglied des Lintorfer Heimatvereins, das an vielen Veranstaltungen teilnahm und den man immer wieder als Zeitzeugen zu wichtigen Fakten der Vergangenheit befragen konnte.

Sein offenes und feundliches Wesen, vor allem seine Freude am Erzählen machten es leicht, auf ihn zuzugehen. Wir werden ihn vermissen und uns gerne an ihn erinnern.

Nach längerer Krankheit verstarb Erich Klotz am 30. November 2011. Am Nikolaustag wurde er auf dem Lintorfer Waldfriedhof zu Grabe getragen.

Manfred Buer

Das verpasste Quecke-Essen

Für Winterferien eine gute Wahl
ist die Küste von Südportugal,
wo ich schon manches Jahr
im Januar oder Februar
am sonnigen Algarvestrand
den frühsten Frühling fand.
Auch diesmal war'n wir wieder dort,
denn auch meine Frau liebt diesen Ort.
Das Personal von dem Hotel (vier Sterne)
empfängt uns stets sehr gerne
und mit großer Freundlichkeit.
Diese Urlaubszeit, echt portugiesisch,
war wiederum ganz paradiesisch.
2012: Ganz Europa bibberte und litt
unter einer eisigen Kältewelle.
Bloß in Portugal bekamen wir nichts mit,
sonnig war's und helle:
wohl dem, der bei fünfzehn Grad
warmes Frühjahrswetter hat.

Sonntag, der fünfte Februar,
das war fürwahr
kein besonderer Tag. Oder?

Plötzlich seh' ich im Foyer
von hinten jenen Herrn - ach nee –
mit dem markanten weißen Schopf
und passender Statur,
das ist er: der Herr Buer.
Jetzt wendet er den Kopf
und blickt in meine Richtung – nur:
da ist es gar nicht Manfred Buer!
Und in der Sekunde fällt mir ein:
Er kann's auch gar nicht sein,
er ist ja heute beim Quecke-Essen;
das hatte ich total vergessen.

Zu diesem Anlass lädt er jedes Jahr
die Quecke-Autoren-Schar.
Es ist eine schöne Dankesgeste,
mit einem Abendessen jene zu beglücken,
die mit Aufsätzen, Forschungsberichten,
Mundarttexten und Gedichten
die Quecke-Seiten der letzten Edition
geholfen haben zu bestücken.
Diese Form des Dankes hat lange Tradition
– Theo Volmert begründete sie schon –,
und Manfred Buer als Quecke-Leiter
und Vereinschef führt sie weiter.
Die Autoren sind eine „Produktivgemeinde“
und in jedem Falle Heimatfreunde.

Auch ich war wieder Schreiber,
aber heute bin ich leider
weit vom Schuss.
Das Quecke-Mahl ist nämlich ein Genuss:
man speist griechisch, mild exotisch, exquisit.
(Ratsam ist, man kommt mit Appetit.)
Und wer dran teilnimmt,
macht regelmäßig die Erfahrung:
Es geht nicht nur um Leibesnahrung,
sondern auch um solche für den Geist,
denn bevor und während die Gemeinde speist
– und auch danach – gibt es mal Plausch,
mal seriösen Austausch
unserer Gedanken über Lintorf und die Welt.

Fazit: Das Datum für ein solches Essen
sollt' ich besser nicht nochmal vergessen.

Hartmut Krämer

Traditionell fand das 27. „Quecke"-Essen der Autoren am 5. Februar 2012 im Restaurant „Tavernaki" in Düsseldorf statt

TAVERNAKI
GRIECHISCHE SPEZIALITÄTEN

TANNENSTRASSE 19 · 40476 DÜSSELDORF
TELEFON 02 11 - 45 37 77

ÖFFNUNGSZEITEN:
MO. - FR. 11.30 - 14.30 UND 17.30 - 24.00 UHR
SA. 17.00 - 24.00 UHR · SONNTAG RUHETAG

TISCHRESERVIERUNG ERFORDERLICH

Quecke macht's möglich

In der „Quecke“ Nr. 80 vom Dezember 2010 veröffentlichten wir einen Beitrag unserer Autorin ***Gerda Reibel,*** *in dem sie von ihrer Jugend in Cromford kurz nach dem Zweiten Weltkrieg berichtete. Wie schon häufiger schickte der Schriftleiter der „Quecke“ ein Exemplar des neuen Jahrbuches an seinen alten Schulfreund und Konabiturienten* ***Dr. Wulf von Kries*** *in Zollikofen bei Bern in der Schweiz, wo dieser schon seit vielen Jahren lebt. Wulf von Kries, der in seinem Elternhaus am Rande des Poensgenparkes zur gleichen Zeit aufgewachsen war wie die Autorin unseres „Quecke“-Beitrages, las natürlich den Artikel über Cromford mit besonderem Interesse. Auf einem der zahlreichen Fotos entdeckte er dabei seinen Jugendfreund* ***Dirk Hermann,*** *der dort als Angehöriger einer Kinder-Theatergruppe zu sehen war, zu der auch sein Bruder* ***Wolf*** *sowie Gerda Reibel (damals Pfeiffer) und ihre Freundin* ***Christa Amberg*** *(damals Bös) gehörten. Eine Kopie des „Quecke“-Artikels ging daraufhin sofort an Dirk Hermann nach Hamburg, da die beiden Jugendfreunde immer noch regelmäßigen Kontakt pflegen. Voller Begeisterung rief Dirk Hermann bei der Schriftleitung der „Quecke“ in Lintorf an, um sich nach der Adresse und der Telefonnummer unserer Autorin Gerda Reibel zu erkundigen. Bald war der Kontakt hergestellt und der Termin für ein Wiedersehen der Jugendfreunde in Ratingen festgelegt.* *M.B*

Über 50 Jahre hatten wir uns nicht gesehen, gleich würde es soweit sein - Gott, war ich aufgeregt.

Ich hatte eine Geschichte geschrieben, eine Geschichte meiner - unserer Kindheit im Cromford der Nachkriegszeit, und er hatte sich bei mir gemeldet.

Ich habe ihn nicht gesucht, oh nein, diese unglaubliche Quecke hatte ihn gefunden - irgendwo.

Und da kam er! Auch wenn so viele Jahre vergangen waren, ich habe ihn sofort erkannt. Noch größer war er geworden, etwas hagerer, aber unverkennbar – Er. Keine Fremdheit, eine Vertrautheit, als hätte es all die Jahre nicht gegeben. Ach, was hatten wir uns alles zu erzählen. Kapitän war er geworden, hatte die ganze Welt bereist, dabei wahrscheinlich nie an mich gedacht und nun hatte er meine Geschichte gelesen und war hier.

Es war herrlich, so in Erinnerungen zu schwelgen, und wir wollten natürlich die Stätten dieser Erinnerungen mit einbeziehen. Also auf nach Cromford.

Doch war das noch unser Cromford? Zuviel Zeit war vergangen, aber zum Erinnern gehört ja auch Fantasie. Mit vielem: weißt du noch, hier stand doch .... oder ist

Ein Wiedersehen nach vielen, vielen Jahren.
Von links: Dirk Hermann, Gerda Reibel und Christa Amberg

das nicht? …, bekam vieles wieder seinen richtigen Platz. Allein der Anblick der Allee weckte die Erinnerung, dass wir hier im Sommer mit dem Bollerwagen und im Winter mit dem Schlitten heruntergebrettert sind. Das Haus, in dem ich wohnte, steht sogar noch, auch der kleine „Brenkel“, auf dem ich oft abends saß und auf meiner kleinen Harmonika „Ei, ei, ei Maria“ spielte, war noch da. Und dann standen wir an der Anger. Wie haben wir diesen Fluss geliebt. Aber war das unsere Anger? Die gleiche, über die wir als Kinder mit Seilen zum anderen Ufer gehangelt sind? Hatten wir solch gefährliche Sachen gemacht? Erinnern konnten wir uns genau, aber in der Erinnerung war alles ein bisschen kleiner, der Fluss ein bisschen schmaler, das andere Ufer ein bisschen näher. Aber es musste wohl alles genauso gewesen sein, denn da drüben

war ja noch die „Frühlingswiese“. Wir Mädchen pflückten da körbeweise „Ketteplösch“ für die Kaninchen oder Arme voll Frühlingsblumen für alle Nachbarn. Die Jungs spielten da Cowboy, indem sie auf den Kühen ritten, oftmals verkehrt herum, weil das Aufsteigen so kompliziert war. War das eine schöne Zeit, ich hatte sie schon ganz vergessen.

Doch jetzt wollten wir uns die Gebäude ansehen. Da war ja noch der Torbogen, in dem ich meinen ersten Kuss bekam, meine Güte war das lange her.

Das ehemalige Lagerhaus mit der Kantine hat jetzt natürlich ein anderes Innenleben. Wir waren geradezu überwältigt, wie wunderbar man die Anfänge der Dynastie Cromford dort darstellt und vor allem wie großartig und anschaulich dem Betrachter alles durch die hervorragende, kompetente Führung nahegebracht wird. Wir hatten als Kinder hier gespielt, mit dem Selbstverständnis, das nur Kinder haben können. Nun alles über diesen Ort zu erfahren, an dem Kinder nicht nur gespielt, sondern harte Arbeit leisten mussten, war schon sehr bewegend.

Haus „Am Merks“ in Lintorf

Aber nun wollten wir auch das schön renovierte Herrenhaus sehen. Ich kannte es ja schon aus der Zeit, als die letzten Herrschaften dort wohnten und meine Großmutter dort Wirtschafterin war, aber ich kannte es auch noch aus der Zeit, als man nach deren Auszug das schöne Herrenhaus in kleine Wohnparzellen aufteilte und das Haus so nach und nach seinen alten Glanz verlor. Ein eigenartiges Gefühl, jetzt durch das Haus zu gehen, die alten Räume zu suchen, das Alte mit dem Neuen zu verbinden, jetzt die erwachsenen Augen zu verschließen und noch einmal zu versuchen, mit den Augen der Kinder zu sehen. Mit unseren vielen schönen Erinnerungen ist uns das, so glaube ich, ganz gut gelungen.

Wir haben noch lange zusammengesessen und erzählt. Wir haben die Spuren unserer Kindheit gesucht und gefunden und das: Weißt du noch?? und: Erinnerst du dich?? wollte gar nicht mehr aufhören.

Es war ein wunderbares Wiedersehen. Wir waren plötzlich wieder Kinder - „Backfische“.

Wir fühlten uns wieder jung und wendig.

Wie die Quecke — quicklebendig !!!

Gerda Reibel

90 Jahre
Füsgen
Inh. Brigitte Hanke
Kosmetik- und Parfümerie-Fachgeschäft
Konrad-Adenauer-Platz 5
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 02102 93394

Mein lieber Schwan!
Familientragödie am Lintorfer Waldsee

Es ist Freitagabend, der 13. April 2012. Gerade habe ich es mir vor dem Fernseher gemütlich gemacht, als das Telefon klingelt.

„Hast du morgen früh Zeit?“, fragt mich eine aufgeregte Stimme am anderen Ende der Leitung. Ich erkenne **Klaus Backhaus,** unseren Wanderbaas, der sich aber auch noch als „Schwanenflüsterer vom Waldsee“ einen Namen gemacht hat. Auf meine Frage erzählt er mir, dass sich am Lintorfer Waldsee eine Familientragödie abspielt. In diesem Jahr war alles etwas anders. In den Vorjahren hatten die Schwaneneltern ihre Kinder bereits im Dezember zu einem anderen See gebracht, wo sie dann ohne ihre Eltern weiterleben sollten. In diesem Jahr warteten die Schwaneneltern wegen der großen Kälte bis Anfang März, bis das Eis aufgetaut war. Dann haben sie ihre fünf Kinder weggebracht, damit sie wissen, wo sie hingehören. „Das hat wohl auch geklappt, aber jetzt ist ein junger Schwan zurückgekommen und sitzt völlig verstört auf dem schmalen Fußweg zwischen Friedhof und Waldsee, weil sein Vater ihn nicht auf den See lässt. Es ist zu befürchten, dass der Hund eines Spaziergängers den Schwan totbeißt.“ Wir verabredeten uns für den nächsten Morgen zur Schwanenrettung. Am Samstagmorgen schellt Klaus Backhaus früh an meiner Haustüre. „Ich war schon am Waldsee. Guck’ doch mal, was ich im Kofferraum habe“, sagt er in seiner bedächtigen Art. Nichts Gutes ahnend, schaue ich in den jetzt geöffneten Kofferraum, wo mir zwei verängstigte Schwanenaugen entgegenschauen. „Den musste ich retten. Als ich am Waldsee ankam, saß der Vater auf seinem Sohn und biss diesem immer wieder so kräftig in den Hals, dass zu befürchten war, der Sohn würde die Attacken seines Vaters nicht überleben. Da hab’ ich mir den Alten an den beiden Flügeln gepackt und Richtung See geschleudert. Der Junge lag völlig verdattert am Boden und ließ sich widerstandslos in den Arm nehmen und in den Kofferraum meines Wagens packen.“ Nach kurzer Beratung, welches der beste „Schwanensee“ sei, entschieden wir uns für den Entenfang als neue Heimat für „unser“ Schwanenkind. Während der Fahrt herrschte zunächst Ruhe, doch dann kam ein langer Schwanenhals neben dem Rollo des Kofferraums zum Vorschein. Die beruhigenden Worte des Schwanenflüsterers hatten Erfolg, und wir kamen wohlbehalten am Entenfang an. Wieder gab es beruhigende Worte, und der junge Schwan akzeptierte seinen Ziehvater, der ihn unter den Arm nahm und ihn zum Wasser brachte. Dort angekommen, wurde der Schwan zu Wasser gelassen und mit Toastbrot gefüttert, das er genüsslich verzehrte. Den Appetit hatte das ganze Theater ihm offensichtlich nicht geraubt, denn den hat er immer noch. Wenn sein Ziehvater am Entenfang erscheint und pfeift, dann kommt er sofort auch aus der entferntesten Ecke des Sees und lässt sich füttern. Bleibt noch die Frage: Sollen wir den Entenfang jetzt „Schwanenfang“ nennen?

Peter Mentzen

Schwanenvater Klaus Backhaus mit dem Jungschwan
in der neuen Heimat am Entenfang

In eigener Sache

Seit der Auflösung des Amtes Angerland zum 1. Januar 1975 verfügt der „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ im ehemaligen Rathaus an der Speestraße über Geschäfts- und Archivräume, die ihm von der Stadt Ratingen zur Verfügung gestellt werden. Auch andere Vereine haben im Rathaus ein Domizil gefunden. Nach der Schließung der Amtsnebenstelle der Stadt Ratingen vor einigen Jahren wurden die meisten früheren Amtszimmer an Firmen vermietet, die dort ihre Büros eingerichtet haben. Im Erdgeschoss befinden sich zudem eine Praxis für Ergotherapie und eine Nebenstelle der Stadtbücherei. Von der Stadt Ratingen unterhalten werden neben der Bücherei eine Außenstelle des Gesundheitsamtes und das Sprechzimmer der für Lintorf und Breitscheid zuständigen Schiedsfrau. Der ehemalige Ratssaal wird von vielen Vereinen gemeinsam genutzt.

Hinweis auf die Umbauarbeiten im Ratinger Museum durch ein Plakat des Heimatvereins im Foyer des Lintorfer Rathauses

Den im alten Rathaus ansässigen Firmen wurde von der Stadt die Möglichkeit eröffnet, sich neben der Eingangstür auf einer Schilderwand zu präsentieren. Die Emailtafeln sind sehr beliebt und meistens alle von Firmen besetzt. Schon lange war es der Wunsch des Heimatvereins, auch eine Tafel belegen zu können, um zu demonstrieren, dass und wo wir unsere Geschäftsstelle im Rathaus haben. Durch die Großzügigkeit von **Benno Coenen,** der aus seinem Büro im Rathaus den gleichnamigen Zeitschriftenvertrieb leitet, war es möglich, den Verein auf seiner Tafel mit unterzubringen. Nun kann jeder auf Anhieb sehen, wo und wann er uns besuchen kann.

Schon seit Jahren hat es sich der Lintorfer Heimatverein zur Aufgabe gemacht, im Rathausfoyer durch Plakate auf Ausstellungen des **Museums Ratingen** aufmerksam zu machen. An der rechten Wand im Eingangsbereich sieht man sofort, was sich im Museum tut. Mit dem Ende der Ausstellung „Schlaglichter 3 – Kunst nach 1945“ im Dezember 2011 wurde das frühere „Museum der Stadt Ratingen“, das heute, mit neuem Logo versehen, nur noch kurz und prägnant „Museum Ratingen“ heißt, für neun Monate geschlossen, um es einem lange geplanten Umbau und dringend notwendig gewordenen Modernisierungsarbeiten unterziehen zu können. Auch auf diese Umbauphase wiesen wir im Rathaus hin und kündigten schon früh den Termin der Wiedereröffnung an.

Am 21. September 2012 konnte die neue Leiterin **Dr. Alexandra König** den renovierten, nun viel heller und großzügiger wirkenden Museumsbau der Öffentlichkeit vorstellen und eine erste Ausstellung eröffnen. Aus der Sicht des Lintorfer Heimatvereins scheint uns die völlig neu konzipierte und hervorragend präsentierte Melchior-Sammlung des Museums im früheren Weidle-Haus besonders gut gelungen zu sein. Dafür danken wir Dr. König und ihrem Team sehr herzlich.

Als Ergänzung zu der Ausstellung „Antrieb und Spannung – 250 Jahre Industriegeschichte Ratingen“, die von September 2010 bis Mai 2011 im Industriemuseum Cromford gezeigt wurde, waren in un-

Ein Eindruck aus der völlig neu konzipierten Melchior-Abteilung des „Museums Ratingen“: Kleinplastiken der bayerischen Königsfamilie aus Melchiors Zeit in der Porzellanmanufaktur Nymphenburg

Vitrinenausstellung im Rathaus zum Thema „Antrieb und Spannung – 250 Jahre Industriegeschichte Ratingen“

seren Rathausvitrinen in diesem Jahr Exponate und Bilder aus den beiden wichtigsten Industriebetrieben Lintorfs in der Zeit der Selbstständigkeit der Gemeinde – „Constructa“ und „Hoffmann-Werke“ – ausgestellt. Nach diesen beiden Firmen wurden übrigens zwei Straßen im Neubaugebiet Duisburger Straße / Am Brand benannt, an denen zurzeit Wohnhäuser entstehen.

Nach Auflösung der Ausstellung in Cromford konnten die Industrietonnen, die dort als Sockel oder Vitrinen gedient hatten, käuflich erworben werden. Auch der Lintorfer Heimatverein kaufte eine solche Tonne. Sie steht neben den Vitrinen im Rathaus und wird „Lintorfer Bodenschätze“ aufnehmen, die dort dauerhaft präsentiert werden sollen: **Raseneisenstein,**

der früher in Lintorf gefunden und sogar abgebaut wurde, Gesteinsproben aus dem Abbaugebiet der Lintorfer Erzbergwerke **(Bleiglanz, Dolomit mit Bergkristallspitzen), Brandscherben** aus in Lintorf entdeckten mittelalterlichen Töpfereien und natürlich – die gefürchtete **Quecke** in getrocknetem Zustand.

Auch in diesem Jahr galt es wieder, besondere Geburtstage ehemaliger und gegenwärtiger Vorstandsmitglieder zu feiern.

Den Anfang machte unser Wanderbaas **Klaus Backhaus,** der bereits am 17. Februar 70 Jahre alt wurde.

Ihren 100. Geburtstag konnte unser Ehrenmitglied **Maria Molitor** am 30. Mai begehen. Darüber wird an anderer Stelle in dieser „Quecke“ gesondert berichtet.

Gasthof
Gut Porz

Unsere Öffnungszeiten:
Mo. – Sa. 17:00 – 1:00 Uhr
Küche von 18:00 – 22:30 Uhr
An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11:00 Uhr für Sie da.
Dienstag Ruhetag

„Feiern“ in unserem Wintergarten!
Gesellschaften bis 60 Personen

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 0 21 02 / 93 40 80

Online-Reservierungen jetzt auch über unsere Homepage **www.gutporz.de**

Am 20. Juni des Jahres feierte **Heinrich Hehmann** seinen 80. Geburtstag. Viele Jahre war er für den Verein als treuer Helfer des Vorstands tätig, als er ältere Mitglieder zu runden Geburtstagen besuchte. Heute freut er sich selber auf Besucher, denn seit einiger Zeit lebt er im Lintorfer Seniorenzentrum „Haus Salem“. Zu unserem Unterhaltungsnachmittag am 3. November 2012 im Evangelischen Gemeindezentrum konnten wir ihn aber begrüßen.

Ursula Grünewald, Organisatorin vieler schöner Studienfahrten des VLH und Beisitzerin im Vorstand, wurde am 30.September 75 Jahre alt.

Ein ganz besonderes Ereignis fand wenige Tage vorher statt: Am 27. September konnten **Marianne und Alfred Preuß** das Fest ihrer Diamantenen Hochzeit feiern. Den eigentlichen Tag selbst verbrachte das Gründerehepaar der Druckerei Preuß im engeren Familienkreis, doch zwei Tage später, am 29. September 2012 wurde nach einem Dankgottesdienst in der Pfarrkirche St. Anna, wo sie 1952 den Bund fürs Leben geschlossen hatten, in der Eggerscheidter Gaststätte „Kessel am Pött“ mit der Großfamilie und einigen Bekannten und Geschäftsfreunden ausgiebig gefeiert. Mit dabei war natürlich Urenkel **Oskar,** der den beiden Jubilaren seine Aufwartung machte.

Deutsche Post AG
Niederlassung Philatelie 92628 Weiden
PSdg. International.Entgelt. bezahlt. G 45095
04895
001/2011
KdNr. 1000932697
Herrn
Felix Baaske
Minoritenstr. 2-4
40878 Ratingen

In dem im Juli 2012 erschienenen „Großen Düsseldorf Lexikon“, herausgegeben vom ehemaligen und vom gegenwärtigen Leiter des Stadtarchivs Düsseldorf, gibt es auf Seite 617 auch einen Eintrag über unser Mitglied **Josef Schiffer,** der im Januar 2011 im Alter von 96 Jahren verstarb. Gewürdigt werden seine mutige Rettungsaktion als Unteroffizier der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg für ein Dorf im besetzten Italien, wobei er einen Befehl verweigerte, und seine Tätigkeit als Zeitzeuge in der Mahn- und Gedenkstätte der Stadt Düsseldorf.

Josef Schiffer dürfte der einzige Lintorfer sein, der im neuen „Düsseldorf Lexikon“ vermerkt ist.

Feier zur „Diamantenen Hochzeit“ von Marianne und Alfred Preuß am 29. September 2012

Michael Baaske, mehrfacher Autor unserer „Quecke“, Mitarbeiter des Jugendamtes der Stadt Ratingen, Initiator und Betreuer des „Spielmobils Felix“ sowie Leiter des Jugendtreffs in Eggerscheidt, scheint mit seinem Vornamen unzufrieden gewesen zu sein. Vielleicht erschien ihm der Name des kämpferischen Erzengels zu wenig friedlich? Er nennt sich nun „Felix“ (= der Glückliche), wie dem abgebildeten Adressenaufkleber zu entnehmen ist.

Wohnsitz Felix Baaskes ist übrigens das Ratinger Rathaus.

In diesem Jahr feierte die Heinrich-Schmitz-Schule („Büscher Schule«“) ihr 110-jähriges Bestehen. Im Rahmen des Jubiläumsjahres, das am 2. Juni 2012 in einer Feierstunde ihren Höhepunkt fand, wurde die Schule durch den Lintorfer Heimatverein mit mehreren Unterrichtseinheiten unterstützt. Zunächst erfuhren die Klassen 3a und 3b im Frühjahr etwas über den Namensgeber und ehemaligen Leiter ihrer Schule, **Heinrich Schmitz,** der ein bekannter Heimatforscher im Angerland war, später lernten sie auf einem Rundgang historische Gebäude und geheimnisvolle Orte Lintorfs kennen.

Seit im Jahre 1993 zum ersten Mal der „Tag des Offenen Denkmals“ begangen wurde, war der Lintorfer Heimatverein jedes Jahr aktiv beteiligt.

In diesem Jahr stellten wir das frühere Lintorfer Hotel-Restaurant „Zur Post“ („Plönes“) vor, das nach aufwendiger Renovierung als „EssBar“ und „WohnBar zur alten

Die Klasse 3a der Heinrich-Schmitz-Schule mit ihrer Klassenlehrerin Dörthe Rosenau und einigen Eltern auf dem Beeker Hof beim Rundgang durch Lintorf

übernehmen. Die Förderung heimischer Denkmäler gehört zu den satzungsgemäßen Aufgaben unseres Vereins.

Als die Ratingerin **Ingrid Dilg** in der Zeitung von unserer Spende für die Homberger Orgel las, entschloss sie sich spontan, noch einmal den doppelten Betrag zur Verfügung zu stellen und ebenfalls eine Patenschaft zu übernehmen.

Durch Urkunde vom 25. April 2012 ist der Lintorfer Heimatverein nun Pate der Orgelpfeife „I. Manual Bordun, Ton H".

Im kommenden Jahr werden wir uns von **Rosel Schroeder,** der Tochter des Superintendenten und Ratinger Ehrenbürgers **Heinrich Brinkmann,** durch das alte Homberg führen lassen und unser Patenkind besuchen.

Manfred Buer

Post" Ende 2010 wiedereröffnet wurde. 27 interessierte Teilnehmer waren am 9. September 2012, einem herrlichen Spätsommertag, gekommen, um zunächst etwas über die Geschichte des Hauses zu erfahren und dann auf einem Rundgang festzustellen, dass Vieles aus vergangenen Tagen durch den jetzigen Besitzer liebevoll und detailgetreu erhalten wurde: das Bruchsteingemäuer im Keller, die alten Fenster zum Hof, die Treppe, die alten Türen und die Stuckornamente an den Decken.

Der „Förderverein Romantische Orgel Christuskirche e.V." in Homberg sammelt seit Jahren Geld, um die denkmalgeschützte wunderschöne Orgel in der evangelischen Christuskirche in Homberg restaurieren zu lassen und wieder zum Klingen zu bringen. Durch Benefizkonzerte, Versteigerungen von Kunstwerken, die von den Künstlern geschenkt wurden, und durch „Orgelpfeifen-Patenschaften" sollen die nötigen Gelder zusammengebracht werden. Doch dahin ist es leider noch ein langer Weg. Im Jubiläumsjahr der Christuskirche – sie wurde vor genau 100 Jahren erbaut – entschlossen sich die Lintorfer Heimatfreunde eine Orgelpfeifen-Patenschaft zu

Der in dieser „Quecke" geplante Bericht über die „Bossong Werke – Tornado GmbH" musste wegen noch weiterer Recherchen um ein Jahr verschoben werden

Reparaturen aller Fabrikate
Beseitigung von Unfallschäden
Reifendienst • Achsvermessung

BOSCH Kraftfahrzeug-Ausrüstung

PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33 — Telefon (0 21 02) 3 42 35
40885 Ratingen — Telefax (0 21 02) 3 15 13
E-Mail: pfeifKFZ-service@t-online.de

Bau- und Kunstschlosserei Kolbe
Inh. Dieter Linke · Schlossermeister — Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 - 3 58 78 · Fax 3 91 78
Mobil 01 71 - 42 66 300

Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände ·
Wand- und Deckenverkleidungen · Dachausbauten ·
Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen ·
Schrankergänzungen
Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Rufen Sie uns an!
Wir beraten Sie gerne und unverbindlich!

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 0 21 02 / 3 60 32 · Telefax 0 21 02 / 3 47 49

WEGA Reisen

Moderne Reisebusse in allen Größen für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23 - 25 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 93 44-0
Telefax 0 21 02 / 93 44 22

Franz und Rainer
Steingen GmbH

Duisburger Straße 39
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 56 79
Telefax (0 21 02) 3 74 55
Mobil (0172) 2114502
E-Mail info@sanitaer-steingen.de

Altbausanierung
Exklusive Bäder - auch barrierefrei
Sanitär und Heizung
(Gas-Öl-Solar-Brennwerttechnik)
Kundendienst

Frank Nitsche
Malermeister

Fachbetrieb für:
Maler- und Lackierarbeiten aller Art
Bodenbeläge
Fassadengestaltung
Treppenhaussanierung

Thunesweg 14
40885 Ratingen
Telefon
0 21 02 / 39 91 77
Telefax
0 21 02 / 89 35 21

25 Jahre karger

Dienstleistungen rund um Haus und Garten

PFLEGEN · ERHALTEN · VERBESSERN

Meisenweg 16
40885 Ratingen
Tel. 02102. 35 563
Mobil 0176. 624 342 90

LUST auf FRISUR

ANGELIKA WATERKAMP
Damen & Herren

Am Potekamp 49 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 3 55 20

Buchbesprechungen

Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte Band 12 (2011), 195 Seiten

Zum 12. Male bietet das vom Stadtarchiv herausgegebene Ratinger Forum einen bunten Strauß von interessanten Beiträgen zu unterschiedlichen Themenbereichen der Ratinger Stadtgeschichte.

Den Auftakt macht **Friedrich Ahrens,** der die Ratinger Stadtpost im 18. Jahrhundert untersucht. Diese war lediglich ein Zubringerdienst zum Briefpostamt der Thurn- und Taxis'schen Reichspost in Düsseldorf. Aus dem zitierten Magistratsprotokoll vom 29. Februar 1792 erfahren wir aber, dass der Postbote, der natürlich schon damals zur Verschwiegenheit verpflichtet war, nicht nur die Briefe und Gelder zu transportieren hatte, sondern er hatte auch das Steigen und Fallen der Weiß- und Schwarzbrotpreise auf dem Düsseldorfer Rathaus zu erkunden.

Fabian Brändle schildert uns das spannende Leben des Schlossers Johann Kirchgaesser, indem er dessen Erinnerungen, die das Stadtarchiv 1990 ediert hat, eingehend auswertet und in einen weiteren sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Rahmen stellt. So wird deutlich, wie ein Handwerker „das 19. Jahrhundert mit seinen politischen und sozialen Umbrüchen, wirtschaftlichen, für den Handwerkerstand keinesfalls vorteilhaften Modernisierungsschüben, Krisen und Kriegen erlebt und erfahren hat" (S. 27).

Helmut Grau und **Peter Schulenberg** suchten nach Spuren des „Hilfszugs Bayern", einer motorisierten Verpflegungskolonne mit einer Kapazität von mehreren 10.000 Essensrationen, die im „Dritten Reich" zunächst bei Massenveranstaltungen und Großkundgebungen eingesetzt worden war. Während des Krieges diente sie dann zur Verpflegung der Zivilbevölkerung nach schweren Bombenangriffen. Seit Juli 1943 war der Hilfszug in Ratingen im Junkersbusch stationiert und versorgte von hier aus die umliegenden Städte und Gemeinden. Grau und Schulenberg dokumentieren, was sich noch an Resten im Gelände erhalten hat (z.B. Kfz-Inspektionsgraben; Betonplatte). Ergänzt wird der Fundbericht durch Erinnerungen und Quellen aus dem Ratinger Stadtarchiv. Der kurze Beitrag deutet an, dass es lohnend wäre, sich mit dem Hilfszug Bayern ausführlicher zu befassen.

Helmut Grau berichtet des weiteren vom Absturz einer amerikanischen P-47 Thunderbolt, deren Reste im Winter 2009/2010 im Ratinger Wald entdeckt worden sind. Das Flugzeug, das sich auf einem Patrouillenflug befand, wurde am 27. September 1944 von einem deutschen Jagdflieger abgeschossen. Der Pilot Philipp Isis verstarb in seiner Maschine und wurde zunächst auf dem Düsseldorfer Nordfriedhof bestattet und dann im August 1945 nach Arlington überführt.

Mit Heinz Illig, einem „durchschnittlichen und unauffälligen Typ", beschäftigt sich **Bastian Fleermann.** Warum? Illig, seit 1926 Sparkassenangestellter, kam 1940 als Kriminalangestellter zur Düsseldorfer Gestapo und wurde im „Judenreferat" eingesetzt. Zu seinem Arbeitsalltag gehörten fortan Passkontrollen und Verhöre, Hausdurchsuchungen und Verhaftungen, aber auch die Begleitung von Deportationszügen in die Ghettos und Konzentrationslager. Sein Hauptarbeitsfeld war die Bearbeitung von Fällen sogenannter „Mischehen", Ehen, bei denen ein Ehepartner Jude war. „Illig war hierbei" – so Fleermann – „kein Vordenker oder Stratege, … Seine Arbeit war … rein ausführender Natur; sie vollzog sich in den Wohnungen der Angezeigten, bei Verhören oder auf der Straße. Er drangsalierte, erzwang Unterschriften unter angebliche ‚Geständnisse' und holte Menschen zur Deportation ab." (S. 69) So blieb er auch bei den vielen Betroffenen in Erinnerung, die ausführlich zu Wort kommen.

Nach dem Krieg wurde Illig im Juli 1946 verhaftet und bis August 1947 im Lager Staumühle bei Paderborn inhaftiert. Im Spruchgerichtsverfahren wurde er zu einem Jahr Haft verurteilt. Während des Prozesses entwickelte er keinerlei Schuldgefühl. Er wies alle Anschuldigungen von sich und bestritt sogar, von der Vernichtung und Ausrottung der Juden gewusst zu haben. Obwohl Illig nur ein durchschnittlicher und unauffälliger Typ war, war er dennoch „ein nicht unwichtiges Rädchen im arbeitsteiligen Ablauf der regionalen Deportationen" und „ein ausführender NS-Täter einer der größten und wichtigsten Staatspolizeistellen des Reiches" (S. 86).

Living History ist eine besondere Form der Aneignung und Vermittlung von Geschichte. Historische Ereignisse und Erfahrungen werden dabei in szenischen Lesungen oder in Inszenierungen präsentiert. Über das „Projekt 54", das Schülerinnen und Schüler des Carl-Friedrich-von-Weizsäcker-Gymnasiums unter Leitung von **Walburga Fleermann-Dörrenberg** und dem Lehrer **Georg Cremer** erarbeitet haben, informiert **Ekaterine Horn.** Im Rollenspiel treffen anlässlich der Übertragung des Endspiels der Fußball-Weltmeisterschaft 1954 Menschen unterschiedlicher Herkunft, die sich seit 1933 nicht mehr gesehen haben, zusammen und unterhalten sich über das in den vergangenen Jahrzehnten Erlebte. Für die beteiligten Schülerinnen und Schüler hieß das, die Quellen zu studieren, um die Biografien kennenzulernen und daraus die Texte für die Inszenierung zu verfassen. Zudem wurden Zeitzeugen befragt, die über die Lage im Nachkriegsdeutschland berichteten. Bei dieser intensiven Auseinandersetzung mit der Vergangenheit bedurfte es der Hilfe durch die Historikerin Walburga Fleermann-Dörrenberg. Das Projekt fand „sowohl bei den Aufführenden als auch beim Publikum großen Anklang. Die Geschichtsvermittlung in Form der szenischen Darstellung hat sich als erfolgreiches Mittel erwiesen, um historische Geschehnisse lebendig und unterhaltsam zu vergegenwärtigen." (S. 115f.)

Carolyn Birdsall hat für ihre 2010 erschienene Dissertation in den Jahren 2003 bis 2009 „zu Klang und Klangtechnologien sowie zum Verhältnis zwischen Klang, städtischem Raum und Machtverhältnissen während der Weimarer Repu-

blik und der NS-Zeit“ geforscht. Dabei hat sie auch 30 detaillierte Zeitzeugengespräche mit Ratinger Bürgerinnen und Bürgern geführt. Basierend auf diesen Erinnerungen präsentiert sie die „Veränderungen in städtischen Klanglandschaften“, das „Singen und Zuhören innerhalb der NS-Pädagogik“ sowie die „Klanglandschaft des Krieges und des Terrors“. So erfahren wir u.a., dass die Präsenz von Pferden in den Ratinger Straßen während der 1930er-Jahre die Regel war, dass die Radiosendung „Der bunte Samstagnachmittag“, die immer mit den Worten „Haben Sie das Badewasser abgestellt? Und die Kuchen aus dem Ofen genommen? Ja? Dann können wir anfangen“, begann, sehr beliebt war und dass sich Schülerinnen und Schüler in der Schule Propagandasendungen anhören mussten. Die größten Emotionen waren bei den Zeitzeugen mit den Klängen des Krieges, dem Heulen der Sirenen, dem Artilleriefeuer, dem Einschlagen und den Detonationen der Bomben, verbunden. Nicht wenige erklärten, dass diese Töne und Geräusche noch heute bei ihnen Panik auslösten.

Den Abschluss des abermals lesenswerten Bandes bilden, wie gewohnt, die Ratinger Chronik und die Ratinger Bibliographie, beides erstellt von **Joachim Schulz-Hönerlage,** sowie die Buchbesprechungen.

Bleibt zum Schluss noch die redaktionelle Arbeit von Joachim Schulz-Hönerlage zu würdigen. Nur wer selbst eine historische Zeitschrift herausgegeben hat, weiß, welch immenser zeitlicher Aufwand mit der Bearbeitung der Beiträge verbunden ist. Daher möchte ich ihm - wohl im Namen aller Leserinnen und Leser - Dank und Anerkennung für die geleistete Arbeit aussprechen.

Dr. Klaus Wisotzky

Elfi Pracht-Jörns, Ratingen entdecken! Ein kulturhistorischer Stadtführer, hg.v. Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Essen 2012, 496 S.

Schon lange hatte der Ratinger Heimatverein den Wunsch gehegt, eine kleine Stadtgeschichte herauszugeben, und zwar nicht nur für Alt-Ratingen, sondern auch für die 1975 neu hinzugekommenen Stadtteile. Zugleich wollte er aber auch gerne einen Stadtführer mit Rundgängen und der Präsentation der wichtigsten Gebäude herausbringen. Nun liegt beides in einem vor. Kann das überhaupt gelingen? Doch, wenn man eine ausgewiesene Fachfrau für die Ratinger Geschichte, nämlich **Elfi Pracht-Jörns,** gewinnen kann und viele uneigennützige Helfer hat, die mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Das Buch ist nach einem festen Schema aufgebaut. Zunächst wird die Geschichte der einzelnen Stadtteile dargestellt und daran anschließend werden „Entdeckertouren“ angeboten zu den Gebäuden, Plätzen, Denkmälern etc., die ausführlich und sehr sachkundig beschrieben werden. Zudem werden spezielle Informationen eingestreut, z.B. zum Holzfahrtstag, an dem früher der Bürgermeister gewählt wurde, oder zur Grabsteingestaltung auf jüdischen Friedhöfen. Ferner werden Personen (Johann Gottfried Brügelmann, Adam Joseph Cüppers, Heinrich Brinkmann, Heinrich von Lintorf, Johann Peter Melchior) oder besonders wertvolle Schätze (Ratinger Monstranz) vorgestellt, Urkunden (Stadterhebungsurkunde) und Dokumente präsentiert.

Den Anfang macht Alt-Ratingen, das auch den größten Platz einnimmt (S. 15-240). Wegen der zahlreichen Sehenswürdigkeiten werden hier auch drei Touren angeboten: „Durch das historische Stadtzentrum“, „Von der Wasserburg Haus zum Haus über die ehemalige Baumwollspinnerei des Johann Gottfried Brügelmann zum Blauen See“ und „Schauplätze der Urbanisierung und Industrialisierung vom 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts“. Es folgen dann zwei Touren, die erste von Tiefenbroich nach Ratingen-West und die zweite durch den kleinsten Stadtteil Schwarzbach. Die anderen Ratinger Stadtteile werden anschließend in alphabetischer Reihenfolge – Breitscheid, Eggerscheidt, Hösel, Homberg, Lintorf – beschrieben.

Leider ist es in einer Rezension nicht möglich, den Reichtum an Informationen adäquat wiederzugeben. Pracht-Jörns referiert nicht nur die (Bau-)Geschichte der einzelnen Gebäude, der Rathäuser und Amtsgebäude, der Schlösser und Adelssitze, der Kirchen und Kapellen, der Wohnhäuser und der Bauernhöfe, sondern sie beschreibt auch die Innenausstattung und das Inventar der Kirchen. Sie nennt die Architekten und Künstler, sie erzählt von den Eigentümern und Pächtern und schildert die wechselvolle Entwicklung der vielen Industriebetriebe. Sie versteht es zudem, an geeigneter Stelle längere Passagen aus Akten oder älteren Publikationen einzubauen, um die Aufzählung von Fakten aufzulockern. So kann man z.B. das Gutachten der Deutschen Arbeitsfront vom 14. August 1935 lesen, in dem diese davon abriet, Herrn Knevels die Erweiterung seiner Gaststätte „Zur Eule“ zu erlauben, da er jüdische Gäste dulde und da allgemein „in dieser Wirtschaft antinationalsozialistisch gearbeitet“ werde.

Angesichts dieser Unmenge an Informationen ist es sehr bedauerlich, dass auf ein Register verzichtet worden ist. Dies ist aber der einzige kleine Schönheitsfehler des Buches. Ansonsten ist es nur zu loben, enthält es doch auch noch zahlreiche alte und neue Fotografien von den beschriebenen Orten und ein umfangreiches Literaturverzeichnis.

Fazit: Auch wer mit der Ratinger Geschichte gut vertraut ist, wird viel Neues entdecken. Ein Buch, das man nur empfehlen kann, denn es erfüllt seinen Zweck, einen kurzen, aber dennoch fundierten Überblick über die Stadtgeschichte zu vermitteln und zugleich einen Anreiz zu Wanderungen durch das Stadtgebiet zu geben.

Dr. Klaus Wisotzky

Udo Haafke „Neanderland“
Eine fotografische Entdeckungsreise durch den Kreis Mettmann
Suttenverlag Erfurt 2012, 84 Seiten

Wie schön, dass ich hier lebe oder: Hier möchte ich gerne sein – diese oder ähnliche Gedanken mögen einem durch den Kopf gehen, wenn man als Einheimischer oder Gast den neuen quadratischen Bildband „Neanderland“ zum ersten Mal durchblättert. Der erfahrene Lintorfer Fotograf **Udo Haafke** präsentiert nach rund 20 Jahren eine neue fesselnde Sammlung von ungewöhnlichen Porträts der zehn Städte des Kreises Mettmann.

Der Name Neanderland – erst im neuen Jahrtausend für diese von Großstädten umschlossene Region zwischen dem Rhein und den ersten Erhebungen des Bergischen Landes geprägt – verweist auf eine sehr, sehr lange Siedlungstradition, die heute auf vielfältige Weise rund um das Neanderthal-Museum bei Mettmann rekonstruiert wurde. Aus diesen charmant abgebildeten Wurzeln haben sich bis heute im wahrsten Sinne des Wortes blühende Landschaften entwickelt, die ein Glücksgefühl erzeugen können. Und ganz dezent wird die Zukunft in wenigen architektonischen Highlights angedeutet.

Der weltweit bekannten Adresse Neandertal dienend, wurden die Texte in Deutsch und Englisch verfasst. Man braucht ohnehin nicht viel zu lesen, denn der kurzen Einleitung folgt das Streiflicht durch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und dann werden nur noch die zehn Städte im 20-Zeilen-Kurzporträt vorgestellt. Dort erfährt der Interessierte ihre Lage, wie sich die knapp 500.000 Einwohner des Ballungsraumes auf die zehn Kommunen von der größten Stadt Ratingen mit über 90.000 Menschen bis zum nur 23.000 Einwohner zählenden Wülfrath verteilen und welchen Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten man begegnen kann. Mit ein Anliegen des Bildbandes ist es ja, verborgene Schätze zu heben und zugleich ein Stück kreiseigene Identität zu spiegeln. Wer mehr wissen will, wird auf die jeweilige Webseite verwiesen.

In seinen über 160 Fotos verstand es Udo Haafke, der die Landschaftsfotografie schon früh zu seinem Schwerpunkt machte, viel Atmosphäre einzufangen. So blättert man immer wieder zu den Bildern vom tief verschneiten Haan mit den beiden Kirchtürmen, zum Mohnfeld zwischen Ratingen und Wülfrath, zur Idylle am Goldberger Teich in Mettmann, zu dem modernen Zentrum von Langenfeld oder der heimeligen Weihnachtsdekoration in der Bücherstadt Velbert-Langenberg.

In Ratingen, bildlich mit dem Herrenhaus Cromford eröffnet, repräsentieren Schloss Linnep und die Wasserburg Haus zum Haus Adel und alte Herrlichkeit. Marktplatz, Bürgerhaus, Trinsenturm, die Kirche in Eckamp, bunte Boote am Grünen See und moderner Industriebau zeugen von vielfacher Geschäftigkeit. Dem gegenüber stehen gemütliche Winkel in Hösel oder Breitscheid, und mehrfach trifft man auf den Poensgenpark – nicht zu vergessen der symbolträchtige grüne Daumen.

Wer schon länger im Kreis lebt, wird staunen, wie vielen neuen Bauten und Errungenschaften er im Neanderland begegnet, und sich zu Ausflügen angeregt fühlen. In Wülfrath wird er die letzten Bauten des Künstlers **Friedensreich Hundertwasser** finden in Gestalt eines Kindergartens mit dem fast typischen goldglänzenden Zwiebelturm neben einer Wohnanlage in ungewöhnlicher Farbgebung. In Haan gibt es inzwischen ein Ansichtskartenmuseum, in Heiligenhaus verlockt der Panoramaweg zum Ausflug in die Nachbarstädte zu Fuß oder mit dem Rad, in Langenfeld mag man sich in Posthistorie vertiefen, im Zeittunnel in Wülfrath taucht man in die Erdgeschichte hinab, und in Velbert kann man am Bismarckturm inzwischen in einem Hochseilgarten auf Klettertour gehen. Wer mal eine Erholungspause braucht, fühlt sich vielleicht von der Szenerie der Hildener Stadthalle am schilfgesäumten Teich eingeladen, und wenn ihm zur Entspannung Lektüre fehlt, kann er im öffentlichen Bücherschrank am nicht weit entfernten Rathaus fündig werden.

Zwischen den Panoramafotos zu den einzelnen Städten, die über anderthalb Seiten reichen, verbirgt sich auch manches witzige Detail, wie das Kind vor dem Silhouetten-Ausschnitt des Neanderthalers, der Hildener Arzt **Wilhelm Fabry** im Schneepelz oder ein steinerner Hund vor dem Gruitener Postamt. Auch die „fünfte Jahreszeit“ spielt eine Rolle und wird mit zwei knuffigen Tigern bedacht. Und ob die Ratinger Jecken wissen, dass es in Langenfeld-Reusrath einen heimeligen Lichterumzug zum Karneval gibt?

Selbstverständlich dürfen die bekannten Sehenswürdigkeiten, die Wasserburgen und Herrenhäuser, alte und neue Kirchen, lauschige Gassen, historische Plätze und wehrhafte Steinhäuser sowie Parks und Erholungsgebiete am Wasser nicht fehlen. Udo Haafke verstand es bestens, nicht nur architektonisch Kontraste einzufangen, sondern auch den Wechsel der Jahreszeiten aufzuspüren. Ohne die zur Identität des Kreises gehörenden Rapsfelder geht es nicht, aber verblüfft fällt der Blick nebenan auf ein neuartiges, plastikverhülltes Spargelfeld.

Gisela Schöttler

Kunst nach 1945 im Museum der Stadt Ratingen. Eine Bestandsaufnahme
Herausgegeben von Marie-Luise Otten, Freunde und Förderer des Museums der Stadt Ratingen, Köln, 207 S.

Das Museum der Stadt Ratingen steht, bautechnisch gesehen, auf einem breiten Fundament. Sein Angebot für die Besucher ruht im Wesentlichen auf zwei Säulen: auf der stadtgeschichtlichen Abteilung und der eigenen Sammlung zur Kunst der Moderne. Und was den „menschlichen Einsatz“ betrifft, so können sich Museumsleitung und Stadt vor allem auf den Verein der Freunde und Förderer verlassen. Ihm nämlich ist es zu verdanken, dass die eher verborgenen Schätze – und das sind weiß Gott nicht wenige - zeitgenössischer Kunst aus den Beständen des Hauses ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt worden sind. Sozusagen als Geschenk zum 20-jährigen Bestehen der Gemeinschaft entstand die Publikation „Kunst nach 1945 im Museum der Stadt Ratingen. Eine Bestandsaufnahme“ (32,80 Euro, Museumskasse und Buchhandel).

Seit Anfang, verstärkt seit Mitte der 1980er-Jahre bis kurz in die 1990er hinein hat das Museum der Stadt Ratingen eine bemerkenswerte Sammlung zeitgenössischer Kunst angelegt. Einige Werke kommen aus den Ateliers so bedeutender Künstler wie Andy Warhol, Cy Twombly, Antoni Tàpies, Arnulf Rainer oder Julian Schnabel. Ein weiterer Teil der Arbeiten stammt aus dem Umfeld der nahe gelegenen Kunstakademie Düsseldorf – von Johannes Brus, Hermann Joseph Kuhna, Beatrix Sassen und Paul Schwer mit den dort tätigen Professoren Joseph Beuys als »Solitär« und dem früh verstorbenen Peter Brüning, der sein Atelier in Ratingen hatte.

Die Sammlung der Moderne besteht zu einem großen Teil aus Arbeiten auf Papier, vereint aber dennoch alle Gattungen: Gemälde, Skulpturen, Objekte, Papierarbeiten - Zeichnungen und Druckgraphik - Fotos und weitere Multiples. Insgesamt verfügt das Stadtmuseum über etwa 700 Arbeiten von rund 90 Künstlern aus diesem Zeitraum. Die sporadisch immer wieder in Teilen gezeigte Sammlung der zeitgenössischen Kunst wurde bisher nicht ihrer Bedeutung entsprechend beachtet und in dieser Konsequenz und Ausführlichkeit auch noch nicht gezeigt. Erstmalig machten nun von 2010 bis 2011 - sozusagen in das Vakuum des Interregnums des von der Schließung bedrohten Museums - drei große Ausstellungen mit ausgewählten Werken und der als Handbuch gedachte Bestands- und Begleitkatalog diese außergewöhnliche Kollektion zugänglich.

Was hier so nett als Handbuch bezeichnet wird und letztlich als wunderschönes Buch daherkommt, ist eine gleichermaßen als Fleiß- wie als Detektivarbeit zu bezeichnende Meisterleistung der Macher. Die unendliche Arbeit, einen solchen Katalog zu betexten, die Exponate einzuordnen – überhaupt erst einmal herzustellen, leistete ein gleichermaßen fachkundiges wie unerschütterliches Team, bestehend aus den Kunsthistorikern **Dr. Volkmar Essers** und **Dr. Karl-Heinz Hering** um die Fördervereins-Vorsitzende **Dr. Marie-Luise Otten,** ebenfalls Kunsthistorikerin und Urheberin der Initialzündung zu diesem „opus magnum“.

Die Stadt Ratingen spielte sich bei dem Projekt nicht in den Vordergrund, sondern spendierte einen Teil der Druckkosten sowie die Software für die Erstellung des Bestandskatalogs.

Bevor das Museum Anfang des Jahres 2012 wegen der geplanten Sanierungs- und Umbauvorhaben geschlossen wurde, gab es seit Anfang September 2010 drei gut präsentierte Ausstellungen unter dem einheitlichen Obertitel „Schlaglichter“ mit einem großen Teil der künstlerischen Arbeiten. Zusätzlich zu diesen Aktivitäten hatte sich der Förderverein auch noch ein aufwendiges Rahmenprogramm einfallen lassen. Die Ausstellungen wurden begleitet von Führungen, Vorträgen und Diskussionen rund um das Thema „Museumsbestände“, deren sinnvollem Erwerb, Zweck und vorsorglichem Umgang damit. Bei einem der Rundgänge mit Führung wurden die Paten mit herzlichem Dank bedacht, die mit Spenden die Anfertigung von Fotos im Katalog bezuschusst haben. Dazu gehören etliche Ratinger, die ohnehin mit Kunst zu tun haben, aber auch Privatleute, denen das Museum am Herzen liegt und bürgersinnige Gemeinschaften wie der Lintorfer Heimatverein.

Auch die Stadt freute sich zunächst, „dass es sich der Verein zur Aufgabe gemacht hat, die Werke der Moderne aus der Sammlung des Museums nicht nur in Ausstellungen zu präsentieren, sondern auch in Zusammenarbeit mit dem Museum in einem bisher noch nicht vorhandenen Bestandskatalog zu erarbeiten.“

Überdies wurde gelobt: „Es ist sehr erfreulich, dass das Museum mit dem Förderverein einen kompetenten und tatkräftigen Partner an seiner Seite hat, der in schwierigen Zeiten nicht klagt, sondern mit anpackt. Die Schätze des Museums sollen ans Tageslicht – das war die einhellige Meinung des Fördervereins und der Kulturverantwortlichen dieser Stadt.“

Der im Jahre 1991 gegründete Verein der Freunde und Förderer des Museums der Stadt Ratingen hat sich laut Satzungsbeschluss zum Ziel gesetzt, die ideelle und finanzielle Förderung des Museums der Stadt, den Erwerb von Kunstwerken zur Erweiterung der bestehenden Sammlung und die Hilfe bei ausgewählten Veranstaltungen, Vorträgen und Kolloquien zu unterstützen.

Außerdem entwickelte der Verein weitere umfangreiche Aktivitäten wie selbst konzipierte und organisierte Ausstellungen mit Begleitpublikationen. Zu den bedeutenden Ausstellungen des Vereins der Freunde und Förderer zählen unter anderem die Ausstellung Hermann-Josef Kuhna im Jahr 1992 und in den Jahren danach eine Werkschau der Arbeiten Anatols (1994), eine Peter-Brüning-Ausstellung im Jahr 1997 und eine

Präsentation des international bekannten britischen Künstlers Howard Hodgkin (1998/99). Zum 725. Stadtjubiläum im Jahr 2001 stellten Ratinger Künstler aus; es folgte 2003 die „Gruppe 53“. In den Folgejahren lockten „Impulse - Informel und Zero“ (2006) sowie 2008 „Pop und die Folgen“ viele Menschen ins Ratinger Museum.

Die Sammlung moderner Kunst ist im Wesentlichen in der Amtszeit der früheren Museumsleiterin **Dr. Ursula Mildner** in den 1980er-Jahren zusammengestellt worden. Und so hat Dr. Marie-Luise Otten einen Aufsatz von Dr. Mildner in den Katalog aufgenommen, der erklärt, unter welchen Gesichtspunkten die Kunstwerke zusammengetragen worden sind.

Vor dem jetzt vorliegenden Bestandskatalog gab es einen Karteikasten, in dem Karten mit einer kurzen, vorläufigen Beschreibung vieler, nicht aller Werke ruhten. Später sind die Bestände immerhin in eine Excel-Datei übertragen worden, was für die Verwaltung der Bestände auch nicht wirklich sinnvoll war.

Diese Software war die Grundlage für die Erstellung des nun vorliegenden Kataloges, der nicht zuletzt deshalb alles bisher Vorhandene übertrifft, da nun fast alle der im Bestand zur Kunst nach 1945 befindlichen Werke fotografiert wurden. Ältere Kunstwerke gehören zwar auch ins Museum, müssen aber noch aufgearbeitet werden.

Zur Geschichte des Fördervereins sei vermerkt: Im Jahr 2011 jährte sich das 20. Gründungsjahr des Vereins der Freunde und Förderer des Museums der Stadt Ratingen. Zwölf Personen, sechs Frauen und sechs Männer, darunter fünf Kunsthistoriker, eine Lehrerin, ein Arzt, eine Hausfrau, eine Politikerin, ein Notar, ein Banker und eine Künstlerin, hatten sich am 3. Januar 1991 zu einer Gründungsversammlung an einem bedeutsamen Ort getroffen, dem ehemaligen Atelier des Künstlers Peter Brüning.

Beflügelt von dem Genius Loci dieses Ortes, hat der Personenkreis der ersten Stunde sehr schnell weitere Mitstreiter finden können, von denen die Mehrzahl dem Verein bis heute treu geblieben ist. Offenbar gab es damals zahlreiche Kunstfreunde, denen die Geschicke des damaligen Stadtmuseums am Herzen lagen. Kurz nach der Gründung, am 26. April 1991 wurde das Stadtmuseum Ratingen, versehen mit einem Erweiterungsbau, nach zweijähriger Schließung wieder eröffnet.

Der Verein hat sich seitdem mit großem Elan und überwiegend selbstständig für die Vermittlung und Präsentation der zeitgenössischen Kunst und generell der Phänomene der Kunst nach 1945 eingesetzt und dies in zwanzig Jahren mit erfolgreichen Ausstellungen und Schenkungen tun können. Darin sieht er sich grundsätzlich auch weiterhin dem Museum verpflichtet, ist er doch in der glücklichen Lage, über ein Kompetenzteam für diese Aufgabe zu verfügen, das aus Kennern und Experten der Kunst des 20. Jahrhunderts besteht.

Hierzu wurde mit der Stadt Ratingen im vergangenen Jahr eine Vereinbarung getroffen, deren Gegenstand die Erfassung der Moderne in der Kunstsammlung der Stadt ist. In der Regel hat der Verein die Mittel für seine Aktivitäten im Museum der Stadt Ratingen stets außerhalb Ratingens eingeworben.

Dr. Marie-Luise Otten: „So sind – alle reden vom Geld, warum die Förderer nicht auch einmal – im Laufe der Zeit rund 350.000 Euro an Geldmitteln in die Vereins-Aktivitäten geflossen und damit für das Museum aufgewandt worden. Nicht gerechnet die geldwerten Leistungen, die wir selbst in vielfältiger, professioneller Weise erbracht haben.“

Die Sammlung der Moderne im Ratinger Museum vereint alle Gattungen: Gemälde, Skulpturen, Objekte, Papierarbeiten (Zeichnungen und Druckgraphik), Fotos und weitere Multiples. Die Tatsache, dass sie zu einem Großteil (fast 80 Prozent) aus Arbeiten auf Papier besteht und lediglich zu einem kleineren Teil aus Malerei, Skulptur, Objekten (Multiples) und Fotografien, sagt nichts über die Qualität der Werke aus, aber einiges über die konservatorischen Anforderungen an ihre Aufbewahrung und Ausstellung, vielleicht auch etwas über den zur Verfügung stehenden Anschaffungsetat.

Im Bewusstsein der Problematik einer wie auch immer gearteten Etikettierung bei der Einordnung in die Begriffsgeschichte der Kunst, hier der zeitgenössischen Kunst, kristallisieren sich, bei näherer Betrachtung, in der Sammlung der Kunst nach 1945 drei große Schwerpunkte heraus: Informel (ausgehend von Peter Brüning), Art brut (ausgehend von Dubuffet, dessen Porträts Arnulf Rainer - auch im informellen Sinne - »übermalt« hat) und der Einzugsbereich der nahe gelegenen Kunstakademie Düsseldorf mit seinen Absolventen (und Joseph Beuys als »Solitär«).

Aus diesen Koordinaten ergeben sich »Schnittmengen« aus Fragen der Wahrnehmung und des Nachdenkens über Schaffensprozesse generell, in die auch alle sich daraus ergebenden Ordnungsschemata eingeordnet werden können. So lassen sich auch scheinbar unterschiedliche künstlerische Ansätze und Aussagen, bekannte und weniger bekannte Künstler, in ein spannendes Beziehungsfeld und in einen eigenen Kontext setzen.

Im Prinzip gelingt auch die Verbindung der »Highlights« in inhaltlicher und formaler Beziehung zu weniger bekannten, auch randständigen Künstlern. Im weitesten Sinne könnte man sagen, dass die Sammlung Werke von Künstlern vorstellt, die in einem offenen Schaffens- und Wahrnehmungsprozess, der auch den Betrachter mit einbezieht, die reale und meditative Darstellung einer ganzheitlichen Welt aus Natur und Geist anstreben.

Bedeutsam für den Erwerb der Sammlung der zeitgenössischen Kunst war dabei zweierlei: Der heute nicht mehr vorhandene Anschaffungsetat des Museums in einem immerhin fünfstelligen (D-Mark) Bereich in den Jahren um 1985 bis 1992, mit dem man in der damaligen Zeit noch manches „Schnäppchen“ erwerben konnte, sowie die »Achse Utrecht-Ratingen«, die mit **Dr. Wouter Kotte,** dem damaligen Leiter des Museums für Gegenwartskunst in Utrecht, und Dr. Ursula Mildner, der Ratinger Museumsleiterin, zu einer leider allzu kurzen, aber bedeutsamen Zusammenarbeit fand, die sich in Gewichtungen für bestimmte Richtungen und Künstler

und in einem allgemeinen Konsens über die Kunst nach 1945 äußerte.

Eine Homogenität der ansonsten in verschiedenen Schritten zunächst heterogen angelegten oder auch durch ältere Zuweisungen und aus anderen Zwängen sich speisenden Umständen gewachsenen Sammlung lässt sich natürlich am ehesten bei den Werken herstellen, die unmittelbar und speziell für die Sammlung erworben wurden.

So vereint die in dieser Zeit aufgebaute Kunstsammlung hochkarätige Kunst von hochkarätigen Namen (Beuys, Brüning, Julian Schnabel, Tàpies, Twombly, Warhol) mit solchen, die weniger renommiert sind, aber deswegen nicht von schlechterer Qualität sein müssen.

Einer der Ausgangspunkte der Kunstsammlung im Museum ist Peter Brüning, der zu den erfindungsreichsten Protagonisten der jungen deutschen Kunst in der Zeit des Aufbruchs nach 1945 gehört. Die in der Sammlung vertretenen Werke des Künstlers in ihrem lyrisch-kraftvollen Gestus gehören zu dem Besten, was Informel zu bieten hat.

Tàpies und Twombly zum Beispiel entwickeln in ihrer gestisch abstrakten Zeichensprache ein eigenes Universum der Kunst, dessen Einordnung sich einer gültigen Klassifizierung entzieht und zeigen, dass malerische Emphase und die bewusste Setzung von sprachlichen Zeichen und Schreibspuren einander nicht ausschließen.

Auch hier liegt in dem mehrdeutigen Spannungsfeld zwischen der scheinbaren Darstellung von Natur oder naturhaften Vorgängen einerseits und ihrer Verweigerung andererseits eine ästhetische Qualität, die als Parallelwelt eine eigene Wirklichkeit schafft.

Wahrnehmungsdaten, Vorstellungen, Erinnerungen und Empfindungen entstehen nicht willkürlich, sondern provozieren planvoll Denkprozesse und stellen in Frage. Die Kunstwerke schaffen so eine Wirklichkeit, deren Kraftfeld parallel zur Natur entstanden ist und existiert.

Anton Henning und Julian Schnabel wiederum ergänzen diese hochkarätige Auswahl auf die ihnen eigene Weise als Gegen- und analoge Bildwelten. Auch hier das Kreuz - analog zu seiner Bedeutung für das Christentum - als Elementarzeichen mit doppeldeutigem Ausblick auf die »Mutter Erde«.

Die magische Sphäre vor allem dieses Elementarzeichens, seine Spiritualität und Übersinnlichkeit im Zusammenwirken mit weiteren sinnlichen Zeichen, ist in den Arbeiten von Joseph Beuys zu studieren, dessen Werke eine herausragende Stellung in der Sammlung des Museums einnehmen.

Mit einem Konvolut von 19 Beuys-Arbeiten aus unterschiedlichsten Zeiten und Quellen verfügt das Museum über einen weiteren Schwerpunkt innerhalb der Sammlung, der sich dem Werk des weltweit mit seinen Ideen wirksamen Aktionskünstlers, Bildhauers, Zeichners und Kunsttheoretikers widmet. In seinem umfangreichen Schaffen setzte sich Joseph Beuys mit Fragen des Humanismus, der Sozialphilosophie und Anthroposophie auseinander. Dies führte zu seiner spezifischen Definition eines »erweiterten Kunstbegriffs« und zu seiner Konzeption der Sozialen Plastik als Gesamtkunstwerk, in dem er Ende der 1970er-Jahre ein kreatives Mitgestalten an der Gesellschaft und in der Politik forderte.

Beuys gilt bis heute global als einer der bedeutendsten Künstler des 20. Jahrhunderts und als »idealtypischer Gegenspieler« zu Andy Warhol, dessen Porträt von Beuys in der Sammlung dreifach vorhanden ist.

Es liegt in der Natur der Sache, dass bei einem näheren Blick auf den Gesamtbestand einige Künstler, ob mit oder ohne Bezug zu Ratingen, aus der gewählten Darstellung der Sammlung herausfallen mussten, sei es, weil die Werke zu ungenügend dokumentiert, gegenwärtig nicht lokalisierbar waren oder aber sich generell nicht in den Rahmen des Gesamtzusammenhangs der Sammlung der Moderne fügen ließen.

Als Herausgeberin dieses Bestandskataloges weist Dr. Otten darauf hin, dass dieses Buch auch versucht, die Wege aufzuzeigen, die sich aus der Arbeit mit der Sammlung künftig ergeben können: „Die Aura des Sammlungsbestandes enthält in sich einen offenen Möglichkeitsbereich, ein zukunftsweisendes Potenzial also, diesen Bestand sinnvoll zu ergänzen, zu erweitern oder zu polarisieren“.

So ist diese verdienstvolle Publikation ein gewichtiger Schritt in die Zukunft des Museums.

(Öffnungszeiten: Di-Fr 13 bis 18 Uhr, Sa und So 11-18 Uhr)

Gabriele Hannen

Dezember

Wenn es in der Welt dezembert
und der Mond wie ein Kamembert
gelblich rund, mit etwas Schimmel
angetan, am Winterhimmel
heimwärts zu den Seinen irrt
und der Tag stets kürzer wird –
sozusagen wird zu Kurztag –
hat das Christkindlein Geburtstag!

Ach, wie ist man dann vergnügt,
wenn man einen Urlaub kriegt.
Andrerseits, wie ist man traurig,
wenn es heißt: „Nein, da bedaur' ich!“
Also greift man dann entweder
zu dem Blei oder der Feder
und schreibt schleunigst auf Papier
ein Gedicht wie dieses hier.

Heinz Erhardt

Bildnachweis

Titelbild: Udo Haafke

Beitrag: „Ratinger Friedhöfe“
Anke Jensen-Giehler, Hans Müskens, Udo Haafke, Manfred Buer, Archiv des VLH, Stadt Ratingen

Beitrag: „Der jüdische Friedhof am Blomericher Weg“
Hanna Eggerath, Helmut Neunzig

Beitrag: „Der letzte Gang“
Familie Dohrenbusch, Michael Steingen, Manfred Buer

Beitrag: „Allerhellje“
Archiv des VLH, Monika und Manfred Buer

Beitrag: „Denn die Liebe geht über das Grab hinaus“
Peter Mentzen

Beitrag: „Der alte Friedhof an der Duisburger Straße“
Archiv des VLH, Anke Jensen-Giehler, Manfred Buer

Beitrag: „Dat dicke Juste uut de Bröck“
Kartenausschnitt: „Rhein-Wupper-Stadtatlas“, Reise- und Verkehrsverlag GmbH, 1984/85, Manfred Buer

Beitrag: „Dem Leben einen würdigen Abschluss geben …“
Familien Kleinrahm und Schloßmacher

Beitrag: „Auf Engelberts Tod“
Große Heidelberger Liederhandschrift (Codex Manesse)

Beitrag: „Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile“
Zeichnung aus: **P. Josef Heinrichs** „Geschichte des Bergischen Landes“, Köln 1890 (Reprint 1984)

Beitrag: „Amplonius Ratingen von Rheinberg“
Dr. Rolf-Dieter Dominicus

Beitrag: „100 Jahre Lehrerseminar“
Hans Müskens, Stadtarchiv Ratingen, Pfarrarchiv St. Peter und Paul, Schularchiv Anne-Frank-Schule

Beitrag: „Der ‚Heiderhof’ in Tiefenbroich“
Kartenausschnitt aus: „Topographia Ducatus Montani“ von E.P. Ploennies (1715), Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Der Heiderhof in Tiefenbroich ist seit 100 Jahren Heimat der Familie Bechen“
Familie Bechen

Beitrag: „Fahnenweihe der Metzgerinnung Ratingen“
Stadtarchiv Ratingen, Emil Gilson

Beitrag: „Laudatio zum 110-jährigen Bestehen des MGV „Eintracht 02“ Lintorf“
Archiv des VLH, MGV „Eintracht 02“ Lintorf, Manfred Buer, Johannes Netz

Beitrag: „110 Jahre Heinrich-Schmitz-Schule“
Archiv des VLH, Festschrift der Schule zum 110-jährigen Bestehen, Manfred Buer

Beitrag: „E-in Johr en dor Böscher Scholl“
Zeichnung: Walter Möser, Archiv des VLH, Tellus-Lesebögen von 1952, Ortsplan Lintorf vom Anfang der 1970er-Jahre, Manfred Buer

Beitrag: „Vor 100 Jahren: Umzug der evangelischen Schule“
Archiv des VLH

Beitrag: „Post modern frankieren?“
Sammlung Dr. Friedrich Ahrens

Beitrag: „Wat han ech mech noh 1946 jefrocht?“
Ludwig Blumenkamp, Amtlicher Stadtplan der Stadt Ratingen 1970

Beitrag: „St.-Marien-Krankenhaus“
Dr. Richard Baumann, Stadtarchiv Ratingen

Beitrag: „Jetzt geht es auch mit dem Schlitten bergauf“
Jürgen Retzlaff, Günther Hendricks

Beiträge: „Schmiedemeister Günther Hendricks“ und „Die Schmiede im Schwarzbachtal“
Günther Hendricks

Beitrag: „Zum 120. Geburtstag von Hubert Perpéet“
Archiv des VLH, Reiner Klöckner

Beitrag: „Auch Bubi hat ein Recht auf Leben“
Reiner Klöckner (RP)

Beiträge: „Josef Bruns jr.“ und „Die Rentmeister Bruns“
Heribert Schmitz

Beitrag: „Wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts kommuniziert wurde“
Ello und Werner Frohnhoff

Beitrag: „Die Fischers-Häuser“
Fritz Rolauffs

Beitrag: „Die Frau em Pött“
Archiv des VLH, Udo Haafke

Beitrag: „Zum 100. Geburtstag von Maria Molitor“
Archiv des VLH

Beitrag: „De Drupnas en Lengtörp“
Archiv des VLH, Familie Thiele

Beitrag: „Lengtörper Kall“
Udo Haafke

Beitrag: „Der Wenkel“
Prospekt des Museums „Abtsküche“ in Heiligenhaus

Beiträge: „Der ‚Tante-Emma-Laden’ am Löken“ und „Die Altbausiedlung Am Löken 3 - 33“
Dr. Wilfried Braun, Archiv des VLH

Beitrag: „Das letzte Kriegsjahr und die Zeit danach“
Manfred Schmidt

Beitrag: „60 Jahre Familie Melchert auf Ulenbroich“
Edi Tinschus, Familie Melchert

Beitrag: „Eine unendliche Geschichte – die Bahn“
Joachim Zeletzki

Beitrag: „Erstes Lintorfer Dorffest“
Archiv des VLH, Udo Haafke

Beitrag: „Eggerscheidt in meiner Erinnerung“
Edi Tinschus, Klara Beenen

Beitrag: „Wo in Homberg evangelischer Gottesdienst stattfand“
Dr. Margarete Bruckhaus, Rosel Schroeder, Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Homberg

Beitrag: „100 Jahre evangelischer Kirchenchor Homberg“
Rosel Schroeder

Beitrag: „De Evanjele on de Kathole en Homberch“
Zeichnung: Albert Köster

Beitrag: „Meine Kindheit, Jugend und Bildung in meiner Heimat Indien“
Nishit Bhattacharya

Beitrag: „Von Indien wollen wir erzählen“
Rita Brazda

Beitrag: „Faszination Kalk“
Jakob Germes „Ratingen im Wandel der Zeiten“, Henn-Verlag 1979, Stadtarchiv Ratingen, Michael Lumer, Zeichnung: Karl Granderath

Beitrag: „50 Jahre TÜNKERS Maschinenbau GmbH“
Firmenarchiv Tünkers

Beitrag: „Laudatio auf Erich van Gersum“
Volkmar Schrimpf, **Richard Baumann/Wilfried Link** „550 Jahre Karneval in Ratingen“, Ratingen 1994

Beitrag: „Laudatio auf Erika Cebulla“
LVR, Manfred Buer

Beitrag: „Laudatio auf Manfred Buer“
Dr. Andreas Preuß

Beitrag: „Nachruf Hanni Schorn“
Manfred Buer

Beitrag: „Nachruf Alfred Junker“
Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann

Beitrag: „Nachruf Erich Klotz“
Hannelore Klotz

Beitrag: „Das verpasste „Quecke“-Essen“
Manfred Buer

Beitrag: „‚Quecke’ macht’s möglich“
Gerda Reibel

Beitrag: „Mein lieber Schwan“
Peter Mentzen

Beitrag: „In eigener Sache“
Archiv des VLH, Manfred Buer

Ausgezeichnet!

Die Sparkasse HRV hat es wieder geschafft. Das ist gut für Ratingen und gut für Sie. Kommen Sie zu uns. Ob private oder geschäftliche Anliegen, Finanz-, Immobilien- oder Anlageberatung, wir stehen Ihnen jederzeit gerne zur Verfügung. Informationen in allen unseren Geschäftsstellen oder unter **www.sparkasse-hrv.de**

Sparkasse
Hilden • Ratingen • Velbert